











Die  
**S ä u g t h i e r e**

in  
**Abbildungen nach der Natur**  
mit Beschreibungen

von

**Dr. Johann Christian Daniel von Schreber,**  
Präsidenten der Kaiserl. Königl. Akademie der Naturforscher, Königl. Preuß. geheimem  
Hofrath und ordentlichem ersten Lehrer der Naturgeschichte und Arzneikunde auf der Friedrich=  
Alexanders Universität, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede &c. &c.

---

**F o r t g e s e t**

von

**Dr. Johann Andreas Wagner,**  
außerord. Professor an der Königl. Universität in München und Adjuncten an der  
zoologisch-zootomischen Sammlung des Staats-baselbst.

---

**S e c h s t e r T h e i l.**

Umfassend die sechste und siebente Abtheilung, oder die Ein- und Vielhufer.

Das Pferd.	Der Elephant.	Das Nashorn.
Das Flußpferd.	Der Tapir.	Das Schwein.

---

Nebst Tafel 308 bis 328.

---

**E r l a n g e n,**

in der Expedition des Schreber'schen Säugthier- und des Esper'schen Schmetterlingswerkes,  
und in Commission der Palm'schen Verlagsbuchhandlung.

1 8 3 5.



## V o r r e d e

zum sechsten Bande, welcher die sechste und siebente Abtheilung  
der Säugthiere enthält.

---

Nach langer Unterbrechung ist die Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere wieder aufgenommen worden, und es erscheint hiemit der sechste Band des Textes, welcher die einfachkäuenden Säugethiere, d. h. die Einhufer und Dickhäuter, behandelt. Die gegenwärtigen Eigenthümer des Schreber'schen Werkes haben hiedurch bethätigt, daß es ihnen ein Ernst ist, dieses große, in allen kultivirten Ländern der Erde verbreitete Werk auf eine rasche und förderliche Weise zu Ende zu bringen.

Sechzig Jahre sind bereits verflossen, seitdem Schreber den Anfang zu diesem großen Unternehmen gemacht hat. Während dieses Zeitraumes hat die Naturgeschichte der Säugthiere durch die zahlreichen Entdeckungen nicht bloß an Umfang auf eine staunenswürdige Weise zugenommen, sondern auch ihr ganzer systematischer Theil hat eine wesentliche Umänderung erfahren müssen, und selbst an die bildliche Darstel-

lung ergeben jetzt strengere Forderungen als ehemals. Dieses Alles haben die gegenwärtigen Verfasser und Verleger in reifliche Ueberlegung gezogen, und um die früher bearbeiteten Theile in gleiches Niveau mit dem jetzt erscheinenden sechsten zu bringen, sollen nicht bloß die mißlungenen ältern Abbildungen durch bessere neue ersetzt werden, wozu bereits in den bisherigen Lieferungen der Anfang gemacht worden ist, sondern es soll auch, nach Vollendung des Textes vom siebenten und letzten Theil, ein Supplementband hinzukommen, welcher eine vollständige Charakteristik aller Gattungen und sämtlicher ihnen angehöriger Arten enthält. Bei den länger und genauer gefannten Säugthieren wird dann bloß auf den frühern Text von Schreiber verwiesen, bei den später oder besser bekannt gewordenen Arten aber wird eine kurze Naturgeschichte derselben beigelegt, so daß in einem mäßigen Bande eine dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Synopsis mammalium abgehandelt wird. Von der Theilnahme des Publikums wird es abhängen, wie viel neue Abbildungen dem alsdann vollständig gewordenen Texte nachfolgen können.

Vorstehende Bemerkung ist deshalb vorausgeschickt worden, um den Nachweis zu liefern, wie man die neuen Fortsetzungen an die ältern Theile des Schreiber'schen Werkes passend anzuschließen gedenkt, so daß das ganze Buch in einem zeitgemäßen Zuschnitte erscheint. Nun noch einige Worte über die Art und Weise der Bearbeitung des vorliegenden sechsten Bandes selbst, so wie über die Abbildungen, welche zu den bisherigen Lieferungen gehören.

Der unterzeichnete Verfasser, von welchem auf seinen Antheil

die Bearbeitung des Textes von den Hufthieren, soweit derselbe noch nicht erschienen war, übernommen worden, hat es vorgezogen, anstatt mit der, mitten in einer Periode abgebrochenen Beschreibung der Wiederkäuer seine Arbeit zu eröffnen, lieber diese einstweilen bei Seite zu lassen, und zuerst an die Darstellung der einfachkäuenden Hufthiere zu gehen, wodurch es ihm möglich war, ungezwungen und frei in seiner Ausarbeitung sich zu bewegen und ein geschlossenes Ganze liefern zu können. Jetzt, nachdem der sechste Band des Textes vollendet ist, soll der Rest des fünften, so Gott will, bald nachfolgen.

Schreiber hatte in seinem Werke eine ausführliche Naturgeschichte der einzelnen Säugthier-Arten beabsichtigt. Entfernt von der deklamatorischen Geschwäßigkeit Buffon's, die aller geregelten systematischen Ordnung Hohn sprach, und noch obendrein selten auf einer haltbaren Grundlage beruhte, strebte Schreiber dahin, in einer klaren, gründlichen und wahrhaftigen Darstellung die wichtigste Klasse unter den Thieren zu schildern. Kurz und wortkarg bei den Arten, die von feiner besondern Bedeutsamkeit sind, hatte er dagegen mit Ausführlichkeit diejenigen behandelt, welche in irgend einer Weise ein größeres Interesse darboten, und bei der genauen Bekanntschaft mit der gesammten Litteratur seines Faches, wozu ihm seine eigene Bibliothek, wie die der Universität Erlangen, deren weitberühmtes Mitglied er war, alle Hülfe gewährte, konnte er ein Werk zu Stande bringen, in welchem die Gesamtkenntniß seiner Zeit von der Naturgeschichte der Säugthiere niedergelegt ist.

In diesem Sinne das Werk fortzuführen, ist die Auf-

gabe, welcher die Verfasser der späteren Fortsetzungen zu genügen haben. Der Text von Schreber, so wie die kurze Fortsetzung, welche Herr Professor Goldfuß geliefert hat, endigt gerade da, wo die Mehrzahl der wichtigsten und für den menschlichen Haushalt bedeutungsvollsten Thiere, nämlich die domestizirten Säugethiere beginnen, welche in vielen Klassen über die Erde verbreitet, sich an nicht minder interessante, im wilden Zustande lebende Gattungen und Arten aus dieser großen Abtheilung anschließen. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes mußte daher der Text zum vorliegenden sechsten Bande mit mehr Ausführlichkeit behandelt werden, als bei den erstern Theilen dieses Werkes, und der Verfasser hofft, daß die größere Ausdehnung, welche den wichtigsten Arten gewidmet ist, einen Vorzug der neuen Fortsetzungen ausmachen werde.

Der Verfasser hat in seiner Bearbeitung alle wichtigen Beziehungen, welche an einem Thiere wahrgenommen werden, berücksichtigt. Er hat daher nicht bloß, gemäß der frühern Anlage, die äußere Beschaffenheit, die Lebensgeschichte und das Verhältniß, in welchem die Art zum Menschen steht, erörtert, sondern er hat auch auf den anatomischen Bau Rücksicht genommen, ohne jedoch der Darstellung desselben eine zu große Ausdehnung einzuräumen. Er mußte sich begnügen, die wichtigsten Momente aus der innern Beschaffenheit eines Thieres kurz anzugeben, jedoch immer mit Nachweisung der Schriften, in welchen das Ausführlichere nachgelesen werden kann. Bloß die Beschaffenheit des Zahnsystemes, dessen sorgfältige, bis in's Kleinste sich verbreitende Darstellung für das Studium der Ueberreste urweltlicher Thiere immer wichtiger

wird, ist mit der größten Vollständigkeit und Genauigkeit abgehandelt; es sind daher nicht bloß die bleibenden, sondern auch, wo es bekannt war, die Milchzähne, mit Angabe der Zeit des Wechsels bei den letztern, ausführlichst beschrieben. Und damit der Leser die Verlässigkeit jeder einzelnen Angabe selbst bemessen könne, ist durchgängig in einer Note die Quelle angegeben, aus der sie geschöpft ist. Litterarische Nachweisungen der Art sind zwar für den Bearbeiter zeitraubend und mühselig, aber für das Publikum unerlässlich.

Die litterarischen Hülfsmittel, deren sich der Verfasser bei vorliegender Arbeit bedienen konnte, sind, obgleich zu seinem Leidwesen manches Einzelne ihm abgieng, doch im Ganzen ziemlich vollständig gewesen. Die königliche Hof- und Staatsbibliothek dahier ist reich an ausländischen Gesellschafts- und Zeitschriften, so wie an größeren Reisebeschreibungen, welche jetzt zu einer ergiebigen Quelle für die zoologische Litteratur geworden sind. Mehrere größere, zur Bearbeitung der Säugthiere unentbehrliche Werke, welche bisher leider gefehlt haben, sind bereits zugesagt, und die königliche Bibliothek wird es auch ferner den Zoologen möglich machen, zur Förderung ihrer Wissenschaft nach Kräften beizutragen. Mit innigem Danke muß der Verfasser die Gefälligkeit der königlichen Direktion der Universitäts-Bibliothek zu Würzburg öffentlich anerkennen, welche ihm mit der größten Bereitwilligkeit das Hauptwerk über Säugthiere, nämlich die *Histoire naturelle des Mammifères par Geoffroy et Cuvier*, zur Benützung hieher geschickt hat. Nicht minder muß er die Uneigennützigkeit rühmen, mit welcher die gegenwärtigen Herren Verleger ihm das zweite Hauptwerk in dieser Klasse, nämlich *Griffith's Animal Kingdom*,

auf ihre Kosten angeschafft und zu seiner freien Disposition gestellt haben. Vor Allem aber fühlt er sich zum lebhaftesten Danke gegen die königliche Direktion der hiesigen Central-Veterinär-school verpflichtet, welche ihm auf die freundlichste und zuvorkommendste Weise die Benützung ihrer reichen Bibliothek, die bereits aus 2578 Werken in 4441 Bänden besteht, gestattet hat. Ohne die letztgenannte Unterstützung wäre es ihm gar nicht möglich gewesen, die Naturgeschichte der Hausthiere zu bearbeiten, wie man denn überhaupt in den meisten zoologischen Werken gerade diese wichtige Abtheilung von Thieren am unvollständigsten behandelt findet, weil die öffentlichen Bibliotheken selten eine vollständige Litteratur derselben aufzuweisen haben.

Außer den zahlreichen litterarischen Hülfsmitteln hat der Verfasser auch Gelegenheit gehabt, durch seine Stellung an der hiesigen königlichen Sammlung, die große Schätze enthält und mit jedem Jahre an Bedeutung gewinnt, einen ansehnlichen Theil der in diesem Bande abgehandelten Thiere nach ausgestopften Exemplaren oder nach Skeletten beschreiben zu können. Zur erwünschtesten Zeit waren ferner im Laufe dieses Sommers ein Elephant und ein Nashorn mehrere Wochen hindurch dahier im Leben zu sehen, so daß mit Muße darnach die genaueste Beschreibung entworfen werden konnte. Auch die lebhafte Erinnerung an die, auf seinen Reisen in vielen großen Sammlungen des In- und Auslandes gesehenen Thiere erleichterte es dem Bearbeiter sich ein Bild von denjenigen Arten zu vergegenwärtigen, die ihm bei der Entwerfung ihrer Beschreibung nicht mehr zur unmittelbaren Betrachtung vergönnt waren. Man wird es daher wohl dem sechsten Bande

anmer-



anmerken, daß er keine bloße Compilation ist, sondern daß dem Verfasser in den meisten Fällen die eigene Anschauung und Prüfung zu Statten kam.

Nach Schreiber's Vorgange bestrebte sich der Verfasser, die Litteratur so sorgfältig und vollständig als möglich zu benützen. Wenn gleichwohl der sachkundige Leser finden sollte, daß hie und da eine bemerkenswerthe Arbeit übergangen worden, so wird derselbe dieses Uebersehen nachsichtsvoll entschuldigen, da bei dem immer allgemeiner werdenden Betriebe der Naturgeschichte und bei den zahlreichen Entdeckungen, welche fast jede Woche mit sich bringt, die vollständige Uebersicht über die in einer Menge von Journalen, Gesellschaftsschriften, Reisebeschreibungen und besondern Werken niedergelegten Leistungen der neuern Zeit immer mühseliger und schwieriger wird. Der Schreiber dieses hatte es in gedachter Beziehung um so schlimmer, da ihm an seinem frühern Aufenthaltsorte Erlangen von der ausländischen Litteratur seines Faches, bei den unzulänglichen Hülfsmitteln der dortigen Universitäts-Bibliothek, nur das Wenigste zur Einsicht und Notiz zukommen konnte, wodurch er denn auch, nachdem er seit zwei Jahren das Glück hat, eine reich ausgestattete Bibliothek benützen zu können, sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, zuerst von den wissenschaftlichen Leistungen der frühern Jahre eine nachträgliche Kenntniß zu nehmen, bevor er sich an die der Gegenwart halten konnte. Er wird es daher mit großem Danke annehmen, wenn er auf übersehene Angaben, zumal wenn sie aus ihm bis jetzt unzugänglichen Werken genommen sind, aufmerksam gemacht wird, um von ihnen nachträglich noch Gebrauch machen zu können.

Daß der Verfasser seine Citate in der Regel selbst im Originale nachgeschlagen hat, wird Jeder bei einer prüfenden Vergleichung leicht wahrnehmen. Gerne gesteht er jedoch, daß er bei minder wichtigen Stellen zuweilen auf erprobte Autoritäten sich verlassen hat, und alsdann auch gezwungen war, sich darauf zu verlassen, wenn ihm, was freilich höchst selten der Fall war, der Grundtext nicht zu Gebote stand; wo es nöthig schien, ist dieser Umstand bemerklich gemacht worden. Zu großer Erleichterung in der Auffindung der ältern Litteratur gereichte ihm Erleben's *Systema regni animalis*, ein Werk, welches mit musterhafter Gründlichkeit und Zuverlässigkeit in jeder Art die einschlägigen Schriften citirt hat und deshalb einen stets bleibenden Werth behält. Auch Fischer's *Synopsis mammalium* ist mit großer Kenntniß der Litteratur bearbeitet; nur Schade, daß dem Verfasser die prüfende Betrachtung der beschriebenen Thiere gefehlt hat. Erwähnen muß der Verfasser noch, daß er bei der Synonymik der Arten bloß diejenigen Schriftsteller aufgeführt hat, die ihm von Bedeutung zu seyn schienen; er hat daher manche als unnützen Ballast weggelassen, die bei Erleben und Donndorff zu finden sind.

Was endlich die Abbildungen anbelangt, so sind bekanntlich die Tafeln, welche die Einhufer und Dickhäuter darstellen, seit vielen Jahren bereits ausgegeben gewesen. Da die meisten derselben gut bearbeitet sind, so brauchten nur wenige durch neue ersetzt zu werden, dagegen waren mehrere Abbildungen von Arten, welche seitdem erst bekannt geworden sind, einzureihen. Diese neuen Tafeln sind sämmtlich unter der Aufsicht des Verfassers, theils nach Exemplaren der königlichen

chen Sammlung, theils nach guten Originalzeichnungen, und bei dem indischen Nashorn nach einem lebenden Individuum dahier, gefertigt worden. Er hatte das Glück, hiezu sich des geschickten Künstlers, Herrn A. Fleischmann, bedienen zu können, dessen Arbeiten den besten Leistungen dieser Art sicherlich in keiner Weise nachstehen und dem Werke zu einer nicht geringen Empfehlung gereichen werden.

Außer den genannten Ergänzungstafeln, welche zum Texte des vorliegenden Bandes gehören, sind den Lieferungen, in welchen dieser ausgegeben worden ist, noch andere Abbildungen beigelegt, welche Thiere aus den sämtlichen übrigen Ordnungen der Säugthiere darstellen. Auch von diesen ist ein großer Theil nach den Originalen der hiesigen zoologisch-zoatomischen Sammlung gefertigt, und ist eine besondere Rücksicht auf Darstellung neuer oder doch wenig gekannter Arten genommen worden; die übrigen sind zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Angaben entworfen. Ein Theil derselben rührt noch von Herrn Professor Goldfuß her, welcher unter der vorhergehenden Verlagsbuchhandlung die Fortsetzung übernommen und mehrere Zeichnungen, welche in Paris gemacht wurden, eingesandt hatte; die Verleger, in der Meinung Originale zu besitzen, ließen sie stechen, mußten indes später erfahren, daß die meisten anderwärts bereits publizirt sind. Andere Tafeln sind von meinem lieben Kollegen Herrn Professor R. Wagner in Erlangen, welcher die Walle bearbeiten wird, angegeben, und noch andere rühren von der Anordnung der Verleger her, welche ohnedies die ganze Leitung des Druckes und Kolorits über sich genommen haben. Der Verfasser muß es überhaupt mit dem innigsten

Danke anerkennen, daß die gegenwärtigen Verleger, Herr Bürgermeister Dr. Martius und Herr Magistratsrath Pauli in Erlangen, mit der seltensten Uneigennützigkeit Alles aufgebieten haben, um ihm seine mühsame Arbeit zu erleichtern, und dem Werke eine zeitgemäße vollendete Ausstattung zu geben.

So möge denn der sechste Band in Gottes Namen, von dessen herrlichen Werken derselbe nur einen kleinen Theil schildern kann, vom Stapel laufen, und einer freundlichen und nachsichtigen Aufnahme sich zu erfreuen haben.

München, den 12. Dezember 1834.

**Dr. J. A. Wagner,**  
außerordentl. Prof. der Zoologie an der  
K. Universität München.

---

# Inhalts-Anzeige.

Seite

## Sechste Abtheilung. Einhufer.

### Charakteristik 1.

### Erste Gattung. Pferd (Equus).

Einleitung 8. Zahnbau 9 und 128. Anatomische Verhältnisse 11.

- |   |    |
|---|----|
| 1. Das gemeine Pferd (Equus Caballus Linn.) . . . . .   | 15 |
| Litteratur 15 und 512. Historische Kenntniß 19.   |    |
| a) Verwilderte Pferde . . . . .   | 24 |
| In Europa 25, in Asien 26, in Afrika 31, in Amerika 32.   |    |
| b) Zahmes Pferd . . . . .   | 35 |
| Äußerer Bau 36. Musterpferde 39. Farbenverschiedenheiten 41. Gangweise 43.<br>Rassen 45.  |    |
| 1) Asiatische Rassen . . . . .  | 46 |
| Arabische 48 und 513. Persische 55. Tscherkassische 60. Anatolische 60. Zar-<br>tarische 61. Sibirische 65. Kirgisische 66. Mongolische 67. Kalmuckische 69. Lan-<br>gunische 70. Indische 71. Chinesische und japanische 72.   |    |
| 2) Afrikanische Rassen . . . . .  | 72 |
| Egyptische Pferde 73. Arabische 74. Berberische 75. Abyssinische 78. Sudani-<br>sche 78. Südafrikanische 79.  |    |
| 3) Europäische Rassen . . . . .   | 80 |
| Spanische Pferde 80. Englische 81. Deutsche 84. Dänische 87. Holländi-<br>sche 88. Französische 88. Italienische 88. Türkische 90. Moldauische 90. Ungari-<br>sche und siebenbürgische 91. Polnische 92. Russische 93. Schwedische und norwegi-<br>sche 94. Isländische 94.       |    |
| 4) Amerikanische Rassen . . . . .   | 95 |
| Paraguayische 95. Chilesische 97. Patagonische 98. Columbische 98. Nord-<br>amerikanische 99.   |    |
| Rassen den Alten bekannt 101. Geographische Verbreitung 105. Alter 106.<br>Stimme 108. Verteidigungsmittel 108. Schlaf 108. Charakter und Seelenkräfte<br>109. Lebensunterhalt 109. Gestüte 110. Fortpflanzung 113. Nutzung 117. Abgöt-<br>tische Verehrung 122. Krankheiten 124. |    |

	Seite
2. Der Dschiggetai ( <i>Equus Hemionus</i> Pall.)	130
Litteratur 130. Beschreibung 133. Aufenthalt 144. Lebensweise 145. Nutzen 145.	
3. Der Esel ( <i>Equus Asinus</i> )	147
Litteratur 147.	
a) Wildesel	151
Historische Kenntniß 151. Verbreitung 157. Beschreibung 159. Lebensweise 163. Nutzung 165.	
b) Hausesel	166
Verbreitung 166. Rassen 169. Arabische Esel 171. Persische 171. Bucharische 171. Syrische 172. Egyptische 172. Berberische 174. Südeuropäische 174. Amerikanische 175. Französische und deutsche 176. Beschreibung 177. Nahrung 179. Stimme und Schlaf 179. Fortpflanzung 180. Charakter und Anlagen 180. Nutzung 182.	
c) Bastarde vom Pferde und Esel	185
Maulthiere, Maulesel 185. Verbreitung 187. Maulthierzucht 189. Nahrung 191. Nutzen 191. Fortpflanzungsfähigkeit 192 und 513.	
4. Das Zebra ( <i>Equus Zebra</i> Linn.)	198
5. Das Quagga ( <i>Equus Quagga</i> Gmel.)	209
6. Das Tiegerpferd ( <i>Equus festivus</i> nob.)	216

### Siebente Abtheilung. Dickhäuter.

Charakteristik 220.

#### Erste Gattung. Elephant (*Elephas*).

Charakteristik 225. Zahnbau 227. Anatomische Verhältnisse 230. Lebensweise 231. Charakter und Anlagen 235.

1. Der indische Elephant ( <i>Elephas Indicus</i> Linn.)	240
Litteratur 240. Äußere Beschaffenheit 242 und 514. Alter 246. Varietäten 246. Heimath 248. Paarung 249. Nahrung 254. Charakter und Anlagen 255. Nutzung 259. Jagd 262.	
2. Der afrikanische Elephant ( <i>Elephas Africanus</i> Blumenb.)	265
Litteratur 265. Äußere Beschaffenheit 268. Heimath 274. Lebensweise 275. Anlagen 276. Nutzung und Jagd 278.	

#### Zweite Gattung. Nashorn (*Rhinoceros*).

Charakteristik 283. Zahnbau und anatomische Verhältnisse 285 und 516.

1. Das indische Nashorn ( <i>Rhinoceros Indicus</i> Cuv.)	292
Litteratur und historische Kenntniß 292. Äußerer Bau 299. Heimath 306. Lebensweise 306. Charakter 307.	
2. Das javanische Nashorn ( <i>Rhinoceros Javanus</i> Cuv.)	308
3. Das breitfragige Nashorn ( <i>Rhinoceros cucullatus</i> nob.)	317

- |   | Seite |
|---|-------|
| 4. Das sumatranische Nashorn ( <i>Rhinoceros Sumatranus</i> Cuv.)   | 323   |
| 5. Das afrikanische Nashorn ( <i>Rhinoceros Africanus</i> Auct.)  | 331   |
| Litteratur und historische Kenntniß 331. Körperliche Beschaffenheit 334 und 516. Verbreitung und Lebensweise 339. Nutzung und Jagd 340. |       |

Dritte Gattung. Flußpferd (*Hippopotamus*).

Charakteristik 343. Zahnbau 344. Anatomische Verhältnisse 346.

- |   |     |
|---|-----|
| 1. Das gemeine Flußpferd ( <i>Hippopotamus amphibius</i> Linn.)   | 350 |
| Litteratur und historische Kenntniß 350. Körperliche Beschaffenheit 361. Wohnort 366. Lebensweise 368. Charakter und Anlagen 369. Nutzung und Jagd 369. |     |

Vierte Gattung. Tapir (*Tapirus*).

Charakteristik 373. Zahnbau 374.

- |  |             |
|--|-------------|
| 1. Der gemeine Tapir ( <i>Tapirus Suillus</i> Blumenb.)  | 377         |
| Litteratur 377. Außere Beschaffenheit 381. Beschaffenheit des Magens 385. Verbreitung 386. Lebensweise 388. Nutzen und Jagd 390. |             |
| 2. Der langhaarige Tapir ( <i>Tapirus villosus</i> Wagl.)  | 392 und 516 |
| 3. Der zweifarbige Tapir ( <i>Tapirus bicolor</i> nob.)  | 400         |
| Litteratur 400 und 516. Körperliche Beschaffenheit 402. Lebensweise und Heimath 405.   |             |

Fünfte Gattung. Schwein (*Sus*).

Charakteristik 407.

a) Untergattung. Eigentliches Schwein (*Sus*).

Zahnbau 411. Anatomische Verhältnisse 414.

- |  |     |
|--|-----|
| 1. Das gemeine Schwein ( <i>Sus Scrofa</i> )   | 415 |
| Litteratur 415.  |     |
| a) Wildschwein   | 418 |
| Kunstsprache 419. Körperliche Beschaffenheit 420. Verbreitung 423. Lebensweise 424. Fortpflanzung 426. Nutzen und Jagd 427.  |     |
| b) Zahmes Schwein  | 429 |
| Verbreitung 430. Außere Beschaffenheit 431. Schweinezucht 432. Fortpflanzung 435. Charakter 438. Nutzen 439. Krankheiten 440. Rassen 442.  |     |
| † Nördliche Rassen der alten Welt  | 442 |
| Gewöhnliches Schwein 442 (jütändisches, seeländisches, bayerisches, französisches, schwedisches, buntscheckiges, wittisches, Kortrightisches, schwarzes Kurzbeiniges Schwein). Polnisches und russisches Schwein 445. Mongolischer 446. Sardinisches Schwein ebenda. |     |
| †† Südliche Rassen der alten Welt und Australiens  | 447 |
| Indisches Schwein 447 (chinesisches, siamisches, kapisches, guineisches Schwein). Papu-Schwein 450.  |     |

	Seite
†††) Amerikanische Schweine . . . . .	455
Nördliche und südliche 455.	
††††) Abnormitäten . . . . .	457
Einhufiges Schwein 457. Fünfzehiges Schwein 458.	
2. Das Maskenschwein ( <i>Sus larvatus</i> Fr. Cuv.) . . . . .	458
β) Untergattung. Hirscheber ( <i>Babyrussa</i> ).	
Charakteristik 462.	
3. Der Babilussa ( <i>Sus Babyrussa</i> Linn.) . . . . .	464
γ) Untergattung. Warzenschwein ( <i>Phacochoerus</i> ).	
Charakteristik 469. Zahnbau 470.	
4. Das zahnklüchtige Warzenschwein ( <i>Sus Aethiopicus</i> Pall.) . . . . .	474
5. Das bartige Warzenschwein ( <i>Sus Aeliani</i> Cretzschm.) . . . . .	483
δ) Untergattung. Nabelschwein ( <i>Dicotyles</i> ).	
Charakteristik 492. Zahnbau 494. Anatomische Verhältnisse 496.	
6. Das geringelte Nabelschwein ( <i>Sus torquatus</i> Cuv.) . . . . .	498
7. Das weißkieferige Nabelschwein ( <i>Sus albirostris</i> Illig.) . . . . .	504
Zufüge und Verbesserungen . . . . .	512
Verzeichniß der Kupfertafeln . . . . .	518



---

Der  
S ä u g t h i e r e  
sechste Abtheilung.

---

E i n h u f e r.

W o r d e r z ä h n e finden sich sowohl in der oberen als untern Kinnlade sechs; sie sind etwas gekrümmt und elliptisch dreiseitig.

E z ä h n e (Hakenzähne) sind in beiden Kiefern, aber gewöhnlich nur bei den Männchen vorhanden, und von geringer Länge; höchst selten kommen sie bei Weibchen und dann meist verkümmert vor.

B a c k e n z ä h n e stehen auf jeder Seite beider Kinnlader sechs; vor ihnen liegt, ausserdem noch ein sehr kleiner, der bald verloren geht. Sie sind flach, und der Schmelz bildet auf ihrer Kauebene halbmondförmige Figuren.

Der F u ß hat nur eine einzige Zehe, deren letztes Glied in einem ungetheilten Hufe steckt.

Der knöcherne A u g e n r i n g ist vollständig geschlossen, und zwischen die, ihn auf der hintern Seite bildenden Knochen, nämlich zwischen den absteigenden Ast des Stirnbeins und den Stirnfortsatz des Jochbeins, schiebt sich der Jochfortsatz des Schläfebeins ein.

Das E u t e r liegt zwischen den Hinterfüßen, und hat zwei Zitzen.

Die H a u t ist mit kurzen Haaren bedeckt, die bloß am Schwanz länger sind und am Halse eine Mähne bilden.

Der M a g e n ist einfach, und die genossene Speise, die bloß in Vegetabilien besteht, wird nicht wiedergekaut.

Die Einhufser sind von ziemlicher Größe und verhältnißmäßigen, meist schönen Formen. Der Kopf ist mittellang und mager mit großen Augen, mäßigen, oder langen und sehr beweglichen Ohren. Der Hals ist von gehöriger Länge, der Leib gerundet und proportionirt, die Füße muskulös und doch schlank. Die kurzen Haare sind dicht anliegend, und die Gliedmassen haben entweder alle, oder nur die vordern, eine nackte, schwielige Stelle. Die Mähne ist mehr oder minder entwickelt, und der Schwanz entweder seiner ganzen Länge nach, oder nur am untern Ende mit langen Haaren versehen.

Die Systematiker haben die Einhufser bald als besondere Ordnung, bald nur als eine Familie von andern Hufthieren aufgestellt. Rai errichtete aus ihnen eine eigne Abtheilung, die er *Quadrupeda solipeda s. solidungula* nannte. Brisson bildete aus ihnen seine 6te Ordnung mit folgenden Merkmalen: *Quadrupeda dentibus incisoribus in utraque maxilla et pede solidungula donata*. Linné vereinigte sie (in der 12ten Ausgabe) mit dem Hippopotamus, Schwein und Rhinoceros in seiner 6ten Ordnung, die er *Bellua* nannte. Blumenbach und Illiger stellten sie als eigne Ordnung unter den Hufthieren auf, während sie Cuvier bloß als die letzte Familie der Pachydermen ansah.

Nach dem Vorgang älterer und neuerer Naturforscher sind die Einhufser im vorliegenden Werke gleichfalls als eigne Ordnung der Hufthiere angenommen. Ihre Vereinigung mit den Pachydermen scheint nicht naturgemäß zu seyn; denn 1) ist schon der ganze Habitus der letztern, als plumper, schwerfälliger und kurzbeiniger Thiere, gar sehr von der schlanken, proportionirten und langfüßigen Gestalt der Einhufser verschieden; 2) sind die Pachydermen<sup>1)</sup> sämtlich Sumpsthiere, die entweder, wie das Flußpferd und der Tapir, einen großen Theil des Tages sich im Wasser aufhalten, oder wie das Schwein, der Elephant und das Nashorn daselbe doch wenigstens nicht entbehren können, und öfters die Haut anfeuchten müssen, damit sie nicht rissig und schäbig wird. Die Einhufser dagegen, ob schon sich manche der Keilichkeit wegen gerne baden, nehmen ihren Aufenthalt nicht an sumpfigen Stellen, sondern lieben trockne, aras-

<sup>1)</sup> Der Klippschliefer (Hyrax) muß von dieser Ordnung entfernt werden.

reiche Gegenden. Der Hauptunterschied aber liegt 3) in dem Fußbau, indem die Pachydermen an jeder Extremität 3 bis 4 getrennte Zehen mit eben so viel Mittelfußknochen haben, während bei den Einhufern nur eine einzige Zehe mit einem vollkommenen Mittelfußknochen und 2 unvollkommenen Ansätzen zum 2ten und 4ten Knochen des Metatarsus vorhanden ist.

Die hieher gehörigen Arten sind alle im freien Zustande schnelle, flüchtige Thiere, unter denen zwei seit den ältesten Zeiten als Hausthiere bekannt sind. Wie sie zu solchen geworden sind, darüber haben die Gelehrten verschiedene Meinungen aufgestellt, und bei der Bedeutsamkeit des Gegenstandes wird es hier am rechten Orte seyn einige Bemerkungen über das Alter der Domestikation der Säugthiere überhaupt mitzutheilen.

Die herrschende Ansicht unserer Tage ist bekanntlich die, daß die ersten Menschen als wilde Thiere erschaffen worden wären, die anfänglich auf allen Vieren gelaufen, nachher sich aufgerichtet, eine Sprache erfunden und wilde Thiere gezähmt hätten, wodurch sie denn im Lauf der Zeiten auf die jetzige Stufe der Kultur gekommen wären. Hierbei sind aber die Stimmgeber nicht einig, wenn es auf die Beantwortung der Frage ankommt, welche Thiere wohl zuerst der Mensch sich unterworfen haben möchte. Einige meinen mit Varro<sup>2)</sup> und ältern griechischen Philosophen, daß das Schaf seiner Gutmüthigkeit und Nützlichkeit wegen zuerst vor allen andern Thieren gezähmt worden wäre. Andere halten mit Buffon dafür, daß dies der Hund gewesen sey, mit dessen Hülfe nachher der Wildmensch die übrigen Hausthiere eingefangen hätte. Im erstern Fall hätte freilich weder der Mouflon noch der Argali der ursprünglich wilde Stamm der Schafe seyn dürfen, wie dies jetzt die meisten Naturforscher behaupten, da beide scheue flüchtige Gebirgsthier sind, welche der wilde Mensch in seinem hilflosen Zustande wohl nicht eingeholt hätte, und deren Zähmung bis jetzt meist so wenig geglückt ist, daß namentlich die in Paris mit Mouflons angestellten Versuche zum Resultat führten, daß Löwen und Tiger leichter zu bändigen wären, als diese wilden Schafe<sup>3)</sup>. Und was die wilden Hunde betrifft, so möchte es dem unbewaffneten Menschen wohl

2) De re rustica. II. 1. — 3) Schinz; Naturgesch. d. Säugeth. 2te Aufl. S. 318.

übel bekommen seyn, der es gewagt hätte, einen solchen aus einem Trupp wegfangen zu wollen; es auch erfährt man weiter nicht, wer es denn dem Wildmenschen an die Hand gegeben hätte, daß dieses Thier das Mittel sey, durch welches er sich der andern bemächtigen könne.

Soll jedoch die eine oder die andere Ansicht von der Domestikation der Thiere, welche aufs innigste mit der Frage über den primitiven Zustand des Menschengeschlechts zusammenhängt, eine sichere Begründung erlangen, so kann sie diese natürlich allein durch die Zeugnisse aus der ältesten Geschichte erhalten. Von einem Wildmenschen aber, wie er kurz vorher geschildert worden ist, und von seinen Versuchen über die Thierzähmung weiß keine von den frühesten Urkunden der Völker etwas, sondern sie sprechen alle von einem höheren, besseren Zustande des jugendlichen Menschengeschlechtes, den sie daher das goldene Zeitalter benennen. Und halten wir uns an den ältesten und sichersten Bericht über die ursprüngliche Beschaffenheit des Menschen, nämlich an die h. Schrift, so erfahren wir, daß unsere Stammeltern keineswegs nach dem Muster der Thiere des Feldes, sondern nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen wurden. Hiemit wären ihnen denn auch alle Bedingungen zugestanden, durch welche sie diese Ebenbildlichkeit im vollen Umfange behaupten konnten. Sie übten eine vollkommene Herrschaft über die ganze Welt der Thiere aus, und zwar nicht etwa eine so gefährdete und von unserer Seite so viele Opfer kostende, wie die in der gegenwärtigen Zeitperiode, wo jetzt eine Menge Geschöpfe uns feindlich gegenüberstehen, sondern diese Herrschaft war eine unbedingte und von Seite der untergebenen Thiere eine freiwillige. Mit dem Falle des Menschen aber verlor er diese allgemeine und vollkommene Gewalt; nur ein kleiner Theil der Thiere, die ihm zu seiner Existenz unumgänglich nöthig waren, blieb ihm auch noch ferner überlassen, während die anderen sich seiner Oberherrlichkeit entzogen und zum Theil sogar als entschiedene Feinde ihm entgegen traten. An diese frühere Unterthänigkeit wird noch jetzt der König der Thiere erinnert, wenn er, zum unheilvollen Sprung bereits gerüstet, dem fest und unverwandt ihn anblickenden Auge des Menschen begegnet, und von dem durchbohrenden Blicke getroffen es nicht wagt den ehemaligen Herrscher anzutasten.

Die Zähmung der Hausthiere war also nicht mühselig herbeigeführt,

sondern im Gegentheile diese schlossen sich durch eine innere Nothwendigkeit getrieben an den Menschen an, und knüpften ihre Existenz freiwillig an die seinige. Daher lesen wir, daß bereits Abel ein Schäfer war und von den Erstlingen seiner Heerde Opfer darbrachte. Hätte er erst durch Versuche ausfindig machen müssen, welche von den wilden Thieren gezähmt werden könnten, so möchte er sicherlich bald zerrissen oder doch wenigstens von allen weitern Versuchen schnell abgeschreckt worden seyn. Indessen die Erhaltung des Menschengeschlechtes war so wenig als die seiner Erschaffung dem Spiele des Zufalls anheimgegeben; sondern die ewige Weisheit und Güte des Schöpfers hatte auch nach dem Falle des Menschen sich seiner liebend angenommen und ihm alle Bedingungen zu seiner Existenz gelassen. Die Hausthiere blieben ihm also noch als die einzigen Geschöpfe, welche sich seiner Herrschaft mit größerer oder geringerer Willigkeit unterwarfen, und ihre Domestikation ist daher so alt als das Menschengeschlecht selbst.

Wir finden deshalb gleichfalls, daß auch dem zweiten Stammvater unsers Geschlechtes, dem Patriarchen Noah, Hausthiere beigegeben waren, denn wenn von ihm erzählt wird, daß er ein Ackermann war<sup>4)</sup>, so ist er dieß wohl nicht ohne Beihülfe derselben gewesen. Und bei Erwähnung von Abrahams Reichthum werden die Thiere, aus welchen seine Heerden bestanden, als Schafe, Rinder, Esel und Kameele, namentlich aufgeführt<sup>5)</sup>. Wir werden also die ursprüngliche Heimath der Hausthiere in jenen Gegenden zu suchen haben, in welchen auch das Menschengeschlecht seine ersten Wohnsitze hatte, nämlich im vordern Theil Mittelasiens. Auch ist es eine nicht ganz unwichtige Thatsache, daß sowohl hier als in den angrenzenden Ländern die meisten unserer dienstbaren Thiere seit den ältesten Zeiten, wie dieß bei der Naturgeschichte der einzelnen Arten gezeigt werden soll, in einem verwilderten Zustande vorkommen.

Es ist dieser Zustand absichtlich ein verwilderter und nicht ein ursprünglich wilder genannt worden, wie letzteres in neueren Zeiten gewöhnlich behauptet wird. Es hat hiemit eine analoge Bewandniß, wie mit den sogenannten wilden Nationen. Der gegenwärtige Zustand, in welchem wir die Buschmänner, die Papuas, die Pefcherahs finden, giebt uns keines-

4) 1 Mos. 9, 20.

5) Ebenda 12, 16.

wegs ein Beispiel von dem Standpunkte unserer Stammeltern; diese unglückseligen Horden sind im Gegentheil ein Beweis, was aus dem Menschen im Lauf der Zeiten werden könne, wenn er sich der göttlichen Herrschaft entzieht und in völliger Ungebundenheit dahinlebt; es sind aus einem ehemaligen besseren Zustande herausgefallene und verwilderte Menschen. So sind denn auch die in der Freiheit herumstreifenden Heerden, welche der Art nach gleichfalls domesticirt vorkommen, keineswegs die Stämme der Leßtern, sondern es sind solche Thiere, die sich dem Hausstande entzogen haben und dadurch verwildert sind. Weil aber die unvernünftige Kreatur bei weitem weniger zu verlieren hatte, als der Mensch — denn dieser ist keineswegs ihre Blüthe, sondern mit ihm, als dem Ebenbild Gottes, beginnt eine ganz andre Ordnung der Dinge auf der Erde — so hat ihre Entfernung von ihrer ursprünglichen Bestimmung auch nicht die verderblichen Folgen, wie bei ihrem Herrscher, zeigen können. Gleichwohl ist es gewiß, daß diese Wildlinge an Schönheit, ausdauernder Kraft und Charaktergütern unter des Menschen Leitung sorgsam gepflegten Hausthieren nicht gleichkommen.

Bekanntlich ist der zweite Ausgangspunkt des menschlichen Geschlechts der Ararat, und von hier aus haben sich mit ihm die wichtigsten und nützlichsten Hausthiere mehr oder minder über die Erde ausgebreitet. Manche derselben, wie z. B. die Kameele, Elephanten und selbst die Esel, sind bloß auf wärmere Klimate beschränkt, oder verlieren doch wenigstens außerhalb derselben an Brauchbarkeit; andere, wie die Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen und Hunde, halten in warmen und kalten Ländern aus, und erliegen nur unter der grimmigen Kälte des Polarkreises. Letztere sind daher die wichtigsten, und sind auch jetzt fast über die ganze bewohnte Erde durch den Menschen vertheilt worden. Wir wissen, daß Pferde, Rinder, Schafe und Schweine weder in Amerika noch auf Neuholland von den ersten Entdeckern vorgefunden worden sind; seitdem sie aber dort eingeführt wurden, haben sie sich so vermehrt, daß sie zum Theil im verwilderten Zustande jetzt vorkommen. Würde man das Datum ihrer Versetzung nicht, so könnte man, wie auf dem alten Kontinente, versucht werden, diese frei umher streifenden Heerden für die primitiven Stämme der dortigen Hausthiere zu halten.

Nicht alle zähmbaren Thiere mögen indeß gleich anfangs auch durchgängig benützt worden seyn; manche derselben sind wahrscheinlich nur bei einzelnen Stämmen gezogen worden, während andere sich mit ihnen nicht befaßten, und einige wenige, nur halbweg gezähmte Thiere hat der Mensch wohl erst in spätern Zeiten in seine Wohnung eingeführt. Bei Aufzählung des Viehs von Abrahams Heerden sind bloß Schafe, Rinder, Esel und Kameele genannt<sup>6)</sup>. Auch die Pferdezucht scheint den Patriarchen fremde geblieben zu seyn, da ihrer nicht gedacht ist; sie ist dagegen bei andern Stämmen betrieben worden, indem schon zu Jakobs und Josephs Zeiten dieselbe in einem blühenden Zustande in Egypten gefunden wurde. Je vielartiger aber im Lauf der Zeiten die Bedürfnisse der Kulturvölker wurden, desto nöthiger war ihnen die Beihülfe von vielerlei Thieren, und daher nahm jedes Volk zu den beim Wegziehen vom zweiten Ausgangspunkt des Menschengeschlechts erworbenen Hausthieren noch diejenigen hinzu, die andere Stämme auf gleiche Weise sich zugeeignet hatten. So z. B. wissen wir, daß die Pferde erst in spätern Zeiten von den Isräeliten eingeführt wurden, und ähnliche Fälle haben sich in den neuesten Zeiten, wie schon vorhin erwähnt, häufig wiederholt.

Den Hund ausgenommen, sind alle anderen hauptsächlichsten Hausthiere aus der großen Abtheilung der Hufthiere genommen, und somit ist diese die wichtigste unter allen. Und wenn auch nicht jede ihrer Arten zum häuslichen Dienste verwendet wird, so ist doch das Fleisch von allen genießbar, und dieser Nutzbarkeit wegen sind sie daher wenigstens ein Gegenstand der Jagd.

---

6) 1. Mos. 12, 16.

---

## Das Pferd. EQUUS.

LINN. syst. nat. ed. XIII. p. 209. — ILLIG. prod. p. 101. —  
Cuv. règn. anim. ed. II. 1. p. 251.

Da die Einhufer nur eine einzige Gattung ausmachen, so gelten alle von der Ordnung angeführten Merkmale auch von jener.

Die allgemeinen Verhältnisse des äusseren Baues sind bereits im Vorigen dargelegt, daher hier nur noch die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der innern Organisation zu erörtern sind.

Das Skelet des Pferdes<sup>7)</sup> ist nächst dem menschlichen am häufigsten beschrieben worden. Der Schädel erinnert an den des Tapirs, hat aber dabei so viel Eigenthümliches, daß er hiedurch von dem der Pachydermen und Wiederkäuern leicht unterschieden werden kann. Er ist nämlich oben platt gedrückt, zwischen den Augen von einer beträchtlichen Breite, im Gesichtstheil nochmal so lang, als im Hirntheil, der Zwischenkiefer ist gewölbt und stark zur Aufnahme der Schneidezähne, und der aufsteigende Ast des Unterkiefers von einer auffallenden Länge. Die Augenhöhle ist so gebaut, daß hiedurch ein merklicher Unterschied von der der Pachydermen und Wiederkäuern ausgesprochen ist. Der Ring ist nämlich bei den erstern nicht vollendet, bei den letztern aber vollständig. In Uebereinstimmung mit den Ruminanten ist nun der Augenring bei den Pferden gleichfalls geschlossen; während er aber bei jenen nach hinten bloß von dem absteigenden Ast des Stirnbeins, so wie von dem Stirnfortsatz des Jochbeins gebildet wird, schiebt sich bei den Einhufern zwischen den beiden Fortsätzen der eben genannten Knochen noch der Jochfortsatz des Schläfebeins ein, so daß hiedurch Stirn- und Jochbein in keiner unmittelbaren Verbindung stehen.

Zähne

7) Unter den wichtigsten Schriften sind zu nennen: Stubb's the anatom. of the horse. Lond. 1766. — Cuvier Recherch. sur les ossem. foss. II. 1. p. 100. t. 1—3. — Gurlt Handb. d. vergl. Anatom. der Haus- u. Säugethiere. I. — Weber Skelete der Haus- u. Säugethiere. tab. 12—14. — Schwab's Lehrb. der Anatomie der Hausthiere. 2te Aufl. S. 30.



Zähne finden sich in allem beim Hengst 42 oder 40, bei der Stute aber nur 38 oder 36, nämlich Schneidezähne  $\frac{6}{6}$ , Eckzähne  $\frac{1}{1}$  oder  $\frac{0}{0}$ , Backenzähne  $\frac{7}{7}$  oder  $\frac{6}{6}$ <sup>8)</sup>.

Die Schneidezähne, von denen bei den Pferdekennern die 2 mittelsten die Zangen, der nächste jederseits Mittel- oder Hohlzahn und der äußerste Eckzahn genannt wird, haben in beiden Kiefern gleiche Gestalt. Die beiden mittlern sind mehr dreieckig und die äußern mehr elliptisch; der Länge nach verläuft auf der Aussenfläche eine Rinne, während die Milchzähne statt derselben nur schmutzig gelbe Streifen haben. Länge und Breite der Schneidezähne nimmt mit den Jahren ab, die Dicke hingegen zu. Die Kaufläche hat anfangs eine tiefe Grube (Mark, Kern, Bohne, Kunde), die durch Abreibung allmählig verschwindet.

Die Eckzähne (Hakenzähne) haben eine etwas gekrümmte kegelförmige Gestalt, sind an ihrem Grunde rundlich, gegen die Spitze aber platt gedrückt; aussen sind sie glatt, innen aber mit 2 Rinnen bezeichnet. Diese Eckzähne (welche man nicht mit den von den Hippologen sogenannten Eckzähnen, die nur die äußersten Schneidezähne bezeichnen, verwechseln darf) sind eigentlich bloß den Hengsten eigen, und nur höchst selten bei Stuten zu finden, in welchem Fall sie auch allemal viel kleiner sind; selbst den Männchen fehlen sie öfters in der Unterkinnlade, und gestalten sich durch die Abnützung bald um.

Backenzähne stehen im Oberkiefer 7, von denen aber der erste sehr kleine (Wolfszahn genannt) frühzeitig ausfällt und nicht wieder ersetzt wird, so daß also dann bloß 6 Zähne vorhanden sind, von denen im Folgenden allein die Rede ist. Der erste und letzte von diesen hat eine dreiseitige Gestalt, und zwar so, daß bei jenem die Spitze nach vorn, bei diesem nach hinten gewendet ist; die vier mittlern sind vierseitig. Die Kaufläche ist abgeplattet und zeigt, wie beim Ochsen, 4 Halbmonde, aber mit dem Unterschiede, daß gegen den innern Zahnrand noch ein fünfter angefügt ist.

8) Pessina über die Erkenntniß des Pferdealters aus den Zähnen. Wien 1811. S. 9. — Sebald's Naturgesch. des Pferdes. S. 401. — Cuvier a. a. D. S. 103. — Fr. Cuv. dents de mammif. p. 224. t. 92. — Schwab a. a. D. S. 54.

Im Unterkiefer sind die Backenzähne viel schmaler als im oberen; die beiden äußersten sind gleichfalls dreiseitig, und die dazwischen liegenden schmal vierseitig. Der Schmelz bildet auf ihrer flachen Krone durch seine vielfachen Windungen 4 Halbmonde, wie beim Ochsen; anstatt aber, wie bei diesem, in 2 Paaren parallel hintereinander zu liegen, wechseln sie miteinander ab, so daß der vordere Halbmond des innern Zahnrandes zwischen den zweien des äußern Randes zu stehen kommt. Der vorderste und hinterste Backenzahn haben an ihrer Spitze ausserdem noch einen kleinen Anhang.

Die Concavität der Halbmonde ist bei den Backenzähnen des Unterkiefers nach Innen, bei denen des Oberkiefers nach Aussen gerichtet.

Die Milchzähne sind nicht wesentlich von den bleibenden verschieden; ihre Kenntniß, so wie die des Wechsels und der Abnützung der Zähne, ist das sicherste Mittel zur Bestimmung des Alters der Pferde<sup>9)</sup>.

Das Füllen bringt die 3 vordersten Backenzähne in jedem Kiefer mit auf die Welt, also in allem 12 Backenzähne; die Eck- und Schneidezähne aber fehlen, und nur als Seltenheit sind letztere schon gleich bei der Geburt sichtbar. Acht bis neun Tage nach derselben brechen in beiden Kinnladen die beiden mittelsten Schneidezähne (Zangen) hervor; vier bis sechs Wochen später erscheint der zunächst ihnen folgende Zahn (Mittelzahn), und diesem folgt nach Verlauf von ohngefähr 6 bis 9 Monaten der äußerste Schneidezahn.

Die Milch-Backenzähne unterscheiden sich von ihren Nachfolgern nur dadurch, daß sie mehr zusammengedrückt sind. Nach Verlauf von einem Jahre kommt zu ihnen der 4te (d. h. der 1ste bleibende) Backenzahn hinzu, und 6 Monate später, öfters auch erst im 3ten Jahre nach Pessina, erscheint der 5te Backenzahn.

Mit Ablauf des 2ten Jahres hat also das Füllen  $\frac{2}{3}$  Milch-Schneidezähne,  $\frac{2}{3}$  Augenzähne,  $\frac{2}{3}$  Milch-Backenzähne und  $\frac{2}{3}$  bleibende Backenzähne, in Allem also 30 Zähne.

Nach dem 2ten Jahre geht der Zahnwechsel vor sich und zwar in folgender Ordnung:

<sup>9)</sup> Vergl. Pessina a. a. O. — Sebalb S. 409. — Schwab's Anleit. z. äußern Pferdekenntniß. S. 67. — Dessen Lehrb. S. 62.

Die beiden mittelsten Milch-Schneidezähne (Zangen), welche zuerst hervorgebrochen sind, fallen auch zuerst aus; dieß geschieht mit  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Jahren.

Mit  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Jahren fallen die sogenannten Mittelzähne aus, und am letzten, d. h. erst mit  $4\frac{1}{2}$  bis 5 Jahren der äußerste Milch-Schneidezahn (der sogenannte Eckzahn). Die ausfallenden Schneidezähne werden sogleich durch ihre bleibenden ersetzt.

Die Hakenzähne sind am unbeständigsten in ihrer Ausbruchszeit, indem sie manchmal schon nach dem zweiten, bisweilen erst zu Ende des fünften Jahres zum Vorschein kommen; bei den meisten brechen sie jedoch gegen das Ende des vierten Jahres hervor<sup>10)</sup>.

Bei den Backenzähnen ist hinsichtlich des Wechsels folgende Ordnung eingehalten: Der 1ste Milch-Backenzahn fällt nach 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Jahren aus, ebenso der 2te, und mit 3 bis  $3\frac{1}{2}$  Jahren geht der 3te Milch-Backenzahn verloren. Im 5ten oder auch erst im 6ten Jahre bricht der hinterste oder 6te Backenzahn hervor<sup>11)</sup>.

Mit dem 5ten Jahr sind demnach alle Zähne, und zwar lauter bleibende vorhanden, und das Thier ist nun nicht mehr ein Füllen, sondern ein Pferd.

Vom 5ten Jahre an kann also das Alter der Pferde nur noch aus dem Grade der Abreibung an den Kauflächen und aus dem Nachschub der Schneidezähne erkannt werden<sup>12)</sup>.

Die Wirbelsäule der Pferde zeigt folgende numerische Verhältnisse: Halswirbel 7, Rückenwirbel 18, Lendenwirbel 6, Kreuzwirbel 5, und Schwanzwirbel 18.

Wie bei Wiederkäuern und Pachydermen, so fehlt auch hier das Schlüsselbein. Das Schulterblatt bildet, wie bei den erstern, ein schmales gleichschenkliges Dreieck, aber die Gräthe ist in ihrem obern Drittel am höchsten und wird von da an gegen das Acromion niedriger, auch ist die Gelenkfläche breiter als hoch, was beim Ochsen das Gegentheil ist.

Der Oberarmknochen ist, wie bei dem Ochsen, kurz und dick, un-

10) Schwab's Anleit. S. 67. — 11) Dessen Lehrb. S. 63. — 12) Am ausführlichsten und mit vielen Kupfern erläutert, hat Pessina a. a. D. diesen Gegenstand behandelt.

terscheidet sich aber von demselben leicht dadurch, daß Kopf und Höcker in derselben Fläche liegen, und diese oberen Höcker durch 2 Gruben geschieden ist, während beim Ochsen der äussere Höcker viel höher als der innere ist, und nur eine Grube vorkommt.

Die Ellenbogenröhre verschmilzt unterhalb ihres ersten Drittels ganz mit der Speiche. Die untere Gelenkfläche der letztern wird durch eine senkrechte Leiste in 2 Gruben abgetheilt, während beim Ochsen 2 sehr schiefe Leisten 3 Kuschhöhungen hervorbringen.

Im Bau der Hand-, so wie der Fußknochen treten beim Pferde die meisten Eigenthümlichkeiten hervor.

Die Handwurzel ist schmal und besteht aus 7 Knochen, wovon 4 in der obern und 3 in der untern Reihe liegen. Dieselbe Zahl findet sich bei den Kameelen, dagegen kommen beim Ochsen nur 6 vor.

Die Mittelhand hat nur einen, aber sehr langen Hauptknochen, wie die Ruminanten, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei diesen das untere Ende 2, durch eine tiefe Furche getrennte Rollen bildet, während bei den Pferden nur eine einzige Rolle vorkommt. Ausserdem hat der Hauptknochen auf jeder Seite noch einen langen Griffelknochen, der zur Bildung der obern Gelenkfläche beiträgt. Cuvier betrachtet diese Griffelknochen als Fingerglieder; richtiger ist jedoch wohl Meckel's<sup>13)</sup> Ansicht, nach welcher der Hauptknochen als dem mittelsten, die beiden Nebenknochen aber als dem zweiten und vierten der meisten übrigen Thiere entsprechend anzusehen sind.

Da der Mittelhandknochen an seinem untern Ende<sup>14)</sup> bloß mit einer einzigen Rolle versehen ist, so kann sich auch nur ein einziger Finger ansehen, der, wie gewöhnlich, aus 3 Gliedern besteht, nämlich dem Fesselbein, Kronenbein und Hufbein, die sämmtlich kurz und breit sind.

Ausserdem finden sich noch an der Hand 3 Sesambeine, nämlich die beiden Gleich- oder Lin sen beine, an der hintern Fläche des untern Endes vom Mittelhandknochen über dem Fesselbein, und das Strahlenbein an der hintern Fläche des untern Theils vom Kronenbein.

Die hintern Gliedmassen bestehen aus den gewöhnlichen Haupttheilen. Der Schenkelknochen ist kurz, so daß er unter der Haut des Rumpfes

13) System b. vergl. Anat. II. 2. S. 399.

verborgen liegt; an der äußern Seite des Körpers ist ein Vorsprung, der den Wiederkäuern fehlt.

Das Schienbein ist lang, stark und schief, und wird am untern Ende durch eine schiefe Leiste in 2 Gruben abgetheilt; bei den Wiederkäuern ist diese Leiste senkrecht.

Das Wadenbein ist ein dünner, langer Knochen, dessen oberes Ende sich mit dem äußern Höcker des Schienbeins verbindet; der Körper ist etwas vom Schienbein entfernt und sein unteres Ende reicht nur bis zur Mitte dieses Knochens<sup>14)</sup>.

Die Fußwurzel (das Sprunggelenk) ist aus 6 Knochen zusammengesetzt. Der Mittelfuß mit seiner einzigen Zehe entspricht in seiner Bildung den gleichnamigen Theilen an der vordern Extremität.

Sowohl das gemeine Pferd, als das Maulthier, der Esel, das Zebra und das Quagga stimmen in ihrem Skelet so vollständig miteinander überein, daß man nach einem einzelnen Knochen auf die Art nicht schließen kann<sup>15)</sup>.

Der Verdauungs-Apparat der Pferde ist von folgender Beschaffenheit: Die Speiseröhre ist eng, und soll an ihrem untern Ende, nach Lamorier<sup>16)</sup> und Gurlt<sup>17)</sup>, eine Klappe haben, woraus man es erklären will, daß diese Thiere nicht zum Erbrechen zu bringen sind. Aller angewandten Mühe ungeachtet konnte jedoch einer der geübtesten Anatomen, Meckel<sup>18)</sup>, nie eine solche Bildung finden, und er ist daher der Meinung, daß der Anschein nur zufällig durch die Lockerheit der Verbindung zwischen der innern und Muskelhaut entsteht. Auch Bertin und Haller<sup>19)</sup> bestreiten die Existenz einer solchen Klappe, und es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß die Auffindung derselben bloß auf einer Täuschung beruht.

---

14) Nach Weber a. a. O. S. 15. soll das Wadenbein dem Esel fehlen. Diese Angabe muß jedoch auf einem Irrthum beruhen, da dasselbe an dem schönen Skelet in der hiesigen Veterinär-Schule recht deutlich zu sehen ist. — 15) Cuvier Rech. II. 1. p. 112. — 16) Mém. où l'on donne les raisons, pourquoi les chevaux ne vomissent point. Paris 1733. p. 697. — 17) Deutsches Archiv für Physiol. VI. 539. — 18) System d. vergl. Anatom. IV. S. 507. 19) Elem. phys. VI. 138.

Der Magen ist einfach, ohne Einschnürung, und die Speiseröhre senkt sich fast in der Mitte des kleinen Bogens ein. Die innere Haut ist in der linken Hälfte des Magens glatt, wie die der Speiseröhre; in der rechten Hälfte ist sie flockig.

Die Länge des ganzen Darmkanals verhält sich zu der des Körpers ohngefähr = 8 : 1. Der dünne Darm ist viel enger als der dicke; der Blinddarm ist viel weiter als der Magen, und faßt über 3mal mehr Flüssigkeit als letzterer.

Die Leber ist in 2 große Lappen gespalten, die wieder durch Einschnitte zertheilt sind. Die Gallenblase fehlt. Die Bauchspeicheldrüse ist mittelmäßig, und öffnet sich dicht neben dem Gallengang in den Darmkanal. Die Milz ist länglich dreieckig und platt.

Das Herz ist groß und hat die Form eines stumpfen Kegels. Die Lungen sind nicht in Lappen abgetheilt.

Die Hoden liegen in einem Hodensack. Die Ruthe ist dick, cylindrisch und in einer Röhre enthalten, welche von der Bauchhaut gebildet wird. Das Cuter ist zwischen den Hinterfüßen und hat 2 Bizen<sup>20)</sup>.

Die Haut ist von mittelmäßiger Dicke, und mit kurzen dicht anliegenden Haaren versehen. Am Halse verlängern sie sich und bilden eine Mähne, und der Schwanz ist gleichfalls, entweder ganz oder doch am Ende, mit langen Haaren besetzt.

Die Gattung besteht aus 6 Arten, welche ursprünglich in der alten Welt einheimisch sind. Zwei derselben sind Hausthiere geworden und haben sich mit dem Menschen auch in der neuen Welt ausgebreitet. Im freien Zustande sind sie schnelle, flüchtige Thiere, welche in Heerden zusammen leben, die von einem erwachsenen Hengste geführt werden.

---

20) Fr. Cuvier (Dict. des scienc. nat. VIII. p. 452) schreibt dem Pferde 4 Bizen zu; allerdings findet man öfters hinter den größeren Warzen noch 2 kleinere, doch ist dieß nicht allgemein.

---

## 1.

Das gemeine Pferd. *Equus Caballus* Linn.

Tab. CCCIX. CCCX.

*Equus (Caballus) cauda undique setosa.* Linn.

α) Die Art überhaupt.

Ἴππος. ARIST. hist. anim. I. c. 5. n. 35; c. 7. n. 63. — II. c. 5. n. 23.; c. 8. n. 43.; c. 18. n. 126. 130. — III. c. 10. n. 133. — V. c. 11. n. 128. 129. — VI. c. 22. n. 308 — 334. — VII. c. 17. n. 212. 214. 228. 236. — VIII. c. 11. n. 114. 115. — IX. c. 5. n. 78.

*Equus* PLIN. hist. nat. VIII. c. 42. (c. 64 — 67. Hard.) — X. c. 63. (c. 83. Hard.) — XI. c. 37. (c. 64. 70 Hard.) — XXVIII. c. 11. (c. 49 Hard.)

Ἴππος. AELIAN. anim. III. c. I — IV. c. 6, 7, 8, 11.

OPPIAN. Cyneg. I. 158.

*Equus* GESN. quadrup. p. 442. fig. p. 443.

ALDROV. solid. p. 2. fig. p. 21.

JONST. quadrup. p. 1. t. 1 — 4.

RAI synops. quadrup. p. 62.

cauda undique setosa. LINN. syst. nat. 2. p. 48.

domesticus. KLEIN quadrup. p. 4.

Le Cheval. BUFF. hist. nat. IV. p. 174. t. 1. — Edit. de SONNIN. XXII. p. 75.

*Equus*. BRISS. regn. anim. p. 100. n. 1.

(Caballus) cauda undique setosa. LINN. syst. nat. 12. I. p. 100. n. 1.

The horse. PENN. syn. quadr. p. 1. n. 1. — Uebers. v. Beschf. I. p. 1.

*Equus Caballus*. ERXL. syst. regn. an. p. 207.

Das Pferd. Zimmerm. Gesch. des Menschen I. p. 178. II. p. 79.

*Equus Caballus*. LINN. syst. nat. ed. GMEL. p. 209.

Doubdorff. Zoolog. Beitr. S. 707.

SHAW. gen. Zoolog. II. 2. p. 419. t. 214. 215.

Beschf. gem. Naturgesch. Deutschl. 2te Aufl. I. S. 226.

Liedem. Zoolog. I. S. 525.

- Equus Caballus. CUV. reg. anim. I. p. 243. — 2. éd. p. 251. Uebersf. v. Voigt.  
I. p. 286.
- Schwab Taschenb. der Pferdekunde 1817. S. 21. — 1818. S. 3.
  - FR. CUV. Dict. des scienc. nat. VIII. p. 455.
  - DESMAR. Mammalog. p. 416.
  - DESMOULINS Dict. class. d'hist. nat. III. p. 559.
  - GRAY Zoolog. Journ. I. p. 243.
  - GRIFFITH animal Kingdom III. p. 439.
  - FISCHER synops. mammal. p. 429.
- 

## β) Verwilderte Pferde.

- Ἴππος ἄγριος. HEROD. hist. IV. 52.  
- STRAB. Geograph. ed. CASAUB. p. 248. 318.
- Equus ferus. PLIN. hist. nat. 442. 14.  
Ἴππος ἄγριος. AELIAN. nat. animal. XVI. c. 9.
- Equus silvaticus. LEO AFRIC. descr. Afric. p. 751.
- Cheval sauvage. MARMOL Afr. I. p. 51.
- Wilde Pferde. Dapper Afr. S. 20.
- Chevaux sauvages. DU HALDE. IV. p. 28.
- Wild horses. BELL trav. I. p. 212.
- Wilde Pferde. Gmel. Reise I. p. 44. t. 9.  
Falkner Patagon. S. 53.
- Pallas Reise. Auszug. I. S. 142. — III. S. 346. t. 1.  
Schlözer Erdbeschr. v. Amerik. S. 276.  
Cetti Naturgesch. v. Sardin. S. 27.
- Vagabonds. Azar. hist. nat. du Paraguay II. p. 296.
- Wild horses. MUNGO PARK. trav. p. 104.  
MOORCROFT. Asiat. research. XII. p. 441. 444. 460.
- 

## γ) Zahme Pferde.

- Ridinger Entwurf einiger Pferde. Augsb. 1755.  
— Darstellung der Pferde mit 50 K. Augsb. 1770.



- Equus Caballus. FORST. phil. transact. LVII. p. 345.  
 Arabisches Pferd. Niebuhr Besch. v. Arab. S. 161.  
 Kalmückisches Pferd. Pallas Reisen. Ausg. I. S. 256.  
 Kirgissches Pferd. Ebenda. S. 340.  
 Sardinisches Pferd. Cetti Naturgesch. v. Sard. S. 29.  
 Benningfen Gedanken über einige dem Officier der leichten Reiterei nothw. Kenntn.  
 nisse. Riga 1794. 2te Aufl. Wilna 1805.  
 Cheval domestique. AZAR. hist. nat. II. p. 310.  
 HUZARD Instruct. sur l'améliorat. des chevaux en France. Paris. An. X.  
 Pferd. Krünitz Encycl. Band CX.  
 CHARDIN voy. en Perse nouv. édit. par Langlès. III. p. 366.  
 d'Alton Naturgesch. des Pferdes. Weim. 1810.  
 Sebald Naturgesch. des Pferdes. Ausb. 1815.  
 BRACY CLARKE hist. of the horse. Lond. 1824.  
 Cheval sarde. LA MARMORA voy. en Sard. p. 431.  
 F. v. Brinken Bemerkungen über d. engl. Pferd, dessen Rassen u. c. Weim. 1827.  
 Kunz Abbildungen sammtl. Pferde-Rassen, herausgeg. von d'Alton. Karlsr. 1827.  
 Huzard Nachrichten über einige Pferderassen im österr. Kaiserth. übers. v. Müll-  
 ler. Wien 1827.  
 Erdelyi Besch. d. Gestüte des östr. Kaiserstaats. Wien 1827.  
 Das Pferd. Kengger Säugth. v. Paraguay. S. 331.  
 — — Ruppell Reise in Rub. S. 38. 108. 145.  
 Erdelyi Versuch einer Zoophysiol. 2te Aufl. Wien. 1830. S. 90.  
 Schwab Anleit. z. äusseren Pferdekennntniß. 2te Aufl.  
 The Arabian horses. Asiat. Journ. 1833. p. 117. <sup>21)</sup>

---

Hengst (das Männchen); Beschäler, Stöter (das zur Fortpflanzung verwen-  
 dete Männchen); Stute (das Weibchen); Füllen, Fohlen, Hain-  
 sel, Heulerlein (das Junge); Wallach (ein verschmittner Hengst);

---

21) Von der reichen Literatur über das Pferd konnten nur die hauptsächlichsten Schriften,  
 und auch diese nicht alle, aufgeführt werden. Mit großer Vollständigkeit hat sie bis auf seine  
 Zeit Donndorf in seinen zoolog. Beiträgen S. 707 gesammelt; mehrerer hier nicht erwähn-  
 ten ist am gehörigen Orte gedacht.

- Klopphengst (ein halbverschmittner Hengst); Mähre<sup>22)</sup> (ein schlechtes Pferd); Gaul, Ross.<sup>23)</sup>
- Paard, Paert (Pferd); Hengst (Hengst); Mere (Stute). Holländisch.
- Hest (Pferd); Hingst (Hengst); Hoppe (Stute). Dänisch.
- Häst. Schwedisch.
- Horse (Hengst); Mare (Stute); Gelding (Wallach); Colt (Füllen). Englisch.
- Cheval (Pferd); Etalon (Hengst); Jument (Stute); Cheval hongre (Wallach); Poulain (Füllen). Französisch.
- Cavallo (Hengst); Cavalla (Stute); Cavallo castrato (Wallach); Palledro (Füllen). Italienisch.
- Cavallo (Pferd); Caballo (Hengst); Yegua (Stute); Caballo castrado (Wallach); Potranca (dreijähriges Füllen); Potro (vierjähriges Füllen). Spanisch.
- Cavallo (Hengst); Egoa (Stute); Cavallo castrado (Wallach); Faca; Faquinha (Füllen). Portugiesisch.
- Kon. Polnisch.
- Kon, Loschad' (Pferd); Sherebetz (Hengst); Kobyla (Stute); Meren, Woloch', Kladenoi kon (Wallach); Sherebenok (Füllen). Russisch.
- Alaschah (Pferd); Aiger (Hengst); Baital, Biä (Stute); Tai (Füllen). Tartarisch.
- Lo (Pferd); Men-ló, Tsödör (Hengst); Kanza, Kabala-ló (Stute); Paripa, Herélt-ló (Wallach); Tsiko, Vemhe (Füllen). Ungarisch.
- Asp. Persisch.
- Fars. Pharas. Arabisch.
- סוס Sus. Hebräisch.
- Argamak. Bucharisch.

---

Unter allen Thieren, welche des Menschen Hausgenossen geworden sind, wird das Pferd von keinem an vielartiger Brauchbarkeit übertroffen. Mit der Stärke und Ausdauer des Kindes, verbindet es die Gelehrigkeit und Schnelligkeit des Hundes, die Genügsamkeit und Bereitwillig-

22) Mähre nannte man in frühern Zeiten eine Stute überhaupt.

23) Gaul bedeutet ein gemeines Pferd; Ross hat in vielen Gegenden Bayerns dieselbe Bedeutung, während es gegenwärtig im übrigen Deutschland nur von einem edlen kräftigen Thiere gebraucht wird.

Zeit des Kameels, und in seinen edlern Rassen die schönen Formen und die stattliche Haltung der Antilope. Es dient dem Menschen nicht bloß in den Beschäftigungen, die er zur Unterhaltung seiner physischen Existenz betreibt, und das Bestehen ganzer Nationen ist fast allein auf dasselbe begründet, sondern es ist ihm auch ein Gegenstand seines Luxus, seiner Vergnügungen und selbst seiner abgöttischen Verehrung geworden, und in ihm hat er sogar einen treuen und muthigen Gefährten gefunden, der ihm seine Schlachten mitkämpft, und unerschrocken dem Sieg oder Tode entgegen-eilt. „Es strampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft, und ziehet den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und fliehet nicht vor dem Schwerdt, wenn gleich wider dasselbe klinget der Köcher, und glänzet beide Spieß und Lanze. Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete stark klinget, spricht es Hui, und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Tauchzen.“<sup>24)</sup>

Diese Vorzüge des Pferdes werden noch dadurch beträchtlich erhöht, daß es nicht, wie der Elephant oder das Kameel, auf ein bestimmtes Klima beschränkt ist, sondern daß es fast unter allen Himmelsstrichen aushält, und sich deshalb mit dem Menschen gegenwärtig beinahe über den ganzen Erdboden ausgebreitet hat. Diese allgemeine Verbreitung ist ihm aber ehemals nicht zugekommen, und es ist eine bekannte Thatsache, daß dasselbe von den ersten Entdeckern weder in Amerika, noch auf Neuholland, noch auf den Inselgruppen der Südsee vorgefunden worden ist. Ebenso hat man auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung<sup>25)</sup> keine Pferde angetroffen, und in Kongo, Loango und Guinea<sup>1)</sup> sollen sie gleichfalls nicht zu Hause gewesen, sondern von den Europäern eingeführt worden seyn. Selbst in vielen Gegenden Ostindiens<sup>2)</sup> gab es keine Pferde, als die Portugiesen zuerst daselbst ankamen, und auf Sumatra, Java, Borneo<sup>3)</sup> u. s. w. sind sie früher ebenfalls nicht gewesen. Von unsern europäischen Rassen, wie wir dieß später sehen werden, ist es wahrscheinlich oder er-

---

24) Hiob 39, 21—25. — 25) Kolbe's Reise. S. 163. — Barrow's Reise S. 30. —  
 1) Allgem. Reisen 20 und 24 B. nach Sebalb S. 10. — 2) Maffei le historie delle  
 Ind. orient p. 23. 2. — 3) Allgem. Reisen 16 und 18 B. nach Sebalb S. 10. —

ermiesen, daß sie aus dem Oriente eingebracht worden sind, und Düréau de la Malle<sup>4)</sup> will sogar aus zwei Stellen bei Xenophon<sup>5)</sup> schließen, daß die Domestikation des Pferdes in Griechenland zu den Zeiten dieses Schriftstellers noch nicht sehr alt gewesen seyn konnte.

Wir werden demnach bei unsern Nachforschungen über die ursprüngliche Heimath des Pferdes auf einen immer kleinern Erdstrich eingeschränkt, und die ältesten Denkmale der plastischen Kunst, wie der schriftlichen Ueberlieferungen weisen uns auf Mittelasien und Egypten hin, also auf Länder, in denen sich der Mensch zuerst ausgebreitet hat. Von den Werken der bildenden Kunst soll hier nur an die Ruinen von Persepolis<sup>6)</sup> und an die alten Monumente Egyptens<sup>7)</sup> erinnert werden, auf welchen wir noch jetzt die damals einheimische Pferderasse in charakteristischen Zügen dargestellt sehen. Auch giebt uns unter den schriftlichen Denkmalen jener Zeit das glaubwürdigste, so wie theilweise das älteste derselben, die heilige Schrift, vielfache Aufschlüsse über diesen interessanten Punkt, auf welchen wir jetzt ausführlicher eingehen müssen.

Die Patriarchen beschäftigten sich nicht mit der Pferdezucht, sicherlich aus dem Grunde, weil sie keine Kriegsfürsten waren und deshalb der Pferde entbehren konnten. Von Abraham wird erzählt, daß er reich war an Schafen, Kindern, Eseln und Kameelen<sup>8)</sup>, von Pferden aber ist bei ihm so wenig, als bei Lot<sup>9)</sup> und Jakob<sup>10)</sup> die Rede. Auch bei dem Auszug der Kinder Israhel aus Gosen<sup>11)</sup>, und in ihren ersten Gesetzen<sup>12)</sup>, wird dieser Thiere nicht gedacht, so daß sie entweder ganz fehlten, oder doch wenigstens so selten waren, daß sie in keinen Betracht kamen. Dieß wird um so auffallender erscheinen, da die Israheliten aus einem Lande auswanderten, in welchem es einen Ueberfluß an Rossen gab, denn als die große Theuerung in Egypten ausbrach, brachten die Eingebornen zu Joseph ge-

---

4) Annal. des scienc. nat. XXVII. p. 23. — 5) *Περὶ ἵππων* edit. Courier III. 4. p. 50 8. VIII. 13. p. 73. — 6) Descript. de l'Egypte part. anc. Atlas, Vol II. pl. 31. fig. 3. — Vol. III. pl. 1. fig. 5, 6. etc. etc. — 7) Ker Porter trav. in Pers. Vol. I. t. 40. 41. — 8) 1. Mof. 12, 16. — 9) Ebenba 13, 5. — 10) Ebenba 30, 43. — 11) 2. Mof. 12, 38. — 12) Ebenba 22.

gen Getreide ihr Vieh, wobei ausdrücklich die Pferde genannt sind<sup>13</sup>). Und als Pharaon den Israeliten nachjagte, gieng er mit allen seinen „Wagen, Reitern und Rosse“ zu Grunde.

Auch im weitem Verlauf der Zeiten bedienten sich die Israeliten der Pferde nicht, und es wird im letzten Buch Moses<sup>14</sup>) ihnen ausdrücklich geboten, daß wenn sie sich einmal einen König wählen würden, so sollte dieser es unterlassen, „daß er nicht viele Rosse halte, und führe das Volk nicht wieder in Egypten, um der Rosse Menge willen.“ Dieses Verbot war wohl deshalb gegeben, damit aller Verkehr mit Egypten, und hiemit auch Einführung des ägyptischen Götzendienstes vermieden, das Volk Israel zu ungerechten Kriegen nicht hingetrieben würde, und sich nicht auf Wagen und Rosse, sondern auf den Herrn, seinen Gott, verlasse (Psalm 20, 8.).

Die Völker aber, mit welchen die Israeliten von jetzt an zu thun hatten, waren bereits mit einer starken Reiterei versehen. Denn als Josua gegen die verbündeten Könige der Cananiter zog, heißt es von ihnen, daß sie sehr viele Rosse und Wagen hatten<sup>15</sup>). Und als die Philister sich versammelten gegen Saul zu streiten, zählten sie 30,000 Wagen und 6,000 Mann Reiterei unter ihrem Heere<sup>16</sup>). Im Kriege gegen den König zu Soba fing David 1700 Reiter<sup>17</sup>), und als die Syrer abermals gegen ihn rückten, hatten sie eine so starke Reiterei bei sich, daß im Kampf 40,000 Mann von derselben blieben<sup>18</sup>). Die Israeliten selbst aber erhielten nicht eher berittenes Kriegsvolk, als unter Salomo, der außer vielen Wagen 12,000 Reiter zusammenbrachte<sup>19</sup>).

Diese Pferde konnten natürlich nicht aus dem Inlande genommen seyn, da dasselbe sich nicht mit der Zucht dieser Thiere befaßt hatte. Daher heißt es von Salomo<sup>20</sup>): „Und man brachte ihm Rosse aus Egypten und aus allen Ländern.“ Unter denselben werden in der h. Schrift die ägyptischen, assyrischen und thogarmischen gerühmt, von denen daher hier etwas umständlicher die Rede seyn muß<sup>21</sup>). Daß in den ältesten Zeiten Egypten

13) 2. Mos. 47, 17. — 14) 17, 16. — 15) Jos. 10, 4. — 16) 1. Sam. 13, 5. — 17) 2. Sam. 8, 4. — 18) Ebenda 10, 18. — 19) 2. Chron. 1, 14. — 20) Ebenda 9, 28. 21) Vergl. die sehr gründliche Erörterung dieses Gegenstandes in Bochart. Hierozoicon. I. p. 117.

sich einer blühenden Pferdezucht erfreute, geht nicht nur aus den zum Theil bereits erwähnten Angaben in der Bibel, sondern auch aus den Profan-Schriftstellern hervor. Schon Homer<sup>22)</sup> besingt Theben mit seinen hundert ehernen Thoren, aus deren jedem 200 Mann auf Wagen oder Pferden herausgehen. Und Diodor<sup>23)</sup> berichtet uns, daß allein zwischen Memphis und Theben 100 Ställe, jeder mit 200 Pferden, zu finden waren. Nachdem Egypten seine Selbstständigkeit eingebüßt hatte, versiel zwar allmählig seine Pferdezucht, doch schreibt noch Hieronymus dem König Ptolomäus Philadelphus 20,000 und Appian demselben sogar 40,000 Reiter zu<sup>24)</sup>.

Der Pferde des assyrischen Volks gedenkt Jesaias<sup>25)</sup> indem er den Einfall ihres Königs weissagt: „Seiner Kofse Hufe sind wie Felsen.“ Ferner Jeremias<sup>1)</sup>: „Seine Wagen sind wie ein Sturmwind, und seine Kofse schneller, denn Adler.“ Endlich Habakuk<sup>2)</sup>: „Ihre Kofse sind schneller, denn die Parde, so sind sie auch bissiger, denn die Wölfe des Abends.“ Bochart<sup>3)</sup> mag bei Erklärung dieser Stellen Recht haben, daß die assyrischen Pferde nicht bloß einheimische gewesen seyn werden, sondern auch aus den benachbarten Ländern eingeführte, namentlich aus Armenien, Medien und Persien, deren Kofse in hohem Rufe standen. Unter diesen waren insbesondere die nisaïschen aus Medien ihrer Stärke, Schönheit und Schnelligkeit wegen berühmt, und schon Herodot<sup>4)</sup> gedenkt ihrer. Viele andere Schriftsteller rühmen die Pferde aus diesen Ländern, unter denen hier nur Strabo<sup>5)</sup> und Abfyrtus<sup>6)</sup> genannt werden sollen. Daß

---

22) Iliad. i. Vs. 383. — 23) Hist. lib. 1. p. 30. — 24) Boch. Hieroz. I. p. 134. — 25) Kap. 5, 28. — 1) Kap. 4, 13. — 2) Kap. 1, 8. — 3) U. a. D. S. 124. — 4) Polyhymnia et Thalia. — 5) Geograph. edit. Casaub. p. 796. Media autem est alendis equis maxime idonea, ut et Armenia. Nisaeos autem equos, optimos illos et maximos, quibus reges utebantur, alii inde dicunt genus ducere, alii ex Armenia, sunt autem forma peculiari, ut qui nunc Parthici appellantur. — Illa autem regio (Armenia) equis alendis tam apta est, neque Media minus, ut etiam ibi fuerint Nisaei illi equi, quibus utebantur Persarum reges, et Armeniae Satrapa quotannis pullorum viginti millia mitteret ex Mithracenis. — 6) Ἰππιαιτρικῶν lib. 1. cap. 115: Parthi equi magni, et proceri sunt, animosi, ac specie generosa et pedibus maxime valent. Medi statura eximii. Armenii et Cappadoces sunt Parthici generis, sed capite graviore.

bei den Persern die Pferde seit alten Zeiten im Gebrauch waren, ist bekannt, und schon von Xenophon wird berichtet, daß sie bei ihnen der Sonne geheiligt waren, was auf einen uralten Kultus schließen läßt. Auch bei den Armeniern und mehreren andern Völkern des Alterthums kommt diese Abgötterei vor, und sie gieng selbst zu den Juden unter der Herrschaft der Könige über, als sie den wahren Gott verwarfen und den Götzendienst der heidnischen Nachbarn annahmen.

Unter den Pferderassen, deren die h. Schrift Erwähnung thut, sind zuletzt noch die thogarmischen Pferde anzuführen, deren der Prophet Hese-kiel<sup>7)</sup> in seinem Klaglied über Tyrus gedenkt: „Die von Thogarma haben dir Pferde und Wagen, und Maulesel auf deine Märkte gebracht.“ Unter Thogarma aber ist Cappadocien zu verstehen, dessen Pferde von vielen Schriftstellern des Alterthums gepriesen werden, daher auch die Perser, nach Strabo's<sup>8)</sup> Bericht, aus diesem Lande 1500 Rosse als jährlichen Tribut zogen<sup>9)</sup>.

Aus diesen Thatsachen, die zunächst aus der h. Schrift, als der ältesten und sichersten Quelle, entnommen, oder doch an sie angeschlossen worden sind, ergibt es sich also, daß die Pferde- und Mauleselzucht bei den ältesten Völkern der Welt, nämlich denen Mittelasiens und dem in völkergeschichtlicher Beziehung hiezu gehörigen Egypten, seit den frühesten Zeiten in einem trefflichen Zustande gefunden wurde. Zu einer solchen frühzeitigen Blüthe konnte sie aber nur dadurch kommen, daß das Pferd, als ein

7) Kap. 27, 14. — 8) Geograph. p. 797.

9) Auffallend muß es erscheinen, daß die arabischen Pferde, die gegenwärtig so hoch geschätzt sind, in den ältesten Urkunden nicht erwähnt werden, und Strabo (Geograph. p. 1130.) sagt ausdrücklich, daß die Araber keine Pferde, sondern an deren Stelle Kameele haben. Wahrscheinlich sind jene Thiere erst später aus Mesopotamien nach Arabien eingebracht worden; wenigstens leiten die Araber das Alter ihrer Pferde gewöhnlich selbst nicht höher als von den Stutereien Salomo's ab, und noch jetzt werden von den Beduinen bei Basra, Mosul und Merdin treffliche Rosse gezogen. Hier ist die Pferde- und Mauleselzucht uralte, wie denn auch Cyrus nach der ersten Einnahme von Babylon allein in dieser Satrapie, ausser den Kavalleriepferden, noch eine eigne Zucht hielt, die aus 800 Beschälern und 16,000 Mutterpferden bestand, so daß jedem Hengst 20 Stuten zum Belegen zukamen (Herodot Lib. I. 112).

gebornes Hausthier, gleich ursprünglich in Wart und Pflege genommen wurde, und da die genannten Länder dem zweiten Ausgangspunkt des Menschengeschlechts, nämlich dem Gebirge Ararat, zunächst lagen, so waren sie natürlich auch die ersten, in welchen sich die jugendlichen Stämme und Völker mit ihren Hausthieren niederließen.

Das fröhliche Gedeihen derselben war denn auch durch die herrliche Beschaffenheit dieser Länder ungemein begünstigt, und es ist ein sehr beachtungswerther Umstand, daß die edelsten Pferde der Welt gerade in den Gegenden vorkommen, welche die ersten Wohnsitze des menschlichen Geschlechts gewesen, und daß alle guten europäischen Rassen von jenen Urstämmen entsprungen sind. Auch hat sich die Pferdezucht Mittelasiens, obgleich seit jenen Zeiten die politische Gestaltung dieses Theils der Erde mehrmals von Grund aus umgeändert worden ist, fortwährend erhalten, und wie in der alten Welt hat es noch jezt zahllose Reiter schaaren.

Bei diesem hohen Alter der Pferdezucht und der Menge weiter Steppen und Weideplätze, in welchen den Heerden herumzustreifen vergönnt wurde, konnte es natürlich nicht fehlen, daß nicht hie und da Pferde ausgerissen wären, und sich verwildert hätten. Daher finden wir bei den griechischen und römischen Schriftstellern öfters die Erwähnung von wilden Rossen, die aber keineswegs als Thiere, welche in der ursprünglichen Freiheit fortlebten und von denen die domestisirten abstammen, anzusehen sind, sondern als Flüchtlinge von zahmen Heerden und deren wilde Nachkommen. Diese Ansicht läßt sich für einzelne Fälle, wie dieß an Ort und Stelle geschehen wird, historisch begründen, und da, wo diese Zeugnisse abgehen, kommen doch wenigstens jene Wildlinge unter solchen Verhältnissen vor, daß die genauesten Beobachter, wie Gmelin, Forster und Pallas, keinen Anstand nahmen sie für nichts anders als verlaufene und verwilderte Thiere anzusehen. Von ihnen soll zuerst die Rede seyn.

#### a) Verwilderte Pferde.

Verwilderte Pferde können sich natürlich nur in solchen Ländern finden, in welchen der Mensch große Strecken unbewohnt gelassen hat. In Europa,



Europa, wo die Bevölkerung meist dicht gedrängt zusammenlebt, vermögen Flüchtlinge nicht lange frei sich herumzutreiben; noch weniger aber Heerden zu formiren, und nur in einigen Länderstrichen mit geringer Population, z. B. im südöstlichen Rußland, können Truppen verwilderter Pferde angetroffen werden. Häufiger findet man sie im mittlern Asien, wo sie in den großen Steppen einen weiten Spielraum übrig haben, und daher vom Ural an bis zu dem japanischen Meere sich ausbreiten. Auch in Afrika sind sie hie und da gesehen worden, kommen jedoch niemals, wie es in den beiden andern Welttheilen der Fall ist, in Menge vor. Desto häufiger und zahlreicher sind sie in Amerika, wo sie zumal auf der südlichen Hälfte in Schaaren von mehreren Tausenden herumstreichen.

Das wilde Pferd, das zu Cettis<sup>10)</sup> Zeiten auf der Insel Sardinien vorkam, beschreibt er also: „Es hält sich in Wüsteneien auf, gehört niemanden zu, und kann von jedermann gefangen werden. Man trifft es in verschiedenen Theilen der Insel an: im Distrikte von Bultei und, wie man sagt, auch zu Nurra. Der bekannteste Wohlplatz der wilden Thiere ist der Wald von Canai auf der Insel St. Antioco. Sie sind mit den wilden Pferden Arabiens und Numidiens von einerlei Bau, nach der Beschreibung des Leo Africanus (II. p. 750.), nämlich klein mit struppiger kurzer Mähne, und theils abwechselnder, doch im Ganzen genommen meist brauner Farbe. Man pflegt nur der Kirche des Protektors der Insel ein Geschenk zu machen, um die Pferde nach Belieben fangen zu dürfen; allein das Fell ausgenommen taugen sie zu nichts. Sie sind von so verwilderter Natur, daß man sie auf keine Weise bändigen kann, und am Ende krepiren sie entweder vor Wildheit, oder ihr Besizer sticht sie nieder aus Ungeduld.“ Diese wilden Pferde von St. Antioco, die noch vor 50 Jahre existirten, sind nach de la Marmoras<sup>11)</sup> Bericht jetzt ganz verschwunden.

Im übrigen Europa wird man, Rußland ausgenommen, gegenwärtig wohl keine eigentlichen wilden Pferde, d. h. solche, die keinen Herren haben, antreffen, denn die wilden Gestüte in Polen, Ungarn, der Mol-

10) Naturgesch. v. Sardinien. I. p. 27. — 11) Voyage en Sardaigne. Paris. 1826. p. 167.

dau u. s. w. kommen nicht in diese Kategorie, da die Thiere derselben einem Eigenthümer angehören, und nach Erreichung des gehörigen Alters eingefangen und gezähmt werden. Dagegen sind sonst in Preussen wilde Pferde vorgekommen<sup>12)</sup>. Varro<sup>13)</sup> führt sie von Spanien an, Strabo<sup>14)</sup> nennt gleichfalls dieses Land und die Alpen, und Herodot<sup>15)</sup> berichtet, daß auch am Dniester (Hypanis) sich wilde Pferde und zwar von weißer Farbe finden. Sehr unbestimmt spricht Plinius<sup>16)</sup> von wilden Heerden im Norden.

Der eigentliche Wohnplatz der verwilderten Pferde in der alten Welt ist die unermessliche Strecke, welche sich vom südöstlichen Theil des europäischen Rußlands an bis zum japanischen Meere ausbreitet, und von denen bereits Forster<sup>17)</sup> bemerkt, daß sie alle als Nachkömmlinge von zahmen Thieren anzusehen sind. Diese Angabe erscheint um so zuverlässiger, da alle Nationen dieses Erdstriches, sie mögen zur kaukasischen oder mongolischen Rasse gehören, seit den ältesten Zeiten eine ansehnliche Pferdezucht haben. Als Beleg hiefür mag dienen, daß schon im Jahr 781 die Chinesen den Hoi-he, einem der ältesten und zahlreichsten türkischen Stämme, welche den Südsaum des Hochlandes zumal gegen Schansi und Schensi inne hatten, 180,000 Stück Pferde gegen Seidenzeuge abkaufen konnten<sup>18)</sup>. Und bei den Khalkas-Mongolen fand Gerbillon Khane, welche Heerden von 8 bis 10,000 Stück Pferde hatten<sup>19)</sup>. Ueberhaupt würde es sich der gemeinste Mongole zur Schande rechnen zu Fuße zu gehen: er ruht oder reitet. Bei dieser unzähligen Menge von Pferden, welche man in den Steppen herumstreifen läßt, damit sie sich selbst ihr Futter suchen, ist es unmöglich sie so sorgfältig zu hüten, daß nicht von Zeit zu Zeit einige entkommen und verwil-

12) Stella de orig. Boruss. im Corp. Polon. hist. ex biblioth. Pistorii. Basil. 1582. Tom. I. p. 9: Sunt et in ea regione greges ferorum equorum, quos Graecia non vidit, nec Romanus, quapropter alio vocabulo nominari non possunt. Hi cicuribus equis omnino similes extant, praeterquam quod dorso molliori sunt, ob id nec usui apti. Dicuntque ipsos nequaquam mansuescere posse. — 13) De re rustica II. 1. — 14) Geograph. p. 248 (163 am Rand) und 318 (207). — 15) IV. 52. — 16) Hist. nat. ed. Hard. I. 442, 14. — 17) Buff. hist. nat. édit. de Sonnin. XXII. p. 86. — 18) Ritter's Asien. I. p. 247. — 19) Ebenda. p. 588.

bern. Forster<sup>20)</sup> führt hievon ein Beispiel aus der neuern Zeit an. Während der Expedition Peters I. gegen die Stadt Azow hatte man die Pferde von der Armee auf die Weide geschickt; einige von diesen erlangten ihre Freiheit und schweifen jetzt verwildert in der Steppe zwischen dem Don, der Ukraine und Krimm umher.

Der tartarische Name, den man diesen Pferden in Rußland giebt, ist Tarpan. Sie halten sich in Heerden von 15 bis 20 Stück zusammen und sind selten zahlreicher; bisweilen trifft man auch ein Pferd ganz allein, was gewöhnlich ein junger Hengst ist, den der Anführer der Truppe vertrieben hat, weil er ihm Eintrag thun wollte. Ein solches junges Thier bemüht sich einige junge Stuten an sich zu ziehen, und wird auf diese Art der Führer einer neuen wilden Truppe. Alle diese Heerden leben in den von Bächen durchschnittenen und futterreichen Steppen; während des Winters suchen sie ihre Nahrung auf den Berghöhen, wo der Wind den Schnee weggeführt hat. Sie haben eine große Stärke und können nicht gezähmt werden, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, und selbst die Füllen lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt zähmen, denn sie verlieren niemals ihre Wildheit ganz und bleiben immer von einem stuhigen Wesen. Diese wilden Pferde sind, wie die zahmen, von verschiedener Färbung, doch sind die braunen, isabellfarbenen und mausgrauen die gewöhnlichsten; es giebt unter ihnen keine Scheckten, und die Klappen sind ebenfalls außerordentlich selten. Alle sind klein, aber der Kopf ist verhältnißmäßig größer, als bei den zahmen Pferden; das Haar ist dichtstehend, und bisweilen lang und wallend; auch die Ohren länger, spitziger und bisweilen seitwärts gerichtet. Die Stirne ist gebogen und die Schnauze mit langen Haaren versehen; die Mähne ist sehr buschig und reicht über den Widerrist; die Füße sind sehr lang, und der Schwanz geht nicht über die hintere Fußbeugung herab; die Augen sind lebhaft und voll Feuer<sup>21)</sup>.

Nach dieser allgemeinen Schilderung mögen jetzt die hauptsächlichsten Angaben der Reisenden folgen, welche solche Thiere an Ort und Stelle zu beobachten Gelegenheit hatten.

20) U. a. D. — 21) Buff. a. a. D.

Gmelin<sup>22)</sup> erfuhr bei seinem Aufenthalt in Wornonesch am Don, daß sich hier sonst viele wilde Pferde aufgehalten hätten, die aber nunmehr weiter in die Steppen gejagt worden seyen. Es gelang ihm auch wirklich bei einer darauf angestellten Jagd sich mehrerer Stücke, theils lebendig, theils getödtet, zu bemächtigen, nach denen er seine Beschreibung vornämlich entwirft. Die größten wilden Pferde sind, nach seiner Angabe, kaum so groß als die kleinsten russischen. Ihr Kopf ist unverhältnißmäßig dick; die Ohren sind sehr spitzig, entweder so groß wie bei zahmen Pferden, oder länger, beinahe wie Eselsohren und herabhängend (dergleichen Thiere hatte der Statthalter bekommen); die Augen sind feurig. Die Mähne ist sehr kurz und kraus, und der Schweif kürzer als bei den zahmen. Diese wilden Pferde sind mausfarben<sup>23)</sup>, und die Haare sind so lang und dicht, daß man einen Pelz anzufühlen glaubt. Sie sind außerordentlich scheu, und laufen nochmals so schnell als ein gutes zahmes Pferd davon. Jede Truppe wird von einem Hengst angeführt, der immer vorausgeht und dem die andern folgen. Sobald er erlegt ist, zerstreuen sich die übrigen und werden dann leichter den Jägern zur Beute. Man verfolgt diese wilden Heerden, weil sie die Heumazine in den Steppen leeren, und weil die Hengste die zahmen Stuten entführen. Sie sind sehr schwer zu zähmen, können zum Reiten gar nicht gebraucht werden, laufen sehr schwer neben einem andern Pferd, und sterben meist im andern Jahr ihrer Gefangenschaft.

Pallas<sup>24)</sup> beschreibt die wilden Thiere auf gleiche Weise, wie seine Vorgänger. Er hält die bei der Weste Busuluzk an der Samara vorkommenden für solche, die von verlaufenen zahmen abstammen. Sie sind einem kleinen russischen Pferd vollkommen ähnlich, nur daß sie dickere Köpfe, spitzigere Ohren, eine kurze strauchige Mähne und kürzern Schwanz haben. Die gewöhnlichste Farbe ist, nach dem Bericht der Kosacken, die fahl-

---

22) Reise durch Rußland in den Jahren 1768 und 1769. Bd. I. S. 44. mit einer guten Abbild. — 23) Dieser Ausdruck ist zweideutig, da er sowohl die graue Farbe der Hausmäuse, als die braune der Feldmäuse bedeuten kann; aus der Vergleichung ergiebt es sich jedoch, daß letztere gemeint ist. — 24) Reise durch verschiedne Prov. des russ. Reichs. Auszug. Bd. I. S. 142.

braune, doch soll es auch dunkelbraune und Grauschimmel geben, Schrecken aber gar nicht und sehr selten Klappen.

Auf seiner Rückreise nach der Samara erhielt Pallas ein lebendiges Füllen, das kurz vorher bei Lopkaja Krepost gefangen worden war<sup>25)</sup>. Auch bei dieser Gelegenheit spricht er abermals die Meinung aus, daß die in der jaikischen und donischen Steppe, so wie in der Baraba herumstreichenden wilden Pferde größtentheils nichts anders, als Nachkömmlinge verwilderter kirgisischer und kalmukischer oder andern Hirtenvölkern zugehöriger Hengste sind, welche theils einzelne Stuten, theils ganze Heerden entführt, und mit selbigen ihre wilde Art fortgepflanzt haben. Daher kommt auch ihre Verschiedenheit in der Färbung, obschon die meisten fahlbraun, gelblich oder isabellfarben sind. Von letzterer Farbe war auch das eingefangene Füllen, das schon ganz zahm geworden war, weil man es wenige Stunden nach der Geburt der wilden Mutter abgejagt hatte. Im Vergleich zu zahmen Füllen von gleichem Alter war es höher und stärker von Gliedern, der Kopf größer, das Maul mit längern Haaren besetzt, die Ohren länger und die Spitzen stark nach vorn zurückgebogen. Es trug auch die Ohren meist zurückgelegt, wie ein heißiges Pferd, und die Stirn war sehr gewölbt. Die Mähne schien dichter und gieng weiter über den Rücken herab; der Schwanz war schwärzlich und nicht unterschieden. Der Rücken war weniger ausgebogen, die Hufe kleiner und spitziger, und alles Haarkraus gewellt, besonders am Hintertheil. Die Farbe war isabell, ohne Rückenstreif, aber mit schwärzlicher Mähne und um das Maul von Eselsfarbe. Es war ein weibliches Füllen, dessen Mutter mit noch 7 andern Stuten, das Gefolge des Hengstes ausmachend, dieselbe Farbe hatte; der Hengst aber war fahlbraun gewesen.

Von den wilden Pferden, die sich in Mittelasien herumtreiben, haben wir viele Angaben, obgleich keine so genauen Beschreibungen, als von den europäischen und amerikanischen; auch ist mit ihnen zuweilen der Dschiggetai und der Wildesel verwechselt worden.

---

25) X. a. D. Bb. III. C. 346. tab. 1.

Strabo<sup>1)</sup> behauptet, ohne weitem Beleg, daß die Thiere, welche bei uns gezähmt sind, bei den Indiern größtentheils wild vorkämen. Nelian<sup>2)</sup> sagt gleichfalls, daß wilde Pferde in Indien gefunden werden.

Nach den Berichten der Missionäre kommen wilde Pferde häufig in den mongolischen Steppen vor. Du Halde<sup>3)</sup> erzählt, daß sie sowohl im Lande der Khalkas-Mongolen, als noch mehr gegen Westen einheimisch seyen. Sie haben dieselbe Gestalt, als die domesticirten, gehen in großen Truppen, und wenn sie zahme finden, so führen sie dieselben mit sich fort, indem sie die letztern in die Mitte nehmen und von allen Seiten drücken. An der Südgrenze der Hohen-Gobi, wo sie unmittelbar an die nördlichste Beugung des Hoang-ho stößt, ist nach Pater Martinus<sup>4)</sup> die Waldgegend voll wilder Pferde. Noch weiter westlich in Turfan sind sie gleichfalls einheimisch<sup>5)</sup>. Um den Ural-See sind sie von ältern und neuern Beobachtern häufig angetroffen worden<sup>6)</sup>, und sie gehen im südlichen Sibirien bis nach Kuznessk am Tom unter dem 54° n. Br. hinauf<sup>7)</sup>.

Als Moorcroft auf seiner kühnen Reise den Niti-Paß überstieg, um in das Hochland von Tibet einzudringen, stieß er jenseits Daba auf 3 wilde Pferde (*wild horses*), die indeß zu entfernt waren, um sie genau betrachten zu können. Sie schienen ihm jedoch ohngefähr 13 Fäuste hoch; eine braune Farbe zog sich längs des Oberhalses herab, und Rücken und Seiten waren von einer Farbe, die er *a fawn or azure (?) colour* nennt. Der Kopf schien dick und kurz, und der Schwanz dünn behaart<sup>8)</sup>. Weiterhin am obersten Lauf des Indus-Stroms fand der Reisende abermals eine Menge wilder Pferde<sup>9)</sup>. Eine Varietät derselben, welche er als *Equus Kiang* bezeichnen zu müssen glaubte, sah er auf einer Excursion im Königreiche

---

1) Geograph. 1037 (710). — 2) De nat. animal. XVI. c. 9. — 3) Descript. de la Chine Tom. IV. p. 28. — 4) Ritter's Asien II. S. 169. — 5) Timkowskii Reise nach China. II. S. 99. — 6) Ann. des sc. nat. XXVII. p. 23. — 7) Bell trav. I. 225. — 8) Asiat. Researches XII. p. 441. — Obgleich diese Beschreibung nicht so bestimmt ist, daß man aus derselben sicher auf das wilde Pferd schließen kann, so darf man doch an seiner Existenz auf jenem Hochlande nicht zweifeln, da Moorcroft dasselbe später (p. 460) vom wilden Esel und dem Dschiggetai unterscheidet. — 9) Ebenda p. 444.

Qadakh<sup>10)</sup>. Aus der sehr unbestimmten Beschreibung läßt sich jedoch nicht entnehmen, welche Art des Pferdegeschlechts darunter zu verstehen sey. Noch weniger läßt sich etwas Bestimmtes über die wilden Pferde sagen, welche Gerard gleichfalls in Qadakh gesehen hat und die wie Zebra gefleckt seyn sollen<sup>11)</sup>.

Selbst in China sollen sich wilde Pferde finden, wenn anders den Nachrichten von Neuhof<sup>12)</sup> zu trauen ist, dem zu Folge sie sich in großer Menge in der Provinz Kensi auf dem Berge Holan aufhalten.

Daß auch in Afrika hie und da, wiewohl sparsam, verwilderte Pferde vorkommen, dafür sprechen einige Nachrichten, die jedoch sehr unbestimmt und nicht immer zuverlässig sind. Leo Africanus<sup>13)</sup> versichert, daß zu seiner Zeit in den afrikanischen, wie in den arabischen Wüsten viele derselben gefunden würden, und daß er selbst in Numidien ein Füllen gesehen hätte. Marmol<sup>14)</sup> wiederholt diese Angabe, indem er sagt, daß in der libyschen Wüste, wie in Arabien solche Wildlinge sich aufhielten. Kolbe<sup>15)</sup> spricht sehr oberflächlich von wilden Pferden am Kap, die also wohl von den eingeführten persischen abstammen müßten, indeß ist meines Wissens bei keinem spätern Reisenden von jenen die Rede. Die zuverlässigste Nachricht von wilden Pferden in Afrika verdanken wir dem kühnen, edlen Mungo Park<sup>16)</sup>, der eine Anzahl derselben an den Ufern eines Bachs im Königreich Ludamar, am Eingang in die große Wüste, sah. Sie waren alle von einerlei Farbe, die er jedoch nicht weiter bezeichnet. Sobald sie Menschen bemerkten, sprengten sie im Galopp davon, hielten aber öf-

10) *Transact. of the Royal Asiat. Soc.* 1824. Vol. I. P. I. p. 55: „Es giebt hier eine unbeschriebene wilde Varietät des Pferdes, welche ich Equus Kiang nennen will, die in einigen Bügen vielleicht dem Esel näher verwandt ist, als dem Pferd, aber verschieden von dem Gurkhar von Sind. — Der Kiang scheint mir ohngefähr 14 Fäuste hoch, von einer runden fleischigen Form mit auffallend saubern Gliedmassen.“ — 11) *Ritter's Asien II* S. 579. — 12) *Gesandtschaft der ostind. Compagn.* S. 347. — 13) *Africae descript.* ed. Elzev. p. 750. — quum et nostro seculo per plurimi silvestres equi in Africae et Arabiae desertis reperiantur. Quin et ipse pullum equinum in deserto Numidiae pilis albis crispisque supra colulum crinibus vidi. — 14) *L'Afrique. I.* p. 50. — 15) *Reise nach dem Vorgeb.* S. 163: „Es giebt hier auch wilde Pferde, die ohne Zweifel gut seyn würden, wofern sich jemand die Mühe geben wollte, sie zu zähmen.“ — 16) *Travels* p. 104.

ters an, um zurück zu sehen. Die Neger essen ihr Fleisch sehr gerne und machen daher häufig auf sie Jagd.

Die zahlreichsten Heerden von wilden Pferden finden sich in Amerika, obgleich sie erst hieher von den Europäern gebracht worden sind. Es ist allgemein bekannt, von welchem Erstaunen die Eingebornen ergriffen waren, als sie die ersten berittenen Spanier erblickten, und daß sie beides Mann und Roß nur für ein einziges Wesen ansahen. Seit jener Zeit aber haben sich die eingeführten Pferde so verbreitet, daß sie sowohl auf der nördlichen, als insbesondere auf der südlichen Hälfte dieses Kontinents in großen Heerden sich verwildert haben. Die Naturgeschichte derjenigen wilden Truppen, welche südlich vom La Platastrom herumziehen, ist durch die vieljährigen und genauen Beobachtungen des Spaniers Don Felix von Azara<sup>17)</sup> vollständig ins Licht gesetzt worden. Nach seinen Angaben ist die folgende Darstellung entworfen, aus welchen die natürliche Lebensweise eines sich selbst überlassenen Pferdes am deutlichsten hervorgeht.

Der Ursprung dieser unzähligen Menge von wilden Pferden, welche südwärts vom La Platastrom bis zum Rio-Negro und selbst in ganz Patagonien vorkommen, ist folgender. Als die Spanier, von den Indianern und vom Hunger gedrängt, im Jahr 1537 Buenos-Ayres, das sie erst zwei Jahre vorher gegründet hatten, räumen mußten, konnten sie nur einen Theil ihrer Pferde, welche sie aus Andalusien und der Insel Teneriffa mitgebracht hatten, einschiffen, und sahen sich daher genöthigt mehrere zurückzulassen. Im Jahr 1580 wurde die Stadt durch die Spanier von neuem aufgebaut, und sie fanden bei ihrer Ankunft bereits große Heerden von wilden Pferden vor, die von jenen freigelassenen abstammten waren. Auch nördlich vom Rio de la Plata giebt es wilde Pferde, doch gehen sie nicht über die südlichen Plätze der spanischen Missionen bei den Guarani hinaus; sie stammen wahrscheinlich von den Pferden her, welche die Spanier zurücklassen mußten, als sie 1552 vergebens eine Stadt an der Einmündung des St. Johann-Flusses in dem Rio de la Plata zu gründen versucht hatten. In Paraguay aber giebt es keine verwilderten Pferde<sup>18)</sup>.

Die

---

17) Essai sur l'hist. nat. des Quadrupèd. de la Province du Paraguay. II. p. 296. — 18) R e n g-



Die wilden Pferde der eben genannten Gegenden leben in zahlreichen Heerden, die manchmal sicherlich an 10,000 Stück enthalten. Sie verursachen großen Schaden, sowohl weil sie das Futter aufzehren, als auch, weil sie die zahmen Pferde entführen. Sobald sie nämlich solche sehen, sprengen sie im Galopp herbei, umgeben sie, wiehern dieselben laut und freudig an, und bringen sie dadurch dahin, daß sie ihnen ohne Widerstand folgen und niemals mehr zurückkehren. Es begegnet daher bisweilen den Reisenden, daß sie ihre Reise nicht weiter fortsetzen können, weil ihre Pferde von den Wildlingen fortgeführt worden sind. Um einen solchen Uebelstand zu verhüten, ist es daher nothwendig, daß man beim Zusammentreffen mit wilden Pferden Halt machen lasse, um sie zu verscheuchen.

Auf dem Marsche bilden die Wildlinge keine Schlachtlinie, sondern einige sind voraus detaschirt und alle andern folgen, indem sie eine Kolonne formiren, welche niemals einen leeren Zwischenraum läßt und nicht durchbrochen werden kann. Das Höchste, wozu man eine solche Kolonne bringt, besteht darin, daß sie ein wenig ihre Richtung ändert, und daß sie sich entfernt, wenn sie alarmirt wird. Bisweilen kreisen diese Wildlinge vielmals um diejenigen herum, welche sie zu vertreiben suchen; in andern Fällen machen sie nur einen Umkreis und erscheinen nicht mehr. Zum Glück für die Reisenden versuchen die verwilderten Pferde ihre Verführungskünste nicht bei der Nacht, sondern nur bei Tage.

Die freien Pampas-Indianer genießen das Fleisch dieser wilden Thiere, und verschneiden bisweilen die Füllen, um sie zu bändigern. Um ein wildes Pferd zu fangen, suchen die Spanier eine Heerde auf, und sobald sie an dieselbe herangekommen sind, so werfen sie nach ihr Fangstricke, an welche Faustgroße Steine gebunden sind, die sich so zwischen den Füßen eines

---

ger (Naturgesch. d. Säugth. v. Parag. S. 334) schreibt diesen Umstand hauptsächlich den Schmeißfliegen zu. In den Pampas von Buenos-Ayres nämlich wird die Vermehrung der Pferde besonders dadurch begünstigt, daß es daselbst nur wenige Schmeißfliegen giebt. Diese legen ihre Eier in den blutigen Nabel der Füllen, was ein Geschwür verursacht, an dem das Thier, ohne menschliche Hülfe, zu Grunde gehen muß. Da nun diese Fliegen in Paraguay in großer Menge vorhanden sind, so haben sich keine Heerden von wilden Pferden bilden können. Ferner sind die Pampas im Winter nicht ohne Futter, indem das abgestorbene Gras reichlich durch Klee ersetzt wird.

Thieres verwickeln, daß es nicht mehr laufen kann, und daß man Zeit zum Binden desselben hat.

Obchon diese verwilderten Pferde von andalusischen und den kanarischen Inseln eigenthümlichen Zuchten abstammen, so scheint es doch nicht, daß sie diesen an Eleganz, Stärke, Schnelligkeit und Gewandtheit voranstehen. So viel ist gewiß, daß sie von den zahmen Pferden des Landes weder durch Gestalt, noch durch Kraft verschieden sind, obschon letztere freilich selbst, wie dieß später erörtert werden wird, in einem fast wilden Stande gefunden werden. Wird ein solcher Wildling gezähmt, so dient er eben so gut, als ob er nicht aus dem wilden Zustande gekommen wäre.

Jeder Hengst bemächtigt sich so vieler Stuten, als er kann, hält dieselben zusammen, und vertheidigt sie gegen alle Nebenbuhler. Es besteht daher jede Heerde von Wildlingen aus einer Menge von kleinen Truppen, die wenig von einander entfernt sind und sich vereinigen, um die Hauspferde an sich zu ziehen.

Unter den zahlreichen Schaaren dieser flüchtigen Banden, welche vor Azara vorüberzogen, konnte er niemals andere Farben, als braun und schwarz wahrnehmen, und wenn man einen Schrecken oder ein anders gefärbtes Stück darunter sieht, so darf man sich darauf verlassen, daß dieses ein ursprünglich zahmes gewesen ist. Von den genannten Farben ist die erste die gewöhnlichste, während die schwarze so selten ist, daß man bisweilen unter 2000 Pferden nicht ein einziges bemerken kann.

So weit Azara. Kengger<sup>19)</sup> fügt hinzu, daß sich die Anzahl dieser verwilderten Thiere seit der Revolution bedeutend vermindert hat, indem sich die ärmeren Landleute aus den Fellen derselben einen Erwerbszweig gemacht haben, während diese Thiere sonst gewöhnlich bloß des Schadens wegen verfolgt wurden, den sie den Meiereien zufügten.

Der Ursprung der wilden Pferde in Patagonien ist schon vorhin angegeben worden. Diese haben, sagt Falkner<sup>20)</sup>, keine Eigenthümer, sondern laufen in großen Heerden auf den ungeheuern Ebenen umher, welche gegen Osten von der Provinz Buenos-Ayres und dem Djean bis an die Mündung des rothen Flusses, gegen Westen von den Gebirgen von Chili und dem

19) Naturgesch. d. Säugth. v. Paraguay. S. 335.

20) Beschr. v. Patagon. S. 53.

ersten Desaguadero, gegen Norden von den Bergen von Cordova, Yacanto und Rioja, und gegen Süden von den Wäldern, die die Tehuelhets und Divilhets von einander scheiden, eingeschlossen werden. Sie begeben sich von einem Ort zum andern, ziehn den Winden entgegen, und auf einer Reise traf sie Falkner so häufig an, daß sie ihn vierzehn Tag lang unaufhörlich umgaben. Manchmal rannten sie in dichten Haufen 2 bis 3 Stunden lang in vollem Galopp vor ihm vorbei, so daß er Gefahr lief mit seinen Gefährten zu Boden geworfen und zertreten zu werden.

Auch in den übrigen Theilen Amerika's giebt es Heerden von verwilderten Pferden, wie denn ihrer in den Beschreibungen von Mexiko <sup>21)</sup>, Virginien <sup>22)</sup>, Karolina <sup>23)</sup>, St. Domingo <sup>24)</sup> u. s. w. gedacht ist. Sie werden häufig gefangen und gezähmt.

Fassen wir am Schluß dieser Aufzählung die verschiedenen Angaben über wilde Pferde zusammen, so ergiebt sich das Resultat, daß diese Thiere in allen Ländern und Klimaten einerlei Lebensweise und Naturell zeigen. Ueberall halten sie sich in Heerden von einem Hengst geführt zusammen, streifen nomadisch in weiten Strichen umher, kommen fast allenthalben in Färbung miteinander überein, und stehen an Schönheit der Gestalt den edlen Rassen der zahmen Pferde nach. Seine vollkommene Ausbildung erlangt demnach das Roß nur durch die Pflege der Menschen, und dieser Umstand liefert ebenfalls einen Beweis, daß dasselbe gleich ursprünglich an ihn gewiesen war.

### b) Zahmes Pferd.

Das gezähmte Pferd hat im Vergleich zu allen andern Hausthieren das schönste Ebenmaß der Glieder, die stattlichste Haltung und den stolzesten Gang. Als ein edles Thier ist es besungen vom Dichter, hochgeachtet vom Krieger, ein Gegenstand des Luxus und Prunkes der Reichen und Großen dieser Erde. An keinem andern Thiere wird die Schönheit so hoch

21) Zimmerm. Taschenb. d. Reisen. Jahrg. VII. S. 76. 22) Schläger, Erdbeschr. v. Amerika. I. S. 233. 23) Ebend. S. 276. 24) Buff. a. a. D. S. 94.

geschätzt und so theuer bezahlt, als an diesem; das edle Pferd wird nicht als Waare, sondern als Kunstwerk betrachtet, und wir haben über die Verhältnisse seiner Form und Haltung so gut eine Theorie, als über die Erzeugnisse der bildenden Kunst.

Im Allgemeinen verlangt der Kenner von einem schönen Pferde einen mittellangen mageren Kopf, schmale und gerade in die Höhe stehende Ohren, große und feurige Augen, ausgefüllte Augengruben, eine gerade oder wenig gebogene Nase, schmale und magere Kinnbacken, einen Schwarzhals, ebenen Rücken, gerundetes starkes Kreuz, breite Brust, schwächliche Unterfüße, feste schwarzglänzende Hufe und einen vollen Schweif mit feinen Haaren.

Bei der großen Verschiedenheit, die in der äußern Gestaltung des Pferdes obwaltet, ist es nöthig noch einige Erläuterungen beizufügen, da bei der Beurtheilung der Schönheit und Güte eines Pferdes nur gewissen Formen ein besonderer Werth zugestanden wird<sup>25</sup>).

Die meiste Berücksichtigung verdient der Kopf. Als schön gelten an demselben mittellange aufrecht stehende Ohren; sonst galten bloß die Kleinen für schön, da aber ausgezeichnete Orientalen öfters ziemlich große haben, so hat man in dieser Beziehung den Begriff von Schönheit geändert.

Die Stirne ist am besten gebaut, wenn sie hoch, leicht gebogen und mäßig breit ist; eine ungewöhnlich breite, oder schmale, oder hohle Stirne ist ein Bildungsfehler. Mäßig gekrümmte Augenbogen gewähren dem Auge eine gute Stellung, während zu stark gewölbte demselben eine tiefe Lage geben, woraus dann meist ein finstrier Blick folgt. Große Augen werden den Kleinen vorgezogen, doch dürfen jene nicht allzugroß seyn, und nicht zu stark aus ihren Höhlen hervorstehen. Die Nase ist entweder gerade, oder gebogen, oder eingedrückt, außerdem entweder breit oder schmal; eine gerade oder wenig gebogene und dabei breite, gilt als die schönste. Die Ober-Kinnbacken sollen mäßig gewölbt und dabei so mager seyn, daß die Muskeln und Adern unterschieden werden können; sind sie mit Fleisch und Fett überladen, so entsteht der schwere Kopf. Große Nasenlöcher erleichtern das Athmen. Gut gebildete Lippen sind etwas derb, ohne Falten

25) Sehr ausführlich und gründlich sind diese Verschiedenheiten des äußern Baues abgehandelt in Prof. Schwab's Anleit. z. äußern Pferdekenntniß. Münch. 1831. 2te Aufl.

und im ruhenden Zustand geschlossen; bei müden und alten Pferden hängt die Unterlippe herab. Die Wangen (Ganaschen) müssen derb, mäßig fleischig, etwas flach und nicht zu breit seyn.

Unter den Kopfformen im Ganzen sind folgende zu beachten: 1) Der gerade Kopf mit flacher Stirne und Nase, der für die schönste Form gilt. 2) Der Kammskopf mit gebogener Nase und schwacher Stirnkrümmung, der meist gut gebaut ist. 3) Der Schafskopf mit stark gebogener Nase und Stirne, der meist zu lang ist. 4) Der Hechtkopf mit hohlem Nasenrücken, dessen fehlerhafte Bildung durch großen Workopf und Stirne, wie bei dem Renner Eclipse, verbessert werden kann. 5) Der Schweinskopf mit eingesenkter Stirne und Nase, abstehenden schlaffen Ohren, und plumphen Ganaschen. 6) Der Dschenkopf mit gleicher Verbildung der Ganaschen und Ohren, und unmäßig breiter Stirne und dicken Lippen. 7) Der Felskopf, größer und schwerer als der vorige, mit stark vorspringenden Joch- und Kieferbeinen. Diese drei letzten Formen sind durchgängig fehlerhaft. Außerdem schätzt man den trockenen Kopf, dessen Muskulatur, Knochenfortsätze und Adern deutlich hervortreten, während sein Gegentheil, der fleischige Kopf, meist fehlerhaft ist.

Der Hals soll von mäßiger Länge und mager seyn. Die schönste Form ist der Schwanenhals, der sich sanft aus dem Widerrist erhebt, und dessen oberer Rand gegen den Kopf hin stark gebogen ist. Er kommt am gewöhnlichsten bei orientalischen und spanischen Pferden vor. Der Hirschhals oder umgekehrte Hals läuft dagegen am obern Rande mehr oder minder einwärts gebogen herab, und ist unten auswärts gekrümmt.

Die Mähne, deren vorderster auf die Stirne herabfallender Theil der Schöpf heißt, ist eine besondere Zierde des Halses und besteht aus langen Haaren, die sich selbst überlassen, schlicht auf beiden Seiten desselben herabhängen.

Der Widerrist ist gut gebaut, wenn er gehörig erhaben, mit dem Fleisch belegt ist, und sich allmählig in den Rücken verliert.

Rücken und Lenden bilden entweder eine gerade, oder eingebogene oder erhabene Linie; beide letztere sind fehlerhaft.

Das Kreuz (Kruppe), welches vom Ende der Lenden bis zum

Schwanz reicht, ist von guter Beschaffenheit, wenn es die gehörige Länge besitzt, von vorn nach hinten und zumal an den Seiten sich leicht abrundet, und wenn es mit derbem festen Fleisch belegt ist.

Der Schwanz (Schweif) besteht aus der Schweifrübe und den Schweifhaaren, welche an ersterer sitzen. Schön ist der Schwanz, wenn er voll ist und hoch getragen wird. Häßlich ist der sogenannte Rattenschweif, der zumal oben nur wenige und kurze Haare hat. Eine tadelnswürdige Mode ist das Englifiren und Stutzen, da hiedurch das Thier nicht bloß ein lächerliches Ansehen gewinnt, indem es statt seines stattlichen Schweifes weiter nichts als einen erbärmlichen Flederwisch behält, sondern ihm auch seine beste Wehre gegen die stechenden Insekten genommen wird.

Die Brust muß verhältnißmäßig breit und gewölbt seyn, damit die Lungen Raum zu ihrer Entwicklung haben und ein freier kräftiger Respirationprozeß bestehen kann.

Der Bauch ist bei einem gesunden Pferd mäßig stark und abgerundet; fehlerhaft ist er, wenn er herabhängt.

Von besonderer Wichtigkeit für den Pferdebesitzer ist der Bau der Füße, da ihre Tüchtigkeit ein wesentliches Erforderniß ist. Zu feine Extremitäten sind fehlerhaft, weil das Thier auf denselben kaum seinen eignen Körper tragen kann und deshalb unter der Last des Reiters bald ermüdet. Dagegen sind dicke Schenkel keineswegs ein Zeichen von Tüchtigkeit und Kraft, da die arabischen Pferde, welche ihrer Schnelligkeit und Ausdauer wegen vor allen berühmt sind, feine und zierliche Füße haben, die jedoch mit dem übrigen Körper im Verhältnisse stehn. Auf der inneren Seite des Vorderarms, so wie an der hinteren Extremität auf der Grenze zwischen dem Sprunggelenk und der Röhre, sitzt eine Hornwarze (Kastanie).

Der Huf ist gut, wenn er von mäßiger Größe ist, hohe Wände hat, hart, eben, mattglänzend und schwarz oder grau ist; die Hornsohle muß fest und ausgehöhlt seyn.

Die Größe der Pferde unterliegt vielen Abänderungen, doch ist sie bei einem und demselben Schlage ziemlich constant. Betrachtet man die arabische Rasse als die edelste, und ihre Höhe als das Normalmaaß,

d. h. als die mittlere Größe der Pferdespezies, so findet man diese Mittelgröße = 55—60 Zoll rhein., oder =  $12\frac{1}{2}$ —15 Fäuste<sup>1)</sup>.

Man hat sich seit langer Zeit bemüht, allgemeine Regeln über die gegenseitigen Verhältnisse der Leibestheile ausfindig zu machen, nach welchen man die Vollkommenheit eines Kopfes bestimmen könnte. In dieser Hinsicht hat man in neuerer Zeit zwei Musterpferde als die vollendetsten aufgestellt: das eine aus der französischen Schule von Vincent<sup>2)</sup> und Bourgelat<sup>3)</sup>, das andere von Sainbel<sup>4)</sup> nach Ausmessungen an dem berühmten Kenner Eclipse entworfen. Das Mißliche hiebei war, daß die von diesen Normalpferden hergenommenen Maaße auf die lebenden Thiere nicht passen wollten, daher die Pferdeliebhaber dadurch in manche Verlegenheit kamen, bis von mehreren mit der Anatomie vertrauten Hippologen und namentlich von Bojanus<sup>5)</sup> in seiner gründlichen Weise nachgewiesen wurde, daß weder das eine noch das andere ein wirkliches Pferd sey, noch so, wie die abgebildeten Musterthiere gestellt sind, je existirt haben könne.

Was fürs erste das Vincent'sche Muster betrifft, so ist, nach Bojanus, sein Kopf wenigstens um  $\frac{1}{8}$  zu lang, der Hals um vieles zu kurz, und die Richtung der Rückenwirbel-Säule ist nicht, wie Vincent zeichnet, horizontal, sondern um ein sehr beträchtliches vorn absteigend. Diese falsche Stellung mit dem zu kurzen Halse macht daher das Vincent'sche Muster so unförmlich hochbeinig, daß man leicht die Unmöglichkeit einsieht, daß ein so gebautes Pferd den Kopf bis zur Erde neigen könne; bei aller Anstrengung würde es in aufrechter Stellung doch mit den Lippen wenigstens  $\frac{1}{2}$  Fuß weit von der Erde entfernt bleiben, und müßte also, um fressen zu können, niederknien. Nicht minder unrichtig ist die Stellung des Schulterblattes angegeben, das bei Vincent mit der Horizontallinie einen Winkel von 60° bildet, während er vielmehr 45° sein sollte.

Was das angebliche Verhältniß der Theile nach dem Kenner Eclipse betrifft, so sind hier zwar die Fehler nicht so auffallend, indes ist doch der Kopf um  $\frac{1}{2}$  zu kurz, und die Hinterfüße sind so unverhältnißmäßig, daß sie nicht als

1) Schwab Taschenb. d. Pferdekunde. 1817. S. 52.  
 2) Mém. artificielle des principes relatifs à la fidèle représentation des anim. dom. 1779.  
 3) Elémens de l'art. vétérin. 5. édit.

4) Elements of the veterinary art. Lond. 1797.  
 5) Isis. Jahrg. 1823. S. 106.

Muster von Ebenmaaß gelten können. Dieses wird überhaupt nicht bei Kennern, bei welchen ein Uebergewicht der Hintertheile Statt findet, sondern bei Trabern zu suchen seyn, weil beim Traben sich Hinter- und Vorderfüße in antwortenden gleichen Räumen und Zeiten bewegen, und eine große Vollkommenheit in dieser Gangart, ohne wahrhaftes Ebenmaaß der Theile, nicht Statt finden kann.

Nach Messungen, die Bojanus an ausgezeichneten Trabern anstellte, hat er folgende Maaße gefunden, die sich in der Hauptsache bei allen guten Pferden des verschiedensten Schlags bewähren:

Die Vorderhöhe des Pferdes, d. h. eine senkrechte Linie von der Höhe des Widerrists zur Erde, ist ungefähr gleich der Länge des Rumpfes, vom äußersten Ende des in Ruhe stehenden Schultergelenks bis zum Sitzbeinende gemessen.

Die Hinterhöhe vom erhabensten Theile des Kreuzes zur Erde meist etwas kleiner als die vordere.

Die ganze Kopflänge, vom Hinterhauptkamm bis Lippenende =  $\frac{4}{10}$  der Körperlänge.

Ebenso Schulterlänge, vom Schultergelenkende bis zum Oberende des Schulterblatts hinter der Widerristhöhe, = einer Kopflänge oder  $\frac{4}{10}$  der Körperlänge.

Desgleichen von der Höhe der Fersenspiße senkrecht bis zur Erde =  $\frac{4}{10}$  der Körperlänge.

Halslänge, von der Widerristhöhe bis Genick =  $\frac{1}{2}$  Körperlänge, und wenn der Hals gestreckt ist etwas länger.

Beckenlänge, vom vorderen Hüftbeinkamm bis Ende des Sitzbeins =  $\frac{3}{10}$  Körperlänge. Je länger je besser.

Höhe vom Schultergelenk zur Erde =  $\frac{7}{10}$  Körperlänge.

Höhe von der Ellbogenspiße bis zur Erde =  $\frac{6}{10}$  Körperlänge.

In ungefähr gleicher Höhe über der Erde steht auch die Kniescheibe.

Obere Carpusreihe bis zur Erde =  $\frac{1}{2}$  Körperlänge, also mitten inliegend zwischen Ellbogen und Erde.

Die größte Weite des Brustkastens von einer Seite der Rippenwand zur andern =  $\frac{4}{10}$  Körperlänge, also eine Kopflänge.

Der



Der größte Umfang des Brustkastens ist um  $\frac{1}{3}$  größer als die ganze Körperlänge, also =  $\frac{1}{3}$ .

Außer diesen Maaßen des Körpers kommt nun noch die gegenseitige Lage der Theile in Betracht, und insbesondere das Senkloth, in welchem die Füße stehen. Auch dieses ist in beiden Musterpferden verfehlt, indem Bojanus nachweist, daß es in dem Vincent'schen völlig unnatürlich, und in dem nach dem Eclipse wenigstens nicht musterhaft ist. Sollen nämlich die vier Füße den Körper in der Ruhe dergestalt stützen, daß sie das auf ihnen lastende Gewicht gleichförmig tragen, und jede Bewegung mit der geringsten Kraftanstrengung und ohne Zeit- und Raumverlust ausführen können, so muß, nach der sehr richtigen Darstellung des eben angeführten Anatomens, die Fersentracht des Hinterfußes senkrecht unter der Gelenkpfanne stehen und eine von der Fersentracht des Vorderfußes aufsteigende senkrechte Linie gerade hinter die Mitte des Schulterblattes treffen. Beide Erfordernisse sind aber in jenen Musterpferden der französischen und englischen Schule nicht eingehalten, und Bojanus hat daher (a. a. D. Tab. I.) eine Zeichnung des Pferdes mitgetheilt, in welcher das richtige Verhältniß aller Theile, nach einem genauen Studium des Knochengengerüstes dieses Thieres, eingetragen ist. Nach diesem naturgemäßen Normalpferd können daher die Liebhaber die Vollkommenheit ihrer eigenen Pferde auf eine sichere Art bemessen.

Die größte Mannigfaltigkeit in den äußern Theilen zeigt die Färbung der Haare. Das Pferd ist nämlich nicht nackt, wie mehrere Pachydermen, sondern mit kurzen Haaren dicht bedeckt, die im Frühjahr gewechselt werden; die Mähnen- und Schweifhaare sind von besonderer Länge und hären sich nicht. Man kann die verschiedenen Haarfarben in einfache und gemischte eintheilen.

Die einfachen sind folgende :

1) Weiße Farbe. Die weißen Pferde heißen Schimmel. Ganz rein findet sich diese Farbe nur bei weiß gebornen Schimmeln, bei welchen das Haar milchweiß und glänzend ist, daher man sie Glanz- oder Atlas-Schimmel nennt. Die Haut ist gleichfalls mehr weiß als gefärbt, und um Augen und Maul röthlich; die Hufe sind blaßgelb. Verschieden hievon ist der Milchschimmel, der schwärzlich geboren wird und eine schwarze Haut hat;

feine Haare sind milchweiß ohne Glanz. Ist letzteres der Fall, so heißt er Silberfimmel. Weiß geborne Schimmel sind selten, und seit den ältesten Zeiten hochgeachtet worden.

2) Fahle Farbe mit gelben oder grauen Haaren, von denen jene theils Isabellen, theils Falben heißen.

3) Rothe Farbe. Pferde mit solchen Haaren heißen Füchse. Die vorzüglichsten sind der Rothfuchs mit rothbraunem Haar, der Kupferfuchs von Kupferfarbe, der Goldfuchs ins Goldgelbe spielend und glänzend, der Brandfuchs von dunkler Farbe und an den Haarspitzen wie versengt, der Schweißfuchs u. s. w.

4) Braune Farbe. Jedes braune Pferd muß Mähne, Schweif und meist auch Extremitäten schwarz haben, sonst gehört es zu der rothen Farbe. Hieher das Fahl-, Reh-, Gold-, Kastanien-, Schwarzbraune u. s. w.

5) Schwarze Farbe. Pferde von dieser Farbe nennt man Rappen. Der Glanzrapp hat tief schwarze, glänzende Haare; der Kohlrapp kohlschwarze ohne Glanz, und der Licht- oder Sonnenrapp ist rußschwarz.

Die gemischten Farben sind folgende:

6) Gemischtes weißes Haar. Pferde mit gemischten Haaren werden überhaupt Schimmel genannt. Hieher der Grau-, Roth-, Schwarz-, Blau-, Apfel-, Fliegenschimmel u. s. w.

7) Schecken, d. h. Pferde mit großen unregelmäßigen Flecken auf einer einfachen Hauptfarbe, die weiße ausgenommen; doch giebt es auch Schecken, welche mehr weiße, als andere Haare haben<sup>6)</sup>. Hieher der Gelb-, Fuchs-, Braun-, Porzellan-, Schwarz- und Agatscheck.

8) Tieger mit vorherrschender weißer Farbe und ziemlich regelmäßig abgerundeten Flecken, als der Gelb-, Roth-, Braun-, Schwarz- und gemischte Tieger. Sowohl die Schecken als die Tieger werden nicht besonders geachtet.

Außer den erwähnten Farben unterscheidet man noch die Abzeichen, d. h. jene weißen Flecken, welche sich am Kopf und an den Extremitäten mancher Pferde finden. So heißt ein weißer Fleck auf der Stirne der

6) Schwab's Anleit. z. äußern Pferdekenntniß. S. 194.

Stern, ein weißer Strich von der Stirne bis in die Nähe der Nasenlöcher die Blässe, ein weißer Fleck oder Streif auf der Vorderlippe die Schnippe. An den Füßen kommen ebenfalls weiße Flecken vor, wodurch sie bekrönt, gefesselt, oder gestiefelt werden.

Die Gangweise ist bei dem Pferde sehr verschieden, und kann durch Kunst verändert und veredelt werden. Unter den natürlichen Gängen, d. h. unter denjenigen, welche ihm von Natur eigen sind, werden 3 als vollkommen, 3 als unvollkommen bezeichnet: die erstern sind der Schritt, Trab und Galopp, die letztern der Paß, Antritt und Mittelgalopp.

1) Der Schritt (Pas)<sup>7)</sup> ist der gemächlichste Gang, der daher am wenigsten ermüdet, aber auch am wenigsten ausgiebt. Da die bei demselben vorkommenden Fußbewegungen von den Zeichnern nicht selten falsch dargestellt werden, so ist eine genaue Beschreibung desselben nothwendig. Es ist hiebei im voraus zu bemerken, daß an jeder Fußbewegung 4 Tempos unterschieden werden müssen. Im ersten Tempo nämlich hebt das Pferd den Fuß nur etwas in die Höhe, wobei der Huf hinterwärts gerichtet ist. Im zweiten Tempo wird er noch mehr gehoben und zugleich nach vorn gebracht, was das Schweben heißt. Im dritten Tempo ist der Fuß im Niedersehen begriffen, wobei sich die Zehe vorwärts streckt, und im vierten tritt er auf.

Beim Schritt werden die Füße folgendermaßen bewegt. Hebt sich z. B. der rechte Vorderfuß vom Boden, so folgt ihm im zweiten Tempo der linke Hinterfuß; ist der rechte Vorderfuß im dritten Tempo begriffen, so ist der linke Hinterfuß im zweiten; berührt endlich der rechte Vorderfuß wieder den Boden, so hat er seinen ersten Schritt vollbracht. Hierauf erhebt sich der linke Vorderfuß, und der linke Hinterfuß tritt jetzt wieder auf den Boden; der rechte Hinterfuß folgt alsdann dem linken Vorderfuß in der bereits angegebenen Ordnung.

Beim Schritt hat man also 4 in gleichem Zeitmaaß aufeinander folgende Tempos oder Tritte zu unterscheiden, indem, wie eben angegeben, der rechte Vorderfuß den ersten, der linke Hinterfuß den zweiten, der linke

7) Buff. hist. nat. rédig. p. Sonnin. XXII. p. 108. — Sebald S. 311. — Schwab's Anteil. S. 167.

Vorderfuß den dritten, und endlich der rechte Hinterfuß den vierten Tritt macht. Hiemit legt das Pferd so viel Raum zurück, als die Länge seines Körpers beträgt, nämlich  $2\frac{1}{2}$  Kopflänge.

2) Der Trab (Trot) <sup>8)</sup> ist ein schnellerer Gang als der Schritt, greift aber auch das Pferd mehr an. Er hat nur 2 Tempos in den Bewegungen, indem nicht, wie beim Schritt, nur ein Fuß nach dem andern, sondern immer ein vorderer und ein hinterer zugleich, jedoch ebenfalls übers Kreuz, gehoben wird. Durch diese gleichzeitige Bewegung zweier auf der Diagonallinie stehender Füße wird nicht bloß an und für sich die Schnelligkeit befördert, sondern die jeweilig auf den Boden gesetzten Füße schleudern den Körper vorwärts, so daß die schwebenden Extremitäten gezwungen sind, viel weiter, als beim Schritt auszugreifen.

Der Trab ist die wichtigste Gangweise, weil der Schritt zu wenig ausgiebt, der Galopp aber, der noch mehr fördern würde, zu anstrengend ist, und daher nicht auf die Dauer ausgehalten werden kann.

3) Der Galopp (Galop) <sup>9)</sup> ist eine Art an einander gereihter Sprünge, in welchen ein Moment eintritt, wo alle 4 Füße zugleich in der Luft schweben und die Eisen zeigen. Die Extremitäten der einen Seite greifen weiter vor als die andern, und je nachdem dieß auf der rechten oder linken geschieht, sagt man das Pferd galoppire rechts oder links. Die Schwere des Körpers fällt hiebei auf die zurückbleibenden Füße, die deshalb am meisten angegriffen werden, wodurch das Pferd zum Wechseln des Galopps genöthigt ist.

Die Füße werden beim Galoppiren in folgender Ordnung bewegt. Galoppirt das Pferd rechts, so fängt es mit Erhebung des rechten Vorderfußes an, diesem folgt der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß zusammen, und zuletzt erhebt sich der linke Hinterfuß. Beim Niedersetzen erreicht dieser zuerst den Boden, dann folgt der linke Vorderfuß zugleich mit dem rechten Hinterfuß, und der rechte Vorderfuß setzt zuletzt auf. Man kann also beim Galopp 3 Tempos unterscheiden. Wenn derselbe mit solcher

---

8) Buff. p. 109. — Sebald S. 314. — Schwa b's Anleit. S. 168.

9) Buff.

p. 109. — Schwa b's Anleit. S. 169.

Eile geschieht, daß man nur 2 Tempos wahrnehmen kann, so heißt er das Rennen oder die Carriere.

Zu den unvollkommenen Gängen, die nicht allen Pferden gemein sind, und meist nur an abgenützten, schwächlichen sich finden, gehören folgende:

Der Paß (Amble)<sup>10)</sup>, bei welchem die Extremitäten sich nicht diagonal bewegen, sondern die beiden Füße derselben Seite zugleich gehoben werden, während die der andern noch ruhen. Es entsteht hiedurch ein Hin- und Herwiegen des Körpers, das jedoch, da das Pferd die Füße nur wenig aufhebt und schnell wechselt, für den Reiter meist nicht unangenehm ist, weshalb Paßgänger (Zelter) für Damen öfters gesucht werden.

Ob schon diese Gangart gewöhnlich nur in der Jugend verlorbenen, oder durch Alter und Strapazen geschwächten Thieren zukommt, so ist sie doch manchen Pferden, namentlich polnischen, kalmykischen, nordamerikanischen und chilesischen von Natur eigen, und diese stehen andern an Schnelligkeit und Ausdauer nicht nach.

5) Der Halbpasß oder Antritt (Entre-pas)<sup>11)</sup> besteht darin, daß der Paß mit dem Trab abwechselt. Er wird durch Schwäche der Gliedmassen oder Ermüdung hervorgebracht.

6) Der Mittelgalopp oder fliegende Paß (Aubin)<sup>12)</sup> ist aus Trab und Galopp zusammengesetzt, indem nämlich das Pferd mit den Vorderfüßen galoppirt und mit den hintern trabt. Stark abgenützte, aber noch kräftige Pferde, die zum Galopp angetrieben werden, nehmen am ersten diesen fehlerhaften Gang an.

Wie bei allen Hausthieren ist der ursprüngliche Stamm der Pferde in eine Menge Rassen auseinander gegangen, die durch die vom Menschen eingeleitete Vermischung derselben, aufs mannigfaltigste sich gekreuzt haben, und alle durch allmähliche Uebergänge an einander gereiht sind. Zu ihrer Veredlung hat die Kultur, welche ihnen der Mensch angedeihen ließ, nächst den günstigen Einflüssen des Wohnortes, ein Bedeutendes beigetragen, und wo diese Sorgfalt versäumt wurde, hat auch schnell die Güte der Rasse sich vermindert. Wir finden daher in allen Ländern, wo edle Pferde ge-

10) Buff. p. 114. — Sebalb S. 317. 11) Buff. p. 117. — Schwa b's Anleit. S. 172. — 12) Buff. Ebend. — Schwa b's Anleit. Ebend.

zogen werden, einen gemeinen Schlag, dessen Heranbildung vernachlässigt worden ist, und wer in jedem arabischen Pferde die gerühmten Vorzüge finden wollte, würde sich oft getäuscht sehen.

Die schönsten Rassen des Pferdes treffen wir im vordern Mittelasien und in dem angrenzenden nördlichen Afrika, also in Ländern von heißer Beschaffenheit. Gleichwohl würde man sich irren, wenn man annehmen wollte, daß kältere Gegenden keine schönen und kräftigen Pferde aufzuweisen hätten; zur Widerlegung einer solchen irrigen Meinung, dürfte man nur auf unsere Mecklenburger und Holsteiner hinweisen. Indessen ist es allerdings richtig, daß die zierlichsten, leichtesten Formen in jenen Gegenden des Orients zu Hause sind, die die ursprüngliche Heimath dieser Thiere ausmachen.

Bei einer übersichtlichen Darstellung der Pferde-Rassen wird es am zweckmäßigsten seyn mit Vorder-Asien, als dem ältesten Wohnplatz dieser Art, zu beginnen, und dann nach Afrika und Europa, als den sekundären und selbst tertiären Wohnstätten derselben überzugehen, von wo aus man zuletzt nach Amerika sich zu wenden hat. Australien ist eine noch zu neue Entdeckung, als daß daselbst die eingeführten Pferde Zeit genug gehabt hätten, sich durch die dortigen Landes-Verhältnisse bereits zu einer eigenthümlichen Rasse umzubilden. Eine vollständige Darstellung aller der Veränderungen, welche diese Art durch ihre Verbreitung fast über die ganze Erde erlitten hat, ist indeß zur Zeit noch nicht möglich, da die meisten außer-europäischen Schläge, deren oft in einem einzigen großen Lande mehrere sind, viel zu unsicher und zuweilen ganz widersprechend beschrieben werden. Es sollen daher hier nur die wichtigsten und am besten gekannten Rassen und Nationalpferde aufgenommen werden, von denen die ersteren, bei der Mangelhaftigkeit der Beschreibungen, nicht immer von den letzteren getrennt werden können, weshalb auch die folgende Darstellung mehr nach diesen eingerichtet seyn soll.

**I. Die asiatischen Pferde** sind, wie im Vorhergehenden nachgewiesen worden ist, der älteste und ursprünglichste Stamm, von welchem die Rassen aller anderen Welttheile ihren Ursprung genommen haben. Letztere sind deshalb keine Autochthonen, so wenig als die Völker, bei welchen sie gegenwärtig gezogen werden. Man kann die asiatischen Pferde in

zwei Familien abtheilen, die freilich an ihren Grenzen vielfach in einander verkettert sind, in ihren Mittelpunkten aber deutliche Verschiedenheiten wahrnehmen lassen: die eine kann man die arabisch=persische, die andere die mongolisch=scythische nennen <sup>13)</sup>.

Der Unterschied zwischen beiden Rassen-Familien scheint zunächst durch Weide und Klima bedingt zu seyn. Es ist eine alte Erfahrung, daß Pferde auf trockenen Weiden und in reiner frischer Luft einen leichtgebauten, kräftigen und feinbehaarten Körper mit großer Dauerhaftigkeit erhalten, während feuchte Weiden einen schweren Körper mit der Anlage zu mancherlei Krankheiten erzeugen. Die arabisch=persischen Pferde haben den Vortheil in einem meist hoch gelegenen Lande mit trockenen, aromatischen und gesunden Weiden gezogen zu werden, daher haben sie einen trockenen Kopf, schwächtigen Leib, feine Füße, harte Hufe, und sind dabei von außerordentlicher Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit, Intelligenz und Muth. Egypten, zumal das untere, bietet diese Vortheile schon weniger dar, weil die jährlichen Ueberschwemmungen Boden und Luft feuchter machen, daher auch die Pferde im Nilthal, nach Rosetti, den arabischen nicht gleichkommen, während sie weiter stromaufwärts, wo die genannten Nachtheile aufhören, namentlich in Nubien, wieder von ausgezeichneter Güte sind. Die Barbarei hat in Boden und Klima fast dieselbe Beschaffenheit wie Arabien und Persien, daher auch ihre Pferde dem ursprünglichen Stamme sich sehr annähern. Von der afrikanischen Küste aus haben Karthager und später die Mauren ihre Pferde nach Spanien hinübergeführt, und hier die gegenwärtig einheimische Rasse hervorgebracht. Selbst in Frankreich finden sich Spuren hievon, indem die limousiner Zucht deutlich auf arabisches Geblüt hinweist.

Die Mongolei und das alte Scythien haben, wie Arabien, trockene und gesunde Weiden, aber eine höhere Lage, kälteres Klima und weniger

---

13) D'Alton hat bereits (Naturgesch. des Pferdes) diese zwei Familien unter dem Namen arabische und tartarische geschieden. Ausführlicher hat sich über diesen Gegenstand der Graf Rzewuski (Fundgruben des Orients V. S. 333) geäußert, dem hierüber ein kompetentes Urtheil zusteht, da wenige Hippologen eine solche außerordentliche Menge asiatischer Pferde gesehen haben werden. Er leitet letztere alle von zwei Stämmen, nämlich dem arabisch=persischen und dem scythischen ab.

Aroma in den Futterstoffen; daher mag es rühren, daß ihren Pferden, obschon sie von außerordentlicher Ausdauer sind, die Feinheit des Kopfes, der Füße und der Behaarung, so wie überhaupt die Eleganz und Schönheit der Araber abgeht, auch ist ihr Huf mehr massiv als leicht. Von dieser Familie mag der größte Theil der europäischen Pferde, wie sie seit den ältesten Zeiten eingebracht worden sind, herkommen. Klima, Weide, Pflege, andere Lokalfactoren und Kreuzung der verschiedensten Rassen haben hier indeß manche Eigenthümlichkeit hervorgerufen. Diese Familie ist zahlreicher an Individuen als die erstere; die arabische gehört vorzüglich den Wüsten, die mongolisch-scythische den Steppen an.

1) Die arabischen Pferde werden nach dem Urtheil der Kenner als die vorzüglichsten der Welt betrachtet, und sie stehen in unsern Gestüten besonders deshalb in Ansehen, weil keine andere Rasse zur Veredlung der einheimischen Schläge so geeignet ist, als diese; daher es auch nichts Unerhörtes ist, daß man ausgezeichnete Stücke um 20,000 Gulden erkaufte hat. Von ihnen gilt folgende Charakteristik <sup>14)</sup>.

Der Kopf ist klein, trocken und meist abgestumpft. Die Stirn gerade, platt und breit; die Ohren gut angelegt, ziemlich lang, gerade und mit der Spitze sich etwas einwärts krümmend; die Augen groß, ziemlich erhaben und ungewöhnlich feurig; der Nasenrücken gerade und bisweilen etwas ausgehöhlt; die Nasenlöcher weit geöffnet; die Ganaschen breit; die Venen am Kopfe schon in der Ruhe bemerklich.

Der Hals ist ziemlich lang und mager, gegen den Kopf sehr schwächlich; sein oberer Rand meist gut geformt, während der untere gewöhnlich die beim Hirsch vorkommende Biegung zeigt, daher der Araber im Lauf einen Hirschhals zu haben scheint <sup>15)</sup>. Die Mähne ist fein und immer schlicht.

Die

---

14) Vergl. Wenigsten Gedanken über einige dem Officier der leichten Cavall. nothw. Kenntn. 2te Aufl. S. 126. — Huzard Instruct. sur l'améliorat. des chev. en France. p. 123. — Rzewusky in den Fundgruben des Orients V. S. 49. — Erdelyi Versuch einer Zoophysikologie des Pferdes. 2te Aufl. S. 93. 15) Diese Bildung, welche beim Pferd für nicht schön gilt, ist den schnellfüßigen Säugthieren eigen, und auch bei dem berühmten arabischen Hengste Tajar anzutreffen.



Die Brust ist breit; der Leib etwas lang und schwächlich; der Rücken stark; die Kruppe gerade und schön gerundet, und der Schweif hoch angelegt und fein.

Die Extremitäten sind fein, trocken, und von allen gewöhnlichen Fehlern frei, die Sehnen stark und deutlich losgetrennt, die Fesseln lang und dabei ohne Neigung zum Durchtreten; die Hufe erhaben, hart, glänzend und glatt. So fein auch diese Füße sind, so kräftig und stark sind sie, so daß kein anderes Pferd dreister auftritt und weniger stößt, als der Araber. Diese Stärke der Füße rührt von der kompakten Masse ihres Knochengestüßes her, das in diesen Theilen eine kleinere Markröhre und eine härtere und spezifisch schwerere Substanz hat, als sie bei anderen Rassen gefunden wird.

Die Haut ist fein und glänzend mit kurzen Haaren; die Muskeln sind deutlich wahrnehmbar, so wie die Knochenfortsätze, an welche sie sich befestigen. Das arabische Pferd ist nicht groß, und sehr selten höher als 4' 9"; die meisten messen nur 4' 6" bis 4' 7". Man kann jedoch von Hengsten dieser Rasse, denen man mittelmäßig große Stuten beilegt, größere Pferde erziehen.

Das arabische Pferd zeigt eine große Sanftmuth und Treue gegen seinen Herrn, ist außerordentlich lebhaft, feurig und schnell, voll Muth und Entschlossenheit, von einem vortrefflichen Gedächtnisse und langer Ausdauer <sup>16)</sup>.

Niebuhr <sup>17)</sup> hat zuerst genaue Nachrichten über diese Rasse in ihrem Vaterlande gesammelt. „Die Araber halten,“ sagt er, „wie bekannt ist, sehr viel auf ihre Pferde. Sie theilen sie gleichsam in 2 Arten. Die eine nennen sie Kadischi, d. i. Pferde von unbekannter Abkunft; diese

---

16) Als ein Muster der edelsten Art von dieser Rasse ist der Tajar aus dem berühmten Gestüte des Grafen Hunyady in Ungern zu erwähnen; Erdelyi hat von diesem Hengst eine ausführliche Schilderung in seiner Beschreibung der Gestüte des östereich. Kaiserstaates S. 95 und Heß eine Zeichnung geliefert. Noch in seinem 36ten Jahre übertraf Tajar an Flüchtigkeit die meisten inländischen Pferde, und war voll Kraft und ein tüchtiger Beschäler, der keinen Sprung umsonst verwendete; seine Nachzucht artete ihm nach und erwies sich als vortrefflich. Er war um den sehr billigen Preis von 1500 Dukaten erkaufte worden. —

17) Besch. v. Arabien. S. 161.

werden in Arabien nicht höher geschätzt, als die Pferde in Europa, und man braucht sie Lasten zu tragen, und zu allen andern gemeinen Arbeiten. Die andere Art heißt Köchlani oder Köhejle, d. i. Pferde, deren Abkunft man bereits von 2000 Jahren her aufgeschrieben hat. Sie sollen ursprünglich von der Stuterei des Königs Salomo abstammen, und werden gemeiniglich um sehr hohe Preise verkauft. Man hält besonders die Köchlani für geschickt, große Fatiguen auszuhalten, sie sollen Tage lang, ohne die geringste Nahrung, oder wie man sagt, vom Winde leben können. Man glaubt von ihnen, daß sie muthig auf den Feind losgehen, und daß einige Familien unter diesem adeligen Pferdegeschlecht so viel Verstand haben, wenn sie in einer Schlacht verwundet, und also untüchtig werden, ihren Reiter länger zu tragen, sich sogleich zurück zu begeben, und ihren Herrn in Sicherheit zu bringen. Fällt der Reiter zur Erde, so bleiben sie bei ihm stehen, und wiehern bis Hülfe kommt. Schläft er bei ihnen im freien Felde, so wiehern sie, wenn sich in der Ferne Räuber zeigen u. s. w. Sie sind weder schön noch groß, aber behend zum Laufen, und werden also bloß ihrer Tugenden und ihres Geschlechtes, nicht ihres äußerlichen Ansehens wegen von den Arabern so hoch geschätzt. Sie werden auch gar nicht zu gemeinen Arbeiten, sondern bloß zum Reiten gebraucht."

„Die Köchlani werden vornämlich von den Beduinen zwischen Basra, Merdin und Syrien erzogen. Das ganze Geschlecht wird wieder in verschiedene Familien abgetheilt. In der Gegend von Mosul findet man die Familie Dsjülfa, Manaki, Dehâlemie, Seklauri, Saade, Hamdani und Fradsje; die vornehmsten Familien in der Gegend von Haleb sind Dsjülfa, Manaki, Torriff, Seklauri; zu Hama findet man Challauri; zu Derfa Daadsjani; zu Damask Nedsjedi u. s. w. Ich habe zwar auf der Westseite von Arabien nichts von diesen Köchlani gehört, vermuthete aber, daß man sie auch daselbst und vornämlich in Hedzsas antreffe. Einige von den erwähnten Familien werden auch höher geschätzt, als andere, und ob man gleich versichert, daß die Köchlani bisweilen nicht so gut sind, als einige Kadischi, so macht man doch aus jenen, vornehmlich aus den Stuten, allemal weit mehr in der Hoffnung, daß ihre Füllen gut einschlagen werden."

„Die Araber haben von ihren Köchlani zwar kein Geschlechtsregister

von einigen hundert Jahren, sie können aber dennoch von ihrer Abkunft ziemlich gewiß seyn, weil die Stuten immer in Gegenwart von Zeugen und zwar von arabischen Zeugen belegt werden. Denn obgleich viele Araber sich bisweilen kein Gewissen daraus machen, einen falschen Eid zu thun, so soll man doch kein Beispiel haben, daß jemals ein Araber ein falsches Zeugniß von der Geburt eines Pferdes unterschrieben habe, weil sie gewiß glauben, daß ihre ganze Familie ausgerottet werden würde, wenn sie in diesem Stücke wider die Wahrheit redeten<sup>18)</sup>. Wenn also ein Christ eine Stute von dem Geschlecht Köchlani besitzt, oder für einen Araber unterhält und sie von einem Köchlani belegen lassen will, so muß er dazu einen Araber als Zeugen rufen. Dieser bleibt 20 Tage bei der Stute, um gewiß zu seyn, daß kein gemeiner Hengst sie verunehrt habe; ja sie muß in dieser Zeit keinen Hengst oder Esel nur in der Ferne sehen. Bei der Geburt des Füllen muß der erwähnte Zeuge wieder gegenwärtig seyn, und der Geburtsbrief wird in den ersten 7 Tagen gerichtlich abgefaßt. Keine Stute von dem Geschlecht Köchlani wird vorsätzlich von einem gemeinen Hengst belegt, und wenn es etwa aus Versehen geschehen sollte, so wird das Füllen als ein Kadisch angesehen. Indessen machen die Araber sich kein Gewissen daraus, einen Hengst von dieser adeligen Art mit einer Stute von unbekannter Abkunft zu vermischen, das Füllen von dieser Stute wird aber auch als ein Kadisch angesehen. Die Araber verkaufen die Hengste von ihren Köchlani, so wie ihre gemeinen Pferde, unter allerlei Bedingungen. Die Stuten aber verkaufen sie nicht gerne für baares Geld, sondern, wenn der Eigenthümer sie nicht wohl verpflegen kann, so giebt er sie einem andern unter der Bedingung, daß er an ihren Füllen Theil habe, oder daß er sie nach einer gewissen Zeit wieder zurück fordern könne."

An diese Mittheilungen von Niebuhr mögen sich zur Ergänzung noch einige andere anschließen.

---

18) Wie wenig indessen diesen arabischen Ursprungszeugnissen zu trauen ist, das wissen wir von späteren Reisenden. Seezen (Fundgruben des Orients II. S. 281) sagt bei dieser Gelegenheit: „Nun muß man die Beduinen kennen, um zu wissen, was sie für Geld zu thun fähig sind. Sie lügen umsonst mehr als zu viel, und so läßt sich denken, wie weit sie diese schöne Tugend für Geld treiben werden.“

Kzewusky<sup>19)</sup> hat von Rosetti, dem österreichischen General-Konsul in Egypten, über die arabischen Zuchten ausführliche Nachrichten erlangt. Nach diesem stammen alle Pferde der arabischen Wüste aus Nedjed ab, und sind von den Beduinen unter dem Namen Nedjade begriffen. Unter diesen unterscheiden sie wieder 5 Rassen als die vorzüglichsten, deren Angabe jedoch bei ihnen nicht übereinstimmend ist. Gewöhnlich führen sie folgende 5 auf, nämlich die Saflawy, Koheyl<sup>20)</sup>, Djolfe, Maneky und Loucye, welche wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen. Alle diese Rassen haben keine bestimmten Merkmale, an welchen sie erkannt werden könnten, mit Ausnahme vielleicht der Saflawy, welche sich durch die Länge des Halses und Schönheit der Augen auszeichnen. Die Beduinen der syrischen und arabischen Wüsten haben keineswegs genealogische Tabellen, durch welche sie das edle Geblüt ihrer Pferde aus einer langen Reihe ihrer Voreltern erweisen könnten. Was mehrere Reisende hinsichtlich dieses Gegenstandes erzählt haben, bezieht sich zunächst auf die Pferde von der Koheyl-Rasse der Türken, welche gewöhnlich mit ihren Adelsbriefen versehen sind. Zwar versammeln die arabischen Beduinen bei der Geburt eines Pferdes bisweilen einige Zeugen, welche den Namen der Eltern und des Neugeborenen mit den charakteristischen Merkmalen seiner Farbe schriftlich attestiren, dieß ist jedoch keineswegs ein allgemeiner Gebrauch, und niemals wird in diesen Zeugnissen der Großeltern gedacht. Da übrigens auf 6 oder 7 Zelte nur ein Pferd kommt, so kennt jeder Beduine alle Stücke bei seinem Stamme, und durch diese öffentliche Controlle ist für die Reinheit der Rasse hinlänglich gesorgt.

Unter den mehr als 250 Beduinenstämmen, welche in der Wüste zwischen dem Euphrat bis nach Anah, den Grenzen von Syrien und der nördlichen Küste des rothen Meeres herumziehen, hat keiner schönere Pferde und in größerer Anzahl als die Kowalla. Im Winter weiden sie in Nedjed bei Khaiibar oder in dem Gebirge Djebel chammar, und im Frühling

---

19) A. a. D. S. 50. 20) Die Koheyl der Wüste darf man, nach Rosetti, nicht mit den Koheyl oder Koheylan der Türken verwechseln, die aus Mesopotamien zwischen Mosul und Orfa stammen und mit großer Sorgfalt von den nomadischen Kurden gezogen werden. Man findet sie auch im nördlichen Syrien, aber die Beduinen zählen sie nicht zu ihren Nedjade.

nähern sie sich den Grenzen von Syrien und Mesopotamien. Unter den Arabern der syrischen Wüste zeichnen sich die Chhfanne, in der Gegend von Palmyra, und besonders die Beni Szakher im Osten des todten Meeres durch die Güte ihrer Pferde aus <sup>21)</sup>.

Bekanntlich wird das Pferd von dem Beduinen mit großer Sorgfalt und Liebe behandelt, und seine Erziehung wird mit Güte und nicht mit der Peitsche betrieben; es theilt mit ihm sein Zelt und die Kinder spielen unbesorgt um dasselbe herum. Durch diese freundliche Begegnung und durch den beständigen Verkehr mit Menschen, ist das arabische Pferd sanft und zutraulich, und zeigt eine große Anhänglichkeit an seinen Herrn. Bei Tage bekommt es kein Futter, sondern wird bloß einigemal getränkt; erst bei Sonnenuntergang wird ihm ein Sack mit Gerste an den Kopf gehängt. Mit dieser Mäßigkeit verbindet es eine ungewöhnliche Schnelligkeit und Anmuth in seinen Bewegungen, und eine seltene Ausdauer, wobei es ein hohes Alter bei ungebrochener Kraft erreicht; Vorzüge, die in gleichem Grade keiner andern Rasse eigen sind. Man muß, sagt Huzard <sup>22)</sup>, dieses Pferd laufen sehen, wie es den Kopf und Hals erhebt, daß es fast ganz seinen Reiter verdeckt, wie es den Schweif hoch aufwirft mit einer Kraft und einem Anstande, den wir vergebens durch eine unnütze Operation nachzuahmen gesucht haben. Alles in diesem Pferde kündigt Dauer, Kraft, Stärke und Güte an, und diese Vereinigung von Vorzügen, die es zu jedem Gebrauche eignen und sich seiner Nachkommenschaft mittheilen, sind es eben, welche ihm unbestritten den ersten Rang einräumen.

So einstimmig auch den arabischen Pferden in allen den genannten Beziehungen die erste Stelle zugesprochen wird, so sind doch darüber Streitigkeiten entstanden, ob ihnen dieselbe auch hinsichtlich der Schönheit ihres Baues zukomme. Bennigsen <sup>23)</sup> sagt in dieser Hinsicht: „Um Alles von ihnen kurz zu fassen, so muß man die vollkommene Schönheit eines Pferdes nur bei ihnen suchen.“ Diese Ansicht ist gleichfalls die herrschende bei den Hippologen und den Direktoren der Gestüte. Dagegen hat sie schon Niebuhr nicht schön finden wollen. Huzard <sup>24)</sup> sagt ausdrücklich: „Das arabische Pferd ist nicht schön nach den Begriffen, die wir uns von der

21) Rosetti S. 53.

22) Instruct. p. 124.

23) N. a. D. S. 129.

24) S. 123.

Schönheit der Pferde im Allgemeinen gebildet haben.“ Auch Seeßen meint, wer behauptet, daß Arabien mit der Schönheit seiner Pferde groß thun dürfte, müßte nie Thiere von daher gesehen haben<sup>25)</sup>. Bei der Relativität des Begriffs von Schönheit läßt sich über einen solchen Streitpunkt nicht unbedingt absprechen, und wer die majestätische Gestalt des Holsteiners und Mecklenburgers als die vollendetste Form zu betrachten gewohnt ist, wird mit dem, nach einem ganz andern Typus gebauten Araber nicht vollkommen befriedigt seyn. Uebrigens können selbst Kenner nicht läugnen, daß er im Kopf- und Halsbau meist nicht ganz tadellos zu nennen ist.

Die Anzahl der Pferde kann in Arabien nicht groß seyn, da es nach Seeßen ganze Provinzen giebt, wo man kein einziges antrifft, wie z. B. auf der peträischen Halbinsel und in Hadramaut. Auch in den unermesslichen Distrikten, wo Beduinen umherziehen, sind seiner Angabe zu Folge, diese Thiere höchst selten, und es giebt manche Stämme, bei denen sich kein einziges findet, indem der gemeine Mann nicht im Stande ist, das nöthige Futter herbeizuschaffen. Selbst in Mekka trifft man nicht mehr, als 60 bis 70 Pferde, die der Scherif hält; in ganz Hedschas hat kein Privatmann ein solches, und sogar in der wichtigsten und blühendsten Provinz Arabiens, in Jemen, findet man nur sparsam Pferde. Die ganze Anzahl dieser Thiere schlägt Seeßen für das große Arabien auf nicht höher, als sechsthalb tausend an. Obschon diese Angabe allerdings zu ge-

---

25) Seeßen fügt (Fundgruben des Orients II. S. 275) noch Folgendes hinzu: „Ein recht schönes Pferd bei den arabischen und syrischen Beduinen zu finden, ist eine wahre Seltenheit. Die berühmten Pferde von Nedsched, deren ich zur Zeit der Hadsch in Mekka vielleicht hundert zu sehen Gelegenheit hatte, weil Süub (das Oberhaupt der Wahabiten) und sein Gefolge beritten war, sind ein Mittelschlag von leichtem Gange, aber eine ausgezeichnete Schönheit konnte ich selbst an Süub's Reitpferden nicht gewahr werden. Die jemenischen Pferde scheinen mir etwas stärker gebaut zu seyn, und ich sah in Szanna wirklich einige, die mir ungemein schön vorkamen; allein dieß waren alle Hengste, welche in der Regel die Stuten und Wallachen an Schönheit übertreffen und weit mehr Parade machen, als diese. Allein würde man mit ihnen die Hengste der spanischen, holsteinischen, oldenburgischen, ostfriesischen und andern europäischen Pferde-Rassen vergleichen, man würde eine gleiche Anzahl eben so schöner und noch schönere darunter antreffen.“

ring ist, so geht doch aus der spätern Reise von Burckhardt <sup>1)</sup> gleichfalls hervor, daß auf der ganzen Westküste von Arabien die Pferde nur als Seltenheit vorkommen, auch war die wechabitische Reiterei größtentheils mit Kameelen beritten gemacht. Von der Provinz Nedshed bemerkt indes der zuletzt genannte Reisende, daß sie ihrer schönen Weideplätze wegen eine vortreffliche Pferdezucht besitzt.

2) Die persischen Pferde behaupten unmittelbar nach den arabischen den Rang, und gehen selbst nach dem Urtheil mancher orientalischer Völker ihnen vor. Die zuverlässigsten Beschreibungen derselben haben wir in neuern Zeiten, besonders durch Bennigsen, Chardin und Ker Porter erhalten, deren Angaben der Reihe nach hier folgen sollen.

Das Befriedigendste für den Kenner hat der General Bennigsen <sup>2)</sup> geliefert, der sich 1796 bis 97 mit der russischen Armee über ein Jahr lang in Persien aufhielt. Diese Pferde, sagt er, sind, wie bekannt, mit die schönsten der Welt. Der Wuchs der reinen ungemischten persischen Rasse in dem Innern des Reichs ist groß, der Kopf fein und trocken, fein von Ganaschen, die Stirn gerade, der Hals hoch und etwas gebogen, die Knochen proportionirt, die Kruppe besonders lang, die Hüfte hoch um die Hufe länglich und schmal. Die Haut dieser Pferde ist sehr weich und zart anzufühlen. Man findet aber in Persien, so wie in andern großen Reichen,

---

1) Reisen in Arabien. Weimar 1830. S. 327: Die Bewohner Mekka's haben im Allgemeinen sehr wenige Pferde; ich glaube es werden deren nicht mehr als 60 von Privatpersonen gehalten; der Scherif hat etwa 20 bis 30 in seinen Ställen, doch der vorige hielt eine größere Anzahl. Die militärischen Scherifs haben Stuten, und die angeseidelten Beduinen besitzen auch Pferde. Die Beduinen dieser Landschaft, und namentlich die um Mekka herum, sind sehr arm an Pferden; bloß einige Scheik's haben welche, indem die Weiden selten sind und der Unterhalt eines Pferdes täglich drei Piaster kostet. Seite 587: Die Bewohner Medina's haben keine Pferde. Die des Scheik's und einiger seines Gefolges ausgenommen, glaube ich nicht, daß ein Pferd in der Stadt gehalten wird. Im Allgemeinen sind diese Theile Arabiens arm an Pferden, weil es hier keine schönen Weiden giebt. — Auch Rosssetti (a. a. D.) bemerkt, daß man auf 6 bis 7 Zelte nur ein Pferd rechnen dürfe. Und Ruppell (Reise in Nubien etc. S. 240) sagt gleichfalls, daß es in der bedeutenden Handelsstadt Djetta bei den Eingebornen gar keine Pferde giebt. 2) Gedanken über einige dem Officier der leicht. Cavall. nothwendigen Kenntnisse. 2te Aufl. S. 135.

Verschiedenheit in den Rassen, besonders in den Provinzen, die gegen die Grenzen zu liegen. Man muß also die Rasse, die Persien ganz eigen ist, im Innern dieses großen Reiches suchen. Auf seiner östlichen und nördlichen Seite findet man die ersten ungemischten Pferde nicht eher, als in der Provinz Mazandran. Die in den Provinzen Degistan und Schirwan sind ein Mischmasch von persischen, natolischen und tscherkessischen Pferden. Diese Empfehlung sollte nicht unvortheilhaft für selbige seyn, gleichwohl stehen sie allen vorerwähnten Rassen nach, indem sie weder deren Güte, noch Schönheit ererbt haben.

In der Provinz Karabach, die dem Winkel zwischen den Kura- und Uras-Fluß einnimmt und vorzüglich von Armeniern bewohnt wird, findet man bisweilen eine äußerst schöne und kostbare Rasse, welche aber von der ächt persischen ganz abweicht, dagegen der arabischen sehr nahe kommt; sie ist etwas größer als letztere, Füße und Hufe sind weniger fein, auch fehlt es ihnen an den schönen und steif gespitzten Ohren, so wie an der Schönheit des Halses. In der Provinz Gilan und Uderbeisan findet man nur selten ein besonders schönes Pferd.

Eine der schönsten Rassen Persiens bilden, nach Bennigsen's sachkundigem Urtheil, die kurdistanischen Pferde, welche selbst von den Türken sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Sie sind etwas feiner von Beinknochen, dagegen aber etwas breiter am Halse und nicht so hoch aufgesetzt, doch übrigens von demselben Gebäude und derselben Größe, als alle übrigen wirklich persischen Rassen.

In der Provinz Irak Agemi, einer der weitläufigsten von Persien, findet man die größten Pferde von der schönsten Proportion, eine dem Lande ganz eigene und ungemischte Rasse. Ausgezeichnet sind gleichfalls die Pferde der Provinz Kandahar (in Afghanistan), die zwar nicht völlig so groß sind, wie die aus dem vorhergenannten Bezirke, denen sie aber an Schönheit nicht bloß nichts nachgeben, sondern sie an Feinheit der Füße und Hufe, so wie an Ausdauer und Stärke noch übertreffen. Eine der vorzüglichsten Rassen giebt es ferner in der Provinz Loristan, die an Bau der von Kandahar völlig gleich kommt, aber ebenfalls nicht ganz so groß ist, als die aus Irak Agemi.

Zu den persischen Pferden kann man noch die der Afghanen überhaupt rechnen;



rechnen; sie sind durch verschiedene persische Rassen gemischt, gleichwohl findet man noch schöne und dauerhafte Thiere, auch ziemlich ansehnliche Stutereien<sup>3)</sup>.

So weit Bennigsen. Chardin's<sup>4)</sup> Angaben, die jetzt folgen sollen, erstrecken sich zwar nicht auf die Charakteristik der verschiedenen Landesrassen, dafür aber enthalten sie interessante Aufschlüsse über die Erziehung und Pflege dieser Thiere. „Die persischen Pferde,“ sagt er, „sind die schönsten des Orients. Sie sind höher als die englischen Sattelpferde, vorne schmal, der Kopf klein, die Füße ausnehmend fein, sehr sanft, von großer Arbeitsamkeit, und sehr lebendig und leicht. Sie tragen beim Lauf die Nase in den Wind und den Kopf hoch aufgerichtet, wie man sie eben dressirt. Damit sie jedoch den Reiter nicht auf den Magen stoßen, legt man ihnen eine Art Kappzaum an, der nur von Leder und wie eine Halfter (licou), aber breiter und sehr verziert ist; durch ihn wird die Nase festgehalten, und er wird, indem er zwischen den Beinen durchgeht, unter dem Bauche des Thieres befestigt. Die Pferde tragen den Schwanz lang, und bisweilen wird er geknüpft und aufgeschürzt. Sie sind sehr sanft und lenksam, leicht zu ernähren, und dienen bis 18 und 20 Jahre; es giebt unter ihnen keine Wallachen. Ich habe sie die schönsten des Orients genannt, aber deshalb sind sie nicht die besten, noch die gesuchtesten. Die aus Arabien gehen ihnen vor und sind ihrer Leichtigkeit wegen in Persien sehr geschätzt, denn sie sind, wegen ihrer dünnen und hageren Gestalt, wahren Schindmähren (rosses) ähnlich. Die Perfer sagen, um die Pferde zu prüfen, welche man als arabische von der guten Rasse aus dem glücklichen Arabien verkauft, müsse man sie in einem Athem und sehr schnell 15 Meilen zurücklegen lassen, sie dann ins Wasser bis an die Brust treiben und ihnen hierauf Gerste geben; fressen sie nun begierig, so sind es ächte Araber. Die Perfer haben auch viele tartarische Pferde, welche niedriger, gröber und häß-

---

3) Nach Elphinstone (Gesch. der engl. Gesandtschaft an den Hof v. Kabul. Weim. I. S. 226) zeichnen sich die Pferde der afghanischen Besitzungen nicht durch ihre Güte aus, ausgenommen in der Landschaft Balk, wo sie vortrefflich sind. Sehr schön sind auch die von Herat, von denen Elphinstone eins oder zwei sah, welche an Gestalt den arabischen gleichen, aber bedeutend größer waren. 4) Voyages en Perse, nouv. édit. par Langlès, III. p. 366.

licher, als die persischen sind, aber größere Strapazen aushalten, und lebhafter und leichter zum Lauf sind. Die Pferde werden in Persien sehr theuer verkauft; schöne kosten von 1000 Francs bis 1000 Thaler. Der häufige Transport in die Türkei und namentlich nach Indien macht sie so theuer; doch können sie nur mit spezieller Erlaubniß des Königs ausgeführt werden.“

Die Perser verstehen sich gut auf die Pferde und ihre Stallungen sind sehr reinlich gehalten. Sie haben keine Krippen, indem die Thiere ihr Stroh und Gerste aus einem Sack fressen, den man ihnen am Kopf befestigt. Die Hufeisen sind platt, ohne Ansatz und dünner als die unserigen. Im Winter pflegt man die Pferde mit einer gelben Farbe zu färben, indem man ihnen damit die Füße und den Leib bis zur Brust und bisweilen bis zum Kopfe einreibt. Obschon man sagt, daß sie dieß gegen die Kälte schütze, so geschieht es doch mehr zum Schmuck, indem man es an verschiedenen Orten zu allen Zeiten thut<sup>5)</sup>.

Außer dem König darf Niemand Stutereien anlegen, und die Gouverneure und Intendanten der Provinzen, welche solche haben, halten sie nur auf seinen Namen<sup>6)</sup>. Der König hat überall große Marställe, in Medien, in der Provinz Persien, und besonders in der Nähe des alten Persepolis, wo die schönsten Pferde des Königreiches gefunden werden. Es giebt auch Stallungen in allen Provinzen und in den meisten großen Städten. Dies geschieht, damit man immer genug Pferde zur Vertheilung an die Reiter, Künstler, Offiziere und überhaupt an alle, welche im königlichen Dienste stehen, hat; denn Jeder, der eines verlangt, erhält es, kann es dann aber nicht wieder zurückgeben, sondern muß es ernähren und hüten. Man schickt bisweilen dem Könige aus seinen Stutereien oder zum Geschenk eine solche Menge von Pferden, daß seine Stallungen sie nicht fassen können, und alsdann vertheilt man dieselben an wohlhabende Privatpersonen, welche sie ernähren

---

5) Chardin III. p. 370. 6) Acht Stunden von Tauris fand Chardin (II p. 361) die herrlichsten Weideplätze von Medien und vielleicht von allen Ländern. Die schönsten Pferde der Welt waren daselbst im Gränen, und ihre Anzahl betrug an 3000. Diese Ebenen sind wahrscheinlich das Hippoboton, von dem die alten Schriftsteller (Strabo XI. p. 796) reden, und uns erzählen, daß die Könige von Medien daselbst eine Zucht von 50,000 Pferden hielten. Hier ist es wohl auch, wo man die berühmten Ebenen von Mysien suchen muß.

müssen, bis man sie zurück verlangt, doch können sie sich ihrer einstweilen bedienen. Alle Pferde des Königs sind mit einer großen Tulpe am Schenkel auf der Aufttrittsseite bezeichnet. Personen, welchen der König Pferde zum Dienste giebt, dürfen diese nicht verkaufen, aber wohl unter sich vertauschen, und wenn sie daraufgehen, so müssen ihre Besitzer ein Stück Haut mit dem Zeichen herauschneiden und es dem königlichen Oberstallmeister des Orts überbringen, damit es aus den Registern gestrichen wird. Dieß geschieht, wenn der Pflegherr einen Eid geleistet hat, daß das Thier eines natürlichen Todes und nicht aus einer Fahrlässigkeit gestorben ist; alsdann erhält er auf sein Verlangen ein anderes <sup>7)</sup>).

Ker Porter hatte auf seinen interessanten Reisen gleichfalls hinlängliche Gelegenheit die persischen Pferde kennen zu lernen. Wenn man von feurigen Rossen in Persien spricht, sagt er, so hält dieß Wort gar keine Vergleichung mit dem aus, was wir in Europa darunter verstehen. Es sind in der That Sonnenpferde, schön und flüchtig, und oft so feurig, als das brennende Element <sup>8)</sup>. Die Perser halten große Wettrennen, deren einem der achtbare Reisende bewohnte <sup>9)</sup>; diese werden jedoch nicht sowohl in der Absicht veranstaltet, daß die Pferde auf eine kurze Zeit eine außerordentliche Schnelligkeit, als vielmehr auf längere Zeit eine gehörige Ausdauer an den Tag legen sollen; und diese Eigenschaft ist sicherlich schätzbarer, als jenes überhastige Rennen, wobei das Pferd zwar an Schnelligkeit den Sturmwind überholt, nach wenig Minuten aber Kraft und Athem zugleich verloren hat.

Bei dem kurdischen Gouverneur von Sian Kiala sah Ker Porter turkomanische Pferde, die man den rein persischen vorzieht, und von denen nachher noch die Rede seyn wird. Arabische Pferde sind, nach seiner Angabe, im nördlichen Theil Persiens nicht sehr häufig, aber die Zucht von denselben und einer persischen Stute ist voll Eleganz und Elastizität, und von einer kräftigern Statur, als die Araber von Nedjed. Die persischen Pferde sind nicht über 14, oder  $14\frac{1}{2}$  Fäuste hoch, doch sind sie im Allgemeinen größer, als die arabischen <sup>10)</sup>.

---

7) Chardin III. p. 372. 8) Travels in Georgia. Lond. 1821. I. p. 300. 9) Ebenda I. p. 334. 10) Ebenda II. p. 536.

Sie werden mit Gerst und Gerste gefüttert, und Heu ist bei ihnen ein nicht gekanntes Futter; im Frühjahr werden sie jedoch 4 bis 6 Wochen lang auf die Weide getrieben, um das frische Gras zu genießen. Es ist noch zu erwähnen, daß unter der persischen Rasse Schimmel nichts Seltenes sind.

3) Die tscherkassischen Pferde, welche auf der nördlichen Seite des Kaukasus vorkommen, werden an Schönheit und Ausdauer den arabischen gleichgestellt, und sind, nach D'Alton<sup>11)</sup>, diesen auch so ähnlich, daß sie nur eine Vergrößerung des kleinen syrischen Schlags zu seyn scheinen. Auch halten die Tscherkassen sich und ihre Pferde für Nachkommen von Arabern. Diese Thiere sind stärker und größer, als die arabischen und meistens Schimmel, die frühzeitig ganz weiß werden, obschon sie bei der Geburt schwarz sind. Sie werden mit großer Sorgfalt erzogen, und über ihr Geschlechtsregister vom Adel des Landes, der allein die Zucht treibt, strenge gewacht<sup>12)</sup>.

Die kabardinischen Pferde haben mit den tscherkassischen gleichen Ursprung und sind von derselben Güte<sup>13)</sup>.

Die georgischen Pferde hatten zu Bennigsen's Zeiten nichts Eigenthümliches, sondern waren aus den benachbarten Ländern, zumal aus Tscherkassien, eingeführt. Uebrigens hat Georgien die herrlichste Lage zur Erziehung von trefflichen Pferden<sup>14)</sup>.

4) Natolien, zumal Cappadocien, war seiner Pferde wegen seit den ältesten Zeiten berühmt, und noch jetzt gehören die natolischen zu den besten im türkischen Reiche. Sie zeichnen sich besonders durch ihre Größe

11) Naturgesch. des Pferdes. S. 41. 12) Bennigsen, welcher diese Pferde an Ort und Stelle kennen lernte, sagt von ihnen Folgendes: „Ihr ganzes Gebäude zeigt deutlich ihren Ursprung, nämlich daß sie eine Mischung von Persern und Arabern sind. Sie sind groß und außerordentlich dauerhaft, ihre Knochen sind stärker, als die der Rassen, aus welchen sie herstammen, sie sind schön aufgesetzt, sehr gestreckt, ihre Kruppe ist vortrefflich, und ihr Huf gleicht sehr dem der persischen Pferde, er zeichnet sich besonders durch seine Höhlung aus. Von ihrer Dauer kann man sich keinen Begriff machen. Ich selbst habe deren viele gesehen, die weit über 20 Jahre hatten, viel geritten wurden und nicht allein bei völligen Kräften, sondern auch sonst ganz unverdorben waren.“ 13) Bennigsen. S. 160. 14) Derselbe S. 169.

aus, haben einen feinen, magern Kopf, dünnen Hals, schlanken Leib, feine aber doch kraftvolle Füße, hoch angelegten Schweif, sind gutmüthig und sollen bis ins Alter gleich brauchbar seyn<sup>15)</sup>.

5) Die tartarischen Pferde, welche die Hippologen unter diesem Namen als besondere Rassen aufstellten, sind höchst verschieden und widersprechend beschrieben worden. Dieß konnte auch nicht anders kommen, da unter der Benennung Tartaren, wie dieß erst seit wenig Jahren nachgewiesen worden ist<sup>16)</sup>, ganz fälschlich Völker mongolischen und kaukasischen Stammes zusammen begriffen wurden. Bei dieser Vermengung ganz verschiedener Nationen mit ebenfalls verschiedenen Pferdezuchten, konnten natürlich die einzelnen Beschreibungen der letztern unter sich nur wenig Uebereinstimmung haben. Beschränken wir uns hier zunächst auf jenen Länderstrich, der von unsern ältern Geographen mit dem unpassenden Namen der freien Tartarei bezeichnet worden ist, und der zwischen dem 66 bis 96° Länge und 35 bis 48° Breite liegt, so haben wir unter Tartaren zunächst Turkomanen, Turkestanen, Usbecken, Bucharen, Kirgisen und andere türkisch-persische Volksstämme zu verstehen. Unter diesen zeichnen sich die Pferde der Kirgisen durch eigenthümliche Züge aus; die übrigen Stämme oder die eigentlichen Tartaren, zu welchen aber auch noch die im südöstlichen Rußland und in Sibirien wohnenden türkisch-tartarischen Horden zu rechnen sind, haben gegenwärtig nicht mehr einerlei Rasse, indem sie hie und da ihrer ursprünglichen Zucht Pferde von persischem oder arabischem Geblüte

15) Sebalb. S. 103. — Bennigsen sagt S. 142: „Es ist mir immer vorgekommen, daß die anatolischen Pferde mit verschiedenen Rassen gemischt sind, denn in der Höhe ihres Wachstums, wie auch in ihren stärkern Beinknochen, weichen sie sehr von allen übrigen türkischen Rassen ab, und seitdem ich die kurdistanischen Pferde kenne, möchte ich wohl behaupten, daß erstere Rasse mit letzterer in Verwandtschaft steht.“ 16) Der Name Tatar (Tartar) ist zu Tschingis-Khan's Zeiten als gleichbedeutend mit dem Volksnamen der Mongolen gebraucht worden, während er früher nur den eines ihrer Stämme bezeichnete. Als die Mongolen zu den Zeiten ihrer Macht die am kaspischen und schwarzen Meere wohnenden türkischen Völker unterjochten, so wurde auf diese ebenfalls, aber ganz fälschlich, der Name Tatar übertragen. Die Herrscher waren allerdings Tataren (Mongolen), aber ihre Unterthanen größtentheils Türken. — Vergl. Ritter's Asien. 2te Aufl. I. S. 274, und R. Wagner's Naturgesch. des Menschen. II. S. 137.

beigemischt haben, wodurch der Charakter derselben bedeutend modifizirt worden ist.

Man kann mit Erdelyi<sup>17)</sup> die unvermischten tartarischen Pferde im Allgemeinen also charakterisiren: „sie sind nicht groß, aber vermögend, leicht, muthig, gelehrig und gute Läufer; sie haben kleine leichte Köpfe, lange Hälse, starke Schenkel und enge lange Hufe. Von dieser Rasse stammen unsere original-ungarischen und siebenbürgischen Pferde ab.“ Es mögen jetzt in diesen, wie in der folgenden Abtheilung, die einzelnen Beschreibungen der wichtigsten Stämme der tartarischen Rasse folgen, aus welchen sich eine ziemliche Verschiedenheit ergeben wird.

Sauveboeuf<sup>18)</sup> giebt eine Beschreibung der sogenannten tartarischen Pferde, welche zu seiner Zeit in Persien im Ruf waren. Obgleich man aus derselben ersieht, daß die Rasse der mongolisch-scythischen Familie angehört, so paßt doch, nach Bennigsen's Urtheil, die Charakteristik auf keinen der bekannten tartarischen Schläge vollständig, so daß es zweifelhaft wird, ob Sauveboeuf nach Selbstanficht oder bloß nach Hörensagen beschrieben hat.

Unter den tartarischen Pferden sind die zahlreichsten die turkmanischen. Die Turkmanen (Truchmenier) wohnen vorzüglich in den Steppen zwischen dem kaspischen- und Ural-See, und ein Theil derselben hält sich am westlichen Ufer des kaspischen Meeres im europäischen Rußland auf. Auch in Syrien und Natolien nomadisiren zahlreiche türkische Horden, die den Namen Turkmanen führen, und wie ihre nördlichern Stammesgenossen

17) Versuch einer Zoophysologie. S. 94. 18) Magaz. merkwr. Reisebeschr. IV. S. 456. Die tartarischen Pferde, erzählt daselbst Sauveboeuf, werden zu den Reichthümern der Fürsten gerechnet und sind von mittlerer Größe; Kopf und Hals sind dick, die Mähne bis aufs Knie hinunterreichend, die Beine dick, und der Leib stark mit einer breiten und wohl zugerundeten Kruppe. Man gewöhnt sie von Jugend an, immer Milch und niemals Wasser zu trinken; auch giebt man ihnen nur alle 24 Stunden eine geringe Quantität Gerste zu fressen. Diese Pferde können außerordentlich weit laufen und sind in einem Lande, das so häufig Revolutionen erfährt, sehr nützlich, da man sich mit ihnen in kurzer Zeit in Sicherheit setzen kann.

eine ansehnliche Pferdezeit, die von der arabischen abgeleitet ist, betreiben<sup>19)</sup>.

Die verschiedenen Schläge, welche die truchmenischen Tartaren in Rußland und der sogenannten Tartarei erziehen, hat Bennigsen<sup>20)</sup>, ein erfahrner Kenner, beschrieben. Auf der östlichen Seite des kaspischen Meeres, sagt er, bis zum Aralsee findet man verschiedene Pferderassen von außerordentlicher Güte, Schönheit und Dauer. In den nördlichen und östlichen, an die Kirgisen grenzenden, Gegenden dieses Landes sind die Pferde nicht groß, aber gedrungen, mit einem feinen Kopf, schön von Knochen und Hufen; doch haben sie mit Unrecht den Ruf als erste Läufer erlangt. In den südlichen und westlichen Gegenden sind die Pferde größer, gestreckter und schöner. In den südlichen Provinzen besitzen die Turkmanen noch besonders eine sehr berühmte und wirklich äußerst kostbare Rasse, die unter dem Namen von Samutška bekannt ist. Diese Pferde weichen von den vorhin beschriebenen gänzlich ab; sie sind viel größer, besser aufgesetzt, gestreckter und mit einer längern Kruppe. Sie stammen aus der reinsten persischen Rasse her, und die schöne Proportion ihrer Glieder, wie auch ihre äußerst feine Haut, zeigt einen edlen Schlag an, der selbst in Persien sehr geschätzt und kostspielig ist<sup>21)</sup>.

Von dieser Rasse, und nicht von den Turkmanen in Syrien, mögen die Pferde gewesen seyn, welche Ker Porter<sup>22)</sup> bei dem kurdischen Gouverneur von Sian Kiala sah und also beschreibt: Dieser Schlag von Pferden ist zum angestregten Dienst den rein persischen vorzuziehen.

---

19) Burkhardt (Reisen in Syrien übers. v. Gesenius. II. p. 1001.), der in Ver-  
kehr mit den syrischen Turkmanen und zwar mit dem Stamme Ryhanlu war, sagt von ihren  
Pferden Folgendes: Sie sind von geringerm Werthe als die der Araber in der Wüste, aber  
sehr passend für die Berge. Der Hals derselben ist dicker und länger, als bei den arabischen  
Pferden, der Kopf größer, die ganze Gestalt plumper. Ein gutes turkmanisches Pferd kostet  
in Aleppo 4 bis 500 Piafter, während für ein arabisches von guter Rasse zweimal so viel  
bezahlt wird. — 20) S. 131. — 21) Die turkmanischen Pferde werden bis nach In-  
dien verführt und dort theuer verkauft. Bischof Heber (Reise durch die oberen Prov. v.  
Borberindien I. 425), der sie daselbst sah, sagt von ihnen: daß sie zwar weder flüchtig noch  
hübsch sind, aber stark, tüchtig auf den Beinen, guter Gemüthsart, und wenn man nicht zu  
schnell reitet, kaum zu ermüden. — 22) Travels II. p. 535.

Er ist von einer größern Gestalt, indem er gewöhnlich 15 bis 16 Fäuste hoch ist, und hat dazu einen beträchtlichen Vorzug im Knochenbau, so wie er unerschöpflich unter den Strapazen ist; seine Leistungen im Lauf sind sehr groß. Die Turkmanen des Gouverneurs waren eine gemischte Zucht, zur Hälfte persischer Herkunft; durch die Kreuzung wurde zwar ihre Figur, nicht aber ihre Kraft verbessert. Das turkmanische Pferd ist schwächlich am Leibe (barrel), hat lange Füße, sehr oft einen Schafhals und stets einen großen Kopf, aber der Bastard, der von einer feinen persischen Mutter abstammt, ist ein sehr prächtig aussehendes Thier. Ein schönes ächtes Pferd aus Turkmanien ist 200 bis 300 Tomans werth.<sup>11</sup>

Der Pferdeschlag, welchen die im europäischen Rußland an der Westküste des kaspischen Meeres wohnenden truchmenischen Tartaren ziehen, ist nicht groß, aber gut gebaut, ziemlich fein von Kopf, mit etwas kurzem Halse, breiter Brust, rundem Kreuze, feinen Knochen und schönen Hufen. In andern Gegenden gehen indeß diese Pferde leicht zu Grunde, wahrscheinlich weil sie zu sehr an Salz gewöhnt sind, das sie auf dem Boden ihres Wohnortes lecken<sup>23</sup>).

Die nogaiertartaren, welche in der Nachbarschaft der eben erwähnten wohnen, haben gleichfalls ansehnliche Stutereien, in denen tüchtige Pferde fallen. Es ist ein Mittelschlag, gestreckt und leicht, fein von Ganaschen, Füßen und Hufen. Diese Pferde sind denen der krimmischen Tartaren vorzuziehen, obwohl sie von denselben abstammen mögen, doch scheinen sie durch tscherkassische verbessert worden zu seyn<sup>24</sup>).

Die bucharischen Pferde gleichen, nach Bennigsen<sup>25</sup>), den turkmanischen, und unter ihnen giebt es viele Schecken, die von den Indiern theuer bezahlt werden. Everzmann<sup>1</sup>), der mit der russischen Gesandtschaft 1820 Buchara besuchte, berichtet Folgendes: Das bucharische Pferd gehört zu den schönsten Rassen der Welt; es ist groß, schlank und außerordentlich muthig, bäumt sich, springt und tanzt fortwährend mit dem schönsten Anstande; es hat einen ganz besondern Gang an sich,

23) Bennigsen S. 88. — 24) Derselbe S. 89. — 25) S. 134. — 1) Reise von Orenburg nach Buchara. S. 94.



sich, der zwischen Paßgänger und Renner in der Mitte steht; seine Haare sind sehr kurz, glänzend und glatt. Diese Pferde heißen Ugarmak; ausser ihnen finden sich auch, wiewohl feltner, gewöhnliche kirgisische in Buchara. Sie bekommen statt des Heues meistentheils Herel (zerschnittenes Stroh).

6) Die sibirischen Pferde kommen größtentheils in dem Landstriche vor, den das alte Scythien einnahm. In dem südlichen Theil Sibiriens wird eine starke Pferdezucht betrieben, während sie in dem nördlichen, innerhalb des Polarkreises gelegenen Theile nicht mehr möglich ist. Die Völker, welche hier wohnen, sind theils mongolischer, theils kaukasischer Rasse, und unter letzterer viele tartarische Stämme, deren Pferde daher noch zur vorigen Abtheilung zu zählen wären.

Die baschkirischen Pferde<sup>2)</sup>, welche den Baschkiren am südlichen Theil des Urals angehören, sind nicht schön, was in Folge der Vermischung mit schlechten russischen Pferden und aus Mangel an gehöriger Pflege herrühren mag. Sie haben einen Schweinskopf, starke Banaschen, etwas breiten und kurzen Hals, und ziemlich breite Brust; Kreuz, Füße, Schweif und Mähne sind ebenfalls sehr stark. Dieser Schlag ist besser zum Ziehen, als zum Reiten.

Die kusenekischen Pferde<sup>3)</sup>, welche von den Tartaren am Fluße Tom und Ob gezogen werden, gleichen sehr den vorigen, sind aber etwas besser gebaut.

Die burätischen Pferde<sup>4)</sup> bei den Buräten um den Baikal-See sind viel besser, als die vorigen; sie sind schön gebaut, fein von Kopf, ziemlich gut aufgesetzt, fein von Bein Knochen und schönen Hufen, nur etwas kleiner Statur. Die Gegend ist trocken und sehr bergig; man versichert, daß die dasigen Pferde mit einer unglaublichen Leichtigkeit auch die steilsten Berge ersteigen.

Auch die sagaischen Tartaren<sup>5)</sup>, welche am tiefsten im Hochgebirg gegen die chinesische Grenze wohnen, haben schön gebaute Pferde mit feinem Kopf, welche ebenfalls sehr leicht und äußerst dauerhaft, indeß nur von kleinem Wachsthum sind. Auffallend ist es, daß dieser Schlag auf-

2) Bennigsen. S. 86. — 3) Ders. S. 73. — 4) Ders. S. 74. — 5) Ders. S. 75.  
VI. Abthlg.

serordentlich viel getiegerte Pferde aufzuweisen hat, aber niemals mit schwarzen, sondern nur mit andersfarbigen Flecken.

Bei den Tungusen findet man ebenfalls viele Pferde, und selbst bei den Jakuten, die bereits Rennthiere halten, macht man doch meistens von den Pferden Gebrauch, und zwar zum Reiten und Tragen, weil von Jakutsk nach Schotsk, Udskoj-ostrog, Wilud und andern nördlichen Orten mit Fuhrwerken nicht durchzukommen ist; im Winter wegen des tiefen Schnees, und im Sommer wegen der hohen Gebirge und vielen Moräste<sup>6)</sup>.

Die Kamtschadalen haben durchgängig keine Pferde, sondern fahren mit Hunden. Sie bedürfen der ersteren auch nicht, da sie weder Handel, noch Ackerbau treiben. Gleichwohl würden sie daselbst gut fortkommen, da das Gras hoch und saftig ist; auch halten die russischen Beamten, so wie die dahin versetzten russischen Bauern einige Pferde, die meistens aus Jakutsk eingeführt worden sind<sup>7)</sup>.

7) Die kirgisischen Pferde sind von einer besondern Häßlichkeit. Ihre Unterscheidungszeichen, sagt Bennigsen<sup>8)</sup>, sind ein Schafskopf, starke Ganaschen, der Hals eines Hirsches, das Kreuz eines Schweines, die Brust mehr schmal als breit, von Beinen und Huf aber sehr proportionirt, und dabei von einem kleinen Wachsthum. Wer den Unterschied zwischen einem Kamskopf und Schafskopf nicht kennt, der kann denselben an einem jeden Pferd dieser Rasse ganz deutlich gewahr werden. Pallass<sup>9)</sup> meint, daß diese Pferde wenig von den kalmückischen verschieden seyen; Bennigsen<sup>10)</sup> indeß, der in diesem Fache allerdings als kompetenter zu betrachten ist, erklärt eine solche Angabe als unrichtig und bemerkt, daß er wenige Rassen kenne, die so sehr von einander verschieden seyen, als diese beiden. Der Kopf, die Beinknochen und besonders der Huf, an dem man am leichtesten die Rassen erkennen kann, haben gar nichts Gleiches miteinander.

Die neuesten Beobachtungen hat Meyer<sup>11)</sup> auf seiner Reise durch die Kirgisen-Steppe zum Noor-Saisan und Altyn-Lube im Jahr 1826 an-

6) Bennigsen S. 77. — 7) Ebenda. — 8) S. 83. — 9) Reise durch versch. Provinzen des russ. Reichs. Auszug I. S. 340. — 10) S. 93. — 11) Ledebour's Reise durch das Altai-Gebirge und die songorische Kirgisen-Steppe. Th. II. S. 465.

gestellt. Die Viehzucht, sagt er, ist Hauptbeschäftigung der Kirgisen, und die Viehweiden bilden ihren hauptsächlichsten Reichthum. Sie halten große Heerden Pferde, Schafe, weniger Rindvieh, Kameele und Ziegen. Die Pferde sind meistens mittleren Wuchses, doch findet man auch viele hohe, sehr stark gebaute unter ihnen. Sie sind flüchtig, muthig und sehr dauerhaft. Beschlagen werden sie nie; bekommen aber auf dem trocknen Boden einen schönen starken Huf, der jedoch in steinigten Gegenden nicht selten Risse erhält, und sich in solchen auch nach und nach so abnutzt, daß die Pferde unbrauchbar werden. Sie werden nur zum Reiten gebraucht, aber nie zum Lasttragen. Hauptsächlich hält man viele Stuten, um keinen Mangel am beliebten Kumys zu haben. Auch wird als Ersatz für jedes verloren gegangene oder geraubte Pferd immer eine vierjährige Stute gerechnet. Manche Sultane und reiche Kirgisen haben ungeheure Pferdetabunen, und einige Besitzer 4 bis 5000, auch wohl mehr Pferde. Der Preis derselben ist sehr verschieden, beträgt jetzt jedoch im Durchschnitt 15 bis 30 Rubel. Manche Pferde, besonders gute Paßgänger, werden mit mehreren hundert Rubeln bezahlt.

8) Die mongolischen Pferde sind bis jetzt immer unter der Benennung tartarischer Pferde mit den bucharischen, truchmenischen und andern Schlägen vermengt worden, obschon jene nach den dürftigen Notizen, die wir von ihnen haben, hievon verschieden sind. Trotz der zahllosen Menge, in welcher sie in der ganzen Mongolei vorkommen, sind sie bis jetzt so unvollständig beschrieben worden, daß ihrer bei der Aufzählung der Pferderassen gewöhnlich gar nicht besonders gedacht ist, und auch das Wenige, was von ihnen in neuerer Zeit durch Timkowskij's Reise bekannt geworden, ist zu einer vollständigen Charakteristik derselben noch lange nicht befriedigend.

Die mongolischen Pferde schildert Timkowskij als klein und nicht sehr ansehnlich, aber ziemlich stark und schnell; die, welche Paß gehen, werden nach dem allgemeinen Geschmacke der Bewohner Mittelasien's besonders geschätzt. Diesseits Urga sind die Pferde stämmiger; in Gobi sind sie besser gebaut<sup>12)</sup>. Bei Batchai in der Gobi stieß der Reisende auf die

12) Timkowskij's Reise nach China durch die Mongolei, übers. v. Schmidt. III. S. 282.

Heerde der bogdochanischen Pferde, deren mehr als 2000 in der Umgegend herumwanderten. Diese Pferde sind von verschiedenen Farben, viele mit Blässen oder einem Sternchen an der Stirne, im chinesischen Geschmacke; sie sind größtentheils klein von Wuchs, aber sonst von gutem Ansehen. Die Mongolen können gar nicht Pferde mit einer länglichen und noch weniger mit einer breiten Blässe leiden. Solche gebrauchen sie nie zum Reiten, sondern verkaufen sie sogleich aus ihren Stutereien an die Chinesen zum Ziehen. Den Mongolen gefallen Pferde von folgenden Farben: weisse (für Vornehme), isabellfarbne, braune und Rappen<sup>13</sup>). Die weissen stehen im höchsten Ansehen und werden daher auch von den mongolischen Fürsten als jährliche Gabe an den kaiserlichen Hof überbracht<sup>14</sup>).

Die Menge der Pferde ist bei den Mongolen außerordentlich groß, was sich schon daraus abnehmen läßt, daß der gemeinste Mann beritten ist, und es für Unsinn hält zu Fuß zu gehen<sup>15</sup>). Von ihrer großen Anzahl konnte sich Timkowski oft genug überzeugen. Es ist schon erwähnt, daß derselbe bei Batchai auf eine Heerde von mehr als 2000 Stück gestoßen war. Auf der Station Chaschatu traf er mehr als 1000 Pferde von den unzählbaren Heerden des Kutuchta-Gegen, die weder geritten, noch vertauscht, und von Lama's gehütet werden<sup>16</sup>). Selbst ein einziger reicher Mongole hielt, außer vielem anderen Vieh, an 1000 Pferde<sup>17</sup>). Das jetzt in China herrschende Manschurische Haus hat in der Mongolei an der großen Mauer, ausgebehnte Weideanstalten angelegt und Beamte zur Verwaltung darüber gesetzt<sup>18</sup>).

Eine solche große Heerde traf der Reisende auf den grünen Ebenen des Distrikts Zagan Balgasu, und Vater Gerbillon, der im Jahr 1696 den Bogdochan Kanfi auf seinen Zügen begleitete, erwähnt, daß bei der Reise durch diese Gegenden der Kaiser seine Stutereien besuchen habe. Solcher Anstalten rechnete man damals 230, und jede derselben enthielt

---

13) Timk. I. S. 246. 14) Dersf. III. S. 329. Du Halde (Descript. de la Chine IV. p. 30) bemerkt gleichfalls, daß die mongolischen Pferde von allen Farben vorkommen. Er beschreibt sie von mittlerer Größe, doch sind sie manchmal so groß und schön als die europäischen; so sind namentlich diejenigen, welche für den Kaiser, die Prinzen und Großen des Reichs gehören. 15) Timk. I. S. 131. 16) III. S. 104. 17) III. S. 103. 18) III. S. 40

300 Stuten und Hengstfüllen; außerdem waren 32 Heerden Wallachen unter 3 Jahr vorhanden. Im 4ten Jahr kommen die besten Pferde in den kaiserl. Marstall, und die übrigen werden zur Verfügung des Kriegs-Ministeriums gestellt, welches damit die Truppen und Poststationen versieht<sup>19)</sup>. Wie groß die Anzahl der Pferde in den Steppen der Mongolei sey, ergibt sich auch daraus, daß nach einer mäßigen Berechnung Timkowski's die Zahl der Mongolen, die zu Roß aufsitzen können, bis 284,000 Mann beträgt<sup>20)</sup>.

Die Pferdezucht ist daher bei diesem Volke, wie bei allen andern Steppenvölkern Asiens, eine Hauptbeschäftigung, und das Roß in hohem Ansehen. In den Volksgesängen spielt es eine Hauptrolle, und in Sfanang Sjetsen Geschichte der Ost-Mongolen<sup>21)</sup>, erhalten die Pferde der Fürsten und Krieger eigene Namen, wie in der Heldenzeit unserer Vorfahren. Doch genießen die Mongolen das Fleisch dieser Thiere nicht, wie es andere Steppenvölker thun, und nur zur Zeit der Noth bequemen sie sich dazu<sup>22)</sup>; in frühern Jahrhunderten war es dagegen selbst eine leckere Speise der Fürsten, bis, wie es scheint, die Misbilligung des Bogda Lama den Genuß des Pferdefleisches in Abnahme brachte<sup>23)</sup>.

9) Die kalmückischen Pferde scheinen, nach den vorliegenden Beschreibungen, von den mongolischen wenig abzuweichen. Sie sind, nach Pallas<sup>24)</sup>, nicht viel kleiner, als die kirgisischen, ziemlich hoch und leicht von Gliedern, und zwar von keiner schönen, aber auch nicht von unansehnlicher Gestalt. Zu Zugpferden haben sie nicht Kräfte genug, und zu viel Wildheit. An Flüchtigkeit aber geben sie, wie die kirgisischen, keiner Art von Pferden etwas nach. Da sie nie anderes Futter, als Sommers und Winters die Weide auf den Steppen gewohnt sind, so kann man sie, wie die kirgisischen und baschkirischen, überall ohne Mühe fortbringen, ja sie gewöhnen sich schwer an die ordentliche Fütterung und man läuft Gefahr mit den Kräften ihre Wildheit zu vermehren. Es giebt Kalmücken, welche einige tausend Pferde besitzen. Den größten Theil der Hengstfüllen pflegen

19) Timk. III. S. 34. 20) III. S. 285. 21) Uebers. v. Schmidt. S. 163. 187.

22) Timk. III. S. 282. 291. I. S. 17. 23) Sfanang Sjetsen. S. 219. 229. 231.

24) Reise I. S. 256.

sie zu Wallachen zu machen, und die Hengste werden zu keiner Jahreszeit abgefondert, damit es ihnen nie an säugenden Stuten und Milch gebreche.

Eine genauere naturhistorische Charakteristik dieser Pferde giebt Bennigsen<sup>25)</sup>. Sie sind nicht groß, sagt er, aber von einer besondern Leichtigkeit; die Stirne ist gewöhnlich etwas erhaben, nicht selten findet man Ramsköpfe, die Ohren sind proportionirt und gut getragen, der Hals ist ein sogenannter Kehhals, das Kreuz nicht das beste, die Hüften etwas vordringend, die Gliedmassen aber sehr schön und schlank, mit kurzen wenig behaarten Fesseln und einem guten, niedrigen und runden Hufe. Rappen findet man am wenigsten unter ihnen, desto mehr aber Schimmel, Braune, Hellfuchse und Schecken. Da sie größtentheils in der Freiheit herumschwefeln, so sind sie mißtrauisch und wild; wenn sie aber nicht vor dem fünften Jahr zur Arbeit angestrengt werden, so sind sie äußerst gut und dauerhaft, weshalb sie häufig für die russische leichte Reiterei verwendet werden.

Auf den steilen Felsenwegen des Altai-Gebirges, die sich öfters dicht am Rande senkrechter Uferwände über scharf vorspringende, hohe Stufen bildende Steinblöcke wegziehen, wo die Thiere hinauf und herab springen müssen, hält man es für sicherer auf solchen gefährlichen Stellen sich dem kalmückischen Pferde anzuvertrauen, als zu Fuß den Weg zurückzulegen; denn mit bewunderungswürdiger Vorsicht und daher mit großer Sicherheit berechnen diese klugen und auf solchen Wegen geübten Thiere ihre Sprünge, wobei sie oft die Vorderfüße dicht mit den Hinterfüßen zusammen stellen müssen, um auf den engen Felsenflächen sich erhalten zu können!).

10) Die tangunischen Pferde kommen an Ausdauer den vorigen gleich, und scheinen überhaupt mit ihnen verwandt zu seyn. Turner<sup>2)</sup>, der sich ihrer auf der Reise nach Tibet bediente, liefert von ihnen folgende Beschreibung: Diese Gattung von Pferden, die in Butan einheimisch ist, hat ihren Namen Tangun von der Gegend, wo sie gezogen wird, (Tangustan, dem allgemeinen Namen, den man den Gebirgen giebt, die das Gebiet von Butan ausmachen), erhalten. Die Zucht derselben ist völlig auf die Grenzen dieser Gebirge eingeschränkt; in den benachbarten Ländern Assam,

25) S. 96. 1) Bunge in Ledebour's Reise II. 64. 2) Biblioth. d. neuesten Reisebesch. Berl. u. Hamb. VII. S. 36.

Nepal, Tibet und Bengalen findet man sie nicht. Turner ist geneigt, sie für eine ursprüngliche und besondere Rasse zu halten. Im Allgemeinen sind sie Schecken; einfarbige sind selten, und nach der Meinung der Butanen weniger werth, in den Augen der Engländer aber schätzbarer als die Schecken von verschiedenen schwarzen, braunen und fuchsfarbenen Schattierungen auf dem reinsten weißen Grunde. Gewöhnlich sind sie 13 Fäuste hoch, und zeichnen sich durch Symmetrie und richtige Verhältnisse aus; Stärke und Schönheit sind in hohem Grade bei ihnen vereinigt. Sie sind kurz gebaut, schön gegliedert, und ungeachtet einer etwas tiefen Brust äußerst thätig. Ihr Bau giebt ihren Muskeln, wenn diese nur erst durch wiederholte Anstrengungen beim Erklettern steiler Anhöhen einige Festigkeit erlangt haben, eine Kraft, wie kein Pferd von dünnem und leichtem Vordertheil jemals bekommen kann. Mit Erstaunen beobachtet man die Kraft und Schnelligkeit, die sich in den Bewegungen eines tangunischen Pferdes zeigt. Da es willig arbeitet und von verhältnißmäßig geringem Preise ist, so hat man ihm in Bengalen die härtesten Dienste aufgebürdet, und selbst bei den schwersten Lasten wankt es nicht. Seiner Wildheit und Kraftäußerung wegen verlangt es eine geschickte und geduldige Behandlung.

11) Die indischen Pferde sind im Allgemeinen von Mittelschlag oder darunter, und meist von keiner Auszeichnung, daher jährlich viele aus den nordwärts gelegenen Ländern eingeführt und gut bezahlt werden<sup>3)</sup>. In besonderer Menge werden sie bei den Mahratten gezogen, die ehemals mit ihren zahllosen Reiterschaaren schnell und verheerend wie ein Orkan über die angrenzenden Reiche herstürzten. Ihre Pferde sind von mittlerer Größe, aber schnell und dauerhaft, und sollen zum Theil von arabischem oder persischem Geblüte abstammen<sup>4)</sup>.

Die sumatranischen Pferde sind klein, stark und kühn; die geschättesten sind auf der Nordseite der Insel. Die Batta-Pferde sind viel größer, sehr stark, aber nicht hübsch. Sie sind verschieden von den Pferden

---

3) Bischof Heber zahlte für einen Hengst aus einer Kuppel, die von Lahore und Turkestan gekommen war, 460 Rupien, während er für einen kleinen inländischen Tattu nur 16 Rupien geben mußte (Reise I. 468). 4) D'Obsonville bei Buff. redig. par Sonn. XXII. p. 210.

auf Java und Bima, welche fast von derselben Größe sind, nämlich ohngefähr 12 Fäuste<sup>5)</sup>.

12) Die chinesischen Pferde, sagt Grosier<sup>6)</sup>, haben weder die Schönheit, noch die Stärke oder Geschwindigkeit der unserigen; die Einwohner dieses Landes wissen nicht sie zu zähmen und sehen sich daher gezwungen sie zu verstümmeln, wodurch die Pferde denn sanft und zahm werden. Die welche zu Kriegsdiensten geübt werden, sind so furchtsam, daß sie beim bloßen Wiehern der tartarischen Pferde davon laufen. Außerdem nützt sich das Horn an ihren Füßen, weil sie nicht beschlagen werden, sehr bald ab, so daß das beste Pferd in einem Alter von 6 Jahren fast untauglich zum Gebrauch ist<sup>7)</sup>.

Weil die chinesischen Pferde klein und muthlos sind, so haben die Kaiser große Stutereien in den mongolischen Steppen angelegt, wie schon vorhin erwähnt worden ist. Die Pferde auf Korea sind noch kleiner, indem sie nur 3 Fuß hoch sind<sup>8)</sup>.

Auch die japanischen Pferde sind weder groß noch schön, und werden nur von den Fürsten auf ihren Reisen zum Reiten oder als Packpferde gebraucht. Im gewöhnlichen Verkehr bedienen sich die Japaner bloß der Menschen zum Lasttragen<sup>9)</sup>.

**II.** Die afrikanischen Pferde sind zwischen dem Mittelmeer und dem Sudan fast durchgehends von trefflicher Qualität, und gehören hier der großen arabischen Familie an, wie sie denn auch zum großen Theil den arabischen Kriegsheeren, welche zur Ausbreitung des Islams Nord-

---

5) Raffles Transact. of the Linn. Soc. of Lond. XIII. p. 267. — 6) Allgem. Besch. des chines. Reichs. Lpzg. 1789. I. p. 493. — 7) Neuhof (Gesandtsch. d. ostind. Compag. S. 347) beschreibt sie also: „Die chinesischen Pferde befinden sich insgemein nicht gar hoch, wohl bei Fleisch, stark, haben ein gutes Kreuz, und wollen rechtschaffen arbeiten, massen wir auf unserer Reise augenscheinlich erfahren. Sie lassen sich mit dem gemeinen Zaum regieren, und thun Alles willig und ungeschlagen.“ — 8) Diese Pferde werden in Peking wegen ihres ungewöhnlich kleinen Wuchses und ihrer starken Leibesbeschaffenheit geschätzt. Limkowski II. S. 235. — 9) Thunberg's Reise, übers. v. Groskurd II. S. 72.



Nordafrika überschwemmen, ihren Ursprung zu verdanken haben. Im übrigen Afrika scheint nichts Ausgezeichnetes vorzukommen.

13) Die egyptischen Pferde<sup>10)</sup> werden fast durchgängig von den Reisenden gerühmt, obschon nicht selten etwas abweichend beschrieben, was theils von der Individualität der Thiere, theils von ihrer mannigfaltigen Vermischung und Verwechslung mit arabischen und berberischen Pferden herrühren mag, von welchen sie auch nicht sehr verschieden sind. Im Allgemeinen sind sie nicht ganz so rasch und dauerhaft als die arabischen, aber größer, so daß sie gegen 16 Fäuste erreichen. Sie haben einen feinen, trockenen und etwas gebogenen Kopf, dünnern und längeren Hals als die Araber, längliche Kruppe, feine Schenkel, hochangesezten Schweif, kräftiges Hintertheil, und sind sehr gelehrig und gewandt; den Nil aufwärts sind sie besser als tiefer herab<sup>11)</sup>.

„In dem nördlichen Theile von Egypten“, sagt Bennigsen<sup>12)</sup>, „giebt es Pferde, die an Gebäude und Feinheit den Araber vollkommen gleich sind. Gegen Nubien zu an dem Nilflusse wird diese Rasse bei derselben Schönheit immer größer. Von dieser Rasse habe ich bei dem letzten Khan der Krimm zwei Hengste gesehen, unter welchen sich besonders ein Hellschwarz durch seine außerordentliche Schönheit und eine Proportion in allen seinen Theilen, wie ich sie noch nie bei einem Pferde gefunden, auszeichnete.“

Auch Burckhardt<sup>13)</sup> rühmt die oberegyptischen Pferde, und zwar die des arabischen Stammes Howara, der die Nilufer von Siout bis Kenne bewohnt und die beste und zahlreichste Zucht hatte, durch welche er im Stande war, eine gefürchtete Reiterei aufzustellen. Ibrahim Pascha hat diese aber ganz vernichtet, und die Howaras gezwungen ihre Pferde auszuliefern.

10) Shaw travels. Franz. Uebers. p. 308. — Sonnini voy. en Égypte II. p. 334. — Bennigsen. S. 123. — Erdelyi Zoophysiol. S. 94.

11) Von den Pferden des Tieflandes allein mag gelten, was Rosetti, der österreichische Konsul in Egypten, sagt: „Die Bewohner Egyptens kennen nur die einheimische Rasse, welche unendlich unter der der Wüste ist.“ (Fundgruben des Orients V. S. 53.)

12) S. 123.

13) Travels in Nubia. p. 531.

14) Die nubischen Pferde sind uns in ihrer Vortrefflichkeit erst durch Bruce<sup>14)</sup> bekannt geworden. Er leitet sie von denjenigen ab, welche beim Einfall der Sarazenen dahin gebracht wurden, und wiewohl er sie ihres ganz andern Baues wegen nicht für so gute Läufer, als die arabischen hält, so erklärt er sie doch für die besten in der Welt, wenn man nämlich den Vorzug eines Pferdes in die Schönheit, vollkommene Regelmäßigkeit der Form, Größe, Stärke, Gewandtheit, Ausdauer, Gelehrigkeit und Anhänglichkeit setzt. Die Nubier bemerken, ihm zu Folge, sehr sorgfältig die Genealogie ihrer Pferde, und leiten die vorzüglichsten von den 5 Stücken ab, welche in der ersten Nacht der Hegira von Mahomet, Abubekr, Omar, Atman und Ali auf ihrer Flucht von Mecca nach Medina geritten wurden. Diese edle Rasse beginnt bei Halsaia und Gerri, aber die schönsten kommen in Dongola vor, wo sie selten unter 16 Fäusten sind. Die gewöhnlichste Farbe ist die schwarze und dann die weiße. Eine detaillirte Beschreibung des äußern Baues dieser Pferde hat übrigens Bruce nicht geliefert.

Die Angaben Bruce's hat Burckhardt<sup>15)</sup> auf seiner kühnen Reise durch Nubien im Jahr 1813 bestätigt. „Dongola, sagt er, ist wegen der Zucht seiner Pferde berühmt, von denen viele durch die Einwohner von Mahasä eingeführt werden. Sie bestehen hauptsächlich in Hengsten, weil die Eingebornen selten auf Stuten reiten. Dieser Schlag stammt ursprünglich aus Arabien, und ist einer der schönsten, die ich je gesehen habe, indem er die ganze Schönheit der Pferde dieses Landes besitzt und dabei größere Gestalt und stärkere Knochen hat. Bei allen, die mir zu Gesicht kamen, waren die vier Füße bis an's Knie weiß, und man sagte mir, es gebe sehr wenige, die sich nicht durch dieses Merkmal auszeichneten. Vorzügliche Hengste stehen in einem hohen Werth, indem man für einen 5 bis 10 Esclaven zahlt.“

Rüppell<sup>16)</sup>, der 10 Jahre später als Burckhardt Dongola besuchte, fand daselbst fast nirgends mehr Pferde vor, indem im Jahr 1814 oder 1815 deren eine große Anzahl an einer Viehseuche fiel, während die

14) Travels bei Sonnin, in Buff. hist. nat. XXII. p. 198.

15) A. a. D. S. 66.

16) Reisen in Nubien. S. 38. Vergl. auch Foriep's Notiz. VI. S. 280.

übrigen beim Einfall der türkischen Truppen nach und nach beinahe alle in die Hände der Soldaten kamen, so daß die berühmte dongolawische Pferderasse fast als erloschen anzusehen ist. Einen Hauptgrund der erprobten starken Constitution dieser Pferde und ihrer hohen Statur sucht Ruppell darin, daß die Füllen außer ihrer Muttermilch noch bis ins dritte Jahr reichlich mit Kuhmilch genährt wurden; ihre sonstige gewöhnliche Nahrung beschränkte sich auf Durra und trockenes Stroh.

Auch in der Provinz Schendi wurde, nach Ruppell's<sup>17)</sup> Angabe, die Zucht der dortigen Pferde, die man wegen ihrer Güte und Schönheit den dongolawischen vorzog, durch die mit Grausamkeit aller Art verbundene Invasion der egyptischen Truppen, so zu sagen vernichtet. Dieser Schlag unterschied sich durch gerade Nase, hohes Kreuz, schlanke weiße Füße, und meist schwarze Farbe.

Noch südlicher, in Kordofan, traf der genannte Reisende<sup>18)</sup> gleichfalls ausgezeichnete Pferde, zumal bei den dort wohnenden arabischen Stämmen. Diese Pferderasse, berichtet er, soll theils aus Dongola, theils aus Berber abstammen, und wirklich ähnelt sie beiden durch Nasenform, Körperhöhe und Kräfte. In Kordofan läßt man die Pferde bis ins 4te Jahr Kuhmilch nach Belieben saufen. Auch bekommen sie außer dem trockenen Gras noch täglich eine Ration Durra zu fressen, und befinden sich fortwährend in freier Luft. Alles dieses vereinigt scheint den Pferden ihre große Kraft zu geben, die sie wirklich auszeichnet. Die guten kordofaner Pferde erreichen in jeder Jahreszeit die Giraffen und meistens sogar die Strauße; diese Renner werden aber auch ganz besonders geschätzt und theuer bezahlt. Für einen Araber ist der Besitz eines Pferdes das Ideal der Wünsche, hinsichtlich des damit verbundenen Vortheils im Kriege und auf der Jagd.

15) Die berberischen (maurischen) Pferde, auch Barben genannt, kommen in viel größerer Anzahl, als ihre Stammgenossen, die arabischen Pferde, vor, indem sie sich von der Westküste Egyptens bis an den atlantischen Ocean und südlich bis in die Sahara ausgebreitet haben. Seit uralten Zeiten ist in diesen Gegenden die Pferdezücht berühmt gewesen, und

---

17) X. a. D. S. 108.

18) X. a. D. S. 145.

die numidische und libysche Reiterei war allen ihren Feinden furchtbar. Mit der trefflichen Rasse dieser Länder vermischten sich später, als die mahomedanischen Herrscher hier auftraten, die arabischen Pferde, und aus ihrer Vermengung mag der größte Theil der gegenwärtigen Rassen hervorgegangen seyn.

Die berberischen Pferde <sup>19)</sup> sind von verschiedener Güte; die besten kommen aus Fez und Marocko. Ihr Hals ist besser gebaut, als bei den arabischen, oder vielmehr runder und besser aufgesetzt, daher scheinen sie weniger als die erstern zum Rennen geeignet zu sein, und sind mehr für die Reitbahn gesucht. Sie haben einen feinern Kopf, als die Araber, der Nasenrücken, anstatt wie bei diesen hohl zu seyn, ist gewöhnlich gebogen, die Mähne dünne, die Kruppe etwas lang mit hochangesehmem Schweife; die Füße sind schön, wenig behaart, mit langen Fesseln, und obschon von vielerlei Farben kommen doch am gewöhnlichsten Schimmel vor. Der Barbe hat mehr Figur, als der Araber, und ungefähr seine Größe; selten daß man einen von 4' 9" antrifft. Seiner Flüchtigkeit, Stärke und Ausdauer wegen wird er nach dem arabischen Pferd am meisten geschätzt, mit dem er übrigens zu einer Familie zu rechnen ist.

Ueber die Eigenschaften und Behandlung der Pferde in Marocko hat Höst <sup>20)</sup>, als Augenzeuge einige Bemerkungen mitgetheilt. Man hat sie, sagt er, daselbst öfters sehr schön und sie können lange aushalten. Einmal reiste er selbst 23 Tage lang von Morgen bis zum Abend, ohne in dieser Zeit mehr als einen Tag auszuruhen, und sein Hengst war am letzten Tag eben so rasch und munter, als am ersten. Zur Zierde werden die Haare vom Schwanz abgeschnitten, die Nübe aber bleibt ganz sitzen. Die Mauren lieben die weißen Pferde sehr, da jedoch die brandgelbe Farbe in ihren Augen die schönste ist, so bemalen sie öfters denselben Stirn und Füße damit. Anstatt Haber bekommen sie Gerste, und fressen diese aus Beuteln, die ihnen um den Hals hängen. Sind die Mauren auf der Reise, so geben sie ihren Thieren, wie dies auch im Orient der Fall ist, am Tage kein Futter, erst wenn der Tagmarsch vollendet ist, reichen sie dasselbe.

19) Buff. hist. nat. redig. par Sonnin. XXII. p. 169.  
Marocko und Fez. S. 291.

20) Nachrichten von

Sie schneiden ihre Pferde nicht; auch reiten sie lieber auf Hengsten, dagegen die Araber auf Stuten. Sie schlagen die Pferde nicht, sondern machen sie durch Schmeicheln so zahm und fromm, daß sie selbige im stärksten Lauf mit einemmale zum Stehen bringen, davon absteigen, weit weg gehen und sie doch, obschon sie nicht angebunden sind, auf derselben Stelle wieder finden können. Niemals sah Hóst Mauren traben, sondern bloß im Schritt oder Galopp reiten. Die Ausfuhr der Pferde ist gänzlich verboten.

Von besonderer Schönheit sind jedoch die berberischen Pferde nur da, wo sie mit Sorgfalt und Schonung behandelt werden; ein Umstand, der freilich von allen Rassen gilt. Sie können deshalb bei den Nomadenstämmen, wo sie mit ihren Herren Strapazen und Entbehrungen theilen müssen, nicht zu demjenigen Grad von Ausbildung gelangen, dessen sie fähig sind. In dieser Beziehung mag daher P o i r e t <sup>21)</sup> Recht haben, wenn er sagt, daß die berberischen Pferde viel von ihrem alten Rufe verloren haben, weil die Araber nicht darauf bedacht sind, schöne Zuchten zu erzielen. Da sie nämlich durchgängig die Stuten den Hengsten vorziehen, so wenden sie wenig Sorgfalt auf letztere, und strapaziren sie über Gebühr durch angestrengte und fast immer im Galopp ausgeführte Ritte, so wie durch kargliche Nahrung. Gleichwohl rühmt der genannte Reisende diese Pferde ebenfalls wegen ihrer außerordentlichen Ausdauer und ihres sanften Wesens, obschon sie nicht verschnitten sind.

Die Mauren, welche die große Wüste bewohnen, und in verheerenden Raubzügen jährlich in die, an der Südgrenze der Sahara gelegenen Negerreiche einbrechen, haben eben so vortreffliche Pferde, als die Stämme der Nordküste. Zwar sollen Kopf und Rücken nicht so schön seyn, wie bei den arabischen, die Füße aber noch feiner, und Hals und Leib gut proportionirt. Unter ihnen findet man sehr schöne und vielerlei Farben, z. B. hellgelbe und Rappen vom schönsten Schwarz <sup>22)</sup>. Da die Mauren ihre Pferde auf dieselbe milde Weise, wie die Beduinen, behandeln, so sind ihre Thiere eben so sanft und folgsam, als die der letztern. Bei den Negerfürsten sind sie sehr geschätzt. Die Pferde der Tibbos mögen gleichfalls

---

21) Voy. en Barbarie. p. 251.

22) Golberry, Reise durch d. westl. Afrika. S. 190.

von den berberischen abstammen, da sie als klein, aber als sehr schnell beschrieben werden<sup>23)</sup>.

16) Die abyssinischen Pferde, besonders die des Hochlandes, können nicht durchgängig so schwach seyn, als Bruce angiebt, da sie auf trefflichen Alpenweiden gezogen werden, und sowohl für die ziemlich starke Armee, als auch für die Jagd unentbehrlich sind. Beim Mangel spezieller Beschreibungen, kann es bloß als Vermuthung ausgesprochen werden, daß diese Pferde ebenfalls zur Familie der arabisch = afrikanischen gehören mögen. Nach Salt<sup>24)</sup> hat die Provinz Esat die besten Pferde, und Amhara allein kann an 20,000 Reiter ins Feld stellen.

17) Auch die Pferde des Sudans, die hier in allen Ländern der Schwarzen vorkommen, sind größtentheils den nordafrikanischen verwandt, indem viele derselben von im Osten eingewanderten arabischen Stämmen mitgebracht, andere von den Mauren eingeführt worden sind; die einheimischen sollen nichts taugen<sup>25)</sup>.

In Bornu beschäftigen sich zumal die Schua's, ein eingewanderter arabischer Stamm, mit der Pferdezzucht. Sie sollen an 15,000 Reiter stellen können, und liefern dem Sudan jährlich an 2,000 bis 3,000 Pferde<sup>1)</sup>.

In Mandara besteht die Hauptmacht gleichfalls in Reitern, und da ihre Pferde größer und kräftiger als die in Bornu, und überhaupt sehr schön sind, so gewährt die Reiterei dieses Landes einen trefflichen Anblick<sup>2)</sup>. Selbst die armfeligen und rohen Kerdis, die südlich von Mandara die Berge bewohnen, mit welchen das Hochland von Afrika aufsteigt, haben zwar kleine, aber feurige und hübsche Pferde<sup>3)</sup>.

Weiter westlich im Sudan trifft man überall Pferde. Katagum allein kann gegen 4,000 Reiter ins Feld stellen<sup>4)</sup>. Die Felatah, die jetzt im Sudan die vorherrschende Macht geworden sind, haben hier, wie in ihren Ursitzen im westlichen Hochland, eine bedeutende Pferdezzucht. In Futatoro, dem Tiefland am westlichen Abfall des Hoch = Sudans, werden sie als klein, aber als vortreffliche Läufer beschrieben.

---

23) Denham und Clapperton Reisen im nördlichen und mittleren Afrika. Weim. S. 105. 24) Voyage to Abyssinia p. 493 und 495. 25) Denham a. a. D. S. 451.

1) Ebenda. S. 446. 2) Ebenda. S. 188 und 196. 3) Ebenda S. 198. 4) Ebenda S. 512.

18) Das Hochland von Afrika, welches sich südlich vom Sudan bis an die Südspitze dieses Kontinents erstreckt, scheint wenige Pferde und von keiner Auszeichnung zu besitzen; die Nachrichten hierüber sind indeß sehr mangelhaft. An der ganzen Westküste von Sierra Leona bis zum Kap gedeihen diese Thiere nicht; weniger wohl wegen der Hitze, als der Ungesundheit des Klimas und der schlechten Behandlung. Auf Guinea sind sie klein, schwach, träge, muthlos, und halten Kopf und Hals gesenkt<sup>5)</sup>; doch kommen in Loango schöne muntere Pferde vor, die aus England herkommen sollen<sup>6)</sup>. Tiefer ins Land hinein, sind sie in Oberguinea häufiger; so z. B. traf man 100 Stunden von Liberia im Innern Negerstämme, bei denen das Pferd allgemein als Hausthier gebraucht wird<sup>7)</sup>, und bei den Hios besteht die Hauptmacht in der Reiterei; ihre Pferde sind zwar nicht groß, aber munter und den arabischen ähnlich, nur stärker in der Brust<sup>8)</sup>.

Die Hottentotten, welche ehemals allein die Südspitze bewohnten, so wie die verschiedenen Kafferstämme der Ostküste und des angrenzenden Hochlandes, haben keine Pferde; an ihrer Stelle dient der Ochse als Reitthier. Die Monjou, welche aus dem Innern Afrika's, und zwar von Norden her, durch Sklavenhändler nach Mozambik gebracht werden, fürchten sich vor den Pferden, wie vor reisenden Thieren<sup>9)</sup>. Die Gallas, welche aus dem Süden herkommen, und jetzt beritten sind, kamen bei ihrem ersten Einfall in Abyssinien als Fußvölker an<sup>10)</sup>, und selbst die Schangallas, welche die

---

5) Allg. Reisen IV. S. 250. — Monrad sagt hierüber in seinem Gemälde der Küste von Guinea, übers. von Wolf, auf S. 154 folgendes: „Es ist selten, Pferde in den dänischen Niederlassungen zu sehen. Einzelne Pferde, die mit großen Kosten von Europa oder Amerika gebracht waren, starben vor Hitze. Zwar bringt man aus dem Innern des Landes kleine Pferde, die gemeiniglich träge und übelgestaltet sind, an die Küste zum Verkauf, sie können aber das Klima daselbst nicht vertragen, wenigstens können sie große Strapazen, oder einen starken Ritt, das Einzige, wozu sie gebraucht werden, nicht aushalten. An der Küste kosten sie eben so viel, als ein Sklave. Indeß erinnere ich mich doch, daß es bei Benin viele Pferde giebt, welches auch tief im Innern des Landes der Fall seyn soll.“ 6) Provoart Loango. S. 30. — 7) Basler Missions-Magazin. 8) Ukert's Afrika. S. 303. 9) Salt Voy. to Abyssinia. p. 33. 10) Ritter's Afrika. S. 231.

Waldregion am Nordabhang der Gebirgskette von Abyssinien bewohnen, haben ebenfalls keine Pferde.

Man findet demnach bei den Negervölkern Hochafrika's nur am Nord- und Nordwest-Rande diese Thiere; während sie südwärts vom Aequator fast durchgängig zu fehlen scheinen, und nur hie und da an den Küstenstrichen von den Europäern eingeführt worden sind. Am Kap, wo man sie zuerst aus Persien und Java einbrachte, sind jetzt die geschättesten die spanischen, die man im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts aus dem südlichen Amerika bezog.

**III.** Die europäischen Pferde sind von einer großen Mannigfaltigkeit, indem die Kreuzung der einheimischen Rassen mit ausländischen viele Mittelschläge hervorgebracht hat. Die Pferde, welche in den fürstlichen Landgestüten oder von reichen Privaten gezogen werden, sind daher gewöhnlich sehr verschieden von den eigentlichen Landeschlägen, und die Nationalpferde bestehen meistens aus mehreren Varietäten. Die folgende Darstellung ist, wie die vorhergehende, nach den Nationalpferden eingetheilt, deren wichtigste Rassen jedesmal aufgezählt werden.

19) Die spanischen Pferde, welche ihrer Schönheit und ihres Feuers wegen so hoch geschätzt waren, daß ihnen der erste Rang unter den europäischen Zuchten eingeräumt wurde, sind in neuerer Zeit durch die langwierigen Kriege, durch Fahrlässigkeit und zweckwidrige Anordnungen, sowohl in der Menge als in der Güte sehr herabgekommen<sup>11)</sup>. Sie sind Nachkömmlinge arabisch-maurischer Pferde, oder doch mit ihnen gemischt.

Von ihnen gilt folgende Schilderung: der Kopf ist ziemlich groß, bisweilen mit etwas starken Ganaschen, der Nasenrücken ist gewöhnlich gebogen, die Ohren sind manchmal zu niedrig angelegt und meist lang, aber wohlgestaltet; die Augen sind feurig; der Hals ist zwar ein wenig zu fleischig, jedoch gut gebaut und mit einer vollen feinhaarigen Mähne geziert; Schultern und Brust sind breit und voll; die Lenden stark und bisweilen niedrig, die Seiten rund und oft etwas zu bauchig. Die Füße sind schön  
und

11) Mém. sur les chevaux espagn. par A. de Moussy. Par. 1811. — Mitgetheilt in Schwa b's Taschenb. d. Pferdekunde. 1817. S. 88.



und fast unbehaart, die Fesseln, wie bei den berberischen Pferden, zuweilen etwas zu lang, und die Hufe enge mit etwas hohen Trachten, wodurch sie leicht zwanghusig werden<sup>12)</sup>.

Die spanischen Pferde von guter Art sind beleibt und von mittelmäßigem Wuchse. Ihr Haar ist gewöhnlich schwarz oder dunkelbraun, doch findet man es auch von andern Farben; sehr selten sind Schenkel oder Nase weiß. Durch Geschmeidigkeit der Glieder, edlen Anstand, feuriges Temperament, Gelehrigkeit und Gehorsam haben sie zum Kriege, zur Reitbahn und zur Pracht, zumal in früheren Zeiten, den Vorzug vor andern europäischen Rassen erlangt.

Andalusien ist seit langer Zeit im ausschließlichen Besiz der sogenannten feinen Pferde geblieben, und Gallizien und Asturien lieferten besonders die wegen ihrer Schönheit und regelmäßigen Bewegungen so sehr geschätzten Schläge. Im Jahr 1811 erklärte Mousny<sup>13)</sup> die Rasse von Aranjuez als die vorzüglichste. Unter den andalusischen Pferden sind die von Xeres die zahlreichsten und besten, von welchen wieder die Zuchten von Zamorano und die der Karthäuser den meisten Werth haben. Erstere besitzen sehr viele Aehnlichkeit mit dem arabischen Pferde, und sind durch Warzen am After, an den Zeugungstheilen und an der Schweifrübe ausgezeichnet. Die letztere, oder die Rasse der Karthäuser, bildet sich sehr langsam aus, wird dann aber vortrefflich. Mousny sah einen Beschäler derselben, der auf 100,000 Realen (12,000) Gulden geschätzt wurde.

20) Die englischen Pferde<sup>14)</sup> sind an Größe und Gestalt sehr verschieden, was durch die Vermischung der inländischen Schläge mit vielerlei ausländischen bewerkstelligt worden ist. In keinem Lande wird die Pferdezucht mit solcher Sorgfalt, Kunst und Erfolg betrieben als in England, und zwar beschränkt sich ihr Ruf nicht bloß auf einige Gegenden, sondern jede Provinz erzieht für ihren Bedarf eigene Rassen. Zur Er-

---

12) Krünig Encycl. CX. S. 51. — Huzard Instruct. p. 142. 13) U. a. D.  
14) Pennant's britt. Thiergesch. übers. v. Murr. — Gullay über die Auswahl und Vereblung der vorzüglichsten Hausth., übers. v. Daum. Berl. 1804. — Schwab's Taschenb. S. 59.

langung von leichten schnellen Pferden ist man schon frühzeitig darauf bedacht gewesen, die einheimische Zucht durch Kreuzung mit bewährten ausländischen zu verbessern, und während in vielen andern Ländern die guten Schläge dadurch verschlimmert worden sind, haben die Engländer durch ein zweckgemäßes Verfahren die ihrigen auf eine ausgezeichnete Weise veredelt. Zu diesem Behufe führte man unter der Regierung Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth spanische Pferde ein, und die berühmtesten Kenner jener Zeit stammten von der Zucht derselben ab. Seit Jakob I. wurden Barben und Araber angekauft, und durch letztere ist es gelungen einen Pferdeschlag zu erzielen, der bis jetzt in Europa seines Gleichen nicht hat. Auch deutsche und flämische Pferde der schweren Art wurden zu verschiedenen Zeiten eingeführt, und haben Antheil an den großen Schlägen, welche in manchen Graffschaften einheimisch sind.

Wie bei den meisten europäischen Pferden kann man die englischen in einheimische Landesrassen, und in die durch Kreuzung derselben mit ausländischen Rassen hervorgebrachten Bastardschläge abtheilen.

Unter den seit ältern Zeiten in England einheimischen Rassen zeichnen sich die clevelandischen Pferde aus, welche meist von brauner Farbe, groß und gut gebaut sind, und daher zum Ziehen schwerer Lasten sehr geschätzt werden. Sie werden vorzüglich in Yorkshire gezogen; wo überhaupt die Kunst der Pferdezucht am weitesten gebracht ist. Auch die Reitpferde, welche im östlichen Theil dieser Graffschaft zum Vorschein kommen, gehören zu den besten ihrer Art.

Ein anderer Schlag sind die Suffolck-Punches aus der Graffschaft Suffolck, welche meistens Füchse sind, und wegen ihrer Stärke, ob schon sie keine schöne Gestalt haben, als Pflug- und Karrenpferde allgemein geschätzt werden.

Ein dritter Schlag sind die schweren schwarzen Pferde, welche vorzüglich in Leicestershire, Warwickshire, Staffordshire und Derbyshire gezogen werden, und von holländischen Pferden abstammen sollen. Sie kommen von verschiedener Größe vor; die größten werden nach London als Karrenpferde verkauft, und die kleinern dienen als Pflug- Kutschen- und Kavalleriepferde.

Im gebirgigen Wallis kommen kleine, aber sehr gute und dauerhafte

Schrittgänger vor. Auch die meisten Schottländer sind klein, wiewohl von großer Ausdauer, nur die clydesdalischen haben eine ansehnlichere Größe und Stärke, weshalb sie, zumal da sie gutwillig sind, als Zugpferde sehr geachtet werden.

Die Bastardschläge, welche aus der Kreuzung der inländischen Rassen mit ausländischen, namentlich arabischen, entstanden sind, lassen sich in folgende vier Abtheilungen bringen.

a) Rennpferde (Race-horses) stammen von arabischen oder berberischen Hengsten und höchst veredelten einheimischen Stuten ab. Diese Veredlung wird dadurch bewerkstelligt, daß man inländische gute Stuten mit orientalischen Hengsten paart; die aus dieser Vermischung erzeugten Stuten abermals von einem Orientalen beschälen läßt, und dieses Verfahren mit den folgenden Generationen wiederholt. Hiedurch erlangt man einen Bastardschlag, auf den die edlen Eigenschaften des Orientalen übertragen werden, und der Engländer bezeichnet ihn mit dem Namen Blutpferd (Blood-horse). Diese Blutpferde sind so veredelt, daß von vorzüglichen Bluthengsten und Blutstuten ebenfalls Renner erzeugt werden. Diese Rasse zeichnet sich durch feine Füße und schwächtigen Bau aus, welcher durch strenge Diät befördert wird. Man kann die Renner nicht schön nennen, dafür sind sie aber von einer ungewöhnlichen Schnelligkeit und übertreffen in dieser Hinsicht selbst die Araber, welche es ihnen dagegen an Ausdauer zuvorthun.

Einige Beispiele von der Schnelligkeit solcher Renner mögen hier ihre Stelle finden. Der Starling durchlief mehrmals in einer Sekunde den Raum von  $82\frac{1}{2}$  Fuß. Eben dieses Pferd legte in der Zeit von 6 Minuten und 40 Sekunden den Raum von 4 engl. Meilen weniger 400 Ruthen (die Meile = 1760 Ruthen, und die Ruthe = 3 engl. Fuß) zurück. In dieser Schnelligkeit pflegte jedoch der Starling bald nachzulassen, dagegen blieb sich ein anderer Hengst, Children genannt, der in der Sekunde nur  $46\frac{1}{2}$  Fuß zurücklegte, immer gleich, und übernahm sich nie. Einer der berühmtesten Renner war der Eclipse, der in der Sekunde 58 Fuß durcheilte, indem er nämlich bei der größten Streckung 25 Fuß bedeckte und diese  $2\frac{1}{3}$  mal in einer Sekunde wiederholte. Er war weder schön von Kopf, noch gut gestutzt, aber zu seiner Zeit der größte Renner in Eng-

land. Im Jahre 1769 gewann er 6 Preise, jeden zu 100 Guineen; zu Newmarket überwand er am 15. April 1770 den berühmten Renner *Bucephalus*, und den 19ten darauf gewann er des Königs 100 Guineen gegen einige der berühmtesten Pferde, und kam ihnen im zweiten Lauf auf doppelte Entfernung zuvor. Da kein Pferd mehr mit ihm zu rennen wagte, so nahm ihn sein Herr von der Rennbahn weg, und brauchte ihn als Beschäler, wodurch er große Summen erwarb<sup>15)</sup>. So mühsam und kostspielig die Pflege von solchen Rennern ist, so lohnt sie sich doch durch die großen Gewinnste bei öffentlichen Rennen, so wie durch die beträchtlichen Sprunggelder. Man bezahlt nämlich für das Belegen einer Stute durch einen berühmten Hengst nicht selten 50 bis 100 Guineen, und der Pantalon gewann seinem Besitzer 13 Preise, die zusammen 5840 Guineen ausmachten.

b) Jagdpferde (Hunters) entspringen aus der Paarung eines Bluthengsts mit einer minder veredelten Stute. Diese Art ist viel häufiger als die vorige und von einem gröberem Körperbau; durch letztere Eigenschaft kommt sie an Schnelligkeit den Rennern nicht gleich, ist aber von größerer Ausdauer, und daher für reelle Dienstleistungen nutzbarer.

c) Kutschpferde entstehen aus der Vermischung eines Hengstes der vorigen Varietät mit einer inländischen Stute von besonderer Qualität. Sie sind von ansehnlicherer Größe und stärkerem Gliederbau als die Jagdpferde, und ihre Zucht wird, namentlich in Yorkshire, stark betrieben.

d) Die schweren Zugpferde stammen aus der Vermischung von Hengsten der vorigen Varietät mit inländischen Stuten, und fallen zuletzt mit den schweren Schlägen, die unter den Landespferden schon vorhin angeführt worden sind, zusammen. Sie sind von kolossalem Gliederbau und ausnehmender Stärke.

21) Die deutschen Pferde sind zwar nicht durchgehends schön zu nennen, doch sind sie für die ökonomischen Bedürfnisse meistens recht brauchbar, und in einigen Gegenden werden Schläge von vorzüglicher Qualität gezogen, unter welchen die mecklenburger und holsteiner den meisten Ruf und eine ansehnliche Größe haben.

15) Krüniz Encycl. CX. S. 55.

Das mecklenburger Pferd ist, nach Tennecker's<sup>16)</sup>, eines erfahrenen Kenners Urtheil, das vorzüglichste unter den einheimischen Rassen. Sein ganzes Gebäude hat eine verhältnißmäßige Form und seine einzelnen Theile eine richtige Zusammenstimmung. Der Kopf ist gut ange-  
 setzt, und ohne so fein zu seyn, als der lange englische, ist er doch weder zu stark an Knochen, noch zu überladen an Fleisch. Die Stirne ist platt, der Nasenrücken gerade, die Nasenlöcher weit, der Hals gewöhnlich kurz und etwas stark, aber gut aufgesetzt, die Mähne fein, die Brust breit, die Schultern stark, die Gliedmassen gerade gestellt, das Fesselgelenk von der richtigen Länge, und der Huf rein, fast ohne allen Tadel. Der Rücken ist zwar etwas vertieft, was als Fehler nach dem aufgestellten Ideal von Pferdeschönheit gilt, er wird jedoch durch das kräftige Hintertheil und die gerundete Form des Ganzen wieder ausgeglichen. Die Kruppe ist gewölbt, und der Größe der Brust und des Vortheils entsprechend.

Das mecklenburger Pferd ist voll Energie und doch zugleich auch von dem gemäßigsten Temperamente. Bei der geringsten Anregung zu einem geschwindern Gange kommt es dem Willen seines Reiters nach, und eben so ruhig kehrt es wieder aus dem erstern zurück, wenn es durch die Faust nur unmerklich verhalten wird. Selten findet man einen Mecklenburger, der böse im Stall wäre, und zutraulich folgt er seinem Wärter nach, sogar oft im freien Felde ohne Leitung; nur mit andern Pferden, die nicht seiner Rasse sind, kann er sich häufig nicht vertragen. Bei der Abrichtung zur Reitkunst ist er im Allgemeinen gelehrig und fromm; scheu ist er selten und selbst vor dem Schusse erschrickt er nicht. Dabei ist der Mecklenburger von einer außerordentlichen Ausdauer, und diese bleibt ihm auch noch in einem hohen Alter eigen. Pferde dieser Rasse von 18 und 20 Jahren, die eine Menge Strapazen ausgestanden haben, sind demungeachtet nicht selten noch so gesund, kraftvoll und sichern Ganges, als es unsere in Deutschland erzogenen Engländer nicht im vierten und fünften Jahre sind. Freilich klagt Tennecker, dem wir

---

16) Vereinigte Wissensch. d. Pferdeucht. Heft 5. S. 4.

in dieser Darstellung gefolgt sind, daß durch Vermischung mit englischen Hengsten zu seiner Zeit der Schlag an Güte und Energie vieles verloren habe. Unter allen Pferderassen hat der ächte Mecklenburger die wenigsten Anlagen zu Gebrechen und Krankheiten, daher er auch zur Züchtung anderer deutscher Pferde höchst geeignet seyn mußte.

Er hat einen reinen und sichern Schritt; sein Trab ist bei einiger Vertheilung seiner Schwere vorgreifend, gleichförmig und nicht zu unbequem; sein Galopp ist sanft, räumig und kraftvoll, und seine Carriere lebhaft, sicher und voller Haltung auf seinem Hintertheile. Als Zugpferd ist er auch bei der schwersten Last thätig, bei leichterer lebhaft; ohne jedoch zu ungestümm zu seyn.

Der Mecklenburger eignet sich seiner vielartigen Vorzüge wegen zu einem ausgedehnten Gebrauche. Sein edler Anstand und stattlicher Bau geben ihm alle Eigenschaften zu einem Paraderpferd, seine Unererschrockenheit und Folgsamkeit machen ihn zum militärischen Dienst geschickt, seine Ausdauer eignet ihn zum Reispferd, seine Stärke zum Zugpferd, und sein williges und frommes Benehmen empfiehlt ihn auch dem ungeübten Reiter zum passendsten Reitpferde.

Das holsteiner Pferd hat Tennecker<sup>17)</sup> gleichfalls sehr ausführlich, wiewohl vielleicht nicht immer ganz gerecht gegen dasselbe, geschildert. Sein Kopf ist ein sehr schöner Ramskopf, der sich durch seine zierliche Form vortheilhaft vor dem großen breiten des Mecklenburgers auszeichnet. Der Hals ist länger und gewölbter bei ihm, als bei letzterem, und schön aufgesetzt. Die Kruppe ist gut gebaut oder auch abgesculiffen, die Brust breit, die Schenkel nicht zu fett, die Fesseln aber meist lang und die Hufe platt.

Das Temperament des holsteinischen Pferdes ist im Ganzen mehr lebhaft, wie phlegmatisch; die meisten sind feurig. Zum Reitpferd ist es leicht zu dressiren und wegen seines gut gestellten Kopfes und Halses, seiner biegsamen Schenkel, seiner Willigkeit und Gelehrigkeit läßt es sich in der Hälfte der Zeit, welche der Mecklenburger braucht, abrichten. Im Galopp nimmt es sich am besten aus.

17) N. a. D. Heft 6. S. 1.

Das holsteiner Pferd geht demnach dem Mecklenburger an Schönheit vor, steht ihm aber an Kraft und Ausdauer weit nach. Eine Menge Krankheiten, wie Dummkoller, Stollbeulen, Mauke, schlechtes Huf u. s. w. entwickeln sich bei vielen mit den Jahren und verringern dadurch ihre Brauchbarkeit; an diesen Uebeln mag wahrscheinlich der feuchte, sumpfige Boden ihres Vaterlandes die Schuld tragen. Auch verbraucht der Holsteiner viel eher seine Kraft, wird von Strapazen weit mehr angegriffen, und altert ungleich schneller als der Mecklenburger.

Unter den übrigen deutschen Pferden sind noch die sogenannten Haidehengste im Hannoverschen, die lausitzer Haidepferde, die thüringer, ansbacher, allgäuer, pinzgauer u. s. w. zu erwähnen, deren letztgenannte von kolossaler Größe sind, indem sie gewöhnlich eine Höhe von 19 Fäusten erreichen; die meisten haben jedoch zu wenig Ausgezeichnetes, als daß sie hier ausführlicher beschrieben werden könnten.

Anhangsweise ist noch der böhmischen und mährischen Pferde<sup>18)</sup> zu gedenken. Erstere zeichnen sich durch Größe und Stärke, dicken fleischigen Kopf, kleine Augen und kurze Hälse, breite Brust und Kruppe, stark behangene und schwere Füße aus; sie haben oftmals Augenkrankheiten und weichen Huf. Flüchtiger, gelenker und überhaupt besser als die vorigen sind die mährischen. Mit ihnen und den böhmischen wird ein Theil der schweren Kavallerie in Oesterreich remontirt.

22) Die dänischen Pferde<sup>19)</sup> sind seit alten Zeiten berühmt, und die Schriftsteller des Mittelalters reden von den Dänen als einem Volke, das seine größte Ehre in der Seefahrt und Reiterei suchte. Obschon diese Pferde nicht von völlig regelmäßiger Bildung sind, indem sie einen dicken Hals, große Schultern, lange niedrige Lenden und ein zu schmales Kreuz haben, so sind sie doch ihres sonstigen guten, vollen und großen Buchses, ihrer schönen Bewegungen, und ihres langen reichlichen Schweifes wegen, als Reit-, Kriegs- und Kutschpferde beliebt. Sie kommen von allen Farben vor, und häufig sind Schecken und Tieger unter ihnen.

---

18) Huzard (Sohn) Nachricht. über einige Pferde-Rassen im östereich. Kaiserth. übers. v. Müller 1827. S. 22. — Erdelyi Zoophysiol. S. 102. 19) Pontoppidan, Nachr. v. Dänemark. S. 152. — Krúnis Encycl. CX. S. 59.

23) Die holländischen Pferde<sup>20)</sup> sind groß und robust, und eignen sich besonders zu Kutschenpferden. Die beste Zucht sind die sogenannten Hart-dravers (Schnell-Traber) aus Westfriesland, welche vorzügliche Traber sind. Sie haben einen großen Kopf, dicke Ganaschen, kurzen Hals, und gedrungenen festen Leib, zu dem die Gliedmassen nicht immer die gehörige Stärke haben. In Folge der feuchten Weiden leiden sie öfters an Fehlern der Hufe. Denselben Gebrechen sind auch die flandrischen und belgischen Pferde ausgesetzt, die meistens groß und schwer sind und daher gewöhnlich vor die Frachtwägen kommen.

24) Die französischen Pferde<sup>21)</sup> sind zwar von ziemlicher Verschiedenheit, doch giebt es der schönen nicht viele; die besten kommen aus der Normandie und der Provinz Limousin. Die normännischen Pferde, welche von den dänischen abstammen sollen, sind groß und stark, und eignen sich daher sehr gut zu Kavallerie und Kutschpferden. Die limousiner Pferde dagegen sind von feinem Bau und mittlerer Größe, haben einen trockenen Kopf, nicht starken Hals, und feste, gutgestellte Gliedmassen; sie ähneln etwas den Berbern und sind leicht, schnell und gelehrt. Ihr völliges Wachsthum haben sie erst mit dem 6ten oder 7ten Jahr erreicht, und sind sie bis dahin geschont worden, so können sie lange Zeit gebraucht werden.

25) Die italienischen Pferde<sup>22)</sup> standen sonst in größerem Ansehen, als jetzt. Unter ihnen sind die berühmtesten die neapolitanischen, auf welche besonders die alten Stallmeister einen Werth legten. Sie haben im Allgemeinen in der Gestalt und im Gange viele Aehnlichkeit mit den spanischen Pferden, sind aber größer als diese. Sie haben meist einen schweren Ramskopf, dicke Ganaschen, fleischigen Hals, und sind ungelehrt und unbändig; zur Entschädigung für diese Fehler haben sie aber einen vollkommenen Wuchs, ein leichtes Maul und einen herrlichen Anstand in allen Bewegungen. Die Versuche, welche man mit neapolitanischen Hengsten in deutschen, englischen und französischen Stutereien anstellte,

---

20) Schwab's Taschenb. 1818. S. 73. 21) Huzard Instruct. p. 36. — Desmarest Mammalog. p. 420. 22) Schwab's Taschenb. 1818. S. 71.



stellte, befriedigten die gehegten Erwartungen nicht, so daß es gegenwärtig nur noch einige Reste dieser Bastardzucht geben wird. Auch sind die Neapolitaner in ihrem Vaterlande selbst nicht mehr von der Güte als ehemals.

Nach den neapolitanischen kamen die polesinischen Pferde, die im Venetianischen gezogen wurden, und jetzt, wie die vorigen, ausgeartet sind. Sie waren groß, hatten einen wohlgebildeten Kopf, schönen Hals, gut gebaute Gliedmassen und stattliche Haltung, aber eine schmale Brust und zu kleine Augen.

Die sardischen Pferde <sup>23)</sup> sind außerhalb der Insel Sardinien wenig bekannt, aber von guter Qualität. Man unterscheidet die gemeinen Landespferde und die veredelte Zucht; erstere theilt man wieder in zwei Arten, wovon man die eine *Pachettone* oder *Quartaglio* und die andere *Pachetta* nennt.

Die edle Rasse, welche *La Marmora* insbesondere das sardische Pferd heißt, ist durch die Kreuzung mit spanischen Pferden erzielt worden. Der genannte Naturforscher giebt von ihr folgende Charakteristik: „Wuchs des andalusischen Pferdes, Kopf ziemlich lang und gebogen, Ohren etwas lang, Hals gekrümmt und gut gerundet, Brust breit, Schultern etwas überladen, Leib gut gebaut, Kruppe ein wenig zu kurz, Schwanz etwas zu tief angelegt, Füße sehr stark und kräftig.“ Wenn dieses Thier einige leichte Fehler hat, so werden sie durch seine Kraft, Mäßigkeit und namentlich durch seine Sicherheit auf den Füßen ersetzt, welche dem Reiter gestattet unbedenklich im Galopp die steilsten Abhänge hinab zu jagen. Man gebraucht diese Pferde vorzüglich zur Jagd, zu Reisen, vor die Kutsche und zu Wettrennen, welche in Sardinien seit undenklichen Zeiten und so allgemein üblich sind, daß es kein Dorf giebt, wo nicht wenigstens einmal des Jahrs ein Rennen angestellt wird. Ein Pferd von der edlen Rasse dauert, nach Cetti, ununterbrochen 7 Stunden im Trab, und in weniger als 30 Stunden legt es den Weg zwischen Sassari und Cagliari (120 ital. Meilen) zurück.

Die *Pachettoni* oder *Quartagli* sind kleiner als die vorigen, indem

---

23) Cetti Naturgesch. v. Sard. I. S. 29. — A. de la Marmora voyage en Sardaigne. Paris 1826. p. 431.

sie höchstens 1 Metre 50 Centimetres erreichen, sind aber stärker und ertragen die größten Strapazen. Sie gelten als die älteste Landeszucht und scheinen von arabischen Pferden abzustammen, mit welchen sie einige Aehnlichkeit haben. Sie sind vortrefflich für die leichte Reiterei, auch gebraucht man sie zum Tragen schwerer Lasten und zum Mahlen der Oliven.

Die weniger geschätzte Art, oder die *Uchette*, entsteht blos aus der Degeneration der vorigen, von der sie nur durch geringere Größe verschieden ist, sonst aber dieselben Proportionen und Eigenschaften zeigt. Kärghches Futter bei großer Anstrengung, und Sorglosigkeit in der Beschälung führen diesen kleinen Schlag herbei. Man findet unter demselben öfters sehr gut gebaute Individuen, die nicht viel größer als eine große Dogge sind, und der Curiosität wegen zu Gespannen verwendet werden. Diese Pferde sind auf der Insel so häufig, daß der Bauer sehr arm seyn muß, der nicht wenigstens ein Stück besitzt.

Die sardischen Pferde bleiben sehr lange dauerhaft, da man sie häufig in einem Alter von 20 und selbst 30 Jahren schwere Dienste verrichten sieht.

Die korsischen Pferde, ebenfalls von kleiner Form, besitzen eine sehr große Lebhaftigkeit.

26) Die türkischen Pferde sind meistens von natolischer, persischer, tartarischer und arabischer Abkunft, und tragen daher den Charakter der orientalischen Rassen, obgleich sie nicht ihre Güte erreichen.

27) Die moldauischen Pferde von der guten Art charakterisirt (Sebald<sup>24</sup>) nach dem Leben folgendermassen: Sie sind gewöhnlich vom größten Mittelschlag, der Kopf ist schön, doch öfter mit etwas breiten Ganaschen, die Augen groß und feurig, aber nicht selten Mißtrauen und Falschheit verrathend; der Hals schön gebildet und gut aufgesetzt, die Brust proportionirt, der Leib schön und rund, der Rücken gerade, das Kreuz gut, der Schweif hoch angesetzt, der Oberarm stark und kraftvoll, die Unterschenkel fein, der Huf hart und glänzend<sup>25</sup>).

Diese Pferde sind schnell, gewandt, von großer Ausdauer und kern-

---

24) S. 94. 25) Vergl. Puzard (Sohn) Nachrichten über einige Pferde-Rassen im österreich. Kaiserth., übers. v. Müller. S. 65.

hafter Gesundhaft, bei guter Behandlung ihren Wärtern folgsam, rächen aber jede Beleidigung durch Hauen und Beißen, wie sie denn überhaupt als halbwild erzogene Thiere meist mißtrauisch und falsch sind.

Die wallachischen Pferde beschreibt Sebalb<sup>1)</sup> von noch schönerer Figur als die moldauischen, von großer Leichtigkeit und Schnelligkeit, aber von einem tückischen und böswilligen Charakter.

Beide Schläge, der moldauische wie der wallachische, scheinen aus einer Vermischung von türkischen, siebenbürgischen und ungarischen Pferden entstanden zu seyn<sup>2)</sup>, und sind für die leichte Reiterei sehr brauchbar.

28) Die ungarischen Pferde<sup>3)</sup> sind zwischen 4' 5 $\frac{1}{2}$ " bis 4' 7 $\frac{1}{2}$ " hoch, von Farbe gewöhnlich braun und fuchsroth; der Kopf ist dürr, die Stirne breit, die Augen groß, Vorkopf gerade, Nasenlöcher klein; Hals lang und dünne, Mähne wenig dicht; Rücken gerade oder sanft vertieft, Kruppe abgedacht; Füße schlank, gelenkig, muskulös, fast unbehaart, Hinterfüße etwas auswärts gewendet, Hufe wohlgestaltet und hart.

So ist das ungarische Nationalpferd, das nicht verwechselt werden darf mit jenen durch Orientalen veredelten Pferden, die in den vielen Gestüten des reichen Adels von Ungarn gezogen werden. Obschon dasselbe nicht schön ist, so wird es doch wegen seiner großen Ausdauer bei Entbehrungen und Strapazen aller Art, so wie wegen seiner Lebendigkeit und Beweglichkeit zum Dienst für die leichte Reiterei sehr geschätzt. Die Pferdemarkte in Ungarn sind wegen der großen Menge Pferde merkwürdig, welche man da auf einmal zu sehen bekommt; so z. B. in Debrehin an 4,000 bis 6,000 Stück und in Pesth an 8,000.

Die siebenbürgischen Pferde<sup>4)</sup> sind im Allgemeinen größer, als die ungarischen (wiewohl es auch einen gemeinen Schlag von kaum 13 bis 14 Faust Höhe giebt); der Kopf ist trocken und klein, Ohren schön angelegt und immer in Bewegung, Augen groß und lebhaft, Vorkopf gerade, manchmal etwas gewölbt, Nasenlöcher bei der Bewegung weit geöffnet; Hals etwas lang und gut geformt; Rücken und Kruppe gerade; Schweif

1) S. 96. 2) Wernigsen S. 129. 3) Erdelyi Zoophysiol. S. 101. — Huzard (Sohn) a. a. D. S. 17. 4) Erdelyi, Beschr. d. Gestüte des österr. Kaiserstaates. S. 166. — Huzard S. 63.

hoch angelegt; Füße trocken und schön mit ausdrucksvollen Muskeln und Sehnen; Hufe gut geformt und hart; Haare fein. Diese Pferde sind von einer guten Constitution, voll Feuer, Kraft, Ausdauer und Anmuth in ihren Bewegungen, daher sie unter den Reitpferden Europas einen ausgezeichneten Rang einnehmen. Das siebenbürgische Pferd stammt ursprünglich, so wie das ungarische, aus der Tartarei. Die Szeckler (Siculi der Römer) scheinen zuerst eine bessere Rasse gezüchtet zu haben. Während der türkischen Herrschaft wurden türkische, arabische und persische Pferde eingeführt und dadurch die Rasse verbessert, und seit Karl VI. wurden auch spanische, italienische, deutsche und neuerdings englische Beschäler mit Erfolg verwendet.

29) Das polnische Pferd hat Tennecker<sup>5)</sup> auf eine meisterhafte Weise charakterisirt, und seine Schilderung kann als Muster für alle ähnlichen angesehen werden. Im Allgemeinen ist der Pole nicht nach den Regeln einer geometrischen Schönheit gebaut; sein Kopf ist meist im Verhältniß zum Körper zu klein oder zu groß, und allemal schlecht an einem Halse angelegt, der fast nie den Namen eines gut aufgesetzten verdient; ist er nicht verkehrt, wie es gewöhnlich der Fall ist, so ist er doch übel aus dem Widerrist gewachsen, und entweder zu stark, wie bei dem kleinern polnischen Schlag, oder zu schmal und dünne, wie bei dem größern. Die Mähnen sind nicht fein, oft verworren, und durch den Mangel aller Pflege häufig in sogenannte Weichselzöpfe verflochten. Die Brust ist mehr schmal als breit, die Schultern platt, die Schenkel gewöhnlich etwas zu schwach, und am seltensten trifft man die Hufe ohne Fehler. Der Rücken ist gerade, die Flanken aufgeschürzt und die Kruppe abgeschliffen.

Dies ist die Beschaffenheit des polnischen Pferdes im Allgemeinen; es giebt jedoch auch gute, und das mangelhafte Verhältniß einiger Theile gegen einander abgerechnet, schöne Polen, vorzüglich bei dem kleinern Schlage; seltener trifft man verhältnißmäßig gut gebaute unter dem größern. Stets aber ist das polnische Pferd an seinem verkehrten Hals und seinem abgeschliffenen Kreuz kenntlich.

Da das polnische Pferd gewöhnlich in halbwildem Gestüten aufgezogen

5) Vereinigte Wissenschaften der Pferdezücht. Heft V. S. 53.

gen und später zum Dienst durch Schleifen, die ihm um den Kopf geworfen werden, eingefangen wird, so behält es beständig ein mißtrauisches, kopfscheues, capriciöses und oft boshaftes Benehmen, und seine Umrichtung erfordert ausdauernde Geduld und große Gelassenheit. Es giebt wohl nicht einen einzigen Polen, der nicht seine besondern Unarten hätte, die bald mehr, bald weniger gefährlich für seinen Wärter werden können. Aus diesem Grunde ist er nicht wohl zum Dienst des Privatmanns geeignet, der nicht den ganzen Tag um ihn seyn und sich mit ihm zusammen gewöhnen kann, auch nicht immer beherzt genug ist, um ein solches widerspenstiges Thier gehörig zu bändigen. Dagegen ist der Pole von großem Werth als Kavalleriepferd, indem er sich mit seinem Reiter, der beständig um ihn ist, leichter zusammen gewöhnt, und dabei eine Ausdauer besitzt, wie sie bei keiner andern Rasse vorkommt. Einige Tage hält er ohne alles Futter, vielleicht nur von ein wenig schimmeligem Heu oder saurem Grase genährt, Strapazen aus, für welche jedes andere und dabei noch so gut genährte Pferd, auf eine weit kürzere Zeit keine Ausdauer haben würde. Hierzu kommt seine natürliche Unererschrockenheit, indem er sich vor dem Schusse nicht fürchtet, und dadurch seine Brauchbarkeit zum Soldatenpferd erhöht. Zu seiner vollkommnen Ausbildung hat der Pole sechs Jahre nöthig.

30) Die russischen Pferde<sup>6)</sup> zeigen bei der großen Ausdehnung des Reichs mancherlei Verschiedenheit, doch sind sie im Allgemeinen den polnischen verwandt. Die zunächst in Groß-Rußland einheimische Rasse ist vom Mittelschlag, der Kopf etwas stark, die Stirne platt, der Hals kurz, die Brust breit, Kreuz sehr stark, Füße knochenreich und langhaarig, Schweif und Mähne lang, so daß letztere bisweilen bis über die Knie herunterreicht. Diese Rasse ist demnach nicht schön, zum Reiten wenig, aber zum Ziehen vorzüglich tauglich, dabei fromm, folgsam, gelehrig, nicht zu träge und nicht zu feurig, und von großer Ausdauer. Sie liefert besonders gute Pferde für das Postwesen.

Zwischen dem Dnieper und Bug kommt ein besonderer Schlag, der zaporogische<sup>7)</sup> genannt, vor, welcher die besten Pferde für die leichte

<sup>6)</sup> Bennisgen a. a. D. S. 60.

<sup>7)</sup> Ebenda. S. 105.

Reiterei liefert. Man sieht ihnen die orientalische Abkunft an; ihre Größe ist mittelmäßig, der Kopf fein, die Ohren gut aufgesetzt, die Brust proportionirt, das Kreuz schön, die Füße äußerst fein und der Huf ganz morgenländisch.

Die ukrainer Pferde<sup>8)</sup> gehören gleichfalls zu den besten des Reichs, Sie sind mittlerer Größe und leicht; der Kopf ist schön, der Hals bei den edlern Zuchten lang und gebogen, der Rücken gerade, das Kreuz hübsch, die Schenkel fein und die Hufe gut. Sie sind außerordentlich gewandt, schnell und ausdauernd, dabei gelehrt, aber mißtrauisch.

Die kosakischen Pferde<sup>9)</sup>, welche den Reichtum der donischen Kosaken ausmachen, sind in den Stutereien der Reichen von mittlerer Größe, stark und dauerhaft. Ihre Nase ist etwas gebogen, die Ganaschen sind etwas stark, der Hals ist gut aufgesetzt, der Leib gestreckt, das Kreuz besonders schön und die Schenkel etwas stark von Knochen. Da diese Pferde nicht hoch heben, so stoßen sie im Schritte öfters an, was jedoch beim Trab und Galopp nicht zu befürchten ist. Bei den ärmern Kosaken findet man fast durchgehends schlechte und für die reguläre Reiterei untaugliche Pferde, weil sie viel gebraucht und doch schlecht gehalten werden. In welcher Menge diese Thiere gezogen werden, davon zeugt der Fall, daß ein Attaman des Dons bei seinem Tode 20,000 Pferde hinterlassen konnte.

31) Die schwedischen und norwegischen Pferde sind klein, aber nicht selten gut gebaut, lebhaft, schnell und sicher in ihren Bewegungen. Selbst in Lappland werden Pferde gezogen, die zwar von keiner sonderlichen Figur, aber doch munter, gutwillig und dauerhaft sind<sup>10)</sup>.

32) Die isländischen Pferde sind den vorigen ähnlich und werden von Dlassen<sup>11)</sup> folgendermassen beschrieben: In Bogarfiords-Syssel, wo sie in ziemlicher Menge vorkommen, indem es dort Bauern giebt, welche 20 bis 30 Stück halten, sind die Pferde von ungleicher Größe, aber alle stark von Knochen, unglaublich stark, und können brav aushalten. Die Höhe beläuft sich auf 4 bis 5 Fuß, und ein brauchbares Arbeitspferd

8) Ebenba S. 102. 9) Ebenba S. 98. 10) Sebalt. S. 80. 11) Reise durch Island I. S. 27, 100, 188, 278 — II. S. 44, 117, 198.

trägt in einer Tagreise ohngefähr ein Schiffspfund. Diese Thiere werden ihrer Klugheit, Sicherheit und ihres guten Schwimmens wegen sehr gerühmt. Die meisten Pferde hat Nord-Island, wo es nichts ungewöhnliches war, daß Bauern 50 bis 100 Stück hielten. Auch die Zucht in Ost-Island rühmt Dlassen wegen ihrer Stärke und Ausdauer. Sie gleichen, sagt er, den nordischen Pferden, doch findet man sie nirgends auf der Insel so klein, wie die seeländischen Bauernpferde.

Mit den Pferden, sagt Troil <sup>12)</sup>, haben die Isländer wenig Beschwerde. Einige halten wohl des Winters Reitpferde auf dem Stall, allein überhaupt suchen sich diese Thiere dort selbst ihr Futter. Wenn viel Schnee fällt, muß man solchen für sie auffschaueln lassen; fehlt es an Nahrung auf dem Lande, so suchen sie Seekräuter auf.

**IV.** Die amerikanischen Pferde sind, wie schon erwähnt, erst aus Europa eingeführt worden, und zeigen daher nicht viel Eigenthümliches. Sie sind über den ganzen Kontinent verbreitet und finden sich namentlich in Südamerika in großer Menge.

33) Die paraguayschen Pferde <sup>13)</sup> stammen von spanischen ab, doch bemerkt man gegenwärtig nur noch wenige Spuren von den schönen Formen ihrer Voraltern. Im Allgemeinen haben sie eine mittlere Statur, großen Kopf, etwas lange Ohren und dicke Gelenke; dagegen ist Hals und Rumpf gewöhnlich regelmäßig, wiewohl nicht ausgezeichnet schön gebaut; Mähne und Schwanz sind kurz und dünn. Schön sind also diese Pferde nicht zu nennen, doch finden sich in einigen Meiereien zuweilen noch Individuen, bei denen bald der kleine schafähnliche Kopf, bald der schön gebogene Hals, bald die feinen Extremitäten und die kurzen und seltener Haare an den Füßen, bald die lange Mähne und der dicke Schweif noch von ihrer edlen Abkunft zeugen. Die Farbe ist sehr verschieden, jedoch kommt die licht kastanienbraune, die gelblichbraune und die bräunlich-schwarze am häufigsten vor.

An Größe, Schönheit und Kraft stehn die Pferde von Paraguay den spanischen nach, keineswegs aber an Schnelligkeit, Gewandtheit und Aus-

---

12) Biblioth. d. neuesten Reisebeschr. II. S. 93. 13) Azara hist. nat. des quadrup. du Paraguay II. p. 310. — Kengger Naturgesch. d. Säugth. v. Paraguay S. 331.

dauer. Die Ursachen ihrer Ausartung sind nicht in der Wärme des Klimas, sondern in der schlechten Nahrung, die sie bloß auf Weiden finden, und in dem Mangel an fast aller Pflege zu suchen. Diese Pferde bringen das ganze Jahr unter freiem Himmel zu. Alle acht Tage treibt man sie einmal zusammen, damit sie sich nicht zu weit von der Wohnung des Eigenthümers entfernen. Alsdann untersucht man die Wunden, die sie zufällig erhalten haben, so wie den Nabel der Füllen; indem die Schmeißfliegen häufig ihre Eier in diese Stellen legen; man reinigt dieselben und bestreicht die Wunden mit Kuhmist. Läßt nun der Besitzer einer Meierei noch den Stuten und Hengsten alle 2 bis 3 Jahre die Mähne und den Schwanz abschneiden, so glaubt er seine Pferde genugsam besorgt zu haben; an Züchtung der Rasse denkt Niemand.

Der Zustand dieser Thiere ist von dem der wild in der Freiheit lebenden wenig verschieden, und wie diese müssen sie sich Sommers und Winters ihr Futter selbst suchen. Sie leben truppenweise; gewöhnlich in dem bestimmten Reviere, an das man sie von Jugend auf gewöhnt hat. Jedem Hengst giebt man 12 bis 18 Stuten, die er zusammen hält und gegen fremde Hengste vertheidigt. Die Füllen leben bis ins 3te oder 4te Jahr mit ihren Müttern, welche ihnen große Sorgfalt erweisen. Wenn die Füllen heran gewachsen sind, so sucht man unter den jungen Hengsten einen aus, theilt ihm junge Stuten zu und gewöhnt ihn mit denselben in einem besondern Reviere zu weiden. Die übrigen Hengste hingegen werden verschnitten und gleichfalls von den Alten abgesondert; sie bilden nun eigene Heerden, ohne einen Anführer zu haben. Von diesen Wallachen allein machen die Einwohner Gebrauch, weil die Hengste und Stuten bloß für die Fortpflanzung gehalten werden.

Die Individuen von einem Truppe mischen sich nie unter andere und halten sich immer zusammen, so daß es schwer fällt auf der Weide ein Pferd von seinen Gefährten zu trennen. Werden sie miteinander vermengt, wie dieß wöchentlich beim Zusammentreiben aller Pferde einer Meierei geschieht, so finden sie sich nachher gleich wieder zusammen, und der Trupp bezieht alsdann seinen Weideplatz. Tausend und mehr Pferde brauchen so keine Viertelstunde, um sich in Haufen von 10 bis 30 Individuen zu vertheilen.

Ihr Charakter ist im Allgemeinen gutartig; er wird aber häufig durch  
die



die gewaltsame Behandlung bei der Bändigung verdorben. Hat nämlich das Pferd ein Alter von 4 bis 5 Jahren erreicht, so wird es eingefangen, an einen Pfahl gebunden und trotz seines Widerstrebens gefattelt und gezäumt. Nun wird es vom Pfahle losgemacht, und im nämlichen Augenblick schwingt sich ein Pferdebändiger mit großen Sporen und einer starken Reitpeitsche auf seinen Rücken, und tummelt dasselbe unter Spornstreichen und Peitschenhieben so lange herum, bis es sich vor Müdigkeit nicht mehr widersetzen kann und der Lenkung seines Reiters folgt. Diese Operation wird von Zeit zu Zeit wiederholt, und so wie das Pferd keinen Bocksprung mehr macht, so heißt es zahm. Es versteht sich, daß man durch eine solche Behandlung sehr viele Pferde störrisch und bössartig macht, während sie bei einer sanften Begegnung äußerst lenksam und zu- traulich werden und sich auf der Weide leicht fangen lassen.

Die Anzahl der Pferde ist in Paraguay so beträchtlich, daß der ärmste Tagelöhner auf dem Lande 8 bis 10 Stücke besitzt, und daß dadurch aller Verkehr zu Pferde abgemacht werden kann. Ihr Preis ist sehr gering, da ein gewöhnliches Hauspferd nicht mehr als vier Piafter, und in Buenos-Ayres gar nur zwei kostet. Anfänglich waren diese Thiere ungleich kostspieliger, da Martinez de Trala im Jahre 1551 in Paraguay von Anton Pasado ein Pferd um 4000 Thaler in Gold (ohngefähr 45,000 Francs) kaufte; bei seinem 1556 erfolgten Tode konnte er jedoch über 24 Reitpferde disponiren.

24) Die chilesischen Pferde<sup>14)</sup> finden sich in gleicher Menge wie die vorigen vor, sind aber viel schöner und kommen an Schönheit, Feuer und Ausdauer den andalusischen gleich, die sie zum Theil selbst übertreffen sollen. Sie haben einen schönen Hals, kleinen und gut gebildeten Kopf, einen stark mit Haaren besetzten und etwas erhabenen Schwanz, abgerundetes Kreuz, dünne und starke Füße und sehr harte Hufe. Die Chilesen unterscheiden drei Arten: die Traber, Paßgänger und Galoppirer. Alle sind außerordentlich lebhaft und schnell, und Ulloa rühmt es den Paßgängern nach, daß sie viel vollkommener sind, als die spanischen. Wie auf

---

14) Molina, Versuch einer Naturgesch. v. Chili. S. 285.  
Abthlg. VI.

der Ostseite Südamerikas, so werden auch auf der Westseite alle Geschäfte zu Pferd abgemacht. Ihrer Vortrefflichkeit wegen werden die Pferde von Chili weit verführt, und es sind selbst einige nach Europa gebracht worden.

35) In Patagonien giebt es nicht bloß eine große Menge wilder Pferde, wie schon früher erwähnt, sondern die zahmen sind ebenfalls in so großer Anzahl zu finden, daß die Patagonen jetzt zu einem berittenen Volke geworden sind. Dieser große Ueberfluß an Pferden und zahmem Rindvieh wird auch für die Ursache gehalten, warum hier sowohl die Spanier als die Indianer ihre Ländereien nicht sorgfältiger anbauen, und die Faulheit ein allgemein verbreitetes Uebel ist. Jeder kann mit geringer Mühe eine Heerde Pferde besitzen oder aufziehen, und da diese Leute beständig Messer und Lasso, oder Fallstricke von Riemen, bei sich führen, so können sie sich damit leicht ihren Unterhalt verschaffen<sup>15)</sup>. Aus der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Pferde mit denen von den Pampas bei Buenos-Ayres geht unwidersprechlich hervor, daß die Patagonen die ihrigen von daher erhalten haben<sup>16)</sup>.

In der nördlichen Hälfte Südamerikas<sup>17)</sup> werden zwar auch Pferde gezogen, doch sind sie nicht in solcher Menge vorhanden, wie in der südlichen<sup>18)</sup>.

---

15) Falkner, Patagonien. S. 54. 16) Cordova, Reise nach der Magellansstraße. Weim. 1820. S. 98. 17) In Columbien kommen hie und da, z. B. in den Ebenen von San Martin zwischen den Quellen des Meta, Rio Negro und Umabea, kleine Heerden wilder Pferde vor, die jedoch nur aus einem Hengst mit 5 bis 6 Stuten und einigen Fohlen bestehen, und sobald sie einen Menschen sehen entfliehen. Ihre Gestalt, ohne gerade schwerfällig zu seyn, ist doch im Allgemeinen ohne Eleganz. In den Patos der Llanos sind sie, wie in Paraguay, die zahmen Pferde fast ganz allein überlassen, werden nur je zuweilen zusammen getrieben, und besitzen fast durchgehends eine braune Farbe. Bringt man ein Pferd aus den Llanos von San Martin oder Casanare auf das Plateau von Bogota, so muß man es so lange im Stall halten, bis es sich acclimatist hat. Die Gangarten, welche man hier an den Pferden schätzt, sind der Paß und halbe Paß. (Roulin, Annal. des scienc. nat. XVI. p. 25.) 18) Es darf hier nicht unerwähnt gelassen werden, daß auch auf Soledad, einer der Falklands-Inseln, die zwischen dem 52 und 53° s. Breite liegen, Pferde, Rinder und Schweine, die von Spaniern und Franzosen eingeführt wurden, im verwilderten Zustande vorkommen. „Die Pferde“, sagt Garnot, der im Jahr 1822 diese Insel besuchte, „sind

36) Die nordamerikanischen Pferde stammen im südlichen Theil von spanischen, im nördlichen von englischen und französischen Pferden ab. In besonderem Rufe stehen die virginischen als gute Reit- und Rennpferde. Diese Thiere reichen hier jedoch nicht so weit nach Norden hinauf, als in der alten Welt, weil dort das Klima viel kälter ist, so daß z. B. in Kanada, welches Land doch mit dem mittlern Deutschland unter gleichen Breitengraden liegt, der Schnee 5 Monate den Boden bedeckt, und die mittlere Winterkälte 20 bis 25° unter 0 beträgt<sup>19)</sup>. Das Pferd ist in Kanada kleiner geworden, dabei aber schnell und dauerhaft, so daß es die Kälte besser verträgt, als jedes andere Hausthier. In Unterkanada zählte man im Jahre 1808 an 79,000 Pferde<sup>20)</sup>. Die Eskimos haben keine solchen Thiere, an ihre Stelle treten bei ihnen die Hunde.

Eine genaue Auskunft über die Verbreitung der Pferde im höheren Norden von Amerika haben wir von Richardson<sup>21)</sup> erhalten, der als Wundarzt und Naturforscher der Polarexpedition von Franklin beigegeben war. Er sagt hierüber Folgendes: „Heerden wilder Pferde, die Nachkömmlinge derer, welche aus den spanischen Besitzungen in Mexico entliefen, sind nicht ungewöhnlich in den ausgedehnten Wiesensteppen, welche auf der Westseite des Missisippi liegen. Sie waren sonst zahlreich im Lande der Kutannies an den nördlichen Quellen des Kolumbia, östlich von dem Kamm des Rocky-Gebirges; in den letzten Jahren aber sind sie fast alle in diesem Bezirke ausgerottet worden. Es ist nicht bekannt, daß sie im wilden Zustande noch nördlich vom 52 oder 53ten Breitengrade vorkämen. Die jungen Hengste leben in besondern Heerden, indem sie von den alten verjagt werden, und sind leicht zu fangen, wenn man sie durch zahme Stuten anlocken läßt. Die Kutannies sind mit der spanisch-ameri-

---

am zahlreichsten; man trifft sie gewöhnlich in Heerden von 15 bis 20 Stück. Man kann sich ihnen schwer nähern, wenn sie nicht zufällig überrascht werden, weil sie beständig auf der Hut sind, und der Anführer der Truppe bei der mindesten Gefahr das Zeichen zur Flucht giebt. Das Fleisch der wilden Pferde ist sehr gut, und wenigstens ebenso delikates, als das der Ochsen.“ (Annal. des scienc. nat. VII. p. 41.) 19) Vollständ. Handb. d. neuesten Erdbeschr. Weim. XVI. S. 257. 20) Ebenda. S. 265. 21) Fauna boreali-americana. p. 231.

kanischen Weise sich ihrer mittelst des Lasso zu bemächtigen, bekannt. Major Long erwähnt, daß Pferde der Gegenstand einer eignen Jagd bei den Osagen sind. Um dieselben, welche in ihrem wilden Zustande äußerst flüchtig sind, zu bekommen, begiebt sich ein großer Haufe Indianer in die Gegend des rothen Kanada-Flusses, wo jene in beträchtlicher Anzahl sich aufhalten. Sobald sie hier eine Heerde von Pferden entdecken, so vertheilen sie sich in drei Parthieen, von denen zwei ihre Station in verschiedener Entfernung auf dem Wege nehmen, von welchem sie aus Erfahrung wissen, daß ihn die Pferde wahrscheinlich auf der Flucht einschlagen werden. Alsdann beginnt die erste Parthie ihre Verfolgung nach der Richtung ihrer Gefährten, bis sie bei diesen anlangt. Die zweite Parthie setzt hierauf ihre Jagd mit frischen Pferden fort, und treibt sie zum dritten Haufen, dem es meistens gelingt eine große Anzahl zu fangen."

„Das zahme Pferd ist von großem Werth bei den nomadischen Indianer-Stämmen, welche die ausgedehnten Ebenen des Saskatchewan und Missouri durchziehen, denn sie gebrauchen dasselbe nicht bloß zum Fortschaffen ihrer Zelte und Familien, sondern es ist überhaupt einer der höchsten Wünsche eines jungen Indianers ein gutes Pferd zur Büffeljagd, welche sie leidenschaftlich lieben, zu besitzen. Einem feindlichen Stamme Pferde zu stehlen, gilt bei ihnen fast für eine eben so große Heldenthat, als einen Feind auf dem Schlachtfelde zu tödten, und die Reisen, welche sie bei einer solchen Gelegenheit unternehmen, so wie die Entbehrungen, welche sie dabei ertragen, sind fast unglaublich. Ein Indianer, der ein Pferd hat, wagt es selten nach eingebrochener Nacht zu schlafen, sondern sitzt unter seiner Zeltthüre in der einen Hand den Zaum, in der andern die Flinte haltend, während dem Pferde die Vorderfüße mit Riemen zusammen gebunden sind. Aller dieser Vorsicht ungeachtet, geschieht es doch nicht selten, daß der vom Schlaf nur auf einige Minuten überwältigte Indianer von dem Geräusche aufgeweckt wird, daß der mit dem Pferde davon galoppirende Dieb verursacht."

„Die Spokans, welche die Gegend zwischen den Armen des Columbia bewohnen, essen das Pferdefleisch sehr gerne, und die Leute einiger Posten der Hudsonsbay-Compagnie in diesem Bezirke sind in die Nothwendigkeit versetzt, es zu ihrer Hauptspeise zu machen."

Hiemit sind die hauptsächlichsten Pferderassen aufgeführt, welche gegenwärtig über die Oberfläche der Erde verbreitet sind; es mögen noch einige kurze Bemerkungen über die Rassen nachfolgen, welche den Alten bekannt waren. Im Vorhergehenden ist bereits der Pferde gedacht, welche in der h. Schrift aufgeführt sind, und an die wir einige Schläge angeschlossen haben, welche in derselben nicht ausdrücklich benannt wurden. Es sind dieß die egyptischen, syrischen, cappadocischen, assyrischen, medischen, parthischen und armenischen Pferde, also Rassen des vordern Mittelasiens und Egyptens, welche durchgängig zu den edelsten zu zählen sind und der großen arabisch-persischen Familie angehören. Von dem scythisch-sarmatischen Pferdestamme konnte natürlich daselbst keine Rede seyn, obwohl er ebenfalls von hohem Alter ist. Desto öfter kommt er bei den Profanschriststellern vor, und schon von Herodot wird er angeführt. Allen scythischen und sarmatischen Völkern, sagt Strabo<sup>22)</sup>, ist es eigenthümlich die Pferde zu castriren, damit sie lenksamer werden, denn sie sind zwar klein, aber lebhaft und ausdauernd. Diese Beschreibung paßt noch jetzt auf die Rassen dieser Gegenden, die mithin im Lauf der Zeiten sich wenig geändert haben. Ebenso wurde die Pferdemicke von den alten Scythen bereits getrunken, und Hippokrates führt an, daß sie daraus Käse bereiteten<sup>23)</sup>, was noch jetzt bei den mongolisch-tartarischen Völkern Brauch ist.

Als die vorzüglichsten Rassen seiner Zeit nennt Dypian<sup>24)</sup> folgende: Tyrrheni, Siculi, Cretenses, Mazices, Achaei, Cappadoces, Mauri, Scythae, Magnetes, Epei, Jones, Armenii, Afri (λιβυες), Thraces, Arabes (ερεμβοι). Die maurischen und libyschen Pferde rühmt er wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer, doch sagt er, daß die sicilischen schneller seyen, während übrigens diese wieder von den parthischen übertroffen werden; die nisaischen nennt er die schönsten von allen<sup>25)</sup>.

Dureau de la Malle<sup>1)</sup> hat sich bemüht nach den hinterlassenen Denkmälern der Alten die Rassen zu charakterisiren, welche diesen Völkern

22) Geograph. p. 480 (am Rande S. 312). 23) Aldrov. de quadrup. solidiped p. 206. 24) De venat. ed. Schneid. I. p. 6 u. 207. 25) Aldrovand hat a. a. D. S. 49 die Ortsnamen erläutert. 1) Annal. des sc. nat. XXVII. p. 26.

bekannt waren. Es gelang ihm jedoch nur von vier Schlägen Darstellungen auf Münzen, Basreliefs und Statuen zu finden, und diese stimmten auch mit den Beschreibungen zusammen, welche von zweien vorhanden sind. Ihm zufolge erkennt man in diesen Ueberresten zwei bestimmte Rassen, die thessalische und afrikanische, und ausserdem zwei Mittelschläge, die sicilische und apulische Rasse.

Vom thessalischen Pferd erhält man eine genaue Vorstellung durch die Münzen von Thessalien, unter andern durch die von Phalanna, welche ein kurzes, starkes, ramassirtes Thier zeigt. Umständlich beschrieben ist es von Xenophon<sup>2)</sup>, und genau so ist es dargestellt auf dem Parthenon, in den Reiterstatuen, den griechischen Basreliefs, und selbst auf der Trajanssäule und den römischen Sculpturen, welche diesen Typus für das heroische Pferd angenommen haben. Dasselbe ist auch beschrieben von Virgil<sup>3)</sup> und Varro<sup>4)</sup>; letzterer rühmt noch besonders eine reichliche Behaarung der Mähne und des Schweifes. Das thessalische Pferd entfernt sich demnach durch seine äussere Form sehr von dem arabischen.

Die afrikanische Rasse ist dargestellt auf den Münzen von Karthago, auf einer von Mauritaniens und einer andern von Zuba. Es ist ein feines Pferd mit geradem und starkem Kopf, richtiger Zusammenstimmung in seinen Gliedern, und nähert sich dem arabischen an.

Die apulische oder tarentinische Rasse ist abgebildet auf den schönen Münzen von Tarent; sie ist gestreckter, höher auf den Beinen, am Halse schwächer und scheint zum Lauf geeigneter als die thessalische. Dureau de la Malle hält sie für eine Kreuzung von einheimischer und afrikanischer Rasse.

Die sicilische, welche man auf den Münzen von Syrakus sehen kann, scheint ihm eine Kreuzung thessalischer und afrikanischer Rasse. Sie zeigt wenigstens eine Mittelform; schwächer als die thessalische, minder fein als die arabische participirt sie von beiden, und ist dabei auffallend von der apulischen verschieden.

2) De re equestri I. 1.  
5, 6.

3) Georg. III. 72. — 88.

4) De de rust. II. 7, 4,

Außer den eben erwähnten Rassen treffen wir noch zwei andere in den alten Monumenten ihres Vaterlandes an, nämlich die persische und ägyptische. Die persische findet sich abgebildet in den Trümmerhaufen von Persepolis, und ist uns durch Ker Porter's schöne Abbildungen zur eignen Anschauung gebracht<sup>5)</sup>. Es ist dieß ein kräftiges robustes Pferd mit kurzem, aber starkem Kopf, schön gebogenem Halse, gerundeter Kruppe, starken Füßen und stolzer Haltung. Durch seinen massigen Körperbau weicht es von der modernen persischen Rasse merklich ab, und läßt sich am besten mit den Turnierhengsten unserer Vorfahren, wie man sie z. B. an der Decke des einen Ganges im Nürnberger Rathhause dargestellt sieht, vergleichen.

Dieselbe Rasse findet sich auf den Basreliefs, welche an den Gräbern der Könige aus dem arscidischen und sassanidischen Stamme zu Naſchi-Kustam<sup>6)</sup> angebracht sind. Desgleichen auf dem Basreliefs von Naſchi-Kajab<sup>7)</sup>, Tackti-Bostan<sup>8)</sup> und Salmos<sup>9)</sup>.

Die ägyptische Rasse, welche in den alten Monumenten Thebens dargestellt ist, hat eine große Ähnlichkeit mit dem thessalischen Pferde; als Beispiel können die Denkmäler von Karnak<sup>10)</sup> und Memnonium<sup>11)</sup> dienen.

Um zuletzt noch der germanischen Pferde zu gedenken, so finden wir bei den römischen Schriftstellern einige hierher gehörige Angaben. Tacitus<sup>12)</sup> entwirft von ihnen keine günstige Schilderung, indem er sagt: **Equi non forma, non velocitate conspicui.** Auch Cäsar<sup>13)</sup> hielt nicht viel auf sie, denn als er Deutsche in seinen Dienst genommen hatte, theilte er unter sie die Pferde seiner eigenen Reiterei aus, indem er die germanischen nicht für tauglich genug zum Kriege ansah. Daß dieses Urtheil indeß nicht von allen deutschen Zuchten gelten konnte, oder daß wenigstens im Lauf der Zeiten dieselben sich gebessert haben mochten, erhellt

---

5) Travels in Georgia, Persia etc. Vol. I. t. 39. 40. 41.      6) Ker Porter I. t. 20 — 23      7) Ebenda. t. 27. 28.      8) Ebenda. II. t. 62. 64.      9) Ebenda. t. 82.      10) Descript. de l'Égypte. part. anc. Atlas. Vol. III. pl. 1. f. 5, 6; pl. 40. f. 2. Atlas de Denon pl. 133. f. 2.      11) Ebenda. Atlas. Vol. II. t. 31. f. 3.      12) De Mor. Germ. c. 6.      13) Comment. I. VI. c. 65.

aus der Angabe des Flavius Vegetius, eines Römers, der etwa 400 Jahre nach Cäsar eine Wiederherstellung der römischen Kriegszucht geschrieben, und darin seinen Landsleuten den Rath ertheilt hat, thüringische Pferde wegen ihrer Dauerhaftigkeit der Reiterei zu geben<sup>14</sup>).

In der vorliegenden Darstellung der Rassen sind bereits die wichtigsten Momente über die geographische Verbreitung des Pferdes enthalten, und es sollen deshalb dieselben hier nur noch in einen allgemeinen Ueberblick zusammengefaßt werden.

Vom Ararat, dem allgemeinen Ausgangspunkte der Menschen und ihrer Hausthiere, hat sich das Pferd mit den Völkerstämmen bald über den größten Theil des festen Landes von Asien ausgebreitet, und seit dem Eindringen der Europäer ist es auch in jenen Theilen eingeführt worden, denen es vordem nicht zukam. Es findet sich daher von den sundischen und molukischen Inseln an bis hinauf gegen den Polarkreis in Sibirien, wo die grimme Kälte und der Futtermangel seiner Verbreitung eine Grenze setzt. Die verwilderten Heerden kommen nach Pallas bereits jenseits des 56° n. Breite auf den Steppen des russischen Reichs nicht mehr vor; die zahmen dagegen gehen bis an den 64°. In Kamtschatka halten zwar die Eingebornen keine Pferde, wohl aber die Russen. Bei den Jakuten kommen sie zugleich mit den Kennthieren vor. In Beresow, ungefähr unter dem 64°, wo das hochstämmige Holz bereits verschwunden ist, gedeihen die Pferde nicht, und unterhalb dieser Stadt können sie nirgends mehr gehalten werden<sup>15</sup>). Man hat ihre Einführung zwar noch in Obdorsk gegen den Polarzirkel und dem Ausflusse des Ob's versucht, sie haben aber kein Jahr überlebt<sup>16</sup>). Hier werden sie durch Kennthiere ersetzt, deren Heimath beginnt, wo die der Pferde aufhört.

Europa hat in allen seinen Ländern eine ausgebreitete Pferdezucht, und sie gedeiht bis zur Polarregion, also unter Breitengraden, wo sie in Sibirien bereits aufgegeben wird. Im archangelschen Gouvernement kommen noch am weissen Meere gute Pferde vor<sup>17</sup>). In Lappland fand

Duthier

14) Schmidt's Gesch. d. Deutschen. I. S. 7. 15) Pallas Reise. Auszug III. S. 15. 16) Ebenda. S. 19. 17) Bennigsen S. 69: Es giebt hier zwei Rassen; die eine heißt Mesenský, ist klein, gedrungnen, ziemlich fein von Knochen und guter Dauer;



Duthier<sup>18)</sup> in Kainunkula, unweit des Polarkreises, kleine aber muntre Pferde, die im Sommer in den Wäldern sich aufhalten und bei eintretender Winterkälte von freien Stücken in ihre Ställe zurückkehren. Selbst in Island, zumal in seinem nördlicheren Theil, zieht man vortreffliche Pferde, die nicht bloß unglaublich stark und dauerhaft, sondern auch 4 bis 5 Fuß hoch sind, und also durchgängig größer werden, als die der seeländischen Bauern.

In Afrika ist das Pferd als allgemeines Hausthier bloß im nördlichen Theil verbreitet, d. h. von der Küste des Mittelmeeres an bis zur Südgrenze des Sudans, und dem anstoßenden gebirgigen Lande von Hochafrika. Jenseits des Aequators bis zum Kap scheint das Pferd allen Eingebornen durchgängig zu fehlen, was von den Hottentotten und Kaffern-Stämmen hinlänglich erwiesen ist. An den Küstenstrichen der Südhalfte dieses Kontinents haben die Europäer an verschiedenen Punkten die Ansiedelung desselben versucht, aber nur in der Kapkolonie gedeihliche Früchte gesehen, wo es bereits bis jenseits des Drangeflusses in Griquastadt als Hausthier gehalten wird. Wie einst mit dem Vordringen des Islams aus dem Norden gegen Süden, das Pferd durch Araber und Mauren in die Länder der Schwarzen gebracht worden ist, so wird es umgekehrt mit der Verbreitung des Christenthums von der Südspitze Afrikas aus gegen Norden vordringen.

Amerika hat die ersten Pferde im Jahr 1492 gesehen. Seit dieser Zeit haben sie sich über den ganzen Kontinent in solcher Menge verbreitet, daß sie allenthalben nicht bloß im gezähmten, sondern in den meisten Distrikten auch im verwilderten Zustande vorkommen. Die wilden Heerden reichen nördlich bis zum 53°, und streifen auf der entgegengesetzten Seite des Aequators fast eben so weit südlich hinab. Am meisten angehäuft haben sich die Pferde vom 20° s. Breite bis zur Südspitze, also in Paraguay, in den Pampas von Buenos-Ayres, in Chili und in Patagonien, wo die Patagonen bis an die Magellansstraße auf Pferden reiten und sie dort mit Seewasser tränken. Auf der nördlichen Hälfte dieses Kontinents reichen sie bei weitem nicht so hoch gegen den Polarkreis hinauf, als dieß

---

18) Journ. d'un voy. au Nord. p. 100.

selbst in Sibirien der Fall ist, weil unter gleichen Breitengraden die Kälte in Nordamerika ungleich größer und der Winter bedeutend strenger ist.

In Australien und der Inselwelt der Südsee hat die Einführung des Pferdes seit neuern Zeiten gleichfalls begonnen.

Nach dieser Darstellung der Rassen und ihrer Verbreitung mögen jetzt die übrigen wichtigen Momente aus der Naturgeschichte des Pferdes folgen.

Das Alter <sup>19)</sup>, welches ein Pferd erreichen kann, wird sehr verschieden angegeben, was theils in der natürlichen Beschaffenheit der Thiere selbst, theils in der Behandlung derselben ihren Grund hat. Der täglichen Erfahrung gemäß scheint allerdings das Lebensende des Pferdes zwischen dem 16 bis 20ten Jahre zu liegen, allein hiebei ist zu bedenken, daß wohl die meisten durch übermäßige Anstrengungen vor der Zeit zum ferneren Dienste untauglich und dem Fallmeister übergeben werden. Und gerade im Alter, wo ihnen die meiste Schonung nöthig wäre, werden sie gewöhnlich mit mehr Arbeit überladen und mit schlechterer Kost unterhalten, als in den kräftigen Jugendjahren; denn das edelste Reitpferd, das aufs sorgfältigste gepflegt wurde, fällt zuletzt im höhern Lebensalter, wenn Kraft und Schönheit vergangen sind, gewöhnlich einem armen Bauer, Landkutscher oder Fiaker in die Hände, der das königliche Thier in wenig Jahren eines mühseligen Lebens zu Grunde richtet. Wollen wir deshalb mit einiger Sicherheit die natürliche Lebensdauer des Pferdes bestimmen, so müssen wir dieselbe von jenen Individuen entnehmen, die gehörige Schonung und Pflege gehabt haben, und alsdann ergiebt es sich, daß diese Art ein Alter von ohngefähr 40 Jahren erreichen könne. Hiebei ist jedoch auch zu berücksichtigen, daß frühreife Pferde eher zu Grunde gehen, als spätreife, daher dieses höhere Lebensalter nur letzteren zukommt <sup>20)</sup>.

---

19) Außer den bereits erwähnten Schriften, die dazu dienen, das Alter der Pferde aus den Veränderungen, welche die Zähne allmählig erleiden, zu bestimmen, findet man diese Lehre sehr ausführlich vorgetragen und durch schöne Abbildungen erläutert in Erdelvi vollst. Anweis. zur Beurtheilung des Alters aus den Zähnen, in dessen Grundlinien der Knochenlehre, und als besonderer Anhang: Darstell. des Zahnalters des Pferdes, Kindes, Schafes und Schweines mit 3 Kpfen. Wien 1820. 20) Einige Beispiele von Pferden, die ihr norma-

Die Stimme des Pferdes, durch welche es seine verschiedenen Gefühle und Affekte ausdrückt, heißt das Wiehern. Wallachen und Stuten lassen es seltener und schwächer hören, als Hengste, bei welchen es mit voller, durchdringender Stimme geschieht.

---

des Alter erreichten, mögen hier eine Stelle finden. (Vergl. Sebalb. S. 221). Aristoteles erzählt, daß in Opus ein 40jähriger Hengst beschälte, man mußte ihm aber die Vorderfüße aufheben (Hist. de animal. edit. Scalig. VI. c. 327). — Ein Reitpferd des Landgrafen von Hessen-Homburg wurde gegen 38 Jahre alt. Als es gestorben war, ließ es sein Herr ordentlich begraben und ihm ein Monument setzen (Sebalb. S. 224). — Der Bischof von Metz kaufte im Jahr 1734 von seinem Verwandten, dem Herzog von St. Simon, ein schönes normännisches Pferd, das dieser für 10 Jahre alt angegeben hatte. Es wurde dazu bestimmt, täglich 2 bis 4mal den Weg von Frescati nach Metz, der 3600 Loisen beträgt, zu machen, um die Lebensmittel für die Tafel auf einem Wagen herbeizuführen. Als der Bischof 1760 starb, gieng das Pferd zur gleichen Benützung auf seinen Nachfolger über. 1766 bemerkte man, daß es diesem Geschäft nicht mehr gut vorstehen könne, und ließ ihm deshalb nur noch eine Scharre in den Aleen des Gartens ziehen. Da aber auch diese Arbeit, zu welcher es den ganzen Tag verwendet wurde, ihm zu schwer fiel, bekam es 1772 blos einen kleinen Karren zum Führen von Sand, Mist zc. Weil der Bischof das Thier gern erhalten wollte, so befahl er, daß man dasselbe nur mäßig beschäftige, und es gleich einen Tag lang ruhen ließe, sobald es angegriffen schiene. Dieß trat jedoch selten ein, da das Pferd sich gut hielt und ordentlich fraß, bis im Herbst 1773, wo es den Haber nicht mehr kauen konnte. Obgleich ihm derselbe nun geschrotet vorgelegt wurde, und es den Winter gut überstand, so hatte es doch im Februar 1774 große Mühe, seinen Karren 2 bis 3 Stunden zu ziehen und magerte zusehends ab. Endlich Dienstags in der Charwoche stürzte es in dem Augenblick, wo man es anspannen wollte, zusammen, und endete am darauf folgenden Freitag. Dieses Pferd hat demnach ein Alter von 50 Jahren erreicht (Buff. Suppl à Phist. nat. IV. p. 409). — Im Jahre 1795 stand im Marstall zu Ludwigslust ein Wallache von acht mecklenburgischer Rasse, ein Greis von 38 Jahren. Obgleich er schon seit der letzten Campagne des siebenjährigen Kriegs diente, so stand er doch noch sehr gut auf den Füßen und seine Bewegungen waren voll Regelmäßigkeit und Leichtigkeit; nur sein Kopf und der etwas gesenkte Rücken trugen die Spuren des Alters (Peterson, Kleine Schriften. S. 40). — Friedrich der Große ließ mehreren seiner Reitpferde das Gnadenbrod geben, die dadurch zu einem hohen Alter gelangten. Eines derselben, der molwizische oder lange Schimmel genannt, wurde 40 Jahre alt. Als es im 16ten Lebensjahr stund, ritt es der König nach der Schlacht bei Molwitz in einer Nacht nach Oppeln und wieder zurück, fast ohne ihm Ruhe zu gönnen und ohne alles Futter. Als es schon lange Zeit außer Diensten und über 30 Jahre alt war, fiel es dem Könige ein,

Als Vertheidigungsmittel bedienen sich die Pferde entweder der Schnelligkeit ihrer Füße, oder des Ausschlagens und Beißen.

Der Schlaf ist sehr kurz, indem er in 24 Stunden 2 bis 3, höchstens 4 Stunden dauert. Die meisten legen sich hiebei auf die Erde, besonders wenn sie sehr müde sind. Es giebt aber auch andere, welche sich niemals zum Schlafen niederlegen, sondern dieß stehend thun; manche wechseln in dieser Beziehung ab. Pferde, die stehend schlafen, werden indes früher steif, als andere, weil ihre Füße keine Ruhe haben.

Ueber den Charakter und die Seelenkräfte des Pferdes ist Folgendes zu bemerken. Die verwilderten Thiere sind mißtrauisch und fliehen den Menschen; werden sie eingefangen, so sind sie aus Widerspenstigkeit entweder gar nicht zu gebrauchen, oder sie können nur durch Furcht in einiger Ordnung gehalten werden, und fassen niemals eine Zuneigung zu ihrem Herren. Den im Hausstande gebornen und aufgezogenen Pferden aber kommt im Allgemeinen ein gutmüthiger Charakter zu, so daß sie sich nicht bloß aus Furcht, sondern aus Zuneigung unterwerfen; böshafte, tückische Thiere sind seltener anzutreffen, und sind es dann auch häufig erst durch schlechte Behandlung ihrer Eigenthümer oder Wärter geworden. Eine gute Begegnung kann die Gemüthsart eines Pferdes veredeln, während sie durch eine rohe sehr verschlechtert werden kann, und die Sanft-

---

dasselbe noch einmal zu reiten. Als er auf dem Exercierplatz kam, und das treue Thier wieder einmal die flatternden Fahnen sah und das Wirbeln der Trommeln hörte, erwachten in ihm die freudigen Regungen seiner kräftigern Jugendzeit, und es sieng freiwillig an zu croupiren und traversiren, was dem Könige so wohl gefiel, daß er es nachher noch mehrmals beim Exerciren im Lustgarten ritt (Sebalb. S. 227). — Ein anderes Reitpferd Friedrichs, Namens Conde, das mehrmals gezeichnet wurde, starb im Alter von 38 Jahren auf der Thierarzneischule zu Berlin. Seines schönen kräftigen Körperbaues, seines Muthes und frommen Wesens wegen hatte es der König sehr lieb, so daß er es öfters mit Naschereien fütterte, weshalb es auch zu seinem Herrn eine solche Zuneigung gewann, daß es freigelassen gerade auf ihn zuging (Lennecker's Zeit. f. d. Pferdeucht. B. 4. S. 226, nach Sebalb). Unverbürgt, und deshalb höchst zweifelhaft, ist die Angabe (in Froiep's Notizen VIII. S. 164), daß vor einigen Jahren der naturf. Gesellschaft in Manchester der Kopf eines Pferdes überbracht wurde, welches ein Alter von 62 Jahren erreicht haben soll.

müthigkeit der arabischen Pferde ist als eine Folge der guten Behandlung, die sie von Jugend auf erfahren, zu betrachten.

Mit gutem Willen verbindet das Pferd ein ausgezeichnetes Gedächtniß und eine große Gelehrigkeit; mit seines Gleichen lebt es gesellig zusammen, voll Muth stürzt es sich der Gefahr entgegen, und von seiner Anhänglichkeit und Treue gegen den Menschen sind seit den ältesten Zeiten rührende Beispiele bekannt. Indesß sind nicht alle Pferde von gleicher Güte, sondern ihre Individualität zeigt in dieser Beziehung die mannigfaltigsten Verschiedenheiten, wie dies Jedem aus der täglichen Erfahrung bekannt ist. Auch das Geschlecht hat hierauf Einfluß, indem der Hengst in der Regel kräftiger und heftiger, die Stute sanftmüthiger und gelehriger, aber auch empfindlicher ist, und der Wallache den unentschiedensten Charakter hat. Selbst nach den Rassen ist derselbe verschieden, indem z. B. der Araber und Mecklenburger willig und folgsam, der Pole aber widerspenstig, böshaft, launisch ist, und durch keine freundliche Begegnung zu einer innigen Anhänglichkeit gebracht werden kann. Diese Börsartigkeit ist weniger in der Natur des Pferdes, als vielmehr in der Erziehung desselben begründet, indem es in der Jugend in einem freien Zustande sich selbst überlassen bleibt, und erst später als Wildling auf eine rohe Weise eingefangen und abgerichtet wird; eine Behandlung, die natürlich keine Liebe zu seinem Herrn erwecken kann. Die Kunst der Pferdezucht hat also nicht bloß die Veredlung des Körpers, der Bewegungen und Haltung desselben zu erzwecken, sondern zugleich durch eine verständige und freundliche Behandlung den Charakter des Thieres zu vervollkommen; eine Kunst, zu der freilich mehr gehört, als gewöhnlich berücksichtigt wird.

Seinen Lebensunterhalt nimmt das Pferd ausschließlich aus dem Pflanzenreiche, und am tauglichsten dazu sind die Körner der Getreidearten. Haber ist bei uns das zweckmäßigste Futter, an dessen Stelle im Orient allgemein die Gerste genommen wird; ausserdem kann es mit Weizen, Korn, Buchweizen, Erbsen und Wicken genährt werden, doch muß man es vom Haber aus allmählig an diese Futterstoffe gewöhnen und anfangs nur geringe Portionen reichen, weil sonst der plötzliche Wechsel leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte. Wohl getrocknetes und angenehm riechendes Heu ist dem Grumet vorzuziehen, und gleichfalls ein

gewöhnliches Futtermittel; frischer Klee und Grünfutter ermattet die Arbeitspferde, bekommt aber abgemagerten Thieren außerordentlich gut. Geschnittenes Stroh (Heckerling, Heffel) giebt wohl keine eigentliche Nahrung, sondern dient nur als Beifutter zur Ausfüllung des Magens. Hinsichtlich der Menge des Futters rechnet man auf ein erwachsenes Pferd, wenn es blos Heu bekommen soll, täglich an 20 Pfunde, wird es aber zur Arbeit gebraucht, so muß Körnerfutter zum wenigsten 5 Pfunde mit 10 bis 12 Pfunden Heu gereicht werden. Fuhrleute geben schweren Pferden täglich an 20 Pfunde Haber und füttern beinahe kein Heu. Das Futter wird gewöhnlich in drei Portionen gereicht, nämlich Früh um 5 Uhr, Mittags 11 Uhr und Abends zwischen 5 bis 6. Nach jedem Futter wird getränkt, wozu man klares und nicht zu hartes Wasser nehmen muß.

Den Pferden wird ihr Aufenthalt entweder in Ställen oder auf Weiden angewiesen, und darnach zerfallen auch die Gestüte (Stutereien) in wilde, halbwilde und zahme.

Ein wildes Gestüt nennt man ein solches, in welchem die Heerden Tag und Nacht, Sommers und Winters, sich frei überlassen bleiben, und ihre Nahrung in jeder Jahreszeit sich selbst suchen müssen, und überhaupt keine Wart und Pflege von Menschen genießen. Solche wilde Gestüte unterscheiden sich von den ganz unbeschränkt in der Freiheit lebenden wilden Heerden nur dadurch, daß sie auf einen gewissen Bezirk von ihren Besitzern eingeschränkt sind; sonst aber führen die Thiere dieselbe Lebensweise und zeigen dieselben Sitten, wie letztere. Gestüte der Art können sich natürlich nur in wenig bevölkerten Gegenden mit großen Strichen unangebauten Landes finden, und sind die einzigen, welche ihrem Herrn fast nichts kosten. Die Pferde, welche in solchen heran gezogen werden, sind zwar nicht schön, aber kräftig, dauerhaft und gewöhnt mit dem schlechtesten Futter verlied zu nehmen; sie sind jedoch wild und unbändig, da sie an Menschen nicht gewöhnt sind, und müssen zum Dienste erst mit Schlingen eingefangen werden. Viele von diesen Wildfängen gehen beim Mangel aller Pflege zu Grunde, bevor sie diensttauglich werden. Wilde Gestüte findet man, wie früher bereits beschrieben, in Paraguay, bei den Kalmücken, Kirgisen, und hie und da sonst in Rußland.

Halbwilde Gestüte sind solche, in welchen die Pferde zwar ebenfalls noch auf großen Weideplätzen herumstreifen, aber doch bereits unter genauere Aufsicht genommen sind. Die Stuten mit ihren Füllen bleiben den größern Theil des Jahres unter freiem Himmel, die Hengste aber werden nur während der Sprungzeit auf die Weide gelassen, und die Beschälung geschieht von ihnen entweder in vollkommener Freiheit, oder in abgeforderten Einfängen. Im erstern Fall sondert man die Pferde in mehrere Rudel ab, und giebt jedem Hengst 25 bis 30 Stuten, die er nach Willkühr belegen kann; da indessen die Hengste durch Schlagen leicht beschädigt werden, auch die Zucht dieser wilden Thiere weniger zu bändigen ist und den spätern Aufenthalt in Ställen schwerer erträgt, so zieht man jetzt meist die Beschälung aus der Hand vor, d. h. diejenige, welche nach Anordnung der Wärter geschieht. Zur Winterzeit erhalten die Pferde in besondern Einhegungen ihr Futter, oder man hat auch in mehreren Gestüten Ställe erbaut, in welchen sie einen Theil der Tageszeit im Winter zubringen und daselbst ihr Futter finden. Durch letztere Behandlung werden die Pferde mehr an den Anblick und Umgang der Menschen gewöhnt, und die Abrichtung der Füllen ist hiedurch um die Hälfte erleichtert. Solche Gestüte sind in Polen, Rußland, Ungarn u. zu finden, und hieher gehört auch das bekannte Sennergestüte im Lippischen<sup>21)</sup>, das schon im 15ten Jahrhundert im guten Rufe stand.

Zahme Gestüte nennt man diejenigen, welche ganz unter Aufsicht stehen, und wo man die Pferde des Sommers über bei Tage auf die Weide, des Nachts aber in Ställe treibt, in welchen sie auch im Winter gehalten werden. Die meisten Gestüte in bevölkerten Gegenden sind von dieser Art.

Außerdem kann man noch Landgestüte bemerken, in welchen gute Pferde zur Veredlung den einheimischen, den Privatleuten angehörig, Zuchten von Staatswegen gehalten, und die Hengste deshalb zur Beschälung den Landgemeinden überlassen werden. Die sogenannten Militär-

<sup>21)</sup> Prizellius Beschreibung des so bekannten Sennergestütes in der Grafschaft Lippe. Lemgo 1771.

gestüte in Oesterreich haben gleichfalls zur Absicht gute Beschäler zu erziehen, und dadurch die Pferdebezugt in den Provinzen zu verbessern.

Die größten Gestüte finden sich in Rußland, Polen und Ungarn. In ersterem Lande zeichnet sich das gräflich Delowische aus, das an 8000 Stück stark ist, ausser den zahmen auch viele halbwilde Pferde enthält, und einen Flächeninhalt von 200 Quadratmeilen besitzen soll<sup>22)</sup>. Viele und trefflich eingerichtete Gestüte sind in Ungarn<sup>23)</sup> sowohl von der Regierung, als von dem reichen Adel angelegt, und mit großen Kosten arabische, persische, englische, spanische und andere Hengste zur Verbesserung der einheimischen Rasse angekauft worden<sup>24)</sup>.

Um

---

22) Erdelyi, Zoophysiol. S. 93. — 23) Die österreichischen und zumal die ungarischen Gestüte sind in zwei lefenswerthen Schriften beschrieben; diese sind: Huzard (Sohn), Nachrichten über einige Pferdeaffen, Gestüte und Remonten im österreich. Kaiserthum, übers. v. Müller. Wien 1827. Und noch ausführlicher und genauer ist Erdelyi, Beschreib. der einzelnen Gestüte des österreich. Kaiserstaates. Wien 1827. — 24) Das größte Gestüte in Oesterreich ist das Militärgestüte Mezöhegyes in Niederungarn, das an 44,000 Foch (zu 1200 Q. Klafter) Flächeninhalt hat, und an 3000 Stück Pferde hält. Diese sind in 8 Abtheilungen geschieden, und werden in eigenen, einzeln liegenden Gestüthöfen gepflegt. Drei Abtheilungen, sogenannte freie Gestüte, werden das ganze Jahr ausgetrieben; die Hengste belegen die Stuten, deren jedem beiläufig 25 Stück zugegeben sind, nach Willkühr und weiden immer mit ihnen; in den andern Abtheilungen wird die Beschälung aus der Hand vorgenommen. Im Winter erhalten sowohl Stuten als Füllen Heu- und Haberportionen; trüchtige oder fränkelnbe Stuten werden in den Stall gebracht; die aufgestellten Beschälhengste bekommen von der gewöhnlichen aus Haber, Heu und Stroh bestehenden Fütterung 1 1/2 Portionen. Ausser den Pferden werden hier auch noch 200 bis 300 Zugochsen, mehrere 100 Kühe und Schweine zc. gehalten; zur Verpflegung aller dieser Thiere ist ein Personale von 764 Mann erforderlich, das auf militärische Weise eingerichtet ist. — Unter den ungarischen Privatgestüthen ist das des Grafen Huniady zu Urmény und Hetmia das vorzüglichste, das an 300 Stück enthält mit mehreren arabischen Stuten und Hengsten, unter denen des Tajar schon früher gedacht worden ist. Die Beschäler befinden sich ausser der Beschälzeit, wo sie aus der Hand ohne allen Zwang belegen, den größten Theil des Jahres im Marstalle zu Urmény; die Stuten und Füllen werden im Winter in Ställe gebracht und gefüttert. Zur Prüfung der Schnelligkeit der 3 bis 4jährigen Nachzucht werden jährlich am 1. Mai, in Gegenwart einer großen Anzahl von Fremden, Wettrennen gehalten, wobei die behendesten den Raum von 1082 1/2 wiener Klafter (etwas über 1/4 deutsche Meile) in Zeit von 2 Min.,



Um eine gute Zucht zu erhalten, ist es vor allem nöthig tüchtige Hengste zur Fortpflanzung (Springhengste, Beschäler) und gute Zuchtstuten zu haben. Den Hengst soll man nicht eher zulassen, bis er ausgewachsen ist, d. h. nicht vor dem sechsten Jahre. Die Stute muß fünf Jahre alt seyn, bevor man auf ein gutes Fohlen rechnen kann. Die Fruchtbarkeit hört bei gemeinen Pferden schon mit dem 14ten, längstens 16ten Jahre auf, bei edlen Rassen aber dauert sie bis zum 20ten und darüber. Der mehrmals erwähnte arabische Hengst Tajar war bereits 21 Jahre alt, als er für das Huniadyische Gestüte zum Beschälen angekauft wurde, und eine Stute im württembergischen Hauptgestüte Marbach warf in ihrem 26ten Jahr ihr 17tes Füllen<sup>23)</sup>. Daß unsere gemeinen Pferde so frühzeitig zur Fortpflanzung unfähig werden, überhaupt kein hohes Alter erreichen, hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß sie zu bald zur Begattung zugelassen, zu frühzeitig angestrengt und mit fortwährender Arbeit überladen werden.

Zur Verbesserung gemeiner Schläge bedient man sich bekanntlich ausländischer Beschäler, namentlich arabischer, persischer, berberischer, spanischer und englischer; indeß ist hiebei eine sorgfältige Auswahl zu treffen, damit man nicht durch schlechte ausländische Hengste gute einheimische Schläge herunterbringe, wie denn z. B. Tennecker darüber klagt, daß auf solche Weise die mecklenburger Rasse verdorben worden sey. Das beliebte Kreuzungssystem, das besonders im vorigen Jahrhundert auf die verkehrteste Weise angewendet wurde, ist deshalb gegenwärtig sehr beschränkt worden; auch soll man ja nicht vergessen, daß die Araber, deren Pferde als die edelsten gelten, von einem Kreuzen der Rassen nichts wissen.

---

50 Sek. zurücklegten, und also hinter dem berühmten Renner Eclipse, der in 20 Minuten  $2\frac{7}{10}$  deutsche Meilen oder 10,000 w. Klafter durchlief, nur um ein Drittel zurückblieben. Auch die Wagenpferde zeichnen sich durch Schnelligkeit und Dauer aus, indem der Graf in dringenden Geschäften schon öfters bei trockener Jahreszeit den Weg von Uermeny bis Pesth (20 deutsche Meilen) in 13 bis 15 Stunden, und von Uermeny bis Wien (17 Meilen) in 11 bis 12 Stunden zurück gelegt hat, wobei bloß getränkt und selten oder gar nicht gefüttert wurde.

23) Sebald. S. 167.

Diejenige Kreuzung ist die zweckmäßigste, welche eine Veredlung der einheimischen Zucht beabsichtigt. Hierzu ist erforderlich, daß man ausgesuchte Thiere von edler Rasse, wozu man jetzt am liebsten arabische nimmt, gut pflegt und unter sich paaren läßt, damit man eine hinlängliche Anzahl tauglicher Beschäler erhalte. Von diesen Stammhengsten und ihren männlichen Nachkommen läßt man gute inländische Stuten belegen; von den dadurch gewonnenen Blendlingen schließt man jedoch die männlichen von der weiteren Nachzucht aus, und nimmt hierzu bloß die jungen Stuten. Aus dieser zweiten Paarung erhält man bereits Blendlinge, welche schon mehr veredelt sind, und man läßt auch hier wieder bloß die weiblichen von der edlen Stammrasse belegen. Indem man dieses Verfahren durch mehrere Generationen fortsetzt, erhält man endlich auch höchst veredelte Hengstfüllen, die an Güte dem ursprünglichen Stamme sehr nahe kommen, und nun selbst zur Nachzucht verwendet werden können. Sobald Rückschläge in die schlechtere einheimische Rasse erfolgen, ist man genöthigt abermals Original-Hengste des edlen Schlags, von welchem die Veredlung ausgegangen ist, einzuführen<sup>24)</sup>.

Die Zahl der Stuten, welche man von einem Hengste jährlich belegen (bedecken, bespringen) lassen kann, ist nach der Energie des letztern verschieden. In der Regel kann man auf einen guten Beschäler 30 Stuten rechnen<sup>25)</sup>; indeß ist es nichts Seltenes, daß ein kraftvoller Hengst noch mehr bedeckt hat. Die Zeit, in welcher bei der Stute der Geschlechtstrieb rege wird, ist das Frühjahr, und zwar von Ende März bis Anfang Juni; man sagt alsdann: sie ist rössig oder roßt. Das Rossen währt ohngefähr 14 Tage, und in dieser Periode empfängt sie am sichersten.

Die Begattung der Hauspferde geschieht entweder unter der Leitung der Menschen, und dieses nennt man das Beschälen aus der Hand, oder sie erfolgt nach eigener Willkühr und in voller Freiheit der Thiere, dieses letztere nennt man das Beschälen im Freien. Erstere Art ist in den meisten Fällen die gewöhnliche, weil man hiebei die Geschlechter auswäh-

24) Beith, Handb. der Veterinär-Kunde. 2te Aufl. S. 158.

25) Bechstein, Na-

turgechl. Deutschl. I. S. 254. — Sebalb. S. 169.

len und den Hengst vor Beschädigung durch Schlagen sicher stellen kann. Neun Tage nach dem Sprung führt man die Stute demselben wieder zu; schlägt sie ihn ab, d. h. läßt sie ihn nicht mehr zu, so ist dieß ein Zeichen, daß sie bereits befruchtet ist. Um in den Gestüten zu wissen, ob eine Stute rossig ist, bedient man sich eines Probierhengstes, wozu man ein altes oder faules Thier auswählt. Nimmt sie ihn an, so wird er sogleich abgeführt, und der eigentliche, zum Beschälen bestimmte Hengst gebracht, der nun ohne weiters das Begattungsgeschäft vollführen kann.

Die Zeit der Trächtigkeit ist verschieden; gewöhnlich giebt man 11 Monate und einige (8 bis 10) Tage an<sup>1)</sup>, doch dauert sie manchmal nur 10½, manchmal auch 12 Monate. Man will beobachtet haben, daß Stuten mit Hengstfohlen länger gehen, als mit Stutenfohlen<sup>2)</sup>; auch mag Nahrung und Pflege hierauf Einfluß haben. Das Fohlen geschieht von den meisten liegend, von manchen aber auch stehend, und ist gewöhnlich bald abgemacht. Bekanntlich wirft die Stute nur ein Füllen, selten Zwillinge, die gemeiniglich bald wieder sterben. Dem Füllen hängt bei der Geburt öfters ein dunkelrothes schwammiges Gewächs, die sogenannte Füllennahrung (Hippomanes, Pferdegift)<sup>3)</sup> am Munde, das durch das Athmen eingeschluckt wird, und welches die Pferdezüchter, weil sie es, vielleicht nicht ganz ohne Grund, für schädlich halten, aufs sorgfältigste zu entfernen suchen.

Ein gesundes Füllen springt gleich in der ersten Viertelstunde auf und sucht das Euter; man läßt es 4 bis 5 Monate saugen und gewöhnt es dann ab. Die Stute selbst wird 9 Tage nach der Geburt wieder rossig,

1) Aristot. hist. animal. lib. VI. p. 748. — Buff. red. par Sonnin. p. 163. — Bechstein a. a. O. S. 255. — Sebalb. S. 189. 2) Bechstein erzählt von einer seiner Stuten, daß sie mit einem Stutenfüllen nur 10 Monate 10 Tage gieng, das Jahr vorher aber mit einem Hengstfüllen 11 Monate 1 Tag. 3) Die Alten schrieben den Hippomanes allerlei ausgezeichnete Kräfte zu, und hatten sonderbare Meinungen über ihre Entstehung. Sie sind jedoch weiter nichts als Niederschläge aus der Flüssigkeit, die zwischen der Schafhaut und der, die innere Fläche des Chorions überziehenden, Mantois vorkommt, und hängen sich nur zufällig beim Bersten der Eihäute während des Geburtsaktes der Frucht an. Vergl. D'Aubenton in Buff. hist. nat. IV. p. 329).

und man läßt ihr alsdann den Hengst abermals zu, weil sie zu dieser Zeit am besten empfängt.

Wenn die Füllen zwei Jahre alt sind, so müssen die Geschlechter getrennt werden, weil sie sich sonst durch frühzeitiges Springen verderben. Nach dem 3ten Jahre werden sie auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet, indem man ihnen zuweilen ein Gebiß ins Maul giebt, oder einen Sattel auflegt, oder sie an einen leeren Wagen spannt. Erst nach zurückgelegtem 4ten Jahre kann man sie als Reitpferde verwenden, weil sie früher die Last des Reiters nicht ohne Schaden tragen können. Jetzt werden sie auch beschlagen, obschon dieß bei vielen asiatischen Völkern gar nicht im Gebrauch ist.

Zum Lenken des Pferdes bedient man sich des Gebisses und der Sporen; außerdem ist es in Europa Sitte, die Hengste, um sie frömmere und gelehriger zu machen, zu verschneiden (castriren). Die Operation geschieht am besten bei 3 oder 4jährigen Füllen, und ein solcher entmannter Hengst heißt ein Wallache. Die Hoden werden entweder ganz weggenommen, was das gewöhnlichste Verfahren ist, oder es werden die Samengefäße stark geklopft, zerquetscht und auf diese Art zerstört; letztere Art, welche besonders in Spanien üblich ist, giebt die sogenannten Klopfhengste. Die Araber verschneiden ihre Pferde nicht, und wissen sie gleichwohl durch eine zweckmäßige Behandlung sanfter und lenksamer zu machen, als wir. Im 2ten oder 3ten Jahr geschieht auch das lächerliche Schweiffstutzen oder Englisiren, wodurch dem Thiere nicht nur ein wesentlicher Theil seiner Schönheit, sondern auch ein sehr wirksames Vertheidigungsmittel gegen die Insekten genommen wird.

Die Nutzung, welche der Mensch vom Pferde zieht, ist höchst vielfältig, und tiefeingreifend in das ganze Leben der Völker<sup>4)</sup>. Allgemein bekannt, und deshalb einer weitläufigern Beschreibung nicht bedürftig, ist es, welche wichtige Dienste es uns als Reit- und Zugthier leistet. Was wäre der Feldbau, der Handel, das Post- und Fuhrwesen, das

---

4) Es ist deshalb auch vor einigen Jahren in Paris eine Anstalt für die Lebensversicherung der Pferde gegründet worden (Frozier's Notizen II. S. 122).

Reisen, das Kriegsheer ohne dasselbe. Man denke sich auf einen Augenblick das Pferd aus einem Lande hinweg; wie ganz anders und nothdürftig müßte sich der Verkehr und das Leben überhaupt gestalten. Kein anderes Hausthier wäre im Stande einen vollen Ersatz hiefür zu leisten. Denn wiewohl das Rind sich gleichfalls über den größten Theil der Erde ausgebreitet hat, und überall als Zug- und in mehreren Ländern sogar als Reitthier gebraucht wird, so kommt es doch dem Pferde an Stärke, Schnelligkeit und Gelehrigkeit auf keine Weise gleich. Selbst die Kaffern, obschon sie gut zugerittene Ochsen haben, erkennen doch den Vorzug des Pferdes recht wohl an. Noch weniger könnte an dessen Stelle der Elefant oder das Kameel treten, da beide auf bestimmte Klimate eingeschränkt sind, und der erstere im Ankauf und in der Unterhaltung solche beträchtliche Summen kostet, daß er nie ein Eigenthum des gemeinen Mannes werden kann. Auch der Esel hat nicht die allgemeine Brauchbarkeit, da er gleichfalls nur unter den wärmern Breitengraden gedeiht, und namentlich im Zuge das Pferd nicht erreicht. Unter den Hausthieren bleibt demnach dem Pferde unbestritten die erste Stelle. In seinem Werthe als Zugthier scheint es indeß in neuern Zeiten durch die Dampfmaschinen gefährdet zu werden. Allerdings leisten diese ungleich mehr, allein ihr Gebrauch ist bekanntlich beschränkt und vermag auch, der Natur der Sache nach, niemals eine so beträchtliche Ausdehnung zu erlangen, daß eine namhafte Verminderung der Pferdeanzahl dadurch verursacht werden könnte.

Den Hauptwerth, wenigstens für die europäischen Völker, hat das Pferd in seiner Anwendung als Reit- und Zugthier, und es dient in dieser Beziehung theils zum wirklichen Nutzen, theils zur Pracht, theils zum Vergnügen. Außerdem gebraucht man es zum Lasttragen, zumal in gebirgigen Gegenden, wo es als Saumroß sicher und kühn die gefährlichsten Wege zurücklegt; zu diesem Behuf wird es in der Schweiz, wie im Altaigebirge, in Tibet, in den Cordilleren u. s. w. verwendet. Auch benützt man es zum Austreten des Getreides, so wie zum Treiben von Mühlenwerken und andern Maschinen.

Nicht bloß mit seinen Kräften, sondern auch mit seiner Leibesmasse muß das Pferd den Bedürfnissen des Menschen dienen, und in beiderlei Beziehung ist die Existenz ganzer großer Völkerschaften aufs innigste an

die Zucht dieses Thieres geknüpft. Hieher gehören vor allen die mongolischen und tartarischen Nationen, denen das Pferd ebenso unentbehrlich ist, als dem Grönländer der Seehund, dem Samojeeden das Rennthier und dem Araber der Wüste das Kameel. Man kann sie mit den Centauren vergleichen, so innig sind sie mit dem Pferde verbunden, und die Sichelfüße der Kirgisen will man davon ableiten, daß sie von Kindheit an reitend mit den Horden herumziehen. Zu Fuße zu gehen, ist den Mongolen<sup>5)</sup> und Tartaren etwas Ungewohntes und Seltsames. Will ein Kalmuck zu einer Furte, die nur 30 Schritte von ihm entfernt ist, so muß er reiten<sup>6)</sup>, und er hält es für eine harte Strafe, wenn er einmal zum Gehen gezwungen wird. In dieser Beziehung kommt ihm übrigens der Bewohner von Paraguay gleich, der gleichfalls hundert kleine Verrichtungen, die er besser und schneller zu Fuß abmachen würde, seiner Bequemlichkeit wegen zu Pferde ausführt, so daß sein gewöhnlicher Ausruf ist: „was wäre der Mensch ohne das Pferd“<sup>7)</sup>).

Eine Hauptnutzung bei jenen berittenen asiatischen Nationen, so wie bei mehreren andern, besteht im Fleisch und in der Milch der Pferde; indeß ist es ein Märchen, daß ersteres nicht gekocht, sondern nur unter den Sattel gelegt und mürbe geritten würde. Pferdefleisch ist ein Hauptessen bei Kalmucken, Kirgisen, Tartaren, Buräten, Tungusen, Jakuten u. s. w. und viele verschmähen sogar krepirte Thiere nicht. Taugliches Vieh wird, auffer bei Reichen und großen Festlichkeiten, nicht geschlachtet. Das Fleisch wird theils frisch gegessen, theils eingesalzen und geräuchert. Sein Geschmack kann nicht unangenehm seyn, wenigstens ziehen die Kalmucken, welche Rinder und Schafe genug haben, das Pferd vor; von einem alten abgetriebenen Karrengaul kann es freilich nicht angenehm schmecken. Die Mongolen der Gobi essen bloß aus Noth Pferde; ihre gewöhnliche Speise ist Schöpfensfleisch<sup>8)</sup>. Das vornehmste Gericht der Kirgisen bei großen Schmausereien ist ein Pferdekopf, der nur den Aeltesten und

5) Timkowskij Reise I. S. 131.

6) Bunge in Lebebour's Reise durch das

Altai-Gebirge. II. S. 85.

7) Kengger Naturgesch. d. Säugth. v. Paraguayan. S. 341.

8) Timkowskij Reise III S. 282. 291.

Vornehmsten zu Theil wird<sup>9)</sup>. Das Fleisch wilder Pferde soll noch wohl-  
schmeckender seyn, als das der zahmen.

Auch bei anderen Nationen ist der Genuß des Pferdefleisches einge-  
führt. In China wird es häufig gegessen<sup>10)</sup>; die Neger der Westküste  
Afrikas, obgleich sie es selten zu kosten bekommen, schätzen es<sup>11)</sup>, und am  
Eingang in die Sahara jagen sie deshalb die wilden Pferde<sup>12)</sup>. Die Ker-  
dies im Südwest von Mandara scheuen sich so wenig als die Kalmücken,  
das Fleisch gefallener Pferde zu verzehren<sup>13)</sup>. Auch die Indianer Ameri-  
kas, im Süden wie im Norden, genießen mit Appetit das Fleisch dieser  
Thiere und jagen daher besonders die wilden Heerden; selbst die Pelz-  
sammler der Hudsonsbay-Compagnie sind, wie schon erwähnt, in manchen  
Bezirken gezwungen es zu ihrer Hauptspeise zu machen.

Den Israeliten war der Genuß des Fleisches von den Pferden, wie  
von allen andern Einhufern, nicht gestattet, denn es heißt im Geseze:  
„Alles Thier das Klauen hat, und spaltet sie nicht und wiederkäuert nicht,  
das soll euch unrein seyn“<sup>14)</sup>. Aus diesem Grunde untersagten auch die  
Päbste den neubekehrten Deutschen, bei welchen Pferdefleisch eines ihrer  
köstlichsten Gerichte war, den Genuß desselben; indeß dauerte es längere  
Zeit, bis dieses Verbot allgemein durchgesezt wurde<sup>15)</sup>.

Von einem noch ausgedehnteren und häufigeren Gebrauche, als das  
Fleisch, ist bei den mongolischen und tartarischen Völkern die Milch der  
Pferde, und sie macht bei vielen im Sommer einen Haupttheil ihrer Nah-

9) Ritter's Asien I. S. 776. 10) Neuhof. S. 274. 11) Dapper, Afrika.  
S. 458. 12) Mungo Park, trav. p. 104. 13) Denham. S. 199. 14) 3 Mos.  
11, 26. 15) Als Bonifacius bei unsern Vorfahren die Sitte Pferdefleisch zu essen  
durchgängig vorfand, befragte er sich bei Gregor III, wie er sich in diesem Stücke zu verhal-  
ten habe. Der Pabst antwortete: er solle es keineswegs zugeben, sondern soviel als möglich  
hindern, denn das Fleisch der Pferde wäre unrein und verabscheuungswürdig. Bonifacius  
konnte aber dieses Verbot nicht leicht durchsetzen, daher fragte er nochmals beim Nachfolger  
Gregor's, dem Pabste Zacharias, an. Dieser bestätigte indeß die früher erlassene Ver-  
ordnung, und verbot außerdem noch Hasen, Bieher, Störche und Krähen zu essen. — Aus  
dem Schreiben des Bonifacius geht überdieß hervor, daß zu seiner Zeit wilde Pferde in  
Deutschland vorgekommen seyen, denn er fragt auch an, ob es nicht erlaubt seyn möchte wil-  
des Pferdefleisch zu essen. (Schmidt's Gesch. d. Deutschen I. S. 6 u. 7).

zung aus. Die Kalmucken, sagt Pallas<sup>16)</sup>, und diese Beschreibung gilt von den meisten der genannten Völker, haben durchgängig mehr Pferde als Hornvieh, und die Stutenmilch ist ihnen auch die angenehmste, weil sie bloß gesäuert schon so geistig wird, daß 2 bis 3 große Schalen voll hinlänglich sind, einen kleinen Kausch zuwege zu bringen. Ihre Stuten und Kühe geben nicht anders Milch, als wenn die Füllen gegenwärtig sind. Man spannt deshalb die Letztern an lange Seile in der Nähe der Zelte, wodurch die Mütter sich gleichfalls nicht weit entfernen, und läßt jene nur des Nachts frei saugen. Die Stuten werden gemeinlich alle Stunden gemolken und geben jedesmal auf 1½ Köffel, oder eine mäßige Flasche voll Milch. Das Füllen läßt man zuerst ansaugen, zieht es dann aber zurück.

Die frische Pferdemilch ist, nach der Beschreibung des genannten Reisenden, viel flüssiger als Kuhmilch, allein wegen eines geringen laugenhaften Nebengeschmacks etwas unangenehm; hingegen erhält sie bei einer reinlichen Säuerung einen überaus angenehmen weinsäuerlichen Geschmack<sup>17)</sup>. Sie setzt kaum einige Tropfen Rahm ab und kann also nicht zum Buttermachen<sup>18)</sup> gebraucht werden, desto reichlicher aber führt sie gährungsfähige und berauschende Bestandtheile. Im Sommer bedient man sich daher der Pferdemilch fast allein zum allgemeinen Getränk und zur Branntweinsbereitung; im Winter aber, wo die Stuten weniger Milch geben, behilft man sich vorzüglich mit der Kuhmilch, obgleich diese viel weniger Geistiges enthält, und gesäuert einen unangenehmen und recht eckelhaften Geruch und Geschmack annimmt. Die Milch wird zum Säuren nach und nach in große lederne oder andere Gefäße geschüttet, welche im Winter nahe bei dem Feuerplatze stehen. Gewöhnlich sind die unreinlichen Gefäße allein hinlänglich, um die Säuerung zu bewerkstelligen; sonst befördert man sie  
auch

---

16) Reise. Auszug I. S. 242. 17) Auch andere europäische Reisende rühmen die Pferdemilch. Siever nennt sie ein sehr heilsames, wohlschmeckendes, kühlendes und sättigendes Getränk. (Neueste nordische Beiträge. III. S. 277). 18) Bergmann (Nomad. Streifereien unter den Kalmucken II. S. 121) behauptet, daß die Kalmucken nicht bloß aus Kuh- und Schafmilch, sondern auch aus Pferdemilch Butter bereiteten, und daß Letztere ins



auch durch getrockneten und scharf gesalzenen Sauerteig, oder durch den Ueberrest einer Branntwein=Destillation, oder durch geronnene Milch aus dem Magen geschlachteter Lämmer. Der Branntwein wird durch Destillation mittelst Feuer gewonnen.

Die gefäuerte Pferdemicl wird Tschigan, Kumysß genannt, die gefäuerte Kuhmilch Arjån und der Milch=Branntwein Urafa. Die Kalmucken sagen, daß er zwar nicht so berauschend sey als der russische, wenn man aber einmal davon trunken werde, so bleibe man zwei Tage lang närrisch und habe noch länger daran auszuschlafen. Bei allen festlichen Gelegenheiten wird dieser Branntwein aufgetragen, und der Kalmuck insbesondere ist ein so leidenschaftlicher Liebhaber desselben, daß, wenn er genug haben kann, er immer betrunken ist. Selbst das jährliche Todtenfest, zu Ehren seiner verstorbenen Verwandten, weiß er nicht anders zu feiern, als daß er sich mit einer gehörigen Quantität Branntwein an das Grab begiebt, wo er dann seinen Gram in dem geistigen Getränk ersäuft, und nicht eher zurückkehrt, als bis er berauscht ist, oder gar erst, nachdem er den Rausch ausgeschlafen hat<sup>19)</sup>. Selbst Fürstinnen schämen sich nicht in Gegenwart von Europäern so unmaßig zu trinken, daß sie endlich weggetragen werden müssen<sup>20)</sup>. Viel mäßiger sind die Kirgisen; auch behalten die Männer gewöhnlich den Kumysß für sich, während der Kiran (Arjån) für die Frauen bestimmt ist<sup>21)</sup>.

Zu einer vielartigen Benützung dient ferner die Haut der Pferde. Als Leder hergerichtet, wird sie zu Pferdegeschirren, Reitzeugen, Riemen, Patronaschen, Sohlen, Fuchten u. s. w. verarbeitet. Die Kalmucken, Baschkiren und Tartaren bereiten lederne Gefäße aus den Fellen; die Kaschinzen, Kirgisen und andere Völker verfertigen Kleidungsstücke daraus, und mehrere Indianerstämme Südamerikas ihre Wohnungen.

Einen mannigfaltigen und wichtigen Gebrauch geben auch die Pferdehaare, besonders die langen der Mähne und des Schweifes. Man benützt sie zu Fiedelbogen, Vogelschlingen, Bändern, Schnüren, Bürsten, Haarsoh-

---

Schwarzliche fälle. Dagegen sprechen die Versuche von Stipriann, welcher bei seiner Analyse der Stutenmilch die Butter nicht abscheiden konnte. Gmelin Chemie IV. Bd. S. 1403.  
 19) Bunge a. a. D. S. 93.      20) Ebenda. S. 95.      21) Meyer, ebenda. S. 473.

len u. s. w. Sehr brauchbar sind die gesöttenen Kopshaare, welche durch das Sieden krauser und elastischer werden; sie geben das beste Ausfütterungsmaterial für Kanapees, Matrazen, Sessel, Polster u. s. w. Auch Seile werden daraus sowohl bei uns, als den Mongolen verfertigt<sup>22)</sup>; ferner werden sie zu Decken, Mützen, Verzierungen der Helme u. s. w. benützt.

Das Pferdefett wird gebraucht, um das Leder geschmeidig zu machen und zu erhalten. Die Sehnen von den Füßen kommen im Handel unter dem Namen Kopfabern vor, und werden von Sattlern und Orgelbauern verwendet; durch Auskochen erhält man den Leim der Tischler. Die Hufe werden zu Kämmen und andern Gegenständen verarbeitet, mit Pottasche calcinirt dienen sie zur Bereitung des Berlinerblaus, und geraspelt als Düngemittel. Selbst die Knochen weiß man zu Allerlei zu verwenden.

Nicht unwichtig ist zuletzt noch der Pferdemist; seine hauptsächlichsten Benützungarten sind als Dünger und Feuerungsmaterial. Im erstern Fall taugt er, weil er hitzig ist, nur auf kalte, feuchte Thon- und Lehmfelder, und ist daher vorzüglich in Mistbeeten nützlich. Als Feuerungsmaterial ist er den mongolischen Völkern in den Steppen Mittel-Asiens ebenso unentbehrlich, als es der Kameelmist den Arabern der Wüste ist.

Bei der Größe und Vielartigkeit des Nutzens, den das bisher beschriebene Hausthier abwirft, kann es nicht verwundern, daß viele Völker, nachdem sie die Erkenntniß des wahren Gottes verloren und die Ehre, die ihm gebührte, auf die Kreaturen übertragen hatten, darauf verfielen das Pferd zu einem geheiligten Wesen zu machen, und es allerlei Gottheiten zuzueignen<sup>23)</sup>. Insbesondere war es bei den alten Persern, Armeniern, Massageten, Spartanern und Aethiopiern der Sonne geheiligt und wurde bei feierlichen Gelegenheiten geopfert<sup>24)</sup>. Selbst die Israeliten hatten in spätern Zeiten diesen abgöttischen Kultus der Nachbarvölker angenommen, indem von Sofia gesagt wird: „und er that ab die Rosse, welche

22) Timkowski I. S. 65.

23) Aldrovand (de quadrup. solidip. p. 177) hat

mit großem Fleiße die zumal bei Griechen und Römern vorkommenden Götterpferde aufgezählt.

24) Vergl. Bocharti Hierozoicon ed. Rosenmüll. I. p. 141, wo die hieser gehörigen Stellen bei den Schriftstellern des Alterthums gesammelt sind.

die Könige Juda hatten der Sonne gesetzt im Eingange des Herrn Hauses, und die Wagen der Sonne verbrannte er mit Feuer<sup>25)</sup>. Auch die alten Deutschen hielten in den heiligen Hainen geweihte Schimmel, die zu gewissen Zeiten an heilige Wagen gespannt und von den Fürsten und Priestern begleitet wurden, welche aus dem Wiehern der Kasse die Zukunft voraus sagten<sup>1)</sup>.

Auf dem asiatischen Hochlande und seiner nördlichen Abdachung treffen wir noch jetzt die uralte Sitte, wenn auch modificirt, gewisse Pferde zu weihen. Die katschinischen Tartaren erzeigen, nach Pesterew<sup>2)</sup>, den Schimmeln eine besondere Verehrung, indem sie dieselben weder reiten, noch einspannen, sondern nur ihren Göttern opfern. Am Frühlingsfest, dem wichtigsten, welches diese und andere heidnische Tartaren feiern, weihen sie ein Pferd, das nicht geschlachtet und nicht eher geritten werden darf, als bis der erste Schnee fällt; ein solches geweihtes Thier heißt Sfi<sup>3)</sup>.

Bunge<sup>4)</sup> sah bei den Kalmücken ein solches Pferd, das dem Gott geweiht worden war, von welchem eine Kranke sich die Genesung versprach. Dem bösen Geist wurde ein Schaaf geopfert; dem geweihten Pferde wurden nach Beendigung der ganzen Ceremonie Bänder in die Mähne geflochten, und dann ward es zur Tabune geführt und frei gelassen. Von nun an kann es zu keiner Arbeit gebraucht werden, und nur wenn sein Eigenthümer arm ist, darf er es selbst reiten; reitet aber ein Anderer darauf, so wird es verunheiligt und muß durch Räucherungen gereinigt werden. Erscheint es dem Kalmücken nothwendig ein Pferd zum Opfer darzubringen, so wird gewöhnlich ein solches geweihtes dazu gewählt, und ein anderes an dessen Stelle ausgesucht.

Auch Milchopfer sind bei den mongolischen Völkern üblich. Marco Polo, der im 13ten Jahrhundert mit dem Mongolen-Kaiser Kublai-Khan den Sommerpallaß Kandu im Hochlande aufferhalb der großen Mauer besuchte, erzählt, daß der Kaiser den Dämonen das Milchopfer gesprengt

25) 2 Könige 23, 11.  
ter's Asien I. S. 1096.

1) Schmidts Gesch. d. Deutschen I. S. 6.  
3) Pallas Reise III. S. 304.

2) Ritter's  
4) X. a. S. S. 49.

habe, um sie den Saaten, Heerden, Frauen und Männern geneigt zu machen. Von der Heerde der zehntausend schneeweißen Schimmel, deren Milch nur allein die Nachkommenschaft aus Tschingis-Khans Blute trinken darf, und auffer diesen noch durch ein besonderes Vorrecht die Burjaten, wird dann das Opfer als Libation von dem Kaiser selbst für alle Dämonen und Götter in die vier Winde zerstreut<sup>5)</sup>.

Pferde bei feierlichen Gelegenheiten als Opfergabe darzubringen, ist im mittlern und nördlichen Asien eine uralte Sitte, welche von hier aus zu den europäischen Völkern des Alterthums übergegangen ist. Mit der Ausbreitung des Christenthums, so wie des Islams, ist indeß dieser Kultus in Europa bereits ganz ausgerottet, und in Asien wenigstens immer mehr beschränkt worden. Hier findet man ihn jedoch noch immer bei jenen Völkern mongolischen, tartarischen und finnischen Stammes, welche beim Heidenthum geblieben sind, wie z. B. bei Kalmücken, Burjaten, Katschinzen, Wotjaken<sup>6)</sup>, Tscheremissen<sup>7)</sup>, (letzte beide von finnischem Stamme), und andern. Besonders üblich war und ist es noch, Kriegern bei ihren Leichenfeierlichkeiten Pferde als Todtenopfer, oder als Mitgabe zum Gebrauch in der andern Welt zu schlachten<sup>8)</sup>.

Zum Schlusse müssen noch diejenigen Krankheiten kurz erwähnt werden, welche dem Pferdegeschlecht besonders eigenthümlich und verderblich sind, und deren Kenntniß daher zumal dem Pferdebesitzer von großer Wichtigkeit ist. Als solche sind folgende zu erwähnen:

1) Die Druse<sup>9)</sup> ist eine fieberhafte, ansteckende, von einer Anschwellung und Entzündung der im Kehlgange befindlichen lymphatischen Drüsen begleitete Krankheit, die dem Pferdegeschlecht (Pferd, Esel und Maulesel) eigenthümlich ist, und sich von den Lymph-Drüsenanschwellungen der Wiederkäu-

5) Ritter's Asien I. S. 144.      6) Pallas Reise III. S. 338.      7) Ebenda. S. 342.      8) Schon bei den Scythen war es, nach Herodot, Gebrauch den verstorbenen Fürsten und Helden ihre Pferde mit ins Grab zu geben. Ker Porter sah noch die Todtenhügel, welche jene Völker errichtet hatten (Trav. I. p. 18). Gleiche Sitte war auch bei den germanischen Völkern üblich. Und bei Patroklos Leichenfeier wurden bekanntlich Pferde verbrannt (Ilias. lib. 23. v. 170. 171).      9) Weith, Handb. d. Veterinärkunde. 2te Aufl. S. 430.

wesentlich unterscheidet. Dem Ausbruche der Krankheit geht ein mattes trauriges Benehmen, Abnahme der Freßlust, trübe Augen zc. voraus. Dann tritt Fieber ein, aus der Nase fließt Schleim, die Lymphdrüsen im Kehlgange schwellen an und bilden 1 bis 2 ansehnliche Beulen, welche oft die ganze Gegend zwischen den Ganaschen ausfüllen und dann Kropf genannt werden. Diese Entzündungsgeschwulst reißt bei der gutartigen Drüse bald zur Eiterung, und nach vollendeter Entleerung des Eiters tritt wieder gänzliche Genesung ein. Anders ist es bei der bössartigen Drüse, welche in Verbindung mit andern Krankheitszuständen auftritt, und dann häufig einen üblen Ausgang nimmt. Veranlassende Ursachen sind gewisse Entwicklungsperioden besonders des Ausbruchs und Wechsels der Zähne; dann Wechsel der Jahreszeiten, daher die Drüse besonders im Frühling und Herbst herrschend wird; ferner unvorbereiteter schneller Wechsel von grünem und dürrerem Futter, und überhaupt alle Einwirkungen, welche ein katarrhisches Leiden verursachen. Diese Drüse wirkt nur auf Thiere aus dem Pferdegeschlecht wahrhaft ansteckend; die Ansteckung indeß erfolgt allein durch absichtliche oder zufällige Impfung mittelst inniger Berührung durch die Nasenschleimhaut eines gesunden Thieres. Um die weitere Verbreitung der Krankheit zu verhüten, müssen daher die gesunden von den kranken Thieren abge sondert werden.

2) Die Rehe <sup>10)</sup> ist ein rheumatisches Fieber, bei welchem die Thiere sich nur mühsam und schmerzhaft bewegen können; die Füße sind steif und ungewöhnlich warm. Sie entsteht von Erkältung, z. B. durch Schwemmen erhitzter Pferde in kaltem Wasser; oder durch Stillstehen nach großer Erhitzung, auch durch Mangel an Bewegung und andern Ursachen. Gewöhnlich ist noch ein entzündliches Leiden der Hufe damit verbunden.

3) Die Noskrankheit (der Nos) <sup>11)</sup> ist eine dem Pferdegeschlecht eigenthümliche cachektische Krankheit mit vorherrschendem Leiden der Schleim-Membranen der Nase und der benachbarten Lymphdrüsen, das zur Entwicklung eines besonderen bössartigen Ansteckungstoffes führt. Sie entsteht sowohl durch ursprüngliche Entwicklung, als auch durch Ansteckung, und ist unter allen Krankheiten des Pferdes die verderblichste.

---

10) Beith. S. 442.

11) Eben da. S. 677.

Die ursprüngliche, d. h. nicht durch Ansteckung erfolgte, Rogzkrankheit fängt nicht selten da an, wo das fieberhafte Leiden bei der Drüse aufhört. Ihre vollendete Entwicklung zeigt sich durch struppiges Haar, beschwerliches Athmen, grünlichen, aschgrauen oder bräunlichen zähen Ausfluß, und zwar einseitig oder doch aus einem Nasenloch häufiger als aus dem andern, durch ganz harte Drüsengeschwulst und zuletzt auch durch die Geschwüre in der Nasenhöhle. Einen andern Verlauf nimmt das Uebel bei gesunden Thieren, in denen es sich erst durch Ansteckung entwickelt. Diese sind anfangs 4 bis 6 Wochen, während bereits die harte Geschwulst unter den Ganaschen und die Schleimabsonderung mit Geschwüren in der Nase sich eingestellt hat, noch ganz munter und dem Anscheine nach so kräftig als vorher. Indem aber die Drüsenverhärtung und der Nasenausfluß fortdauert, sondern die Geschwüre endlich eine so scharfe Materie ab, daß die Schleimhaut und Knochenblättchen der Nasen- und Stirnhöhlen angefressen werden; der Nasenausfluß wird immer trüber, eiterartig schwürig, ist mit Blutstreifen und Knochenstückchen vermengt und bekommt einen sehr widrigen Geruch. Allmählig bildet sich ein cachektisches Allgemeinleiden aus, die Abzehrung wird immer merklicher, bis endlich die Zufälle eines Faulfiebers die nahe Auflösung verkündigen. Der Verlauf dieser Krankheit, besonders wenn sie ursprünglich entstanden ist, ist meist so langsam, daß er selbst mehrere Jahre brauchen kann und macht zuweilen einen täuschenden Stillstand; nicht selten jedoch nimmt hier, zumal die ansteckende, einen ungleich schnellern Verlauf. Ist der Rogz gehörig ausgebildet, so ist er unheilbar, und das Pferd muß dem Fallmeister übergeben werden. Diese Krankheit erscheint öfters als Seuche, namentlich bei den Kavalleriepferden in Kriegszeiten, und ist selbst für Menschen<sup>12)</sup> ansteckend.

4) Der Wurm (Hautwurm)<sup>13)</sup>, ist eine ansteckende und chronische cachektische Krankheit mit vorzüglichem Leiden des Lymph-Systems, welche durch zerstreute oder aneinander gereihete Beulen oder Knoten und Geschwüre am Kopf, Halse, Schultern, Seiten des Hinterleibs, Geschlechtstheilen und Schenkeln sich äußert. Diese Geschwüre brechen endlich auf, sondern eine scharfe Sauche aus, und zuletzt entsteht der Rogz. Auch diese

12) Weith. S. 689.

13) Frolicp's Notizen B. 39. S. 108.

Krankheit, die bei voller Entwicklung kaum mehr vollständig heilbar ist, ist der Pferdegattung allein eigen.

5) Der Koller<sup>14)</sup> ist eine langwierige Krankheit mit auffallenden Störungen in der Thätigkeit des Cerebral-Nervensystems. Die gewöhnlichste Form ist der stille Koller, bei welchem das Thier sich ruhig verhält, den Kopf sehr tief trägt oder anlehnt, einen stieren Blick und dumme Miene hat. Gegen äussere Eindrücke ist es stumpf, so daß es sich den Finger tief ins Ohr bringen läßt, ohne zu schütteln; auch kann man ihm die Füße kreuzweise sehen, ohne daß es diese Stellung eher, als bei der Gefahr des Umfallens, ändert. Die Freßlust ist gering, so daß es das Futter öfters wieder aus dem Maule fallen läßt. Solche Thiere bleiben jedoch bei guter Nahrung und Pflege oft lange in einem kräftigen Zustand.

Ein höherer Grad des Uebels ist der Dummkoller (Schieber), der mit allerlei Zufällen des gastrischfauligen Zustandes und größerer Betäubung verbunden ist. Das davon befallene Thier lehnt sich meist an Wände, schiebt, wie im angestregten Zuge, vorwärts, und geht immer gerade aus bis es anstößt, worauf es eine Zeitlang still steht. Manche gehen immer nach einer Seite hin im Kreise herum, während andere mit aufgerichtem Kopfe unbeweglich lange Zeit an einem Orte stehen. Beim rasenden Koller (Springkoller) wird das Pferd, das früher schon vom stillen Koller befallen war, ganz wüthend, bäumt sich auf, haut mit den Vorderfüßen umher, zerreißt die Halfter und rennt davon bis es zu Boden stürzt, worauf es entweder wieder in den stillen Koller oder bald nachher in eine neue Raserei verfällt.

Diese Krankheit ist meist sehr langwierig, und weil die Thiere manchmal wieder munterer werden und selbst die Anfälle der letztern Art längere Zeit aussetzen, so können sie dabei mehrere Jahre aushalten. Von Heilmitteln ist selten Hülfe zu erwarten, am wenigsten bei den beiden höhern Graden der Krankheit, und Pferde, die öftere Anfälle von rasendem Koller gehabt haben, sind als unheilbar dem Fallmeister zu übergeben.

6) Die Futter- und Windkolik (Darmgicht)<sup>15)</sup> äußert sich durch Zufälle, welche mitunter denen der Gedärmentzündung ähnlich sind.

14) Veith. S. 744.

15) Ebenda. S. 667.

Anfangs hören die Thiere auf zu fressen, trippeln mit den Füßen, wedeln beständig mit dem Schweife, suchen sich auf den Rücken zu werfen, der Hinterleib ist gespannt, und der Abgang des Mistes und Harnes unterdrückt oder sparsam. Mit der Steigerung der Krankheit wird die Beängstigung größer, das Thier scharrt und schlägt, wirft sich zu Boden und springt hastig auf, der Schmerz und die Angst vermehrt sich bis zur Raserei, und endlich erfolgt der Tod. Die Kolik, von welcher die Pferde häufiger, als andere Hausthiere befallen werden, entsteht am gewöhnlichsten durch Ueberfütterung, oder durch den Genuß schwer verdaulicher Nahrungsmittel.

7) Die *Mauke*<sup>16)</sup> ist eine Geschwulst der Haut am Fesselgelenke, auf welchem kleine Erhöhungen wie Blätterchen auftreten, woraus eine klare lymphatische, die Haare verfilzende Feuchtigkeit sickert. Merkwürdig ist es, daß die klare Lymphe dieses Geschwürs auf die Haut des Menschen und die Euter der Kühe geimpft, Pocken verursacht, welche in allen Stücken mit den ächten Kuhpocken übereinkommen. Man hat diesen Impfstoff mit dem Namen *Equine*, zur Unterscheidung von der *Vaccine*, bezeichnet.

Anderer Krankheiten, welche das Pferd größtentheils mit den übrigen Hausthieren gemein hat, kann hier nicht weiter gedacht werden.

---

Nachträglich ist noch anzuführen, daß *Bojanus*<sup>17)</sup>, einer der gründlichsten Anatomen, über den Zahnbau des Pferdes einige Bemerkungen mitgetheilt hat, die den meisten Schriftstellern entgangen sind und gleichwohl Berücksichtigung verdienen. Er hat nämlich durch eigne Untersuchungen gefunden, daß der hinterste Backenzahn nicht im fünften oder sechsten Jahr, wie fast allgemein gelehrt wird, sondern bereits im vierten Jahr hervorbreche, was schon *Havemann* früher behauptet hat.

Ferner ist der kleine hinfällige Nebenzahn (*Wolfszahn*), der vor dem  
ersten

---

16) *Weith.* S. 533.

17) *Nov. act. academ. nat. curios.* XII. 2. p. 697.



ersten Backenzahn steht, nicht bloß im Ober-, sondern auch im Unterkiefer vorhanden, nur ist er hier kleiner und fällt früher aus.

Endlich hat Bojanus nachgewiesen, daß den bleibenden Eckzähnen (Hundszähnen) hinfällige Milchzähne vorausgehen, und daß die Spuren derselben schon bei einem Füllen, das erst einige Wochen alt ist, erscheinen. Diese Milch-Eckzähne stehen im Unterkiefer dicht hinter den Milch-Schneidezähnen, und werden daher von dem im 6ten Monat hervorbrechenden äußersten Schneidezahn gewöhnlich herausgestoßen, der ihnen nur selten hinter sich einen Platz läßt, obschon sie auch dann noch vor Jahresfrist ausfallen. Die Milch-Eckzähne im Oberkiefer sind etwas von den Schneidezähnen abgerückt, daher sie auch vom Ausbruch der letztern nichts zu leiden haben, und noch dann vorhanden sind, wenn die untern bereits fehlen; ins 2te Jahr hinein scheinen sie jedoch nicht lange zu dauern. (Camper<sup>18)</sup>) allein hat Kenntniß vom Wechsel der Eckzähne gehabt, und daß desselben die übrigen Beobachter nicht gedenken, mag theils darin seinen Grund haben, daß diese kleinen Zähne vom Zahnfleisch meist verdeckt sind und bald verschwinden, theils auch darin, daß dieser Gegenstand für den Hippologen kein praktisches Interesse hat. Auch ist dabei nicht zu übersehen, daß dieser Wechsel keine Regelmäßigkeit zeigt, in dem die neuen Zähne öfters an einer ganz andern Stelle ausbrechen, als ihre sogenannten Vorgänger.

---

18) Oeuvres II. p. 272.

## 2.

Der Dschiggetai. *Equus Hemionus*.

Tab. CCCXI.

*Equus cauda extremitate setosa, auribus praelongis, trunco superius griseo-fulvescente, linea dorsali nigra.*

Ἡμιονοί. ARIST. hist. anim. not. SCALIG. lib. VI. c. 36. p. 785. — c. 24. p. 762. — lib. I. c. 7. p. 57.

AELIAN. de nat. animal. lib. XVI. c. 9.

Wilbe Maulesel, Chitken. Gerbillon allgem. Hist. der Reisen. VII. S. 75. 592.

Mules sauvages; Ye lo tse. DU HALDE descript. de la Chine. IV. p. 28.

Mulus dauricus foecundus Aristotelis. MESSERSCHMIDT Catal. Mus. Petrop. I. 1. p. 335.

Dschiggetai. Gmel. Reise durch Sibirien. II. S. 107.

Dschiggetai. Pallas Reise III. S. 217. — Ausz. III. S. 174.

*Equus Hemionus*. PALLAS. nov. comment. acad. petropolit. XIX. p. 394. t. 7.

Dschiggetai. Pallas neue nord. Beiträge. II. S. 1.

Der mongolische Esel. Sievers Briefe in den neuesten nord. Beiträgen. III. S. 214.

*Equus Hemionus*. LINN. syst. nat. ed. GMEL. I. p. 210.

Dshikketaei. PENNANT. syn. quadrup. I. p. 4. — Uebers. v. Beschf. I. p. 4.

liekta. SHAW. gen. Zoolog. II. 2. p. 427.

Le Dzigguetai. CUV. règn. anim. I. p. 244. — 2. éd. p. 252.

Cheval Dziggtai. DESMAR. Mammalog. p. 412.

Czigithai. DESMOULINS Diet. class. d'hist. nat. III. p. 561.

*Asinus Hemionus*. GRAY Zoolog. Journ. I. p. 244.

Dziggtai, GRIFFITH anim. Kingdom. III. p. 549.

*Equus Hemionus*. FISCHER synops. manual. p. 430.

Mit dem Dschiggetai beginnen diejenigen Pferdearten, deren Schwanz nur am Ende mit langen Haaren behangen ist, über deren Rücken ein dunkler Längsstreifen verläuft, und denen die hornigen Narben an der Innenseite der Hinterfüße fehlen. Gray hat aus ihnen eine besondere Gattung, die er *Asinus* nennt, gebildet; man ersieht jedoch leicht, daß solche geringfügige Merkmale nicht ausreichen, um sie von dem gemeinen Pferde generisch zu trennen.

Der Name Dschiggetai (Langohr) ist dieser Art von den Mongolen ertheilt worden, und Pallas hat sie im System unter der Benennung *Hemionos* (Halbesel) aufgeführt, weil es höchst wahrscheinlich ist, daß die Griechen unter dieser Bezeichnung sie mitbegriffen haben, indem das erwähnte griechische Wort nicht bloß vom Maulesel, sondern auch von einer selbstständigen, wilden und fruchtbaren Art gebraucht wird. Schon Homer<sup>1)</sup> erzählt, daß bei den Veneten, einer paphlagonischen Völkerschaft, wilde Maulthiere (*ἡμιονων γένος ἀγροτεράων*) vorkommen. Diese Stelle möchte wohl auf unseren Dschiggetai zu beziehen seyn. Viel bestimmter spricht hievon Aristoteles<sup>2)</sup> in der angeführten Stelle, wo er ausdrücklich den *ἡμιονος* von den Eseln, Maulthieren und Mauleseln unterscheidet, und ihn als eine eigenthümliche, durch fruchtbare Begattung sich fortpflan-

---

1) *Ilias*. II. vs. 852. 2) *Hist. animal.* lib. VI. c. 36: „Es giebt in Syrien sogenannte Maulesel, *ἡμιονοί*; diese Art ist verschieden von jener, welche aus der Vermischung des Pferdes und Esels hervorgeht, obschon sie ihr ähnlich ist, wie denn auch die wilden Esel wegen ihrer Aehnlichkeit den Namen von den zahmen erhalten haben. Und wie diese wilden Esel an Schnelligkeit voranstehen, so auch jene *Hemionoi*. Sie pflanzen unter sich ihre Art fort, und zum Beweis hiefür dienen die neun Stücke, welche zur Zeit des Pharnaces, Vaters des Pharnabazus nach Phrygien gebracht wurden und von denen noch drei vorhanden sind. — Lib. VI. c. 24: „Die Maulthiere, *ἡμιονοί*, in demjenigen Theil Syriens, der über Phönicien liegt, belegen und empfangen alle; aber freilich sind sie eine verschiedene, obschon ähnliche Art. — Lib. I. c. 7. p. 57: „Diejenigen Thiere, welche eine Mähne haben, bilden eine eigene Gattung; dahin gehören Pferd, Esel, Maulthier, Maulesel, Simos (vom Maulthier und der Stute) und die in Syrien *Hemionos* genannte Art, welche ihrer Aehnlichkeit wegen den Namen erhalten hat, obschon sie nicht von derselben Spezies ist, indem sie sich in ihren Individuen fruchtbar fortpflanzt.“

zende Art bezeichnet; Merkmale, die bloß auf den Dschiggetai passen können. Auch Plinius <sup>3)</sup> mag von derselben gesprochen, und Aelian <sup>4)</sup> sie gleichfalls im Sinne gehabt haben, wiewohl des Letztern Angabe, als ob Pferd und Esel im wilden freien Zustande sich vermischten, nicht bloß unverbürgt, sondern auch unrichtig ist, da es selbst im domesticirten Zustande, wo die Thiere einander mehr gewohnt und ihre ursprünglichen Triebe bedeutend geändert sind, Schwierigkeiten unterliegt, beide Arten zur Begattung zu bringen.

Die Jesuiten=Missionarien haben auf ihren Wanderungen in der Mongolei diese Thiere zwar öfters gesehen, indeß haben sie uns von ihnen, nach der Weise der eben genannten Schriftsteller, nicht viel mehr als den Namen hinterlassen <sup>5)</sup>.

Die wissenschaftliche Kenntniß von diesem Thiere beginnt erst mit den Reisen, welche der großartige Sinn der russischen Regierung seit mehr als einem Jahrhundert zur Erforschung der naturhistorischen Verhältnisse Sibi-

<sup>3)</sup> Hist. nat. ed. Hard. I. p. 470: „Theophrastus vulgo parere (Mulos) in Cappadocia tradit, sed esse id animal ibi sui generis.“

<sup>4)</sup> De nat. animal. XVI. c. 9: „In Indien giebt es Heerden wilder Pferde und wilder Esel, und die Stuten vermischen sich leicht mit den Eseln und bringen rothfuchsigte Maulthiere (ἡμιόνους πορσεύς) zur Welt, die sehr schnell im Lauf, aber unbändig sind, und in Schlingen gefangen den persischen Königen zuweilen gebracht werden. Die zweijährigen darunter kann man zähmen, die alten dagegen unterscheiden sich nicht von den wilden und fleischfressenden Thieren.“

<sup>5)</sup> Allgem. Hist. der Reisen VII. S. 75 und 592. Auf S. 614 findet sich in Gerbillon's Reise durch die Gobi folgende Stelle: „Unter andern erlegte man einen jungen wilden Maulesel, welchen die Mongolen Schiktey nennen. Es war ein Weibchen von denjenigen, die ihr Geschlecht fortpflanzen können. Es hatte große Ohren, einen langen Kopf, einen schwächtigen Leib und lange Beine; das Haar war aschenfarbig.“ Auf S. 592 wird die Farbe richtiger gelblich genannt. Du Halde IV. p. 28 sagt von diesen Thieren: „Die wilden Maulthiere (mules sauvages) halten sich auch in Heerden, obschon in geringer Anzahl, zusammen. Wir nennen sie so, weil dieß der Sinn des chinesischen Namens Yelothie ist. Wenn man aber dieses Thier aufmerksam betrachtet, so sieht man, daß es von den zahmen Maulthieren verschieden ist, selbst in der äußern Gestalt. Das Fleisch ist auch verschieden, denn es ist von einem ziemlich guten Geschmack, und nach dem Urtheil der Tartaren (Mongolen), welche oft davon essen, ist es so gesund und nahrhaft, als das der wilden Schweine.“

riens veranstaltet hat, und welche von tüchtigen Männern ausgeführt und mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet, der Wissenschaft einen ersprießlichen Gewinn und der Regierung einen ehrenvollen Namen erworben haben.

Messerschmidt, der in den Jahren 1720 bis 1726, aus Auftrag Peter des Großen, die erste naturhistorische Reise in Sibirien unternahm, fand zuerst den Dschiggetai auf, und unterschied ihn ganz richtig sowohl vom Esel als vom Pferde. Er nannte ihn in seinem Verzeichnisse, welches handschriftlich bei der petersburger Akademie verwahrt wird, *Mulus dauuricus foecundus Aristotelis, cappadocius Eresii*; ein Name, der auch in dem *Catalogus Mus. Petropolit.* aufgenommen ist. Die Beschreibung indeß, welche Messerschmidt nach drei geschossenen Exemplaren entworfen hatte, gieng verloren, außer einigen anatomischen Angaben und einer weitläufigen Osteologie, was jedoch ungedruckt geblieben ist.

Gmelin der ältere, welcher 20 Jahre später Daurien besuchte, bemühte sich vergeblich eines Dschiggetais habhaft zu werden, und seine kurze, aber getreue Angabe ist deshalb nach Erzählungen der Mongolen entworfen. Später erhielt er zwar diese Art zur eignen Ansicht, allein seine Beschreibung blieb ungedruckt liegen, und ist auch, nach Pallas Bemerkung, von keiner Erheblichkeit, da sie kurz und unvollständig ist.

Dem großen Naturforscher Pallas bleibt daher das Verdienst ungeschmälert uns die erste vollständige Naturgeschichte des Dschiggetais geliefert zu haben, und seine Darstellung ist bis jetzt die einzige Quelle, aus der alle späteren Beschreibungen, und auch die vorliegende, geschöpft worden sind. Pallas hatte sich auf seinen vierjährigen Wanderungen an der Südgrenze Sibiriens vergeblich bemüht Individuen von dieser Art zu erhalten, erst im Frühling 1772 gelang es ihm in den äußersten Steppen von Daurien, die sich von den Flüssen Onon und Argun gegen die Mongolei ausbreiten, ein ohngefähr dreijähriges Weibchen, das am Tarei-See geschossen wurde, zu erlangen. Hier war es auch, wo früher Messerschmidt und Gmelin ihre Exemplare erhalten hatten.

Der Dschiggetai läßt sich in Größe und Gestalt dem Maulthiere vergleichen, ist aber in allen Beziehungen schöner. Der Kopf ist größer als beim Pferde und höher oder mehr zusammengedrückt; die Stirne ist ganz flach und läuft mit einem schmalen Winkel abwärts gegen die Schnauze;

auch die Seiten des Kopfs sind flach, besonders zwischen den Augen und dem Unterkiefer, wo der vertikale Durchmesser am größten ist; der Raum dagegen zwischen den beiden Theilen der Unterkinnlade ist ausgehöhlt.

Die Ohren sind viel größer als beim Pferde, doch proportionirter als beim Esel, schön aufgerichtet, zugespitzt, außen mit dem Körper gleichfarbig, innen an der Spitze und eine Strecke auf den Rändern herunter braunschwarz, inwendig mit langen, krausen und weißlichen Haaren überzogen. In der Höhle des Ohrs sieht man 3 erhabene Längsstriche, die mit ähnlichen, auseinanderstrebenden Haaren dünn besetzt sind.

Die Augen von mittlerer Größe stehn mit dem längern Durchmesser schräg im Kopf. Die Ränder der Augenlieder und ein dreieckiges Fleckchen am Augenwinkel sind schwärzlich und kahl. Nur das obere Augenlid hat eine nicht ganz bis zu den Winkeln reichende Reihe dichtstehender, 7<sup>'''</sup> länger und schwarzer Wimpern. Unterhalb des vordern Augenwinkels stehen in der Gegend des Fohbeins mehrere schwarze Borsten zerstreut, unter denen zwei sehr lange (2<sup>''</sup> 3<sup>'''</sup>) flach liegen. Im Augenwinkel findet sich eine dicke weiße Hautfalte, die sich auf 7<sup>'''</sup> breit bis an den Augenstern ausdehnen läßt, und in der Mitte einen schwärzlichen, mondformigen Flecken am Rande hat. Das Weiße des Auges ist zunächst um die durchsichtige Hornhaut bräunlich; der Augenstern dunkelgrau und mit Falten gestrahlt; die Pupille länglich und zwar so, daß ihr länger Durchmesser durch die Augenwinkel läuft, und also am Kopfe, wie die Augen selbst, schräg steht.

Die Nasenlöcher sind wie beim Pferde weit, am Rande und innen schwärzlich; unter denselben ragt auf jeder Seite der Knorpel wie eine große runde Warze hervor, was weder beim Pferde noch beim Esel wahrgenommen wird. Um die Schnauze stehen lange schwärzliche Borsten, von denen die längsten (gegen 2<sup>''</sup>) an der Unterlippe, am Kinn und an der äußern Seite der Nasenlöcher sich befinden.

Die Lippen, besonders die obere, sind dick und schlaff, sehr dünn behaart, am Rande schwärzlich und daselbst mit steifen, greisen, eingebogenen Haaren bekleidet. Die Mundwinkel sind selbst innen fein behaart, und die Backen inwendig schwärzlich und feinwarzig.

Die Zahl der Zähne, welche Pallas vorfand, beläuft sich auf 34. Vorderzähne sind 6 vorhanden, wovon an der beschriebenen Stute die 4

mittelsten noch nicht gewechselt hatten; diese waren keilförmig abgeschliffen, mit einer Grube bezeichnet und fast parallel; die seitlichen kleiner, schief abgestuht und gegen die mittlern angedrückt. Alle Vorderzähne haben dieselbe Lage, wie beim Pferd: die obern senkrecht, die untern schräg. — Die Eck- (Hunds-) Zähne fehlten bei der Stute, so wie bei einem Hengstschädel, den Pallas von den Tungusen erhalten hatte; doch war bei jenen, im Zwischenraum zwischen den Schneide- und Backenzähnen, die Spur einer Zahnhöhle im Oberkiefer sichtlich. — Die Backenzähne sind auf ihrer Krone denen des Pferdes gleich, und es fanden sich jederseits in beiden Kiefern nur drei vollkommene Zähne, hinter welchen der 4te im Hervorbrechen begriffen war; der 5te lag noch innerhalb der Zahnhöhle verborgen. Von diesen ist bei Messerschmidt am Schädel eines Hengstes keine Rede. — Vor den obern Backenzähnen steht jederseits noch ein kleiner, stumpfer, kaum 4" langer Nebenzahn (Wolfszahn), dessen der zuletzt angeführte Beobachter gleichfalls nicht gedenkt.

Pallas und Messerschmidt hatten also, wie aus ihren Angaben hervorgeht, kein vollständiges Gebiß eines ausgewachsenen Thieres vor sich, indem der 4te Backenzahn erst im Hervorbrechen begriffen, der 5te noch in seiner Höhle eingeschlossen war, und der 6te, der hier so wenig als bei den andern Arten fehlen wird, nicht einmal in Rede kommt. Dagegen ist es interessant zu bemerken, daß auch beim Dschiggetai den Stuten jezuweilen Augenzähne zuzukommen scheinen, und daß bei den Fohlen desselben eben so, wie bei den Pferdefüllen, die sogenannten Wolfszähne sich finden, die später ganz verloren gehen. Das Gebiß des Dschiggetai's scheint sich demnach weder durch die Gestalt, noch durch die Anzahl seiner Zähne von dem des Pferdes zu unterscheiden.

Der Hals ist schlanker und rundlicher, als bei Pferden. Die Mähne läuft vom Hinterhaupt bis auf die Schultern in gleicher Höhe (von  $3\frac{1}{2}$ " ) fort, ist eben so weichhaarig und aufrecht straubig, wie bei Füllen, und schwärzlich mit graugelben Spitzen. Statt des Borderschopfs ist der ganze Raum zwischen Ohren und Augen mit weichen, gewellten, höchstens 1" 3" langen Haaren von Farbe der Mähne bewachsen.

Der Leib ist ziemlich gestreckt, an den Seiten mehr als bei Pferden zusammengedrückt; die Brust vorne keilförmig zusammenlaufend; das Kreuz

ziemlich gerade und etwas eckig, wie beim Esel; durchs Aufschwellen war das Rückgrat sogar bogenförmig ausgeschnitten.

Die Gliedmassen sind kräftig, fein, lang und schlank; Schultern, Hüften und Schenkel etwas mager, wie bei leichtgebauten Maulthieren. Die Vorderfüße haben an der Innenseite eine ovale, oben zugespitzte, kahle, schwärzliche Narbe, die mit einer zarten, etwas harten und spröden Haut überzogen, 2" 7''' lang und 1" 6''' breit war; an den Hinterfüßen war keine Spur derselben sichtlich. Die Fessel (*bulbus pedis*) über dem Hufe ist ganz glatt, ungespornt, hinten mit längern Haaren, die einen Büschel ausmachen; an den Vorderfüßen ist einwärts ein schwarzer Fleck und auswärts ein schwaches entfernteres Mähel neben diesem Haarpinsel; an den Hinterfüßen stehen zwei kleine schwache Mähler über demselben. Die Hufe sind sehr hart, trocken, schwarz, glatt, klein, länglich, fast wie halbe Kegel gestaltet, unten hohl, mit einer harten unebenen Gabel; die Ränder hin und wieder eingeschnitten und wieder verwachsen.

Der Schwanz ist fast einem Ruchschwanz ähnlich; die Schweiffrübe dünn, rundlich, auf der Unterseite vom After bis zur Mitte kahl, übrigens bis über die Hälfte mit kurzen Borsten besetzt, die von hier an allmählig länger werden und am Ende eine schwarze, 9" lange Quaste bilden.

Das Haar ist im Winter 2" lang, ziemlich zottig, am Rücken gewellt, so weich wie Kameelwolle, aussen isabellgrau, gegen die Haut blaß eisengrau. Das Sommerhaar ist kurz, (kaum 3½''' lang), ungemein glatt, nirgends verkehrt laufend, und hie und da mit zierlichen Wirbeln und Mähnen. Eine Haarnaht läuft nach der Länge der Stirn, zwei andere über den Augen nach vorn. Haarwirbel zeigen sich folgende: auf jeder Seite der Mähne gleich hinter den Ohren ein unbedeutender; ferner oben unter dem Halse zwei übereinander und in eine Haarnaht auslaufend; zwei auf den Seiten des Halses gegen die Schultern zu, die in eine auf der Brust hinlaufende Haarnaht zusammen kommen; ein größerer vorn an jedem Schultergelenk; ein anderer größer auf jeder Seite der Brust hinter den Schultern, und darüber eine kreuzförmige Haarscheidung. Noch bemerkt man kleine Haarwirbel vor der Biegung der Schenkel, im Ellenbogengelenk mit einer Naht, beiderseits vor dem Euter, ferner an den Bauchseiten vor den Hüften, und endlich einen starken Wirbel oben bei der



der Einlenkung der Hüfte, von welchem eine Haarnacht nach dem auf den Bauchseiten befindlichen Wirbel läuft.

Die Farbe der Schnauze ist weißlich, der Rest des Kopfs schießt mehr ins Gelbe; der Hals ist fahlgelb, der Rumpf vom Rücken bis an die Seiten fast öckergelb, die Seiten fahler, und die Glieder noch bleicher. Die hintere Seite der Vorderbeine und die innere der Hinterbeine ist nebst der untern Fläche des Rumpfes und dem hintern Rande der Keulen weißlich. Wo die Mähne aufhört, fängt ein brauner schwarzer Riemen an, der längs dem Rücken hinunter bis zum buschigen Theil des Schwanzes fortläuft, über dem Hintergestell am breitesten, und von da bis zum Schwanz ganz schmal wird. Die vorstigen Haare, welche die Krone der Hufe umgeben, sind ebenfalls schwärzlich<sup>6)</sup>.

Das Guter ist nackt, schwärzlich, mit zwei kurzen, dicken, stumpfen Warzen. Zwischen den Schenkeln findet sich hinter dem Guter eine queere Hautfalte. Der Wurf (die Schaam) ist länglich, mit zwei wulstigen, außen braunen, etwas behaarten und  $3\frac{1}{2}$ " langen Lippen, von welchen eine kahle schwarze Naht zwischen den Schenkeln hinabläuft.

Die Maaße der einzelnen Theile hat Pallas sehr sorgfältig abgenommen, weil sie zumal bei solchen Gattungen nothwendig sind, deren Arten unter sich so überaus viel Aehnlichkeit haben. Sie sind so aufgeführt, daß sie mit den Maaßen, welche D'Aubenton<sup>7)</sup> vom Pferde genommen hat, verglichen werden können.

	Dschiggetai.	Pferd.
Länge vom Zwischenraum der Ohren bis zum After	5' 1" 3'''	6' 1" 0'''
— des Kopfes besonders	1 8 6	1 10 0
— von der Lippe bis zum After	6 7 10	8 0 0
Vordere Höhe in der Gegend der Vorderfüße	3 9 9	

6) Mit diesen Worten beschreibt Pallas die Farbe in den „neuen nordischen Beiträgen“ II. S. 16. In der früher geschriebenen lateinischen Abhandlung, welche den Nov. commentar. petropol. XIX p. 407 einverleibt ist, sagt er etwas abweichend: color in cervice gryseo-albidus, in trunco superius toto dilutissime gryseo-fulvescens (quod Galli vocant Isabel grisâtre).

7) Buff. hist. nat. IV. p. 300. Das Pferd, von dem die Maaße genommen sind, war ein schönes spanisches von mittlerer Größe.

	Dschiggetai.			Pferd.		
Hintere Höhe in der Gegend der Hinterfüße	4'	3"	6'''	4'	5"	0'''' <sup>8)</sup>
Zwischenraum zwischen den Vorderfüßen an der Brust, viel kleiner als beim Pferd .	0	4	0	0	5	0
Umfang der Schnauze hinter den Nasenlöchern	1	1	6	1	4	0
Umfang des Mundes von einem Winkel zum andern über die Oberlippe .	0	8	8	0	11	0
Breite der Oberlippe unter den Nasenlöchern .	0	3	11			
Entfernung zwischen den Winkeln des Unterkiefers	0	2	4(?)	0	5	0
Entfernung der Nasenlöcher von einander an der vordern Krümmung . . . . .	0	2	1	0	2	6
Entfernung in der Mitte an der hintern Krümmung . . . . .	0	2	6 $\frac{1}{2}$			
Entfernung von der Lippen spitze bis zum Augenwinkel . . . . .	1	0	7	1	1	6
Entfernung vom hintern Augenwinkel bis zum Ohr . . . . .	0	4	5	0	5	0
Durchmesser der Stirn zwischen den Supercilien	0	6	8			
Durchmesser des Auges von einem Winkel zum andern . . . . .	0	1	6	0	1	10
Augenöffnung . . . . .	0	0	9	0	0	11
Entfernung der Augenwinkel von einander über die Stirne gemessen . . . . .	0	6	10	0	7	0
Entfernung nach der Achse . . . . .	0	5	6	0	5	10
Umfang des Kopfs vor den Augen	2	0	5	2	10	0
Umfang des Kopfs am Anfang der Kehle und vor den Ohren	2	1	9			
Umfang des Kopfs etwas hinter den Augen; der größte	2	3	6			
Länge der Nasenlöcher	0	1	8			
Länge der Ohren am Hinterkopf . . . . .	0	7	2	0	5	6

8) Daß beide Höhenmaße bei diesem Pferde gleich sind, gilt für fehlerhaft.

	Dschiggetai.	Pferd.
Länge der äussern Oeffnung	0' 6" 8'''	
Umfang der Ohren an der Basis . . . . .	0 5 4	
Umfang in der Mitte . . . . .	0 3 10	
Entfernung der Ohren über dem Scheitel . . . . .	0 4 3	0' 4" 6'''
Höhe des Kopfes vom Obertheil der Orbita bis zum Winkel des Unterkiefers . . . . .	0 9 0	
Höhe der Schnauze in der Mitte zwischen Augen und Nasenlöchern . . . . .	0 7 2	
Länge des Halses	1 5 0	2 0 0
Umfang des Halses am Kopf . . . . .	1 10 9	2 6 0
Umfang des Halses an den Schultern . . . . .	2 3 2	3 7 0
Queerbreite des Halses in der Mitte, von der Mähne zum untern Rand . . . . .	0 8 6	
Umfang des Thorax hinter den Vordergliedern	3 8 6	5 2 0
Umfang des Leibs in der Mitte . . . . .	4 2 0	6 1 0
Umfang des Leibs an den Schenkeln . . . . .	4 0 0	5 5 0
Länge der Schweifrübe	1 4 1	1 6 0
Länge der Schwanzquaste	0 8 2	
Umfang der Schweifrübe an der Basis . . . . .	0 5 3	0 8 0
Länge des Humerus . . . . .	0 9 5	
Länge des Vorderarms . . . . .	1 2 2	1 5 0
Entfernung der Armschwielen über der Beugung	0 5 1	
Von der Ellenbogen-Beugung zum Boden . . . . .	2 4 6	2 6 0
Länge des Schienbeins (crus) . . . . .	0 9 4	0 8 0(?)
Höhe vom sogen. Knie bis zum Boden . . . . .	1 3 1	1 4 6
Vom Köthengelenk bis zum Hufrand . . . . .	0 7 10	
Länge des Hufs <sup>9)</sup> . . . . .	0 4 3	0 5 0
Breite des Hufs . . . . .	0 3 0	0 4 0
Höhe des Hufs, vorn . . . . .	0 3 0	0 3 6

9) D'Aubenton hat nicht angegeben, ob die vordern oder hintern Hufe gemeint sind; der Unterschied ist indes unter denselben in den meisten Dimensionen nicht bedeutend.

	Dschiggetai.	Pferd.
Umfang des Hufs an der Krone . . . . .	0' 8''10 $\frac{1}{2}$ '''	1' 0'' 0'''
Umfang des Hufs, unten	0 11 10	1 3 0
Umfang der Fessel (bulbus pedis) . . . . .	0 7 3	
Umfang des Schienbeins . . . . .	0 5 0	0 5 0
Umfang des Gelenks desselben (des sogen. Kniees)	0 8 8	0 10 6
Umfang des Arms, ebenda . . . . .	0 7 2	0 9 10
Umfang des Arms, oben	1 1 3	1 4 0
Länge des Femurs . . . . .	1 3 0	
Größte Breite desselben	1 0 0	
Länge der Tibia (des sog. Schenkels)	1 0 10	1 6
Breite derselben . . . . .	0 6 7	
Länge des Schienbeins . . . . .	1 2 5	1 4
Von der Beugung der Tibia bis zum Boden	2 3 0	
Vom Sprunggelenk zum Boden . . . . .	1 3 0	1 9
Vom Köthengelenk (articulus phalangis) zum Hufrande . . . . .	0 7 11	
Höhe des hintern Hufes . . . . .	0 3 6	
Länge des hintern Hufes . . . . .	0 4 3	
Breite des hintern Hufes . . . . .	0 3 0	
Umfang des hintern Hufes, unten . . . . .	0 11 10	
Umfang an der Krone . . . . .	0 8 5	1 0 0
Umfang des Schienbeins . . . . .	0 5 7	0 7 3
Umfang des Schenkels . . . . .	1 3 0	2 8 0
Umfang des Femurs am Körper . . . . .	1 9 5	
Entfernung der Euter vom Wurf . . . . .	1 0 0	

Die Zergliederung gab folgende besondere Aufschlüsse: Die Leber war dreilappig; der rechte Theil am größten, der mittlere dreispaltig und eine dieser Unterabtheilungen mit zwei Einschnitten; ausserdem hat dieser mittlere Lappen an der Unterseite einen warzenförmigen Fortsatz. Von der Gallenblase ist keine Spar da. Die Milz ist groß, länglich, platt, etwas dreikantig, durch eine breite Haut an den Magen befestigt. Die Bauchspeicheldrüse liegt zerstreut und breit auseinander.

Die Lage des Grimm- und Blinddarms ist wie beim Pferde. Der

Magen ist länglicher als bei diesem, und seine große Krümmung ist der Einmündung des Schlundes gegenüber etwas eingezogen, von da an gegen den Pförtner wieder erweitert. Die Speiseröhre hat 1" im Durchmesser. Der Dünndarm ist ohngefähr 50 Fuß lang, und von verschiedener Weite, die von 4" bis 6" 10" im Umfang abwechselt. Der Blinddarm ist ungeheuer groß, zellig, vollkommen wie bei Pferden, von 2½' Länge und 8" Durchmesser. Der Grimmdarm ist ebenfalls, wie bei dieser Art, zellig gekräuselt, 9½' lang und über 4" weit. Der Mastdarm ist ohne Zellen und 5½' lang.

Die Nieren sind etwas über faustgroß. Die Gebärmutter ist zweihörnig, und die Harnröhre öffnet sich 5½ Zoll vom äußerlichen Wurf innerhalb der Mutterscheide <sup>10)</sup>).

Der Brustkasten ist geräumig. Jede Lunge besteht aus zwei gleichen Lappen; in der Mitte aber zwischen beiden sitzt noch ein Nebenlappen, der mehr mit der rechten als linken Lunge verwachsen, von beiden aber doch stark genug abgesondert ist; dieser ist sehr lang, krümmt sich gegen den Rücken um das Herz heram und füllt den mittlern Brustraum aus. Das Herz ist, wie beim Esel, sehr groß, konisch zugespitzt, und hält sowohl der Länge als der Dicke nach an 7" im Durchmesser. Die Thymus ist zwischen dem obern Theil des Brustbeins, den großen Blutgefäßen und der Luftröhre ausgebreitet.

Das Gerippe hat in allen Theilen, den Schädel ausgenommen, mit dem des Pferdes so große Ähnlichkeit, daß keine Beschreibung davon nöthig ist. Der Schädel unterscheidet sich durch eine platte, mit dem Na-

---

10) Messerschmidt fand in einer, nach dem 20. August alten Styls, zergliederten Stute eine Frucht in dem einen Mutterhorne und sagt davon in seinem Tagebuche: „sie sey fast größer, wie eine Maus, in den gewöhnlichen Häuten eingeschlossen gewesen. Das Chorion lag ganz frei, ohne daß Anwüchse oder Mutterschwämme, weder an der innern Seite der Mutter, noch an den Häuten der Frucht, sichtbar waren. Der Eierstock selbiger Seite war so groß wie ein Taubenei (vermüthlich wegen des sogenannten gelben Körpers), niereenförmig und hart. Als man ihn nach der Länge zerschnitt, ließen sich fünf zarte durchsichtige Bläschen, von der Größe einer Erbse, ganz leicht daraus absondern, die eine gelbliche gerinnbare Feuchtigkeit, fast wie Eiweiß, enthielten.“

senknochen in einer Fläche fortlaufenden Stirne; dagegen sind die Scheitelbeine gewölbter, der Kamm des Hinterhaupts und die Gelenkköpfe mehr hervorragend, und der Unterkiefer viel breiter, mit zwar abgerundeten, aber stärker ausgeführten Ecken als beim Pferde. Die Augenhöhlen sind rund, doch oben mit einer zerrissenen und vorn mit einer einfachen Einkerbung. Die Hirnhöhle ist nicht viel größer als ein Gänseei, 3" 5''' lang und 2" 6''' breit. Die Gelenkfortsätze des Hinterhaupts stehen auf einem Knochenfortsatz vom Kopfe ab. Der Dschiggetai, den das Hinterhaupt eines umgekehrten Pferdeschädels darstellt, ist wegen der sehr hervortragenden Gelenkköpfe beim Dschiggetai ziemlich verunstaltet. Die Länge des ganzen Schädels, vom Hinterhauptkamm bis zum Zahnrand des Oberkiefers, beträgt 18" 7''; dessen Höhe am Hinterhaupt, wenn er auf dem Unterkiefer liegt, 10'', und die dritte Seite dieses Dreiecks, welche der Unterkiefer in seiner Länge von den Schneidezähnen bis zur Convergenz des Winkels bildet, 11" 7'''.

Größte Breite des Schädels zwischen den hintern Rändern der

Augenhöhlen . . . . .	0" 6" 8'''
Kleinste Breite zwischen den Stirneinschnitten der Augenhöhlen	0 4 7½
Entfernung zwischen den Winkeln des Unterkiefers . . . . .	0 2 8
Entfernung zwischen dem Hals der Gelenkköpfe . . . . .	0 4 2
Länge des Unterkiefers vom äußern Zahnrande bis hinter den Gelenkkopf . . . . .	1 2 1
Höhe der Kieferäste von den Winkeln bis zu den Gelenkköpfen	0 6 9
Höhe bis zu den Kronfortsätzen . . . . .	0 8 2
Entfernung der Mandibel-Neste an den Winkeln . . . . .	0 3 7½
Größte Breite des Unterkiefers an den Winkeln . . . . .	0 4 1
Größte Breite an der Basis . . . . .	0 2 3½
Durchmesser der Augenhöhlen . . . . .	0 2 1½
Breite der Nasenknochen an der Stirne . . . . .	0 4 11
Breite gegen das Ende . . . . .	0 2 4
Nasentheil, der über die Höhle vorragt . . . . .	0 2 0
Vorsprung des Oberkiefers über die Nasenhöhle . . . . .	0 4 9
Höhe des Hinterhauptsbens vom großen Loch bis zum Rand des Kamms . . . . .	0 2 6

Durchmesser, vertikaler, des großen Lochs.	0	1	$1\frac{3}{4}$
Durchmesser, queerer, zwischen den Gelenkköpfen	0	1	$\frac{3}{4}$
Durchmesser, kleinster, des Schädels zwischen den Fochbein-Gruben	0	3	1
Durchmesser, größter, zwischen den Kronfortsätzen	0	3	$9\frac{1}{2}$
Entfernung zwischen den hintersten Backenzähnen	0	2	4
Entfernung zwischen den vordersten	0	1	4
Breite des Isthmus des Unterkiefers	0	1	$2\frac{3}{4}$
Zahnbogen der Vorderzähne	0	3	6
Breite der Vorderzähne zusammen	0	3	11
Breite der mittlern oben	0	0	8
Deren Dicke	0	0	$4\frac{1}{4}$
Deren Höhe	0	0	8
Breite der hintern Backenzähne	0	1	2
Breite der vordern Backenzähne oben	0	1	7
Breite derselben unten	0	1	$3\frac{3}{4}$
Größte Dicke der Backenzähne oben	0	0	11
Größte Dicke unten	0	0	7
Höhe der Backenzähne außer den Fächern	0	0	6

Wirbel sind in Allem 55 vorhanden, nämlich 7 Hals-, 18 Rücken-, 5 Lenden-, 7 Kreuzbein- und 18 Schwanzwirbel, welche letztere allmählig an Größe abnehmen. Von achten Rippen sind, wie gewöhnlich, 7 Paare zu finden.

Die Knochen der Gliedmassen sind kaum von denen des Pferdes verschieden. Die Handwurzel besteht aus acht und die Fußwurzel aus sechs Knochen<sup>11)</sup>.

Aus der bisherigen Beschreibung geht hervor, daß der Dschiggetai eine eigenthümliche Art ist, die sich sowohl vom Pferde, als vom Esel unterscheidet, obschon sie mit beiden in Verwandtschaft steht. Vom Pferde ist der Dschiggetai insbesondere verschieden durch die langen Ohren, den

11) Die Handwurzel des Pferdes besteht nur aus sieben Knochen, wahrscheinlich aber rechnet Pallas ein kleines Gesambeinchen hinzu.

Rußschwanz, den etwas eckigen Rücken und den Mangel der Hornnarben (Kastanien) an den Hinterfüßen. In eben diesen Merkmalen stimmt er mit dem Esel überein, nur ist sein Schwanz noch kahler, als am letztern, die Ohren dagegen sind kürzer, die Gliedmassen mehr denen des Pferdes gleich, der äußere Habitus überhaupt mehr dem des Maulthiers und Pferdes sich annähernd; auch hat er eine andere Färbung und der Rückenstrich ist ohne den Querstich, der sich bei den wilden Eselshengsten findet.

Der Aufenthalt des Dschiggetais scheint auf einen nicht sehr großen Umfang beschränkt zu seyn, indem er nur das östliche Mittelasien umfaßt. Der nördlichste Punkt seines Vorkommens ist die argunische Steppe, welche zugleich die einzige Gegend ist, in welcher man diese Thiere innerhalb der Grenzen Sibiriens noch antrifft, denn aus Daurien, wohin sie sonst streiften, haben sie sich wegen der zunehmenden Bevölkerung schon längst in die mongolische Wüste zurückgezogen. In der argunischen Steppe sah man sie sonst heerdenweise; zu Pallas Zeiten aber erschienen bereits nur noch einzelne Flüchtlinge oder kleine zerstreute Truppen, außer wenn große Dürre oder Steppenbrände in der mongolischen Wüste sich ereigneten, wodurch die Thiere nordwärts getrieben wurden. Ihre eigentliches Vaterland ist die Mongolei, namentlich die Gobi, wo man sie zu allen Jahreszeiten in zahlreichen Heerden herumziehen sieht, und sie sind hier den Mongolen sowohl, als den Steppen-Tungusen unter dem Namen Dschiggetai, der soviel als Langohr bedeutet, wohl bekannt. Sie müssen sich auch in der Soongarei aufhalten, weil sie den soongarischen Kalmücken, die Pallas an der Wolga hierüber befragte, unter eben dem Namen bekannt waren, und zwar als ein vom Wildefel, den sie Kulan nennen, so wie vom wilden Pferd, Sakia, ganz verschiedenes Thier. Weiter westlich scheinen sie jedoch nicht zu gehen, denn die Kirgisen wissen von keinem Mittelthier zwischen dem wilden Pferde und ihrem wilden Esel. Südlich streifen sie wohl bis an die Grenzen von China und nach Tibet hinein. Sie lieben offene, trockene, aber mit guten nahrhaften Kräutern versehene Ebenen und Berglehnen, deren die Mongolei und Daurien sehr viele haben. Man sagt, daß sie selten zum Wasser kommen und lange Zeit, ohne zu trinken, aushalten können, was allerdings für ein Steppenthier, das oft im Sommer auf weite Strecken kein trinkbares Wasser finden kann, eine vorzügliche Eigenschaft wäre.

Der



Der Dschiggetai trägt den Hals beständig aufgerichtet, und wenn er auf der Flucht ist, so wirft er den Kopf ganz in die Höhe und hebt den Schwanz auf. Er hat eine Art von Biehern, welches tiefer und lauter ist, als das der Pferde. Wie diese hält er sich in Heerden zusammen, deren jede von einem alten Hengst geführt wird, zuweilen aus mehr als 20 Stuten und Füllen besteht; meistens aber schwächer ist, indem mancher Hengst nur 10 oder 5 Stuten hat. Die jungen Hengste werden gleichfalls von dem Anführer vertrieben, und folgen deshalb den Heerden nur von ferne, bis sie sich einen eignen Trupp gesammelt haben.

Bei ihrer großen Wachsamkeit und Schnelligkeit sind die Dschiggetais sehr schwer zu erlegen, daher müssen sie aus einem Hinterhalt geschossen werden, in welchen man sich an ihren gewöhnlichen Tränkplätzen und Salzlecken begiebt. Wenn eine Heerde etwas Ungewöhnliches bemerkt, so sprengt der Hengst voraus, um sich dem Gegenstande im Umkreise so weit zu nähern, bis er der Gefahr inne wird. Bei solchen Gelegenheiten wird er zuweilen niedergeschossen, worauf sich denn die Heerde zerstreut, und die einzelnen Stücke leichter zu erlegen sind. Merkt aber der Hengst zeitig die Gefahr, so nimmt er mit seinem Trupp die Flucht, und das flüchtigste Pferd kann alsdann den Dschiggetai nicht einholen. Er steht deshalb bei den Mongolen in hohem Ansehen und wird überhaupt für das flüchtigste unter den wilden Thieren seines Vaterlandes gehalten, daher ihn auch die Tibetaner ihrem Kriegs- und Feuergott Chammo als Reitpferd zugeeignet haben.

Der Dschiggetai bringt den Mongolen und Steppentungusen keinen andern Nutzen, als daß er für sie ein jagdbares Thier ist, indem sie sein Fleisch für den besten Leckerbissen halten und das Fell zu Stiefeln verwenden. Nach Pallas, dem wir in dieser ganzen Darstellung gefolgt sind, ist diese Art bisher nicht gezähmt worden, obgleich die Mongolen, als geborne Reiter, es oft mit eingefangenen jungen Füllen versucht haben sollen. Da indeß schon in frühern Zeiten der Hemionos als ein domestirtes Thier vorkommt, so unterliegt es wohl auch keinem Zweifel, daß er zum vollkommenen Hausgenossen werden könnte, wenn man nur Sorge trägt, ganz junge Füllen zu bekommen; namentlich würden die Nachkommen derselben als geborne Hausthiere am ersten sich der Obhut und

Leitung des Menschen unterwerfen. Auch ist es in neuern Zeiten wirklich nicht ohne Beispiel, daß man wild eingefangene Dschiggetai an den Hausstand gewöhnt hat. Siever<sup>12)</sup> sah einen solchen in Sibirien, der ganz jung bei der Festung Dschindan-Luruk gefangen und in 5 Jahren so zahm geworden war, daß er sich wie die Pferde, mit denen er auf die Weide gieng, fangen und satteln ließ. Man konnte ihn eine Zeitlang ganz ruhig reiten, dann aber fiel es ihm ein öfters stille zu stehen, und dem Reiter blieb in einem solchen Falle weiter nichts übrig als abzustiegen, denn weder Rippenstöße, noch Peitschenhiebe, konnten das Thier nun von der Stelle bringen. Zuweilen sieng es auch an zu springen, und schlug von hinten und vorn aus; hatte dieses einige Zeit gedauert, so konnte sich der Reiter wieder aufsetzen und seinen Weg ruhig fortmachen. Es ließ sich auch in die Deichsel spannen, wenn ihm aber seine Grillen einfielen, so war man in Gefahr den Wagen zu verlieren. Es scheint demnach, daß der Dschiggetai nicht bloß in seinem Aeuffern, sondern auch in seinem launischen und eigensinnigen Betragen mit dem Esel in Verwandtschaft stehe.

---

12) Neueste nord. Beiträge III. S. 214.

## 3.

Der Esel. *Equus Asinus.*

Tab. CCCXII. CCCXIII.

*Equus cauda extremitate setosa, auribus longissimis, cruce nigra supra humeros.*

## α) Die Art überhaupt.

*Asinus.* VARRO de re rust. lib. II. c. 6.

*Equus cauda extrema setosa.* LINN. syst. nat. II. p. 48.

*L'asne.* BUFF. hist. nat. IV. p. 377. t. 11—13.

*Equus (Asinus) cauda extremitate setosa, cruce nigra supra humeros.*

LINN. syst. nat. XII. p. 100.

— — ERXL. syst. regn. anim. p. 212.

— — DONNDORFF Zoolog. Beiträge. S. 717.

— — GMEL. LINN. syst. nat. p. 211.

*Ass.* PENNANT syn. quadr. I. p. 8. — Uebers. v. Bechstein. I. S. 8.

— SHAW gen. Zoolog. II. 2. p. 429. t. 216.

*Ane.* CUV. règ. anim. I. p. 245. — 2. éd. p. 253.

— DESMAR. Mammalog. p. 414.

— DESMOULINS Diet. class. d'hist. nat. III. p. 562.

*Asinus vulgaris.* GRAY Zoolog. Journ. I. p. 244.

*The Ass.* GRIFFITH animal Kingdom III. p. 461.

*Equus Asinus.* FISCHER synop. mammal. p. 431.

## β) Wildesel.

Tab. CCCXII.

אָפּ. (Pere). 1 Mos. 16, 12. etc. etc.

\*ὄνοι ἄγριοι. XENOPHON, Cyri expedit. ed. Weiske. I. I. c. 5. §. 7.

— — ARISTOT. hist. anim. enf. SCALIG. I. VI. c. 36. p. 785.

*Onager.* VARRO de re rustica. lib. 2. c. 6.

\*ὄναγροι. STRABO Geograph. (Amstel. 1707) p. 480. 852.

*Onager.* COLUMELLA de re rust. lib. 6. c. 36.

*Asinus silvestris* s. *Onager.* PLIN. hist. nat. lib. VIII. c. 30. (e. 46 Hard.).—

VIII. c. 44 (e. 69 Hard.); c. 58 (e. 73 Hard.).

- \**Ovoι Μαρρήσιοι*. AELIAN. de nat. anim. l. XIV. c. 10.  
 \**Οναγρος*. OPPIAN. de venatione. l. III. vs. 183.  
 \**Ovoι άγριοι*. ARRIAN. de venatione. c. 24.  
 Asini agrestes. AMMIAN. MARCELL. rer. gest. l. XXIV. c. 8.  
 Asini sylvestres s. Onagri. LUITPRAND. in BOCHART. Hierozoic. II. p. 214.  
 Asinus sylvaticus. LEON. AFRICAN. Africae descript. ed. Elzev. p. 752.  
 Rolan. Rubruquis allgem. Hist. der Reisen. VII. S. 378.  
 Onagrus. GESN. quadrup. p. 19.  
 Wilder Esel. Kaunwolff Reise (1582) I. 62.  
 Onager. ALDROV. quadrup. solid. p. 352.  
 Schurhan. De carius Moscovit. u. persian. Reise: 3te Ausg. S. 526.  
 Onager. JONST. quadrup. (Amstel. 1657) p. 14.  
 L'Asne sauvage. MARMOL Afr. I. p. 53.  
 Onager. BOCHART Hierozoicon. ed. ROSENMÜLL. II. p. 214.  
 Wilde Esel. Dapper's Afrika. S. 22.  
 Onager. RAI synopsis. quadrup. p. 63.  
 L'Ane sauvage. ULLOA voy. hist. de l'Amérique mérid. I. p. 258.  
 L'Ane sauvage. BRISS. regn. an. p. 104.  
 Wild Asses. BELL trav. I. p. 212.  
 Onagre. PALLAS acta. academ. petrop. pro 1777. 2. p. 258. t. 11. 12.  
 Onager. Pallas neue nord. Beiträge II. S. 2. tab. 2.  
 — — Naturgesch. merkw. Thiere XI. S. 6.  
 Wilder Esel. Hablitzl neue nord. Beitr. IV. S. 88.  
 — — Molina, Naturgesch. v. Chili. S. 289.  
 Ane silvestre. AZARA hist. nat. du Paraguay. II. p. 340.  
 Gorekhures. ELPHINSTONE account of the Kingdom of Canbul. p. 141. 396.  
 Gurkhar. Morier 2te Reise durch Persien. Weim. 1820. S. 216.  
 Gour. KER PORTER travels in Georgia, Persia etc. etc. p. 459. t. 11.  
 Wilder Esel. Burckhardt's Reisen in Syrien, übers. v. Gesenius II. S. 1049.  
 L'Onagre. CAILLIAUD voy. à Méroé. II. p. 109.  
 L'Ane. DUREAU DE LA MALLE Annal. des scienc. nat. XXVII. p. 113.

γ) Hausesel.

Tab. CCCXIII.

חמור (Chamor). 1 Mos. 12, 16 י. י.

<sup>ὄνος</sup>. ARISTOT. hist. anim. cur. SCALIG. I. c. 7. n. 63.— II. c. 18.— n. 130.—

V. c. 11. n. 130.— VI. c. 23. n. 335—351.

Asinus. PLIN. hist. nat. lib. VIII. c. 43 (68 Hard.)

— GESN. quadrup. p. 3.

— ALDROV. quadrup. solid. p. 295.

— JONST. quadrup. p. 12.

Asne. TAVERN. voy. I. p. 344.

L'Ane. CHARDIN voy. en Perse. III. p. 33.

Asinus. RAI synop. quadrup. p. 63.

Esel. Kolb Vorgeb. d. guten Hoffnung. S. 146.

Asinus. SLOAN. Jam. II. p. 327.

Der Esel. Meyer Thiere II. t. 44.

L'Ane. BRISS. regn. anim. p. 102.

The Ass. PENN. brit. Zool. p. 5.

Der Esel. Cetti Naturgesch. v. Sardinien. S. 42.

L'Ane. SONNINI voy. dans l'Égypte. II. p. 353.

Der Esel. Brugnone's Zucht der Pferde, Esel und Maulthiere. Uebersetzt von  
Fechner. S. 186.

Esel. Beschreib. Naturgesch. Deutschlands, 2te Aufl. I. S. 282.

L'Ane. AZARA hist. nat. du Paraguay. II. p. 340.

Esel. Weber's Skelete der Hausfäugth. tab. XIII.

L'Ane, Molentn. DE LA MARMORA voy. en Sardaigne. p. 439.

— ROULIN Annal. des science. nat. XVI. p. 24.

<sup>ὄνος</sup>.

Asinus, Asellus.

Asino, Miccio (Hengst), Miccia (Stute). Italienisch.

Asno, Borrico (Hengst), Borrica (Stute). Spanisch.

Burro (Hengst), Asna, Burra (Stute). Portugiesisch.

Ane, Anesse. Französisch.

Esel, Eselin.

Aesel. Dänisch.

Asna. Schwedisch.

Afs. Englisch.

Osel. Böhmisch.

Osel (Hengst), Oslitza (Stute). Russisch.

## δ) Maulthiere.

Tab. CCCXIV.

𐤀𐤁𐤃 (Pered), 1 Kön. 1, 33.

Ὀρέβς. ARISTOT. hist. anim. eur. Scalig. I. c. 7. n. 63. — II. c. 5. n. 23. —  
VI. c. 24. n. 352 — 356.

Mulus. VARRO de re rust. lib. II. c. 8.

— COLUMELLA de re rust. lib. 6. c. 36. 37.

— PLIN. hist. nat. lib. VIII. c. 44. (c. 69 Hard.) — XI. c. 37 (c. 74 Hard.).

— GESN. quadrup. p. 793.

— ALDROV. quadrup. solid. p. 358.

— JONST. quadrup. p. 15.

— BOCHART. Hierozoicon ed. Rosenmüll. I. p. 209.

— RAI synop. quadrup. p. 64.

Le Mulet. BRISS. règn. anim. p. 103.

Equus Asinus Mulus. LINN. syst. nat. XII. p. 101.

The Mule. PENNANT syn. quadr. p. 3.

Le Mulet. BUFF. supplém. à l'hist. nat. III. p. 1. t. 1.

Maulthier. Hartmann Anleit. zur Verbesserung der Pferdezucht. 2te Aufl. S. 373.

— Brugnones Zucht der Pferde, Esel und Maulthiere, übers. von  
Fechner. S. 199.

Le Mulet. AZARA hist. nat. du Paraguay. II. p. 346.

— — DESMAR. diet. des se. nat. XXXIII. p. 292.

Equus Asinus Mulus. FISCHER synops. mammal. p. 431.

Le Mulet. DUREAU DE LA MALLE Ann. des sc. nat. XXVII. p. 132.

Mulet. Französisch.

Mulo. Italienisch.

Mulo, Mula, Maeha, Azemila (i. e. jumentum). Spanisch.

Mu (männlich); Mula (weiblich). Portugiesisch.

Mull. Englisch.

## ε) Maulesel.

Tab. CCCXV.

Ἰννος. ARISTOT. hist. anim. eur. Scalig. lib. I. c. 7. n. 63.

Hinnus. VARRO de re rust. lib. II. c. 8.

— COLUMELLA de re rust. lib. 6. c. 37, 5.

Hinnus. PLIN. hist. nat. lib. VIII. c. 44 (c. 69 Hard.)

— GESN. quadrup. p. 18.

— ALDROV. quadrup. solid. p. 358.

— RAI SYN. quadrup. p. 64.

Equus Asinus Hinnus. LINN. syst. nat. XII. p. 101.

Le Bardeau. BUFF. supplém. à l'hist. nat. III. p. 1. t. 2.

— — DESMAR. dict. des sc. nat. XXXIII. p. 292.

Equus Asinus Hinnus. FISCHER synops. mammal. p. 431.

Le Bardeau. DUREAU DE LA MALLE Ann. des sc. nat. XXVII. p. 141.

Bardeau. Französisch.

Bardotto. Italienisch.

---

Wenn gleich der Esel an vielartiger Brauchbarkeit dem Pferde nicht gleichkommt, und daher dessen Stelle zu ersetzen nicht im Stande ist, so bleibt er doch immer für viele Länder und zumal für manche Volksklassen ein wichtiges Haushier, dessen Werth sich steigern müßte, wenn ihm überall eine sorgfältige Behandlung zu Theil würde. Für seine Verwendung zum häuslichen Dienste hat man in der Geschichte ältere Belege als selbst für das Pferd, und wie bei diesem sind seine edelsten Rassen vom vordern Mittelasien ausgegangen, und auch noch jetzt hier anzutreffen. In diesen Gegenden steht er seit den ältesten Zeiten im Werthe, während er bei uns fast überall ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung geworden ist.

Der Esel findet sich sowohl im wilden, als im gezähmten Zustande, und bei seiner Naturgeschichte muß daher auf diese Verschiedenheit eine besondere Rücksicht genommen werden.

---

### a) Wildesel.

Tab. CCCXII.

Die älteste Erwähnung<sup>1)</sup> von wilden Eseln (Wildesel, Waldesel,

---

1) Die historische Darstellung der Kenntniß vom wilden Esel findet man bei Bochart

Snager) kommt in der h. Schrift vor, und zwar an ziemlich vielen Stellen. Schon in der Genesis<sup>2)</sup> wird Ismael wegen seines ungestümmen Wesens mit einem wilden Esel verglichen. Im Buche Hiob<sup>3)</sup> findet sich, ausser einigen andern Stellen, folgende Beschreibung von ihm: „Wer hat den Wildesel frei gelassen, wer hat die Bande des Waldesfels<sup>4)</sup> aufgelöst? Dem ich das Feld zum Hause gegeben und die Wüste zur Wohnung. Er verlachtet das Getümmel der Stadt, das Pochen des Treibers hört er nicht. Er schauet nach den Bergen, da seine Weide ist, und suchet, wo es grün ist.“ In den Psalmen ist seiner in der Stelle<sup>5)</sup> gedacht: „Du lässest Brunnen quellen — —, daß alle Thiere auf dem Felde trinken und die Wildesel ihren Durst löschen.“ Bei den Propheten ist von ihnen mehrmals die Rede<sup>6)</sup>, und Daniel<sup>7)</sup> erzählt von Nebucad Nczar, daß er nach seiner Verstoßung bei den Waldeseln (d. h. in der Wüste, fern von menschlicher Gesellschaft) seinen Aufenthalt nehmen mußte. Sirach<sup>8)</sup> nennt die wilden Esel (*ὄναγροι*) in der Wüste eine Beute der Löwen.

Auch bei den Profanschriftstellern des Alterthums wird der Wildesel so häufig aufgeführt, daß es hier der Raum nicht gestattet, alle Angaben aufzunehmen. Xenophon<sup>9)</sup> hatte Gelegenheit denselben in Mesopotamien in großer Anzahl zu beobachten. „Diese Esel“, sagt er, „sind schneller, als das Pferd, und wenn sie verfolgt werden, so halten sie eine Zeitlang inne, sobald sie einen Vorsprung gewonnen haben. Man kann sie nicht anders fangen, als daß mehrere, an verschiedenen Punkten aufgestellte Reiter sich ablösen, um sie zu jagen.“ Aristoteles<sup>10)</sup> rühmt gleichfalls ihre Schnelligkeit. Strabo<sup>11)</sup> nennt Lycaonien ein an Wildeseln reiches Land, und von Varro<sup>12)</sup> wissen wir, daß sowohl hier, als in Phrygien, viele Heerden derselben angetroffen werden. Ammianus Marcellinus<sup>13)</sup>,

der

---

im Hierozoicon II. p. 214; bei Pallas in den neuen nordischen Beiträgen II. S. 22, und bei Dureau de la Malle in den Annal. des scienc. nat. XXVII. p. 113. 2) G. 16, 12. 3) G. 39, 5 — 8. 4) Luther gebraucht in diesen und andern Stellen, statt Wildesel oder Waldesfel, den allgemeinen Ausdruck Wild. 5) G. 104, 10 — 11. 6) Jes. G. 32, 14. — Jerem. G. 2, 24. 14, 6. 7) G. 5, 21. 8) G. 13, 23. 9) Cyri expedit. ed. Weiske. I. I. c. 5. sect. 7. 10) Hist. animal. ed. Scalig. p. 785. 11) Geograph. p. 852. 12) De re rustica lib. 2. c. 6. 13) Rerum gestar. lib. XXIV. c. 8. XVI. „Kal.



den Kaiser Julian auf seinem Kriegszuge gegen die Perser begleitete, erzählt uns, daß bei Corduena in Assyrien die wilden Esel in zahlloser Menge umherziehen. Und Tacitus<sup>14)</sup> ist gar der Meinung, daß die Israeliten auf ihrem Zuge durch die Wüste die Auffindung von Quellen den wilden Eseln zu verdanken gehabt hätten. Helian<sup>15)</sup> giebt an, daß auch in Indien Heerden wilder Esel, zugleich mit wilden Pferden, sich aufhalten.

Die Schriftsteller des Alterthums bezeichnen jedoch nicht bloß Asien als das Vaterland dieser Thiere, sondern auch Afrika. Plinius<sup>16)</sup> und Solinus<sup>17)</sup> erwähnen, daß sie hier in Menge vorkommen. Helian<sup>18)</sup> beschreibt die Jagd dieser Esel in Mauritaniens, und Arrian<sup>19)</sup> erzählt, daß sie in Afrika mit libyschen Pferden gejagt werden.

Von den bisher genannten Schriftstellern hat indeß keiner eine detaillirte Beschreibung des Dnagers geliefert; diese verdanken wir allein dem Dichter Dypianus<sup>20)</sup>. „Der Wildesel (*ὄριον*)“, sagt er, „ist von guten Füßen, leicht, flüchtig, von festem Hufe, und schönem, starkem Körper. Seine Farbe ist silbergrau, die Ohren sind sehr lang, im Lauf ist er sehr flüchtig. Ueber den Rücken läuft eine schwarze Binde, die auf beiden Seiten mit einem weissen Streifen eingefast ist. Er nährt sich von Gras und

---

Julias lucis exordii, fumus vel vis quadam turbinata pulveris apparebat: ut opinari daretur asinorum esse greges agrestium, quorum multitudo in illis tractibus est innumera, ideo simul incidens, ut constipatione densa feroces leonum frustrentur adsultus.“ 14) Hist. lib. V. c. 3. 15) De nat. animal. cur. Gronov. l. XVI. c. 9. 16) Hist. nat. cur. Hard. I. p. 456. 17) c. 27. p. 51. 18) Lib. XIV. c. 10: „Die maurussischen Esel sind sehr schnell im Lauf, und ihr erster Anlauf ist so reißend, als der Wind oder der Flug eines Vogels; aber sie lassen bald nach, ihre Füße ermüden, und der Athem geht ihnen aus; von Mattigkeit ergriffen, bleiben sie stehen und vergießen bittere Thränen; nicht sowohl, nach meinem Dafürhalten, aus Furcht vor dem bevorstehenden Tode, als vielmehr wegen des Unvermögens der Füße. Alsdann steigen die Mauritanier von ihren Pferden, werfen den Eseln einen Strick um den Hals, und führen sie, an die Kasse befestigt, als Gefangene fort. Uebrigens habe ich schon früher gesagt, daß in Libyen die Pferde, wie die Esel, zwar klein, im Lauf aber sehr flüchtig sind.“ 19) De venatione c. 24. 20) De venatione. Lib. III. vers. 183.

Kräutern, während er selbst eine angenehme Speise für die großen Raubthiere ist. Der Hengst liebt es viele Stuten zu haben, die ihm überall nachfolgen, wohin er sie führt." Diese Beschreibung, welche ganz mit der von Pallas nach dem Leben entworfenen übereinstimmt, giebt uns die Gewißheit, daß die Alten unter ihrem Onager nicht etwa den ihm sehr ähnlichen Oshiggetai, sondern wirklich den wilden Esel gemeint haben. Philostorgius <sup>21)</sup> ist wohl der einzige Schriftsteller, welcher unter dem Namen Onager das Zebra verstanden hat, wie seine Beschreibung deutlich ausweist.

Von diesen Wildeseln sprechen auch noch die späteren Schriftsteller, und es könnte auf den ersten Anblick fast befremdend scheinen, daß die neuern Reisenden seltener ihrer Erwähnung thun. Der Grund davon ist jedoch wohl darin zu suchen, daß wir nicht mehr, wie die Römer oder Griechen, Herren jener Gegenden sind, aus welchen sie ihre Onager bezogen haben, sondern daß die Europäer jetzt meist nur im Gefolge der Karavanen und in großer Hast die Wüsten durchziehen können, welche diese scheuen und flüchtigen Thiere bewohnen. Es ist demnach bloß ein seltener glücklicher Zufall, wenn europäische Reisende dieselben einmal auf ihrem Wege zu Gesicht bekommen, und man würde irren, wenn man sie jetzt für seltener halten wollte, als ehemals, da sie, wenigstens nach den Berichten der Bewohner Mittelasiens, noch immer in Menge vorhanden sind.

Unter den christlichen Schriftstellern, bei welchen sich eine Erwähnung des Onagers findet, ist voran Luitprand <sup>22)</sup>, der Bischof von Cremona, anzuführen. Er war im Jahr 968 als Gesandter an den griechischen Kaiser, Nicephorus Phokas, geschickt worden, der ihm in seinem Parke wilde Esel (onagros, i. e., sylvestres asinos) zeigte, von denen angegeben wird, daß sie ganz mit den zahmen von Cremona übereinkommen.

Von Leo Africanus <sup>23)</sup> sind einige Notizen über den wilden Esel

21) Lib III. c. 11.      22) Boeh. Hierozoic. II. p. 214. Die hierher gehörige Stelle heißt wörtlich so: „Occurrunt mihi commisti capreis, quos ipsos dicunt, onagri. Sed, quales onagri? Quales sunt Cremonae domestici. Color idem, forma eadem, auriti itidem, vocales similiter eum rudere incipiunt, magnitudo non dispar, velocitas una, dulces lupis aequae.“      23) Africae descript. p. 752.

(*asinus sylvaticus*) in den Wüsten Nordafrikas vorhanden. Er beschreibt ihn von grauer Farbe (*leucophaei coloris*), großer Schnelligkeit, und gefelligem Zusammenhalten. Marmol<sup>24)</sup> und Dapper<sup>25)</sup>, die gleichfalls des Wildesels in diesen Gegenden gedenken, haben ihre Angaben bloß aus den ältern Schriftstellern entlehnt. Daß er aus dem nördlichen Afrika noch immer nicht verschwunden ist, wie man aus dem Stillschweigen neuerer Reisenden schließen könnte, beweist Cailhaud's<sup>1)</sup> Angabe, der zu Folge unter den Thieren, welche die Wüsten von Berber oberhalb Dongola bewohnen, auch der Onager vorkommt.

Unter den christlichen Reisenden, welche den Orient besuchten, hat der französische Mönch, Rubruquis<sup>2)</sup>, der im Jahre 1253 die Tartarei und Mongolei bereiste und bis Karakarum vordrang, zuerst den wilden Esel unter dem Namen Kulan aufgeführt, mit welchem er noch heutiges Tages bei den dortigen Steppenvölkern bezeichnet wird. Rauwolff<sup>3)</sup> hat ihn sehr häufig in Syrien vorgefunden, und wiewohl Niebuhr<sup>4)</sup> später weder hier noch in Arabien etwas von wilden Eseln gehört hat, so ist ihm doch ihr Vorkommen daselbst nur zufälliger Weise entgangen, da wir durch Burckhardt<sup>5)</sup> wissen, daß es an der Nordgrenze des peträischen Arabiens, zwischen Tebeg, Szauan, Hudrusch und südlich von diesen Orten, eine Menge wilder Esel giebt, welche die Araber vom Stamme Scherarat jagen und essen, die Häute und Hufe aber an die herumziehenden christlichen Handelsleute und in die Städte Syriens verkaufen.

Weiter gegen Osten sah P. della Valle<sup>6)</sup> zu Bassora einen Wildesel, der als Seltenheit daselbst aufbewahrt wurde. Olearius<sup>7)</sup> bekam

---

24) L'Afrique. I. p. 53.      25) Afrika. S. 22.      1) Voy. à Méroé. t. II. p. 109.  
 2) Allgem. Hist. der Reisen. VII. S. 378.      3) Reise. 1582. I. S. 62: „In den Grenzen herum (zwischen Damandt und Aleppo) werden nit wenige Onagri d. i. wilde Esel gefunden, deren Häute stark, wüzig, und aussen, wie sie die zubereiten, schön treublet seind, wie die Erdbeer oder Fischbein von Sepiis, deshalben sie die fürnemlich nemmen Scheyden zu ihren Säbeln und Messern daraus zu machen.“      4) Neue nord. Beiträge. II. S. 23.  
 5) Reisen in Syrien, überf. von Gesenius. II. S. 1049.      6) Vol. VIII. p. 49 (nach Buffon).      7) Moseowitische und persianische Reisebeschreibung, 3te Ausg. 1663. S. 526.  
 Den persischen Namen schreibt er Schurhan.

während seines Aufenthaltes in Persien 32 Stück zu Gesichte, die der Schach in seinem Thiergarten hielt, und auf der Jagd erlegte. Daß diese wilden Esel noch immer in Persien vorkommen, wissen wir aus den spätern Angaben von Morier<sup>8)</sup>, Ker Porter<sup>9)</sup> und de la Jarre<sup>10)</sup>. Elphinstone<sup>11)</sup> traf sie auf seiner Reise in Afghanistan an; Hogg und Thompson<sup>12)</sup> begegneten in der Gegend des Aralsees ganzen Heerden von Gazellen, wilden Pferden und wilden Eseln; am Balchasch-See sollen, nach Meyer<sup>13)</sup>, die Kulans gar nicht selten seyn; Moorcroft<sup>14)</sup> führt sie als zahlreiche Bewohner der sogenannten Tartarei auf, und die Goorkhans, welche Turner<sup>15)</sup> auf der Grenze zwischen Butan und Tibet sah, sind wahrscheinlich nichts anders als Onager gewesen.

Nach den Erkundigungen, welche Pallas von den asiatischen Steppenvölkern, von Russen und Tartaren, die aus der Gefangenschaft bei jenen

8) Zweite Reise durch Persien. Weim. 1820. S. 216: In der Wüste von Kaswin, sagt er, machten wir Jagd auf zwei wilde Esel, Gurkhar bei den Persern genannt, die jedoch nicht erreicht werden konnten. Dieses Thier ist in ganz Persien gewöhnlich, wiewohl sein eigentlicher Boden Arabien ist.

9) Travels in Georgia, Persia etc. I. p. 459. t. 11. In der Provinz Fars stieß er auf zwei Wildesel, von denen der eine erlegt wurde. Ihm zu Folge sollen sie von den Persern Gur (gour) genannt werden.

10) Annal. des scienc. nat. XXVII. p. 126. De la Jarre war bei der französischen Gesandtschaft unter General Gardanne angestellt, und wohnte selbst einer auf diese Thiere angestellten Jagd bei, welche der jetzige persische Schach leidenschaftlich liebt. Nach seiner Angabe bewohnt der Wildesel, in der Gegend von Teheran, salzige Wüsten und nährt sich gleichfalls von Salzpflanzen. Er bemerkt ferner, daß dieses Thier daselbst nicht Gour heiße, wie Ker Porter angiebt, sondern Gourkhar. Dieser Name kommt mit einer kleinen Veränderung mit dem von Elphinstone, Morier und Dlearius angeführten überein.

11) Account of the Kingdom Cabul p. 141: „der wilde Esel (wild ass) scheint auf das Durahnische Land, das Gurmfar und die sandige Gegend südlich von Kandahar beschränkt zu seyn.“ Und S. 369.

12) Hanway hist. account of the British trade on the Caspian Sea. I. p. 349. 14) Ledebour's Reise durch das Altaigebirge. II. S. 498.

14) Asiat. Research. XII. p. 460: „The wild horse (Equus Quagga), the wild ass (Goorkhen, Onagre), and I believe the mule, the offspring of these animals, are found in abundance on the mountains of Tatory.“ Dieser Equus Quagga kann nichts anders seyn als Equus Caballus, und das Maulthier ist der Dschiggetai.

15) Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama. Berl. u. Hamb. S. 206.

Nationen entflohen waren, und von bucharischen Karawanen eingezogen hatte, sind die wilden Esel in den Steppen der sogenannten großen Tartarei in Menge vorhanden. Fährlich kommen sie in unzähligen Heerden aus Süden her, und verbreiten sich bis in die nördlich und östlich vom Aralsee gelegene, waldblose und bergige Einöde, wo sie den Sommer über weiden, und sich im Herbst zu Hunderten, ja Tausenden zusammenrotten, um südwärts gegen Indien und Persien einen wärmern Winteraufenthalt zu suchen. Aus einer Stelle in Barboza's Reise scheint sogar zu erhellen, daß sich diese Züge bis ins südliche Indien erstrecken; sicherlich aber ist Persien der gewöhnlichste Winteraufenthalt der Wildesel, und in der bergigen Gegend um Kasbin soll man sie das ganze Jahr hindurch finden. Von ihren Zügen in den Steppen ist Pallas durch Augenzeugen versichert worden, daß man die Spuren der vereinigten Heerden oft 2 bis 300 Klafter breit in ebenen Gegenden sehen könne. Ueber den 48° n. Breite gehen sie jedoch selten hinaus.

Aus diesen Angaben der neueren Schriftsteller geht demnach hervor, daß der wilde Esel noch immer in denselben mittlern Gegenden Asiens heimisch ist, unter deren Bewohnern er bereits in den ältesten Urkunden der Geschichte aufgeführt ist. Er scheint hier häufiger zu seyn, als das wilde Pferd und der Schiggetai, und ist von da aus erst nach Afrika eingewandert.

In Europa sind keine Wildesel gefunden worden, wie es denn auch in einem so bevölkerten Welttheil nicht möglich ist, daß sich verwilderte Thiere lange halten könnten. Zwar spricht Buffon von wilden Eseln auf einigen Inseln des Archipels und insbesondere auf Cerigo, indeß schon Sonnini<sup>16)</sup> bemerkt, daß sie daselbst nicht mehr vorkämen. Und wiewohl Marmol<sup>17)</sup> versichert, daß er große Heerden von Waldeseln in Sardinien gesehen hätte, so erklärt doch ein höchst genauer Beobachter, Cetti<sup>18)</sup>, diese Angabe entweder für einen Irrthum oder für eine Erdichtung, da sie nicht bloß zu seiner Zeit nicht mehr aufzufinden waren, sondern auch Ca-

16 Buff. hist. nat. red. par Sonn. XXII. p. 308.  
Fol. 25: 18) Naturgesch. v. Sardinien. I. S. 45.

17) Description de l'Afrique. I.

rillo, der die Fauna dieser Insel bereits im Jahr 1611 untersuchte und vom wilden Pferde wie vom Hausefel daselbst redet, ihrer gar nicht gedenkt.

In Amerika ist von den ältesten Entdeckern der Esel eben so wenig vorgefunden worden, als das Pferd; beide sind seitdem erst eingeführt. Wie letzteres hat sich auch der Esel hie und da dem Hausstande entzogen und lebt in wilden Heerden, obgleich es bei ihm seltener der Fall ist als beim Pferd. Molina<sup>19)</sup> erzählt, daß viele der eingeführten Hausefel in Chili verwildert sind, und die Thäler der Cordilleren bewohnen, wo die Einwohner sie oft, bloß der Häute wegen, jagen. Ulloa<sup>20)</sup> berichtet, daß in der Provinz Quito, im Bezirke von Mira, Heerden von wilden Eseln vorkommen, die sich sehr vermehren und schwer zu fangen sind. Sie laufen so schnell als das beste Pferd, und in die Enge getrieben, vertheidigen sie sich mit Schlagen und Beißen. Azara<sup>21)</sup> hat verwilderte Heerden in den Ebenen von Montevideo und Maldonado gesehen, doch hat man sie hier später als schädliche Thiere fast ausgerottet.

Die erste genaue Beschreibung des Wildesels haben wir von Pallas erhalten, obschon er selbst nicht auf seiner Reise solche Thiere zu sehen Gelegenheit bekam, weil sie selten über den 48<sup>o</sup> n. Breite zu gehen pflegen. Er empfahl daher dem jüngern Gmelin, der sich in Astrachan zu einer zweiten Reise nach Persien fertig machte, so viel als möglich sich nach dem Kulan zu erkundigen, um endlich einmal die Beschaffenheit des Esels in seinem wilden Zustande vollständig kennen zu lernen. Nun konnte Gmelin von den Truchmeniern zwar nicht den eigentlichen wilden Kulan erhalten; jedoch gelang es ihm zwei Nachkömmlinge desselben, die aus eingefangenen Wildeseln in Kasbin erzogen worden waren, sich zu verschaffen. Der Hengst davon kam indeß auf der Seereise nach Astrachan um, doch wurde er von Hablitzl, dem geschickten Schüler und Begleiter Gmelins,

19) Naturgesch. v. Chili, übers. v. Brandt. S. 287.

20) Voy. hist. de l'Amérique mérid. I. p. 258.

21) Hist. nat. des quadrup. du Paraguay. II. p. 340. 343. — In Columbien hat Roulin keine wilden Esel vorgefunden; eben so wenig hat sie Pike in Neu-Mexiko, wo es doch viele Heerden wilder Pferde giebt (Voy. au Nouveau-Mexique. II. p. 89. 123. 142. 154. 230), gesehen.

sorgfältig beschrieben, ausgemessen und gezeichnet; die Stute wurde aber lebendig nach Petersburg gebracht, Nach dieser, so wie nach den eben angeführten schriftlichen Aufzeichnungen, hat Pallas seine Beschreibung des wilden Esels verfertigt, und da, auffer Ker Porters in der Eile entworfenen Notizen, kein neuerer Schriftsteller eine wissenschaftlich gehaltene Charakteristik geliefert hat, so ist die folgende Darstellung des Onagers ganz auf die Schilderung jenes großen Naturforschers gegründet.

Der wilde Esel ist von Gestalt weit schöner, an den Gliedern viel höher und feiner, als unser gemeiner Mülleresel; daher ihn schon Martial pulcher onager nennt. Die Eselin, nach welcher Pallas seine Beschreibung entworfen hat, war an Brust und Kumpf so schmal, daß sie von hinten einem jungen Füllen ähnlich sah. Auf dem Vordergestell schien sie sehr schwach, aber über dem Hinterkreuz trug sie, obschon sie kränklich ankam, den schwersten Mann und lief mit ihm davon. Sie hielt den Kopf allezeit zierlicher als der Hausesel; spitzte auch immer, selbst bei ihrer Krankheit, die Ohren aufrecht, und zeigte in allen ihren Bewegungen viel Munterkeit. Der Hengst war an Hals, Kumpf und Gliedmassen viel stärker als diese Stute.

Auch andere Beobachter rühmen die feinem Formen und die gewandte leichte Haltung dieses Thiers, so daß die Perfer, welche in der Begleitung Ker Porters waren, einen aufgeschreckten und windschnell davon eilenden Wildesel, nach dem flüchtigen Anblick, den sie von ihm hatten, für eine Antilope erklärten; eine Verwechslung, zu der unser nordischer Mülleresel gewiß keinen Anlaß gegeben hätte.

Der Kopf des Onagers ist, wie Pallas weiter bemerkt, noch höher und größer als beim Dschiggetai, und stellt einen stark gekrümmten Kammskopf dar. Die Stirne ist zwischen den Augen platt, über den Augengruben aber, die so stark wie bei alten Pferden zu sehen sind, flachrund erhaben. Die Lippen sind sehr dick und bis an den Rand mit steifen borstigen Haaren, die nach der Rundung der Lippen gekrümmt anliegen, dicht bekleidet. Dem Nasenknochen fehlt die warzenähnliche Erhöhung, welche dem Dschiggetai eigen ist. Der Augenstern ist gelbbraun. Die Innenseite der Ohren zeigt krause Haare, die theils auf beiden Rändern, theils auf drei erhabenen Längstreifen in der Ohrhöhle stehen.

Die Mähne fängt zwischen den Ohren an und läuft bis auf die Schultern; sie besteht aus weichen, wollartigen, 3 bis 4" langen Haaren und ist aufgerichtet, wie bei neugeborenen Füllen. Die Haare der Schwanzquaste sind ungefähr so stark, als die Mähne beim Pferde und eine gute Spanne lang. Die Narbe an der Innenseite der Vorderfüße, welche beim gemeinen Esel rund ist, war bei der erwähnten Eselin länglich. Die Köthen der vier Füße zeigen statt des Sporns eine erhabene hornige Stelle. Die Hufe sind beinahe vollkommen rund, von starken, dicken Runzeln geringelt, und an der Sohle tief ausgehöhlt.

Das Haar, zumal das Winterhaar, ist viel seidenartiger und sanfter als beim Pferde, und letzteres läßt sich am besten mit Kameelwolle vergleichen. Die Winterwolle ist gewellt und fettig anzufühlen, während das Sommerhaar ganz glatt angestrichen, seidenglänzend und sanft anzugreifen ist. Es liegt bis auf einige Haarscheidungen und besondere Linien, schlicht von vorn nach hinten. Diese Linien sind von zweierlei Art. Auf dem dreieckigen Raum zwischen der Schulter und dem Halse bilden sie 12 parallele Haarnähte, welche zwischen sich Haarscheidungen haben; dagegen werden diejenigen, welche den Vorder- und Hinterschapel ringweise umgeben, durch eine, an einzelnen Haaren kaum merkliche Spur verursacht, ohne den Strich des Haares zu unterbrechen. Hinter und vor den Vorderfüßen sind an der Brust auch einige parallele Haarnähte von der erstern Art zu sehen. Außerdem giebt es verschiedene Haarwirbel, deren zwei gleich hinter dem Genick, zu beiden Seiten der Mähne, und zwei auf jeder Bauchseite stehen. Am hintern Rande der Keulen bilden die zusammenstoßenden Haare eine Längsnaht und auf dem Bauch eine Kreuznaht. Auf dem Rücken liegt das Haar bis zum Schwanz rückwärts, während es hier beim Zebra zum Theil vorwärts gestrichen ist.

Die Farbe ist, nach Pallas Angabe, an der Schnauze und am größten Theile des Leibes schön weiß mit Silberglanz, nur die obere Fläche des Kopfs und die Seitenflächen des Halses und des Rumpfes haben eine blasse Isabellfarbe. Diese Farbe breitet sich längs der Vorderfüße nicht aus, bedeckt aber die Hüften, obgleich im Seitenbug ein handbreiter weißer Raum übrig bleibt, der die Farbe der Bauchseiten von der der Keulen absondert. Von der schwärzlichbraunen Mähne läuft bis auf die Schwanzrube



rübe ein fast kaffeebrauner Rückenstreif, der sich auf dem Kreuz ausbreitet und gegen den Schwanz wieder zuspitzt; er ist, selbst bei vollkommener glatter Sommerbehaarung, mit einem dicken, wogig gekräuselten Haar ausgefüllt. Bei der Stute war dieser Rückenstreif ein einfacher Längsstrich; beim Hengst dagegen lief über die Schulter ein schmaler Querstich, welcher, nach der Aussage der Kirgisen, bei einigen Eseln sogar doppelt seyn soll. Dieser Rückenstreif ist von den isabellfarbigen Kumpffseiten durch ein weißes Längsband, das mit dem weißen Raum des Hinterbuchs zusammen fließt, geschieden, was schon Dypian bemerklich gemacht hat. Die Ohrenspitze ist ganz schwarz<sup>22)</sup>.

Die Größenverhältnisse des von Hablizl gemessenen Hengstes sind folgende:

Länge von der Stelle zwischen den Ohren bis zum After	4'	10"	6'''
Höhe des Vordergestells . . . . .	4	2	8
Höhe des Hintergestells . . . . .	4	6	6

22) Etwas abweichend von dieser Angabe ist die Beschreibung und Abbildung Ker Porter's, welche beide flüchtig entworfen sind und daher keinen hohen Grad von Verlässigkeit haben. Es kamen ihm überhaupt bloß zwei Thiere zu Gesicht, von denen er das eine, nach dem vorzüglich seine Darstellung entworfen zu seyn scheint, bloß auf der eiligen Verfolgung desselben betrachten konnte. Er nennt die Farbe röthlich (reddish), Bauch und Hintertheile silbergrau, Mähne und Schwanzquaste schwarz; auf dem Rücken lief durchaus keine Linie hin, und ebensowenig fand sich ein Querstreifen über die Schulter. Die Abbildung (tab. II) weicht sowohl in der Färbung als im Umriß ziemlich von der durch Pallas gelieferten ab. Gegen diese Angaben von Ker Porter bemerkt de La Sarre Folgendes: „Keines der Individuen dieser Art, welche ich zu verschiedenen Jahreszeiten in Persien gesehen habe, ist so rothgefärbt, als man es nach der Abbildung (von Ker Porter) glauben sollte. Die gewöhnliche Farbe des Thieres ist das Aschgraue mit einem röthlichen Anflug gemischt, und sie nähert sich besonders der, welche in der Regel die Hausesel in Frankreich haben. Der Bauch ist silberweiß. Nach der Länge des Rückgraths verläuft ein stark bezeichneter brauner Streif. Von derselben Farbe ist die Mähne und die Schwanzquaste, und die Füße sind gleichfalls braun gestreift. Dieses letzte Merkmal, so wie die Angabe des Rückenstreifes, ist in der Zeichnung Ker Porter's vergessen. Ich bemerke noch, daß der Wildesel mir immer schwächer, weniger schwerfällig und in seiner Gestalt und in seinen Verhältnissen ausgezeichnet, als in der erwähnten Abbildung erschienen ist. Er hat mit einem Wort mehr Rasse.“ (Annal. des sc. nat. XXVII. p. 126).

Länge des Kopfs	2'	0"	0'''
Länge der Ohren	0	11	6
Länge des Schwanzes mit der Quaste	2	1	6
Die Maaße der von Pallas gemessenen Eselin sind folgende:			
Länge von der Stelle zwischen den Ohren bis zum After	3	10	0
Höhe des Vordergestells	3	4	8
Höhe des Hintergestells	3	6	0
Länge des Kopfs	1	6	6
Länge der Schwanzrube	0	10	6
Länge der Schwanzquaste	0	8	5
Länge der Ohren	0	7	5

Als diese Eselin ganz ausgemergelt starb, wog sie nicht mehr als ungefähr 165 Apothekerpfunde.

Von den anatomischen Verhältnissen hat Pallas nur Weniges angegeben. Am Schwanz fand er bloß 16 Wirbel, während die übrigen in gleicher Anzahl, wie beim Hausesel, vorkamen. Zähne waren 36 vorhanden, nämlich oben und unten sechs sehr abgenützte Schneidezähne und auf jeder Seite der Kinnladen 5 Backenzähne. Das Thier war mithin noch nicht erwachsen, was auch schon seine Größenverhältnisse gezeigt hatten. An den innern Theilen waren nicht mehr Verschiedenheiten vom Hausesel wahrnehmbar, als sich wohl öfters zwischen zwei Thieren einer Art zeigt. Irrig ist es, wenn einige Schriftsteller behaupten, daß die Esel von keinem Ungeziefer geplagt werden, denn diese Eselin war mit kleinen Läusen wie besäet.

Sie war außerordentlich zahm, was übrigens mit dem Hengste nicht der Fall war, und folgte den Leuten, welche sie fütterten und tränkten, wie ein Hund aus freiem Antriebe nach. Mit Brod konnte man sie hinlocken, wohin man wollte; suchte man sie aber bei der Halfter wider ihren Willen zu leiten, so bezeigte sie sich so eigensinnig als ein Mülleresel. Sie ließ auch nicht gern hinter sich Jemand nahe kommen, und wenn man sie mit einem Stocke oder der Hand auf dem Kreuz anrührte, so schlug sie mit einem grunzenden Laut, fast wie man ihn von schlagenden Hengsten hört, hinter sich aus.

Die Lebensart der Wildesel kommt mit der der wilden Pferde und

der Dschiggetais überein. Wie diese gehen sie in Heerden, die aus Stuten und Füllen bestehen und von einem Haupthengste geführt werden, was schon Plinius und Oppian erzählen. Zur Wanderungszeit scheinen die Hengste ihre Eifersucht abzulegen und mehrere Heerden sich zu einer zu vereinigen. Zu eben der Periode ist die Sprungzeit vorbei und die Stuten sind trüchtig; dennoch sollen auch dann die Hengste sich unter einander beißen und schlagen.

Die Wildesel dulden unter sich keine Pferde. Ulloa<sup>23)</sup> erzählt von den peruanischen, daß sobald ein solches herankommt, so lassen sie ihm keine Zeit mehr zum Entfliehen, sondern beißen es so lange, bis es getödtet ist.

Zur Nahrung waren der Eselin, welche Pallas beobachtete, am angenehmsten die Pflanzen, welche mehr Salztheile enthielten<sup>24)</sup>, die verschiedenen Arten Kali oder Sodakraut, Melden, Gänsefuß und Wegbreit; nächst diesen die bittern milchenden, wie der Löwenzahn, die Saubdistel und dergleichen, endlich die Kleearten, Luzerne, allerlei Schotengewächse, besonders wenn man sie ihr mit den Schoten gab, und das Queckengras. Auch liebte sie grüne Gurken, und manche Gewächse, wie z. B. Erbsenkraut, welche ihr grün nicht schmeckten, fraß sie dann gern, wenn sie getrocknet waren. Dagegen waren ihr zuwider alle wohlriechenden balsamischen Pflanzen, Sumpfkrauter, Ranunkeln, Nesseln und alle harten stacheligen Gewächse, besonders die Disteln, welche doch der zahme Esel frist. In Persien soll man die gefangenen Kulanfüllen durch die Fütterung mit Reis, Haber, Reisstroh und Brod am ersten zahm machen.

Die Kulans lieben die Salzlecken, doch kommen sie nur selten und kaum um den andern Tag zur Tränke. Die erwähnte Eselin wollte oft in zwei Tagen nicht saufen, besonders wenn viel Thau oder ein kleiner Regen gefallen war. Salziges Wasser hatte sie lieber als frisches; allein durchaus wollte sie keines berühren, das mit Kleie vermischt oder sonst trübe war. Mit Salz eingeriebenes Brod war ihr sehr willkommen und

23) Voy. hist. de l'Amérique mérid. I. p. 259.

24) Schon im Buche Hiob wird den Wildeseln die Salzwüste als Aufenthaltsort angewiesen, ohne Zweifel wegen der hier vorkommenden, viel Kali und Natron gebenden Kräuter. Dasselbe sagt auch, wie schon angeführt, einer der neuesten Reisenden, de la Zarre.

oft fraß sie ganze Hände voll Salz. Als Hablizl sie noch in Derbent hielt, pflegte sie immer an das kaspische Meer zur Tränke zu laufen, obgleich sie süßes Wasser viel näher haben konnte.

Hinsichtlich der Flüchtigkeit halten alle Steppenvölker den wilden Esel für eines der schnellsten Thiere, und behaupten, daß die flüchtigsten ihrer Pferde diese leicht gebauten Geschöpfe nicht einholen können. Auch die Schriftsteller des Alterthums, wie die neuern Reisenden, lassen ihrer Schnelligkeit im Lauf Gerechtigkeit widerfahren<sup>25)</sup>. Weil sie gern auf kahlen felsigen Hügeln weiden, so kommt ihnen die Fertigkeit auf dem höherigsten Boden und den schmalsten Pfaden schnell zu laufen, sehr zu statten. Ihr Bau ist hiezu ganz eingerichtet, indem der Leib sehr schmal ist, die Füße nahe aneinander stehen und schreiten, und die kleinen runden Hufe überaus hart, trocken und am Rande scharf sind. Die Fertigkeit auf rauhen schmalen Pfaden sichern Schrittes zu gehen, ist selbst dem trägen Lastesel geblieben und wird von ihm auf das Maulthier fortgepflanzt. Wegen ihrer Schnelligkeit sind die Wildesel schwer zu erlegen, und bei ihrem scharfen Gesicht und Gehör, und ihrer feinen Witterung ist ihnen in freien Steppen gar nicht beizukommen<sup>1)</sup>.

---

25) Auffallend stimmt in dieser Beziehung Ker Porter's Erzählung von der Jagd eines Wildesels mit der von Xenophon vorhin angeführten überein. Die Sonne, erzählt jener, stieg eben über die Spitzen der Gebirge empor, als mein Windhund einem Wildesel nachsetzte. Wir ritten sogleich demselben nach, und nach einem ununterbrochenen Galopp von drei vollen englischen Meilen näherten wir uns dem Hunde, der nicht mehr weit von dem Thiere entfernt war. Als ich es für einen Wildesel erkannte, so beschloß ich, mich demselben auf meinem sehr schnellen Araber so viel als möglich zu nähern. Der Augenblick aber, wo ich mein Pferd anhielt, um ihn zu betrachten, hatte ihm einen solchen Vorsprung gegeben, daß wir denselben trotz aller Anstrengung nicht wieder einholen konnten. Ich war jedoch vor meinen Gefährten beträchtlich voraus, als der Esel in seinem Laufe eine Pause machte und mich auf Pistolenschußweite herankommen ließ. Dann eilte er mit Blitzesschnelle davon, indem er auf seiner Flucht Capriolen machte, ausschlug und schäckerte, als ob er nicht im mindesten ermüdet und die Jagd sein Zeitvertreib wäre. (Travels I. p. 459). Auch Morier (2te Reise nach Persien. S. 216) berichtet, daß er in der Wüste von Laswin auf zwei wilde Esel Jagd gemacht habe, ohne sie erreichen zu können. 1) Auch die nach Petersburg gebrachte junge Eselin, obschon sie nicht zu ihrem vollen Wachsthum gelangte, und wegen schlechter Pflege schwächlich

Die große Schnelligkeit ist jedoch ein Vorzug, der nur den asiatischen und afrikanischen Wildeseln zukommt. Diejenigen, welche Azara<sup>2)</sup> im südlichen Amerika sah und wohl von einer gemeinen Rasse abstammen mochten, haben keineswegs die Flüchtigkeit eines Pferdes und sind in ihrer größten Schnelligkeit nur ein wenig eiliger als die Hausesel.

Vom Wildesel wird dieselbe Nutzung wie von einem jagdbaren Wild gezogen. Die Kirgisen, Tartaren, Perser und andere Steppenvölker jagen denselben, weil ein Kulanbraten bei ihnen für einen Leckerbissen gilt. Schon Xenophon rühmt das Fleisch der Wildesel und vergleicht es mit dem des Hirschens, nur daß es zarter wäre. Daß es bei den Persern zu allen Zeiten in Ansehen stand, geht aus Herodot<sup>3)</sup>, Olearius<sup>4)</sup>, Morier<sup>5)</sup> und de la Sarre<sup>6)</sup> hervor; letzterer erzählt, daß der Schach der französischen Gesandtschaft Wildesels-Quarter, als ein köstliches Gericht zuschickte. Auch die alten Römer zählten den Onager unter die Delicatessen der Tafel, wie Plinius<sup>7)</sup> berichtet.

Die wilden Esel werden ferner zur Zucht benützt. Zu diesem Behufe suchen die Perser dieselben in künstlich bedeckten Gruben zu fangen, die unten mit Heu belegt werden, damit sich das Thier nicht beschädigen kann. Durch große Jagdgesellschaften werden die Esel an die Orte getrieben, wo solche Fallgruben angelegt sind, und die gefangenen Füllen werden dann zur Zucht an die Vornehmen des Landes theuer verkauft. Von

geblieben war, hatte demohngeachtet den über 200 deutsche Meilen ausmachenden Weg von Astrachan bis Moskau in beständigem Lauf hinter dem Postwagen, ohne mehr als ein Paar Nächte zu rasten, ausgehalten, hatte dabei durch Fallen und Stoßen, da sie oft hinter dem Wagen hergeschleift wurde, gelitten, und lief doch noch, mit eben so wenig Ruhe, nach einem kurzen Aufenthalt in Moskau, über 100 Meilen bis Petersburg. Freilich kam sie höchst mager und elend an, und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten, allein sie starb gegen den Herbst doch nicht von dieser Erschöpfung, sondern vielmehr von der Kälte und Nässe des Klimas, des Bodens und der Weide, und den Mitteln, welche man zur Vertreibung der auf der Reise entstandenen bösen Raude gebrauchte. 2) II. p. 345. 3) Ktio. 133. 4) Reisebeschr. S. 526. 5) Zweite Reise durch Persien. S. 216. 6) Annal. des sc. nat. XXVII. p. 124. 7) Hist. nat. VIII. c. 43. (c. 68. Hard.): Pullos mularum epulari Maecenas instituit, multum eo tempore praelatos onagris; post eum interiit auctoritas saporis.

diesen jungen Wildeseln zieht man eigentlich die schönen und flinken Reit- esel, deren man sich in Persien, Arabien und Egypten auf Reisen, zumal durch Wüsteneien, bedient<sup>8)</sup>).

Die Häute der wilden Esel werden von den Bucharen zur Bereitung des Chagrins sehr geschätzt, was auch in Syrien der Fall ist, wie schon der alte Raupwolf erzählt. Indes werden hiezu nicht bloß Esels- sondern ebenfalls, und zwar noch häufiger, Pferdehäute benützt<sup>9)</sup>).

## b) Hausesel.

Tab. CCCXIII.

Ob wilder und zahmer Esel zu einer Art gehören, darüber haben sich die ältern Schriftsteller entweder gar nicht geäußert, oder wenn dieß der Fall war, so sind sie gewöhnlich der Meinung gewesen, daß zwischen beiden eine spezifische Differenz herrsche. Letztere Ansicht hat schon Aristoteles<sup>10)</sup> ausgesprochen, und die Rabbinen sind ihr gleichfalls zugethan, indem sie das im 3ten Buch Mos. gegebene Verbot, Thiere von verschiedenen Arten mit einander zu vermischen, auch auf den wilden und zahmen Esel anwandten<sup>11)</sup>, Selbst der große Naturkundige Rai<sup>12)</sup> ließ sich durch die Autorität von Belon und Raupwolf bestimmen, den Onager als eigne Art aufzustellen, wiewohl er hinzusetzt, daß er zwischen ihm und dem Hausesel keinen andern Unterschied als zwischen einem wilden und

8) Pallas a. a. D. S. 27. 9) Ueber die in Astrachan übliche Art Chagrin zu verfertigen, hat Pallas in den „neuen nord. Beiträgen I. S. 325“ einen ausführlichen Aufsatz mitgetheilt. 10) Hist. animal. lib. VI. c. 36. 11) Desmoulin's (Dict. class. d'hist. nat. III. p. 563) hat diese Stelle benützen wollen, um die h. Schrift zu verunglimpfen.

Er sagt nämlich: Il (l'onagre) est célèbre dans l'Écriture sainte. Moïse, en général très-mauvais naturaliste, le croyant d'espèce différente, défendit de l'accoupler avec l'âne. Nun aber heißt die Stelle Mos. III, c. 19, 19 bloß: „Du sollst dein Vieh nicht mit verschiedenartigen Thieren paaren“; daß zu letztern indes auch wilder und zahmer Esel gehöre, davon ist in den mosaïschen Büchern keine Rede, sondern allein bei den rabbinischen Auslegern. Der très-mauvais naturaliste ist also gewiß nicht der alte ehrwürdige Autor. 12) Syn. animal. quadrup. p. 63.

zahmen Thier wahrgenommen hätte. Auch Brisson <sup>13)</sup>, obschon er die große Aehnlichkeit zwischen beiden erkannte, wagte es nicht sie zu vereinigen, weil er die Haut des Onagers in ihrer natürlichen Beschaffenheit für körnig hielt, was sie jedoch erst durch die künstliche Bereitung zu Chagrin wird.

Daß indeß Wildesel und Hausesel nur eine Art ausmachen, geht schon aus des Bischofs Luitprands vorhin angeführten Angaben hervor, und seitdem Pallas seine Beschreibung des Onagers bekannt gemacht hat, unterliegt die Art-Identität derselben keinem Zweifel mehr. Die Abweichungen, welche unsere Hausesel in Färbung und Gestalt von dem Kulan darbieten, können nicht befremden, da wir ähnliche Erscheinungen bei dem Pferde wahrnehmen, und die orientalischen Esel nicht bloß in Gestalt, sondern auch, nach Niebuhr <sup>14)</sup>, in Färbung häufig mit den wilden ganz genau übereinkommen.

Wie schon dem Kulan keine solche weite Verbreitung zukommt, als dem wilden Pferde, indem jener nicht leicht über den 48° n. Breite hinausgeht, während dieses selbst in dem kälteren Nordamerika bis zum 53° hinauf reicht, so ist auch der Hausesel auf engere Grenzen als das Hauspferd eingeschränkt. Sein eigentliches Vaterland, wo sich seine schönsten kräftigsten Rassen finden, sind dieselben Gegenden, wie beim Pferde, nämlich das vordere Mittelasien und das nördliche Afrika. Wie dieses gedeiht er am besten in trocknen, warmen Ländern mit aromatischen Futterkräutern; Kälte oder Feuchtigkeit, selbst wenn letztere mit Wärme verbunden ist, kann er viel weniger als das Pferd ertragen, und verliert unter solchen Einflüssen auffallend an Schönheit, Kraft, Schnelligkeit und Intelligenz <sup>15)</sup>. Persien, Arabien, Syrien, Egypten, Nubien, die Berberei

13) Regn. anim. p. 104.

14) Neue nord. Beiträge. II S. 27.

15) Daß die

Esel die Kälte nicht vertragen können, war schon Herodot (lib. IV. Melpom.) bekannt. Aristoteles sagt (de generat. animal. lib. II. c. 8): Der Esel ist ein frostiges Thier, daher kann er in kalten Ländern, wie bei den Scythien und deren Nachbarn, so wie bei den Gallicien, die über Spanien wohnen, nicht gezogen werden. Plinius (hist. nat. VIII. c. 43.) nennt aus diesem Grunde den Esel ein animal frigoris maxime impatiens. Und Strabo (geograph. p. 471) wiederholt diesen Ausdruck.

und zum Theil das südliche Europa sind daher diejenigen Länder, in welchen die besten Hausesel gefunden werden.

In Asien wird der Esel nicht eher als an der Südgrenze Sibiriens im domesticirten Zustande angetroffen; im letzteren Lande wird selbst auf den Bergwerken statt seiner das Pferd gebraucht. Dagegen kommt er in Schirwan, Daghestan und Escherkassien, zugleich mit Mauleseln, vor, wovon die, welche die Gebirgstartaren halten, berühmt sind. Bei den Kalmücken und Kirgisen scheint er ganz zu fehlen. Die Mongolen ziehen in Charafchin, wo das bogdochanische Schloß Sheche liegt, Esel und Maulthiere. Im ganzen Vorderasien sind diese Thiere gemein; eben so in China, wo sie von guter Beschaffenheit, wohlgebaut und von schönen Farben sind<sup>16)</sup>. Je weiter man aber in Asien gegen Süden hinabgeht, desto mehr vermindert sich die Güte derselben, und in Indien sind sie so unansehnlich als die Pferde, obgleich sie hier zum Transport allgemein verwendet werden<sup>17)</sup>.

Europa hat in seinem südlichen Theile viele und meist flüchtige, schöne Esel, wie man denn die italienischen und spanischen keineswegs mit unsern trägen Müllereseln vergleichen darf. Je weiter sie aber nach Norden hinaufziehen, und je schlechter zugleich die Behandlung wird, die sie hier erfahren, desto mehr verlieren sie an Vorzügen und Achtung. In England sind sie noch in allen Theilen der Insel gemein, und werden auf Bergwerken zum Tragen verwendet. Schon zu Ethelreds Zeiten und später unter der Regierung Heinrich III. sind sie hier eingeführt gewesen; unter der Herrschaft der Königin Elisabeth hatten sie sich wieder verloren, wurden hernach aber häufiger als je gezogen. In Norwegen und Schweden wird die Eselszucht nicht betrieben<sup>18)</sup>.

In Afrika wird der Esel auf der ganzen nördlichen Hälfte als Hausthier gebraucht, und er findet sich hier vom mittelländischen Meere an bis an die

16) Vollständ. Handb. d. Erbbesch. Weim. XII. S. 282, 700, 737, 760. — Linné's Reise. III. S. 282. — Walthers, das Pferd. S. 93. 17) Elphinstone, Gesch. d. engl. Gesandtsch. an den Hof von Kabul, übers. v. Rüh s. I. S. 227. 18) Pennant britt. Zoolog. übers. v. Murr. S. 5. — Linné sagte in der ersten Ausgabe der Fauna suecica vom Esel: *habitat in magnatum praediis rara*. In der 2ten Auflage, so wie in der von Retzius, ist der Esel aber nicht mehr unter den schwedischen Thieren aufgeführt.



die Südgrenze des Sudans. In Abyssinien<sup>19)</sup>, Kordofan<sup>20)</sup>, Mandara, Bornu<sup>21)</sup>, Limbuku<sup>22)</sup>, Senegambien<sup>23)</sup> und den nördlichen Gegenden Aschantis<sup>24)</sup>, ist überall noch der Esel im domesticirten Zustande und meist von guter Qualität und in Menge anzutreffen. Jenseits des Aequators bis zur Südspitze scheint er den Urbewohnern eben so, wie das Pferd zu fehlen, wenigstens ist er weder bei den Kaffern noch Hottentotten vorgefunden worden, und am Kap<sup>25)</sup>, wie in Loango<sup>1)</sup>, haben ihn erst die Europäer eingeführt. Auf den capverdischen und kanarischen Inseln ist er häufig im Gebrauch, und auf den letztern hatte er sich in solcher Menge verwildert, daß diese Wildesel durch eine allgemeine Treibjagd vertilgt werden mußten<sup>2)</sup>.

In Amerika ist der Esel jetzt gleichfalls als Hausthier eingeführt, doch reicht er auch hier nicht so weit nach Norden hinauf, als das Pferd. In den Verzeichnissen der Hausthiere von Kanada und dem brittischen Nordamerika ist er nicht mit aufgezählt. Erst in den nördlichen Theilen der vereinigten Staaten von Nordamerika, also ohngefähr vom 45° n. Breite an, kömmt er zum Vorschein, und seine Einführung daselbst ist noch nicht alt. In Neuhamphshire, Vermont und Connecticut breitet sich die Esels- und Maulthierzucht immer mehr aus, und Maulthiere machen bereits einen Gegenstand der Ausfuhr<sup>3)</sup>. Am häufigsten ist der Esel im ganzen ehemaligen spanischen und portugiesischen Amerika, und er reicht hier bis zur Grenze von Patagonien hinab. Er wird vorzüglich der Maulthierzucht wegen gehalten, auf die man in den meisten dieser Länder großen Werth legt.

Aus dem Angeführten geht bereits hervor, daß der Esel mehrere bedeutende Abänderungen darbietet, die sich in bestimmten Ländern constant forterhalten und daher als Rassen anzusehen sind. Bei der Betrachtung

19) Salt voy. Append. p. 38. 20) Ruppel's Reisen in Arabien. S. 157.  
 21) Denham's Reise. Weim. 1827. S. 452. 22) Vollständ. Handb. d. Erdbeschr.  
 Weim. XXII. S. 409. 23) Mungo Park trav. p. 12. 24) Vollst. Handb. d. Erdbeschr.  
 Weim. XXII. S. 117. 25) Robe's Vorgebirg der guten Hoffnung. S. 146.  
 1) Vollständ. Handb. d. Erdbeschr. Weim. XXII. S. 322. 2) Neue nord. Beiträge II.  
 S. 24. 3) Vollst. Handb. d. Erdbeschr. Weim. XVI. S. 264 — XVII. S. 204, 233, 342.  
 Abthlg. VI.

jedoch, in der dieses Thier bei uns steht, haben die Reisenden dieselben so wenig beachtet, daß wir, namentlich von den orientalischen, gewöhnlich nicht mehr als einige allgemeine Notizen, aber keineswegs naturhistorische Descriptionen besitzen. Eine Charakteristik der Rassen des Esels ist also zur Zeit noch eine unmögliche Sache. Im Allgemeinen läßt sich hierüber nur so viel sagen, daß die edlen Schläge hinsichtlich der schönern und größern Gestalt, der feinern Behaarung und der Schnelligkeit dem Kulan sich nähern, während die gemeinen mehr oder minder in der plumpen und kleinern Gestalt, der groben Behaarung und der Trägheit unserm Mülleresel sich vergleichen lassen. Diese Verschiedenheit hängt jedoch nicht einzig und allein vom Klima, sondern eben so wohl und vielleicht noch mehr von der Behandlung ab, denn in Arabien<sup>4)</sup> und Persien<sup>5)</sup> findet man, außer dem gerühmten Schläge, gleichfalls einen andern, der eben so wenig geachtet ist, als der unserige. Wie wäre es auch möglich, daß der Esel bei uns gedeihen könnte, da er fast gar keiner Pflege sich erfreut, frühzeitig mit der schwersten Arbeit über Gebühr angestrengt und mit der schlechtesten Kost genährt wird. Würde seiner Erziehung und Unterhaltung mehr Aufmerksamkeit geschenkt, würde die schlechte Zucht durch gute orientalische Beschäler verbessert, so würden wir in unserem mittlern Europa ebenfalls bessere Eselrassen erhalten. Da uns jedoch das Pferd einen größeren Nutzen gewährt, so ist diesem auf Unkosten seines Arts-Verwandten zunächst alle Sorgfalt geschenkt worden.

Die schönen flüchtigen Reitesel, deren man sich im Orient zum Reiten bedient und die zuweilen mit 70 Dukaten und mehr bezahlt werden, stammen von eingefangenen wilden Füllen her<sup>6)</sup>. Schon Varro<sup>7)</sup> giebt an, daß der Onager, der sich leicht zähmen lasse, zur Zucht besonders tauglich sey. Auch kommen die guten Reitesel in ihren Vorzügen mit demselben überein, und übertreffen ihn noch durch Ablegung des wilden scheuen Wesens.

4) Niebuhr's Besch. von Arabien S. 164: „Man findet in Arabien zweierlei Arten Esel. Die kleinen trägen Esel sind in den Morgenländern eben so wenig geachtet, als bei uns. Man hat aber daselbst eine große und muthige Art, welche ich auf Reisen bequemer gefunden habe als Pferde, und die auch theuer bezahlt werden.“

5) Tavernier liv. 4. chap. 3.

6) Pallas in den neuen nord. Beitr. II.

S. 27.

7) De re rustica lib. II. c. 6.

Um die bereits angedeuteten Verschiedenheiten in der Güte der Hausesel zur nähern Kenntniß zu bringen, mögen nachfolgende Angaben dienen, welche sich über die hauptsächlichsten Zuchten erstrecken.

Arabien, das Land, in welchem die edelsten Pferde gezogen werden, hat auch die schönsten Esel und sie kommen hier häufiger als die erstern vor. Gleichwohl können sie sich selbst hier nicht in die Achtung bringen, die dem Roße erzeugt wird, denn wenigstens in Mekka, wo die Pferde sehr selten, die Esel aber ganz gewöhnlich sind, reitet niemand von Stande auf ihnen<sup>8)</sup>. In der Provinz Yemen reiset man aber gewöhnlich auf Eseln, weil man in diesem Lande nicht so leicht, wie in der Türkei, Miethpferde findet, und weil die Art, deren man sich zu Reisen bedient, groß und muthig ist, auch sehr bequem und geschwinde geht<sup>9)</sup>.

In Persien sind, nach Chardin<sup>10)</sup>, die gewöhnlichen Esel langsam und schwerfällig, wie die unserigen, und werden nur zum Lasttragen gebraucht; dagegen giebt es hier eine Rasse arabischer Esel, welche sehr schöne Thiere und die ersten ihrer Art in der Welt sind. Sie haben glattes Haar, hohen Kopf und leichte Füße, die im Gehen mit Anstand gehoben werden. Man gebraucht sie bloß zum Reiten, und die Sättel werden mehr gegen das Kreuz, als gegen den Hals aufgelegt. Manche bekommen ganz silbernes Reitzeug, so sehr ist ihr Herr mit der Leichtigkeit und Sanftheit ihres Ganges zufrieden. Es giebt darunter einzelne zum Preis von 400 Franken, und man kann keinen nur einigermaßen guten unter 25 Pistolen bekommen. Man pflegt sie wie die Pferde. Die Mollahs, welche noch nicht in Aemtern oder großen Benefizien sind, suchen etwas darin auf Eseln zu reiten<sup>11)</sup>.

In keinem Lande werden vielleicht so viele Esel gefunden, als in der Bucharei; nicht allein auf den Landstraßen ist alles davon voll, sondern auch die engen Straßen der Städte sind so sehr mit diesen Thieren ange-

8) Burckhardt's Reisen in Arabien. S. 327. 9) Niebuhr's Reisebesch. nach Arabien. I. S. 311. — Die Esel von Mekka beschreibt Ali Bey (Reisen. II. S. 295) als zwar klein, aber vortrefflich, wiewohl sie nicht vorzüglicher seyen, als die egyptischen.

10) A. a. D. S. 368. 11) In Ispahan, sagt Morier (Reise S. 145), gehört es mit zur Würde der Mollahs auf weißen, aus Arabien kommenden und darum seltenen, Eseln zu reiten.

fällt, daß es oft unmöglich ist durchzukommen; possierlich ist es anzusehen, wenn mehrere beladene Esel sich in den breiteren Strassen begegnen, wie sie sich wenden und drehen, um nebeneinander vorbei zu kommen. Sie finden sich hier fast von allen Farben, weiß, schwarz, braun, grau, blaugrau u. u.; auch die mit Pferden erzeugten Bastarde sind hier ebenfalls sehr häufig und weit theurer als die Esel<sup>12)</sup>.

Syrien, das seit den ältesten Zeiten seiner Viehzucht wegen berühmt ist, hält viele Esel, die von großer Gestalt sind, und weit schneller laufen, als die unserigen<sup>13)</sup>. Das Paschalik Aleppo zieht Esel von einem besondern Schlag. Sie haben sehr lange Beine, und ihr Kumpf ist eben so stark, als der von Maulthieren. Da sie auch eben so lebhaft und munter sind, so würde man sie nicht davon unterscheiden können, wenn sie nicht so lange Ohren hätten, die sie immer ausgestreckt tragen. Beide Thiere sind daselbst schwarz, und suchen es im Laufen einander zuvor zu thun<sup>14)</sup>.

Mit besonderem Lobe und ziemlicher Ausführlichkeit spricht Sonnini<sup>15)</sup> von den egyptischen Eseln. „Welcher Unterschied“, sagt er, „ist zwischen unsern elenden Thieren und den Eseln aus Arabien und Egypten, welche, wie die Pferde, die ersten der Welt sind. Man sieht sie daselbst von großer Gestalt und sie sind die geachtetsten und theuersten, weil sie zuweilen zu einem höhern Preis als selbst die Pferde verkauft werden. Uebrigens wie auch ihre Gestalt seyn möge, ihr Kopf ist gut gestellt, die Augen sind lebhaft und der Leib wohlgebildet. Sie zeigen Eleganz in den Stellungen, Anstand in den Bewegungen, etwas Edles und fast Stolzes in der Haltung. Ihr Schritt ist sicher und ihre Gangarten schnell, lebendig und sanft. Zum Reiten sind sie sehr angenehm. Alle Reisenden haben diesen schönen Schlag gerühmt. P. della Valle erzählt, daß man im Orient kein Bedenken habe auf Eseln zu reiten, daß sie einen vortrefflichen Trab laufen, und daß er darüber nicht wenig gelacht habe. Was mich betrifft, so war ich darüber ganz verwundert. Nicht nur hatte man in Egypten kein Bedenken auf Eseln zu reiten, sondern sie waren in Kairo

---

12) Evermann, Reise von Drenburg nach Buchara. S. 94. 13) Wittmann's Reisen in der europ. Türkei I. S. 259. 14) Walther, das Pferd. S. 73. 15) Voy. dans la haute et basse Egypte. II. p. 353.

auch das einzige Reitthier, das den Christen aller Nationen gestattet war. Die mahomedanischen Kaufleute und die reichsten Einwohner bedienten sich ihrer gleichfalls, und in diesem Lande, wo Wägen unbekannt waren, hatten die Damen des höchsten Ranges und selbst die Frauen der Beys keine andere Equipage."

„Die egyptischen Esel haben wenigstens eben so viel Kraft als Schönheit, und halten auf den längsten Märschen aus. Härter als die Pferde und nicht so schwierig in der Wahl und Menge des Futters, zieht man sie auf großen Reisen durch die Wüste vor. Die Mehrzahl der muselmännischen Pilger bedient sich ihrer auf dem langen und beschwerlichen Wege nach Mekka, und die Anführer der nubischen Karawanen, welche 2 Monate durch unermessliche Wüsteneien hindurchziehen, reiten auf Eseln, die bei ihrer Ankunft in Egypten nicht abgemattet aussehen".

„Die Hufe werden durch dünne und leichte Eisen geschützt. Die Sättel sind rundlich, aufgebogen, weich ausgefüllt, und mehr gegen das Kreuz, als gegen den Hals aufgelegt. Die Männer setzen sich auf diese ohne Schabracke; für die Frauen aber wird ein mehr oder weniger prächtiger Teppich genommen, der bisweilen auf die Erde reicht. Man zäumt die Esel auf dieselbe Weise als die Pferde. Auf den Hauptplätzen in Kairo konnte man gesattelte und gezäumte miethen, welche die Stelle der Fiaker vertreten<sup>16)</sup>. Auf der Reise hat man einen kleinen Holzstab mit eiserner Spitze, womit man das Widerrist sticht. Beim Absteigen hat man nicht nöthig seinen Esel anzubinden. Man zieht allein die Zügel stark zurück und befestigt sie an einem Ring am Sattel; dies Verfahren, welches dem Thiere den Kopf etwas zwingt, reicht hin, um es ruhig auf seinem Platze zu erhalten".

„Ob schon die Araber zur Erhaltung ihrer Eselrasse nicht ganz die Sorgfalt anwenden, welche sie der Vervollkommnung der Pferde widmen,

---

16) Wenn man in Alexandrien, erzählt Ali Bey (Reisen II. S. 104), von einem Ort zum andern will, so bedient man sich der Esel, die aber nicht höher als 37—39 par. Zoll sind. Sie sind so munter und rasch, daß ihr gewöhnlicher Schritt dem starken Trabe eines Pferdes gleich kommt, und sie rennen mit einem Reiter oder sonst einer schweren Last auf dem Rücken beständig, wie Postpferde, von einem Ende der Stadt zum andern.

so werden doch die Esel in keinem Lande sorgfamer als in Arabien und Egypten behandelt. Man pflegt und wäscht sie regelmäßig, daher ist ihr Haar glatt, weich und glänzend. Auch erhalten sie dasselbe Futter, wie die Pferde, welches gewöhnlich in Heufeln, Gerste und kleinen Bohnen besteht“.

„Die schönsten Esel, welche man in Kairo sieht, kommen aus Ober-Egypten und Nubien; gegen das Delta hinab sind sie in allen Beziehungen diesen nachstehend. Wegen ihrer Schönheit kann es nicht verwundern, daß sie in Egypten ein Gegenstand des Luxus geworden sind. Die Prachtliebe verfiel darauf, solche zum höchsten Preise zu halten, und die in Kairo ansässigen Europäer suchten darin eine Entschädigung für das Verbot auf Pferden zu reiten. Diese Aeußerung des Luxus zog jedoch im Jahr 1779 die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich. Es schien ihr ungeziemend, daß fremde und wegen ihrer Religion verhasste Kaufleute prächtigere Reitthiere, als selbst die Frauen der Beyn hätten. Mehr brauchte es nicht, um den europäischen Handelsleuten eine gezwungene Contribution von 4 bis 500,000 Franks aufzulegen, welche sie dafür bezahlen mußten, daß sie sich schöne Esel gehalten hatten.“

In der Barberei, sagt Shaw<sup>17)</sup>, sind der Esel und das Maulthier unter allen Thieren die abgehärtetsten zur Ertragung von Strapazen, und fordern nicht halb so viel Sorgfalt als das Pferd. In Algier bedient man sich zwar nicht häufig der Esel zum Reiten, dagegen ist dieß in Tunis ganz gewöhnlich, wo man ihrer eine große Anzahl und sehr schöne hat<sup>18)</sup>. Auch die Mauren haben stattliche Esel, und Adanson<sup>19)</sup> war nicht wenig verwundert über die Schönheit derjenigen, welche die maurischen Kaufleute zum Transport ihrer Waaren nach Senegambien mitgebracht hatten.

Unter den europäischen Hauseseln sind die besten die griechischen, spanischen und süditalienischen, obwohl sie nicht überall von gleicher Güte sind. Man empfiehlt bei uns die Hengste von jenen Ländern zu Beschälern; sie kommen aber überall theuer zu stehen, besonders wenn die Eigenthümer merken, daß man sie für einen großen Herrn kaufen will. Im Alterthum

17) Voy. dans plus. prov. de la Barbarie. I. p. 308.  
Tunis (Weim. 1816). S. 65.

18) Maggill's Reise nach  
19) Reise nach Senegal, übers. v. Martini. S. 176.

galten die arkadischen und reatinischen (von Reate, jetzt Rieti in Italien) als die vorzüglichsten<sup>20)</sup>, so daß von da ein einziger Esel auf 60,000 Sestertien (12,000 Franken), und ein vierspänniger Zug in Rom auf 400,000 Sestertien kam<sup>21)</sup>. Varro<sup>22)</sup> giebt überdieß an, daß ein guter Beschäler von dorthier bisweilen mit 3—400,000 Sestertien bezahlt wurde, und Plinius<sup>23)</sup>, daß in Celtiberien manche Eselinnen durch ihre Nachkommenschaft 400,000 N. (80,000 Frk.) eingebracht haben.

Nach Amerika ist der Esel durch die Spanier zuerst gebracht und in allen ihren Kolonien verbreitet worden, doch hat er sich nicht so stark vermehrt als das Pferd, und ist meist sehr aus der Art geschlagen. In Paraguay kommt er nur in geringer Anzahl vor, ist klein und schwach, und bei der Menge und Wohlfeilheit der Pferde so verachtet, daß es keinen noch so armen Indianer giebt, der sich nicht schämte auf einen Esel zu reiten und ihn zu irgend einem Dienst zu verwenden. Er wird beinahe einzig von den Indianern benutzt, welche in den ehemaligen Missionen leben, und gewöhnlich keine Pferde halten dürfen. Sie brauchen diese Thiere zum Reiten und Ziehen, behandeln sie aber übrigens mit großer Härte, denn ungeachtet daß man ihnen weder Wohnung noch Nahrung giebt, sind sie der Gegenstand, an welchem der ganze Muthwille der Jugend sich ausläßt, die ihnen die Ohren zerschligt und abschneidet, so daß man deshalb selten einen Esel mit 2 vollständigen Ohren findet<sup>24)</sup>.

In Potosi läßt man sie die Erzstufen in bloßen Säcken nach den Mühlen tragen, ohne ihnen zum Schutz des Rückens einen Sattel oder sonst etwas aufzulegen. Die Indianer von Peru behandeln sie aber mit Sorgfalt, und schätzen sie<sup>25)</sup>.

Der Maulthierzucht wegen werden in Brasilien, zumal in den Provinzen Rio Grande und S. Paulo, auf jeder Fazenda mehrere Esel zur Beschälung unterhalten<sup>1)</sup>.

Merkwürdig ist es, daß in Chili, wo die eingeführten Pferde nicht bloß

---

20) Varro de re rust. lib. II. c. 6.      21) Ebenda. lib. II. c. 1, 15.      22) Lib. II. c. 8.      23) Hist. nat. lib. VIII. c. 43 (c. 68. Hard).      24) Azara hist. nat. du Paraguay. II. p. 340. — Rengger's Säugth. v. Parag. S. 341.      25) Azara a. a. D. S. 342.      1) Vollständ. Handb. d. Erdbeschr. XIX. S. 601.

in ursprünglicher Güte sich erhalten haben, sondern sich selbst noch veredelten, auch die Esel, nach Molina <sup>2)</sup>, einen größern Körper als ihre europäischen Stammeltern erlangten. Sie zeichnen sich durch glänzende Haare und gut gebildeten Rücken aus, sind schnell auf den Füßen, so daß dieselben zu den edlen Rassen dieser Art zu zählen sind.

In Columbien hat der Esel weder in seiner Gestalt, noch in seiner Lebensweise eine Veränderung erlitten. Sehr häufig ist er in Bogota, wo man ihn zum Transport der Baumaterialien anwendet. Da man ihn schlecht behandelt und dem Umgestümm der Witterung Preis giebt, ohne ihm hinlängliche Nahrung zu reichen, so ist er klein und schlecht. Er ist mit einem sehr langen Haar bedeckt, und häufig Mißbildungen unterworfen, die nicht allein bei den Alten, welche zu frühzeitig beladen werden, vorkommen, sondern auch bei den neugeborenen Jungen; letzteres wahrscheinlich in Folge der schlechten Behandlung, welche die trächtigen Mütter erfahren. In den tiefen und heißen Gegenden, wo man Eselhengste zur Maulthierzucht nöthig hat, ist dieses Thier weniger vernachlässigt, daher ist es hier auch größer und stärker, und sein Haar kürzer und glätter. Wenn ein Esels- und ein Pferdehengst mit einigen Stuten auf einer beschränkten Weide sich beisammen finden, so ist zwischen beiden ein beständiger Krieg. Der Esel vertheidigt sich gegen die Angriffe seines Nebenbuhlers nicht anders, als daß er sich bemüht, ihn bei den Geschlechtstheilen zu ergreifen, und ziemlich oft gelingt es ihm, nach mehrtägiger Ausdauer, dieselben zu packen, und so den Pferdehengst mit einem einzigen Biß zu verstümmeln <sup>3)</sup>.

So wenig als die meisten amerikanischen Esel von besonderer Güte sind, eben so wenig sind es die französischen und deutschen, und sie werden

---

2) Naturgesch. v. Chili. S. 289. 3) Roulin in den *Annal. des sc. nat.* XVI. p. 24. — Letzterer Umstand ist nicht bloß von Eseln, sondern auch von Pferden, und zwar schon aus alten Zeiten bekannt. Plinius (VIII. c. 30) und Dippian (vs. 197—233) erzählen, daß die Hengste der Wildesel die männlichen Füllen aus Eifersucht verstümmeln. Dasselbe sagt Aristoteles von den wilden Pferden in Syrien, und Walthar (das Pferd. S. 161) von den zahmen Hengsten, indem er hinzufügt, daß sich in Marställen bisweilen Beschäler losgemacht und dann gleich den neben ihnen stehenden nach dem Geschrote gebissen hätten.



den bei uns schon feltener, als in Frankreich gefunden und bloß in gebirgigen Gegenden gehalten; diese sind nun freilich träge, häßliche und plumpe Thiere, die den beschriebenen edlen Rassen weit nachstehen. Rauheres Klima und noch mehr üble Behandlung haben diese Verschlechterung herbeigeführt, und wer von unsern mitteleuropäischen Eseln auf die Beschaffenheit der orientalischen schließen wollte, würde eben so irren, als wenn er die märkischen, oder einen Theil der oberbayerischen Pferde als Typus für die ganze Pferdeart ansehen wollte.

Der Esel ist bei uns so wenig geachtet, daß man auf die Verhältnisse seiner Gestalt nicht einmal besondere Rücksicht nimmt; nur Fehler, welche seinem Gebrauche hinderlich sind, werden fast allein berücksichtigt. In Vergleich zum Pferde ist sein Kopf größer und schwerer, die Ohren viel länger und schlaffer, die Lippen wulstiger und herabhängend, der Hals dicker und mit kurzer Mähne behangen, das Widerrist minder vorspringend, der Rücken fast schneidend, die Hüften viel höher als das Widerrist, das Kreuz flach und abgeschliffen, die Brust schmaler, die Füße daher enger zusammengestellt, und der Schwanz dem der Kuh ähnlich; alles Eigenschaften, welche nach dem aufgestellten Pferde-Ideal mehr oder minder für Fehler gelten, und eben deshalb den Esel in Mißkredit bringen.

Das Fell ist dick und mit längern, steifern Haaren als beim Pferde bekleidet. Die gewöhnliche Farbe des Hausesels ist ein besonderes ~~Gräu~~ Grau, das man Eselsgrau nennt, daher er auch spottweise das Grauthier heißt; Unterleib, Flanken, Innenseite der Füße und Ohren, so wie die Schnauze sind weiß und der Untertheil der Füße meist schwarz gebändert. Von dem Schopf an läuft längs der Mähne und des ganzen Rückens bis zur Schwanzquaste ein schwarzer Streifen, der auf dem Widerrist von einem queeren durchschnitten wird, welcher fast bis zur Mitte der beiden Schultern herabgeht. Uebrigens giebt es auch fahle, fuchsrothe, braune, schwarze, weiße und gefleckte Esel, obgleich viel feltener, indem die graue Farbe auch bei den südamerikanischen Eseln am häufigsten vorkommt.

Die Größe ist, wie beim Pferde, einigen Aenderungen unterworfen, indem die edlen Rassen hochgebauter, die schlechten durchgängig kleiner sind, und das nicht bloß im kältern Norden, sondern auch im wärmern Amerika. Die schon von den Alten und auch noch von Buffon aufgestellte Regel,

daß die Esel in wärmern Ländern sämmtlich größer wären als in kältern, erleidet nicht bloß durch Amerika, sondern noch mehr durch die Insel Sardinien eine erhebliche Ausnahme. Auf letzterer giebt es wohl die kleinste Rasse der Welt, denn wenn man die gewöhnliche Höhe eines italienischen oder französischen Esels auf  $3\frac{1}{2}$  Fuß anseht, so ist die der sardischen nur 2' 10" <sup>4)</sup>, während selbst der Thüringer Hausesel fast 3 Fuß erreicht <sup>5)</sup>. Es ist überhaupt merkwürdig, daß sich fast alle Haustiere auf Sardinien durch besondere Kleinheit auszeichnen.

Folgende Maße hat Daubenton <sup>6)</sup> von einem lebenden französischen Esel mittlerer und gut proportionirter Gestalt abgenommen. Sie sind so zusammengestellt, daß sie mit den S. 137 angegebenen des Dschiggetais und Pferdes leicht verglichen werden können.

Ganze Länge	6' 0" 0"
Länge vom Zwischenraum der Ohren bis zum After	4 6 0
— des Kopfs	1 6 0
Vordere Höhe in der Gegend der Vorderfüße	3 4 6
Hintere Höhe in der Gegend der Hinterfüße	3 5 6
Zwischenraum zwischen den Vorderfüßen	0 4 0
Entfernung zwischen dem vordern Augenwinkel und dem Lippenende	0 10 6
Entfernung der hintern Augenwinkel bis zum Ohr	0 4 6
Durchmesser des Augs von einem Winkel zum andern	0 1 5
Entfernung der Augenwinkel von einander nach der Achse	0 5 4
Umfang des Kopfs vor den Ohren	2 5 0
Länge der Ohren	0 8 6
Entfernung derselben von einander	0 4 0
Länge des Halses	1 0 0
Umfang des Halses am Kopf	1 11 0
— — — an den Schultern	2 3 0
Breite — — — —	0 9 0
Umfang des Leibs hinter den Vordergliedern	3 8 0

4) Cetti, Naturgesch. v. Sard. S. 46.  
I. S. 285.

5) Bechstein's Naturgesch. Deutschlands.

6) Buff. hist. nat. IV. p. 410.

Umfang des Leibs in der Mitte	4' 5" 0"
— — — vor den Hinterfüßen	3 9 0
Länge der Schweifrübe	1 2 0
Umfang der Schweifrübe an der Basis	0 6 0
Entfernung der Ellenbogen-Beugung vom Boden	2 2 0
— vom Knie zum Boden	1 1 6
Länge des Schienbeins	1 2 6
Vom Sprunggelenk zum Boden	1 4 0

Im Skelet und den innern weichen Theilen kommt der Hausesel, wie bereits angegeben worden ist, ganz mit dem Kulan überein. Ebenso zeigt er in dieser Beziehung, nach Daubenton's<sup>7)</sup> genauen Untersuchungen, eine solche auffallende Uebereinstimmung mit dem Pferde, daß es nicht der Mühe verlohnt die geringfügigen Differenzen an diesem Orte zu wiederholen. Wenn Weber einen besonderen Unterschied zwischen beiden Arten darin finden will, daß dem Esel das Wadenbein abgeht, so hat sich in diese Angabe ein Versehen eingeschlichen, indem Daubenton eines solchen Umstandes nicht gedenkt und die Skelete der hiesigen Veterinärshule ein deutliches Wadenbein zeigen.

Die Zähne des Esels sind hinsichtlich ihrer Anzahl, Gestalt und Lage denen des Pferdes ähnlich, und werden auf gleiche Weise gewechselt<sup>8)</sup>.

Seine Stimme, welche man schreien, yanen, hanen, in Niedersachsen ransken nennt, ist höchst widrig und unangenehm. Wenn ein Esel sein Geschrei hören läßt, so stimmen bald die übrigen in der Nähe mit ein.

Schlaf hat der Esel noch weniger nöthig als das Pferd, indem er sich mit 4 Stunden des Tags begnügt, und insbesondere legt sich der brünstige Hengst und die trüchtige Stute nicht eher, als bei der größten Mattigkeit nieder.

Ob schon er dieselben Nahrungsmittel, wie das Pferd, nimmt, so ist er doch weit genügsamer, und kann mit schlechterer Kost, ja selbst mit Disteln und Kleie zufrieden gestellt werden, wie er denn überhaupt viel härter als

7) N. a. D. S. 415—432.

8) Brugnone. S. 190.

jenes gehalten wird. Dagegen ist er in der Auswahl des Getränks sorgfältiger, indem er bloß reines Wasser trinkt.

So phlegmatisch sonst der Esel ist, so geräth er doch zur Zeit der Fortpflanzung im Frühjahr in heftige Brunst und selbst in eine Art von Wuth, welche sich durch ein anhaltendes gräßliches Geschrei kund giebt. Beide Geschlechter zeigen große Geilheit, was ebenfalls von den wilden Rassen dieser Art bekannt ist. Um eine gute Zucht zu erlangen, ist es nöthig unsere schlechte Rasse durch gute ausländische Beschäler zu veredeln, und wenn man hier mit solcher Sorgfalt zu Werke gehen würde, wie die Engländer mit ihren Blutpferden, so würden wir gleichfalls Esel von besserer Qualität erlangen <sup>9)</sup>.

Die Stute trägt 11 Monate und etliche Tage <sup>10)</sup>, und bringt eins, selten zwei Füllen zur Welt. Es sind anfangs possierliche und lustige Thiere, die muthwillig umherspringen und sich auf der Erde wälzen. Diese Lebhaftigkeit dauert jedoch nicht lange, denn harte Arbeit, schlechte Kost und üble Behandlung, so wie auch deutlicher hervortretende natürliche Anlage machen den Esel bald furchtsam, phlegmatisch und träge. Die Mutter zeigt eine große Liebe zu ihrem Jungen, und setzt sich feinetwegen allen Gefahren aus.

Der Esel hat eine große Dauerhaftigkeit, unterliegt seltener Krankheiten als das Pferd, und kann daher sein Alter auf 30 und mehr Jahre bringen, wo er geschont und des Winters in warmen Ställen gehalten wird. Die Bevorzugung, welche das Pferd vor dem Esel selbst in solchen Gegenden erfährt, wo letzterer in bester Güte vorhanden und aufmerksam behandelt wird, rührt nicht von einer zufälligen Wahl her, welche der Mensch vorgenommen hat, sondern sie ist das nothwendige Ergebniß der geringern Anlagen und Fähigkeiten des langohrigen Hausgenossen. Trotz seines guten Gedächtnisses, indem er einen einmal gemachten Weg gleich wieder findet und seinen Treiber unter tausend Personen kennt, fehlt es ihm doch

---

9) Zum Beweis hiefür, führt Hartmann (Anleit. z. Pferdezücht. S. 390) einen Eselshengst auf dem württembergischen Hauptgestüte an, der von einem bruchsalter Beschäleresel erzeugt wurde und an Größe und Schönheit keinem italienischen nachstand. 10) Brugnone. S. 198.

an dem leichten Verstehen und Auffassen des menschlichen Willens, wodurch eben das Pferd vor allen andern Hufthieren sich auszeichnet und zum vielseitigsten Gebrauch sich eignet. Auch hat er nicht die Lebendigkeit, die Beweglichkeit, das Selbstvertrauen, die stolze Haltung und den Anstand des Pferdes, sondern er ist phlegmatisch, träge, unempfindlich und sehr geduldig, so daß er Schläge mit stupider Ruhe erträgt und bald wieder vergißt. Obgleich die edlern Rassen schneller und ruhiger sind, als unsere trägen Mülleresel, so kommen sie doch in der Ausdauer des Laufes und in der Lenksamkeit dem Pferde bei weitem nicht gleich. Sein Mangel an Intelligenz und Lebhaftigkeit spricht sich in seiner Physiognomie, zumal bei den schlechtern Rassen, deutlich aus, und daher ist er bei uns das Sinnbild der Stupidität und Faulheit geworden. An Stärke und Kraft steht er dem Pferde ebenfalls nach, und ein pinzgauer Fuhrmannsgaul und ein deutscher Hausesel sind in dieser Beziehung auffallende Gegensätze. Dabei hat er eigne Tücken und Capricen, so daß er öfters plötzlich auf dem Wege stehen bleibt, ohne daß Schläge etwas sonderliches fruchten, oder es fällt ihm gar ein, sich mit seiner Last auf dem Boden umher zu wälzen. Eine eigne Scheu hat er vor dem Wasser, und es müssen gewöhnlich Prügel in Anwendung kommen, wenn er durch dasselbe hindurch soll. Er hat überhaupt nicht den fecken Muth seines Verwandten, sondern ist furchtsam, und erschrickt und scheut sich leicht.

Ein großer Theil seiner Untugenden, namentlich seiner Tücken, mag, nach Pallas <sup>11)</sup> Meinung, von der zu großen Ausbildung und Empfindlichkeit der Gehörwerkzeuge mit herrühren, welche allerdings dem wilden Thiere sehr zu Statten kommt, das dadurch vor fernem Gefahren frühzeitig gewarnt wird. Der Lärm, den der Esel in der Nähe des Menschen hören muß, betäubt ihn, und man pflegt deshalb in England den Müllereseln die Ohren nahe am Kopfe abzuschneiden, weil man aus Erfahrung weiß, daß sie dadurch gutartiger, munterer und gehorsamer werden. Man würde übrigens leicht ein anderes Mittel finden, ohne daß man eine so entstellende Operation anzuwenden hätte.

Wiewohl also der Esel seines ganzen Charakters wegen niemals im

---

11) Neue nord. Beiträge. II. S. 30.

Stande wäre das Pferd zu ersetzen, selbst wenn man auf seine Ausbildung mehr Mühe verwenden wollte, als gewöhnlich geschieht, so bleibt er doch immer, zumal in wärmeren Gegenden, von großem Nutzen. Von seinem Gebrauche ist bereits in den ältesten Urkunden der h. Schrift die Rede, denn schon unter Abrahams Heerden werden Esel und Eselinnen mit aufgeführt <sup>12)</sup>. Am gewöhnlichsten wird er zum Reiten und Tragen, am seltensten zum Ziehen benützt.

Als Reitthier wird der Esel bereits von Abraham <sup>13)</sup>, Moses <sup>14)</sup> und Bileam <sup>15)</sup> gebraucht, und diese uralte Sitte hat sich bis auf diesen Tag im Orient erhalten, woselbst sich seiner nicht bloß die Armen, sondern auch die Reichen bedienen. Seines ruhigen und geduldigen Wesens wegen, ist er besonders bei den Frauen beliebt, seine Genügsamkeit empfiehlt ihn auf langen beschwerlichen Reisen durch die Wüsteneien, und sein sicherer bedächtiger Gang eignet ihn vorzüglich zum Reiten auf gebirgigen und steilen Wegen. Von seinem Gebrauch als Reitthier ist bereits bei Darstellung der verschiedenen ausgezeichneten Rassen die Rede gewesen, worauf hier deshalb verwiesen werden soll. Diese Benützungsort ist im mittlern Europa ungleich seltner, und bloß bei Müllers-, Gärtners- und Landleuten gelegentlich üblich; als Curiosität werden jedoch hie und da, z. B. im Bade Ems, Esel gehalten, damit die Vornehmern darauf gemächliche Lustritte machen können.

Noch allgemeiner wird der Esel zum Tragen, und zwar ebenfalls seit den ältesten Zeiten benützt, denn schon von Josephs Brüdern wird in der h. Schrift erzählt, daß sie ihr Getreide, das sie in Egypten gekauft hatten, auf Esel luden. Diese Benützungsweise ist auch bei uns am meisten üblich, indem die Landleute auf solche Art ihre Produkte zu Märkte bringen, und die Müller in gebirgigen Gegenden das Mehl ihren Kunden ins Haus schaffen. Der Esel trägt eine Last von 3 Centnern und mehr, und bei seinem geduldigen Wesen genügt es, daß er bloß von einem Knaben geleitet wird. Wegen seines Nutzens für die Müller hat er auch bei uns den Namen Mül-tereseel erhalten.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Esel in Sardinien, obschon er da-

---

12) 1. Mof. 12, 16. 13) 1. Mof. 22, 3. 14) 2. Mof. 4, 20. 15) 4. Mof. 22, 21.

selbst von auffallender Kleinheit ist. Er wird hier theils zum Herbeischaffen des trinkbaren Wassers, theils zum Mahlen des Getreides verwendet. Es ist nämlich in den Städten dieses Landes fast durchgängig Mangel an trinkbarem Wasser, und man muß sich deshalb der Cisternen bedienen, oder besseres von entlegenen Quellen herbeischaffen; Iglesias ist die einzige Stadt, welche in ihren Mauern Brunnen hat. Vor Alters waren Wasserleitungen auf der Insel, aber jetzt wird das Wasser ohne solche Hülfe in die Stadt gebracht, indem man zu dieser Arbeit größtentheils den Esel verwendet, welcher die Stelle der eingegangenen Aquaeducte vertritt<sup>16)</sup>.

Noch größeren Nutzen aber leistet er in Sardinien wegen des Mangels an laufendem Wasser, indem selbst die wenigen kleinen Flüsse im Sommer meist austrocknen, und das Anlegen von Wassermühlen daher gehindert ist. Da man zu diesem Behufe den Wind nicht benützt, so muß der Esel die kleine Hausmühle in Bewegung setzen, auf welcher jede Familie sich ihren eigenen Bedarf an Getreide mahlt. Die Anzahl der Mühlen und Esel ist unglaublich groß, und die Menge der letztern ist wohl größer, als die der Feuerstätten. Die Sarden geben deshalb diesem Thiere den Namen *molentu* (Müller), und man erinnert sich hierbei des Ausspruchs von *Columella*<sup>17)</sup>, welcher den Esel für ein Thier hält, das gleichsam geschaffen sey die Mühle zu treiben. In der Provinz Campidano, welche am meisten an Wassermangel leidet, hält man ihn so häufig, daß jedes Häuschen wenigstens einen hat. In den Familien gehört er mit zu dem täglichen Hausgeräthe; in der einen Ecke der Stube steht ein Topf am Feuer, in der andern klappert die Mühle, welche der Esel den ganzen Tag mit verbundenen Augen in Bewegung setzt<sup>18)</sup>. Die Eselmühle, *mola asinaria*<sup>19)</sup>, *μύλος ὄνικος*<sup>20)</sup> war übrigens schon im Alterthume üblich.

Zum Ziehen von Wägen ist der Esel am wenigsten tauglich, dagegen kann er in leichtem Boden zum Pflügen gebraucht werden, obgleich er

16) Cetti Naturgesch. v. Sardinien. S. 49.

17) Script. rei rust. edit. Gesn. II.

lib. 7. c. 1. p. 643: Molarum et conficiendi frumenti pene solennis hujus peroris labor.

18) Cetti a. a. D. S. 51. — Voy. en Sard. par A. de la Marmora p. 235 mit einer schönen Abbildung der vom Esel getriebenen Mühle.

19) Cato, rust. c. 10. 20) Matth. 18, 6 und Luc. 17, 2.

hierin dem Pferde und Ochsen weit nachsteht. Schon in den mosaischen Gesetzen<sup>21)</sup> wird es verboten, nicht zugleich mit einem Ochsen und Esel zu ackern, und Jesaias<sup>22)</sup> spricht in 2 Stellen von der Verwendung des letztern zum Feldebau. Auch bei den römischen Schriftstellern, wie Varro<sup>23)</sup>, Plinius<sup>24)</sup> und Columella<sup>25)</sup>, ist in dieser Beziehung mehrmals von ihm die Rede.

Der Esel dient nicht allein mit seinen Kräften, sondern läßt auch eine materielle Benützung zu, obgleich diese von keinem sonderlichen Umfange ist. Besonders geschätzt als wohlthätiges Heilmittel, namentlich für Schwindsüchtige, ist die Milch, welche im Außern der Frauenmilch ähnelt, schwachen Magen gut zusagt und viel Milchzucker enthält. Auch werden aus derselben die wohltschmeckenden Parmesan Käse bereitet<sup>1)</sup>.

Das Fleisch der Hausesel wird fast überall als Nahrungsmittel verarbeitet, während das der Snager als delikates Wildpret geschätzt ist. Wenn Galen<sup>2)</sup> und Buffon<sup>3)</sup> aber das Eselsfleisch geschmacklos, hart und unverdaulich nennen, so mag das nur von alten abgetriebenen Thieren gelten, indem zu Mäcens Zeiten Eselsfüllen sogar den Kulans vorgezogen wurden<sup>4)</sup>, und noch jetzt in einigen Gegenden Italiens und Spaniens erstere zu den Delikatessen gerechnet werden sollen<sup>5)</sup>.

Die Haut ist stark und elastisch; man bereitet aus ihr Pergament, Chagrin, Trommelfelle und sehr dauerhafte Sohlen. Die Haare können gesponnen und wie Pferdehaare zum Ausfüttern benützt werden.

Der Mist giebt einen guten Dünger für feuchten und schweren Boden, und während der von andern Thieren erst einige Monate liegen muß, kann dieser sogleich frisch verwendet werden. In holzarmen Gegenden, wie z. B. in Kairo, wird er, gleich dem Mist der Kameele und Pferde, als Feuerungsmaterial benützt.

c) Ba-

---

21) 5 Mos. 22, 10.      22) Jes. 30, 24 und 32, 20.      23) De re rust. lib. 2. c. 6: Plerique deducuntur ad molas, aut ad agriculturam ubi quid vehendum est, aut etiam ad arandum, ubi levis est terra ut in Campania.      24) Lib. 8. c. 43 (68. Hard.)      25) L. 8. c. 1.  
 1) Bechstein's Naturgesch. Deutschl. S. 291.      2) De aliment. facult. lib. 3.      3) Hist. nat. IV. p. 402.      4) Plin. lib. 8. c. 43: Pullos asinarum epulari Maecenas instituit, multum eo tempore praelatos onagris.      5) Bechstein a. a. O.



## c) Bastarde vom Pferde und Esel.

Tab. CCCXIV. CCCXV.

Pferd und Esel vermischen sich mit einander und bringen Bastarde hervor, welche man Maulthiere oder Maulesel nennt. Diese Thiere sind jedoch keineswegs Erzeugnisse der Natur, sondern Kunstprodukte, welche erst durch den Menschen ins Daseyn gerufen worden sind, denn im freien Zustande paaren sich die verschiedenen Arten nicht miteinander, und es besteht ein natürlicher Abscheu zwischen ihnen, durch welchen die Selbstständigkeit der Spezies erhalten wird<sup>1)</sup>. Was daher die alten Schriftsteller von wilden Maulthieren erzählen, ist entweder eine Fabel, oder bezieht sich auf den Dschiggetai. Kein neuerer Reisender hat weder in Asien, noch in Amerika, wo häufig wilde Heerden von Eseln und Pferden vorkommen, wilde Maulthiere gesehen. Es ist schon früher angeführt worden, daß die freilebenden Heerden Individuen anderer Art nicht unter sich dulden, und daß ein Pferd, welches unter einen Trupp wilder Esel geräth, nicht mehr Zeit zum Entfliehen hat, sondern daß es mit Bissen umgebracht wird.

Die Geschichte hat uns nicht den Namen des Mannes oder des Volkes aufbewahrt, von welchem die Maulthierzucht ausgegangen ist. Die Rabbinen sind zum Theil der Meinung, daß Ana, dessen Tochter Esau heirathete, ihr Erfinder sey, indem sie das hebräische Wort jemim<sup>2)</sup> mit Maulthier übersetzen, wie es auch Luther thut. Daß es indeß diese Bedeutung nicht haben könne, ist von Bochart<sup>3)</sup> überzeugend nachgewiesen worden, und die syrische Version, welche es mit Wasser giebt, mag am ersten Recht haben<sup>4)</sup>. Von den Isracliten und ihren Stammvätern konnte ohnedieß die Zucht dieser Thiere nicht ausgegangen seyn, weil sie zwar Esel, aber keine Pferde hielten, und außerdem es durch das Gesetz verboten war, Thiere von verschiedener Art miteinander zu paaren<sup>5)</sup>. Erst als dieses Verbot in Vergessenheit kam, finden wir in den Büchern des alten Testaments von Maul-

1) Sehr gut sagt Democrit bei Aelian (de nat. animal. L. 12. c. 16): *Mulas non naturae opus esse, sed humanae solertiae audaciaeque, ut ita dicam, adulterinum inventum et furtum.* 2) 1. Mos. 36, 24. 3) Hierozoicon. I. p. 222. 4) Rosenmüller

in Boeh. Hieroz. I. p. 229.

5) 3 Mos. 19, 19.

thieren eine Erwähnung, und unter der Regierung des Königs David sehen wir sie zum erstenmal benützt<sup>6)</sup>. Die Israeliten hatten also dieselben nicht eher, als zu dieser Zeit von den benachbarten Völkern eingeführt, und dadurch auch dem Pferde einen Eingang verschafft, das unter Salomo bekanntlich in großer Menge aus Egypten und andern Ländern eingebracht wurde.

Im übrigen Orient ist die Zucht der Maulthiere demnach früher betrieben worden, als im jüdischen Lande, und von dort ist sie zu den Bewohnern des südlichen Europas übergegangen. Schon Homer gedenkt ihrer mehrmals, und die spätern griechischen und lateinischen Schriftsteller sprechen so häufig von ihnen, daß es nicht nöthig ist, sie weiter anzuführen. Bei der Menge, in welcher diese Thiere von Griechen und Römern gezogen wurden, und bei der Achtung, in welcher sie standen, hatten die Alten hinlängliche Gelegenheit die Naturgeschichte dieser Bastarde kennen zu lernen, und wir finden deshalb in ihren Schriften sehr genaue Beobachtungen über diese sonderbaren Mittelformen.

Das Maulthier (*ἵππος*, **Mulus**, **Mulet**, **Equus hybridus Mulus** Tab. CCCXIV.) ist das Ergebniß einer fruchtbaren Vermischung des Eselhengstes und der Pferdestute; der Maulesel (*ἵππος* - **Hinnus**, **Bardeau**, **Equus hybridus Hinnus** Tab. CCCXV.) dagegen stammt von dem Pferdehengst und der Eselsstute<sup>7)</sup>. Beide haben in ihrer Gestalt mehr von der Mutter als von dem Vater ererbt.

Das Maulthier kommt an Größe fast seiner Mutter gleich, und ist oft 16 bis 17 Fäuste hoch<sup>8)</sup>. Am Halse und am Leibe ist es mehr, wie ein Pferd gebildet, während es in der Kopfform, in den längern Ohren, in dem an der Wurzel fahlen Schwanze, in den trocknen Schenkeln und in den schmalen Hufen dem Esel gleicht<sup>9)</sup>. Auch wiehert das Maulthier nicht, sondern hant; dagegen hat es gewöhnlich die Farbe der Mutter, so daß man von einer Schimmelstute einen Schimmel, von einer falben Stute ein falbes Maulthier erhält, wenn schon der Vater von dunkler Farbe ist<sup>10)</sup>.

6) Psalm 32, 9. — 1. Kön. 1, 33. — 2. Sam. 13, 29 u. 7) Varro L. 2 c. 8: ex equa et asino fit mulus; contra ex equo et asina hinnus. 8) Hartmann's Anleitung. 9) Buff. hist. nat. par Sonnin. XXII. p. 398. — Brugnone. S. 200. 10) Hartmann. S. 387.

Der Maulesel behält von seiner Mutter die unansehnliche Gestalt und Kleinheit, sein Rücken ist schneidender, und die Kruppe zugespitzter und abgeschliffener als beim Maulthier. Vom Pferd hat er den dünnern und längern Kopf, die kürzern Ohren, die größern Schenkel und den durchaus behaarten Schweif, so wie das Viehern. Da der Maulesel, außer der Kleinheit und Unansehnlichkeit seiner Gestalt, auch die Trägheit seines Vaters, des Esels, bekommt, so wird er nur selten, und in vielen Ländern gar nicht gezogen. Das Maulthier dagegen, welches nicht nur schöner und größer, sondern auch munterer und flüchtiger ist, als der Maulesel, und die guten Eigenschaften des Pferdes und Esels in sich vereinigt, ist in großer Menge zu finden, und ein sehr brauchbares Thier; von ihm ist daher im Folgenden fast allein die Rede <sup>11)</sup>.

Die Verbreitung des Maulthiers erstreckt sich so weit, als die des Esels, und überall steht es in höherer Achtung als dieser, ja die bessere Behandlung, welche der letztere hie und da erfährt, verdankt er vorzüglich seiner Benützung zur Zucht dieser Bastarde. Im ganzen Orient, im nördlichen Afrika und im südlichen Europa ist dieselbe seit uralten Zeiten eingeführt, und wird jetzt besonders von Italienern und Spaniern betrieben. Von diesen nach Amerika verpflanzt, haben sich die Maulthiere dort gleich ihren Stammeltern weit ausgebreitet, so daß sie von den vereinigten Staaten Nordamerikas an bis herab nach Patagonien reichen, und sie finden sich fast allenthalben in solcher Menge; daß z. B. bloß der Handel von Vera-Cruz jährlich 70,000 Maulthiere in Thätigkeit setzt, und über 5,000 dem Luxus der Hauptstadt Mexiko dienen <sup>12)</sup>. Die Maulthierzucht hat in allen spanischen Besitzungen eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie der Pferdezucht einen merklichen Abbruch gethan hat, und die Regierung hat daher mehrmals, und auch erst wieder ganz neuerdings, durch Verbote das Halten von Maulthieren zu beschränken gesucht, um dadurch die Pferdezucht empor zu bringen. Solche Beschränkungen erreichen jedoch selten ihren Zweck, da theils Gewohnheit, theils wirkliche Anerkennung der Vorzüge

11) Häufig findet man bei Reisenden die Begriffe Maulthier und Maulesel als synonym gebraucht; gewöhnlich sind dann bloß die ersteren gemeint.

Erdbeschreib. Weim. XVIII. S. 78.

12) Vollständ. Handb. der

die Viehhalter in gebirgigen Gegenden immer bestimmen werden, eine größere Sorgfalt den Maulthieren, als den Pferden zu widmen, und nur auf Sardinien ist es der ehemaligen spanischen Regierung gelungen, die Zucht dieser Bastarde abzuschaffen, obgleich dadurch der beabsichtigte Zweck, nämlich Verbesserung der Pferderasse, nicht erreicht wurde.

Im ganzen südlichen Europa sind die Maulthiere in großer Anzahl vorhanden und von solcher Güte, daß sie zum Theil selbst für die Reiterei verwendet werden. Der größte Maulthiermarkt ist wohl zu Ciudad real in Spanien, wo bisweilen 10,000 Stücke aufgetrieben werden. Auch Maulesel werden hier häufig und zwar vorzüglich in Alpujaras und in Murcia gezogen; man giebt für einen guten Maulesel in Murcia 40 Pistolen, und ihrer bedienen sich in Madrid die Vornehmen meistens zum Reiten. Gleichwohl liefert Spanien von beiden Bastarden, zumal nach dem letzten langwierigen Kriege, nicht so viel, daß es seinen eignen Bedarf damit decken könnte, und führt deshalb solche noch aus Frankreich ein. Im südlichen Theil dieses Landes zieht man nämlich nicht bloß schöne Reitesel, sondern auch viele und gute Maulthiere. Unter den letztern werden die des Departements des deux Sevres für die schönsten und stärksten in ganz Europa gehalten, und sind besonders in Spanien sehr gesucht, so daß in manchem Jahr für 700,000 Franken dorthin verkauft werden<sup>13)</sup>.

Da die Maulthiere mehr vom Pferde als vom Esel ererbt haben, so halten sie in nördlichen Gegenden auch besser aus als der letztere, und Hartmann<sup>14)</sup> führt an, daß diejenigen, welche auf den württembergischen Stutereien und in dem bischöflich speyerschen Gestüte zu Altenburg bei Bruchsal fielen, die italienischen und spanischen an Güte und Schönheit wo nicht übertrafen, doch wenigstens denselben nichts nachgaben.

In England hat man durch Einführung spanischer Eselhengste die Maulthiere zu verbessern gesucht<sup>15)</sup>. Auch in Deutschland werden sie hie und da, zumal in fürstlichen Gestüten, gezogen; sie haben jedoch bei uns bis jetzt keine sonderliche Anwendung gefunden. Nördlicher kommen sie gar nicht mehr vor, oder mögen höchstens als Curiosität gehalten werden.

---

13) Walther, das Pferd. S. 175 u. 176.    14) Anteit. S. 388.    15) Pennont britt. Thiergesch. übers. v. Murr. S. 6.

Das Maulthier kommt in seinem Zahnbau mit dem Pferde und Esel überein, braucht eben so lang zur Vollendung seines Wachstums, und ist gewöhnlich länger nutzbar als das erstere, indem man bei ihm häufig bis ins 20ste und 30ste Jahr nicht den mindesten Abgang seiner Kräfte bemerkt <sup>16</sup>). Es erträgt weit mehr Ungemach, wird nicht so leicht krank, kann auch mit geringern Kosten unterhalten werden als das Pferd. Es schläft noch weniger als dieses, und es giebt einige, die sich ebenfalls niemals legen <sup>17</sup>).

Da Pferd und Esel von selbst sich nicht miteinander paaren, so müssen sie durch besondere Vorkehrungen hiezu gebracht werden. Am leichtesten geht es noch mit der Maulthierzucht. Der Eselhengst, als ein sehr geiles Thier, belegt gewöhnlich ohne viele Umstände die Pferdestute; diese aber nimmt ihn, sobald sie ihn ansichtig wird, nicht an, und man muß ihr deshalb durch Blendleder oder durch einen finstern Ort das Gesicht benehmen; auch führt man sie bisweilen zu einem Pferdehengst, den man nachher mit dem Esel verwechselt. Weil dieser kleiner ist, als die Stute, so muß man ihn höher stellen, als die letztere. Auf einigen Stutereien hat man auch den Gebrauch dem Esel vor dem Bedecken Wein zu geben, oder wenn er sich zu lange kalt gegen die Stute bezeugt, durch eine Tracht Schläge ihn in Hitze zu bringen. Mehr Schwierigkeiten unterliegt es, wenn zur Erzeugung des Maulesels der Pferdehengst die Eselsstute belegen soll. Zu dem Behufe verbindet man ihm die Augen, führt ihn zu einer rossigen Pferdestute, und wenn er sie dann besteigen will, schiebt man die Eselin unter, die ihrer Kleinheit wegen höher gestellt seyn muß <sup>18</sup>).

Weniger Mühe hat man mit der Maulthierzucht, wenn man die Pferde mit den Eseln von Jugend an zu familiarisiren und ihre natürliche Abnei-

---

16) Aristoteles (hist. anim. VI, 24) und nach ihm Plinius (VIII, 69) und Aelian (VI, 49) erzählen, daß ein Maulthier zu Athen 80 Jahre alt geworden sey. Obschon es seines hohen Alters wegen beim Tempelbau, der damals geführt wurde, nicht mehr mithelfen konnte, so ermunterte es doch durch sein freiwilliges Mitgehen die jüngeren Thiere zur Arbeit, und das dankbare Volk erließ deshalb die Verordnung, dasselbe auf Staatskosten zu unterhalten.

17) Hartmann. S. 381.

18) Columella beschreibt (lib. VI. c. 37 n. 9 und 10) ausführlich die Vorkehrungen, welche man zu treffen hat, um die Paarung des Esels und der Stute zu bewirken.

gung dadurch zu überwinden sucht. Ein solches Verfahren war schon den Alten <sup>19)</sup> bekannt, und wird noch gegenwärtig in den meisten spanischen Kolonien benützt. Die Esel, welche in Paraguay zu Beschälern verwendet werden, sagt Azara <sup>20)</sup>, werden mit einer Art von Sorgfalt erzogen, indem man sie bei der Geburt gleich von ihrer Mutter trennt, und mit der frischen Haut eines neugeborenen Fohlens bedeckt. In dieser Verkleidung bringt man das Eselsfüllen zu der Pferdестute, die eben gefohlt hat, und bewirkt dadurch, daß sie sich gegenseitig nach Verlauf von 2 bis 3 Tagen in Affektion nehmen, so daß die Stute auch dann, wenn der Esel seine Maske abgelegt hat, ihn als ihr Kind auferzieht. Man läßt ihn mit den Stuten aufwachsen, damit sie sich später vor der Paarung nicht scheuen, doch hält ein solcher Esel diese nicht zusammen, wie es der Pferdehengst thut.

Die Amerikaner sind daher gezwungen diejenigen Stuten, welche sie zur Maulthierzucht bestimmt haben, von einem Pferdehengst führen zu lassen. Damit er sie jedoch nicht befruchtet, schließt man ihm die Harnröhre 8 Zoll hinter der Spitze der Ruthe auf, und streut Kalkpulver in die frische Wunde, um das Zuheilen zu verhindern. Obgleich nun diese geschnittenen Hengste die Stuten bespringen, so geschieht es doch ohne Erfolg, weil der Same nach außen gespritzt wird, und die Befruchtung wird den Eseln übertragen. Da diese als trägere Thiere nicht so weit auf die Weide gehen als die Stuten, so bleiben sie bald hinter ihnen zurück, und man muß deshalb während der Ruhestunden die Pferdehengste zu trennen suchen, und die Esel mit den Stuten zusammenbringen. Es ist begreiflich, daß die geschnittenen Hengste die Eselsbeschäler nicht gerne sehen, und ihnen mit Schlägen und Beißen stark zusetzen. Es giebt auch Stuten, die sie nicht aufnehmen wollen und auf gleiche Weise behandeln. Indesß der Esel weicht nicht, und am Ende führt ihn seine Geduld und Standhaftigkeit zum Ziele.

Die gegen die natürliche Anordnung bewirkte Vermischung zweier verschiedenen Arten hat auch zur Folge, daß die auf solche Weise trüchtigt gewordenen weiblichen Thiere viel leichter abortiren, als wenn ihre Leibesfrucht von derselben Spezies herrührt. Schon Aristoteles <sup>21)</sup> hat diese Be-

---

19) Columell. de re rust. lib. VI. c. 37 n. 8.    20) Hist. nat. du Paraguay. II. p. 348.  
21) Hist. animal. lib. VI. c. 22.

obachtung angeführt, welche von der täglichen Erfahrung bestätigt wird<sup>22)</sup>. Man muß daher die Pferd- oder Eselstute, welche einen solchen Bastard trägt, mit ganz besonderer Sorgfalt pflegen, vor Kälte und Nässe verwahren und mit schwerer Arbeit verschonen.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß die Pferdestute, welche ein Maulthier-Fohlen geboren hat, hernach selten mehr vom Pferdehengst trächtig werde. Beispiele vom Gegentheil sind jedoch gar nicht selten, und Hartmann<sup>23)</sup> führt eine Stute aus dem würtemb. Gestüte an, welche 2 Eselsfüllen geboren und einige Jahre darauf wieder schöne Pferdefohlen gehabt hat.

Die Stuten gehen mit Maulthierfüllen etwas länger trächtig, als mit Pferdefohlen. Die jungen Maulthiere sind viel eher auf den Füßen, als die Pferde; wenige Augenblicke nach der Geburt suchen sie schon das Euter. Sie saugen nicht viel über 6 bis 7 Monat, und entwöhnen sich selbst oder werden von der Mutter nicht leicht länger zugelassen.

Mit  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Jahren läßt man sie leicht beschlagen, und fängt an sie zu reiten und ans Tragen oder Ziehen zu gewöhnen; nach 4 bis 5 Jahren kann man sie allmählig zu bestimmten Geschäften verwenden. Da die Maulthierhengste viel geiler und unbändiger sind, als die Pferde, so werden sie fast allenthalben verschnitten.

In der Fütterung werden die Maulthiere ungefähr wie die Pferde gehalten, obschon sie auch mit schlechterem Futter vorlieb nehmen. In Italien und in Südfrankreich giebt man ihnen wenig oder gar keinen Haber, sondern ihr Futter besteht in Nachmehl, Kleien, Welschkorn, Kastanien, den schlechtesten durren Feigen und Datteln, Sau- oder Ackerbohnen u. Wie den Pferden giebt man ihnen bisweilen Salz unter das Futter. Zum Getränke nehmen sie bloß reines Wasser; auch wollen sie warme Ställe haben und reinlich gehalten seyn.

Aus der weiten Verbreitung, deren sich die Maulthiere erfreuen, geht es bereits hervor, daß der Mensch von ihnen einen beträchtlichen Nutzen ziehen muß. Sie empfehlen sich nämlich durch ihre Stärke, Genügsamkeit, Ausdauer und einen sanften sichern Schritt, so daß sie mit der größten Sicherheit über Dertter gehen, auf welchen ein gewöhnliches Pferd den Hals bre-

22) Brugnone. S. 208.

23) S. 393.

chen würde. Man schätzt daher diese Bastarde, welche die guten Eigenschaften des Pferdes und Esels in sich vereinigt haben, besonders in gebirgigen Gegenden, und aus diesem Grunde sind sie in Amerika längs der ganzen Kette der Cordilleren in solcher ungeheuern Menge anzutreffen. Hier haben sie zur Uebersteigung der ungebahnten und gefährlichen Gebirgspässe, namentlich für die Fortschaffung der Lastgüter, sich eben so unentbehrlich gemacht, als das Kameel zum Transport der Waaren durch die Sandwüsten Afrikas und Asiens es ist.

Die Maulthiere eignen sich vortrefflich zum Tragen, und sie können viele Wochen nacheinander mit 3 bis 5 Centnern Last bepackt gehen, ohne daß man eine sonderliche Ermattung an ihnen wahrnimmt. Ihres sanften sichern Ganges wegen gebraucht man sie ferner zum Reiten, so wie um Damen und Kranke in Sänften fortzutragen. Zum Ziehen sind sie gleichfalls sehr gesucht, und die schönen großen Maulthiere werden als Gespann vor die Luruswägen besonders geachtet. Die guten Sorten stehen deshalb in Stalien, Spanien und Portugal mit den edelsten Pferden fast in gleichem Werthe, so daß man wohl 1000 bis 1500 Thaler für ein schönes Stück bezahlt. Schon im Alterthume waren die Maulthiere in solchem Ansehen, daß sie in den olympischen Spielen zum Wettkampfe benützt wurden<sup>24)</sup>.

Man hat gewöhnlich den Maulthieren die Fortpflanzungsfähigkeit abgesprochen, allein weder die Geschichte, noch die Anatomie unterstützen diese Behauptung. Zwar hat Hebenstreit<sup>25)</sup>, der in Leipzig 2 Maulthiere männlichen und weiblichen Geschlechts untersuchte, im Bau der Geschlechtstheile einige Merkmale auffinden wollen, aus welchen er ihre Unfruchtbarkeit zu erweisen sich bemühte; indeß hat Brugnone<sup>1)</sup> durch spätere Untersuchungen darzuthun sich bestrebt, daß weder beim männlichen noch weiblichen Maulthiere irgend ein Fehler an den Geburtstheilen vorkomme, der als Ursache der Untüchtigkeit zur Fortpflanzung angesehen werden könnte. Der Hengst hat seine Hoden, Ruthe und Samenbläschen, und einen Ueberfluß an Samen, der auch seine Samenthierchen<sup>2)</sup>

ent-

24) Boch. Hierozoicon I. p. 219.  
Abb. 1769. Leipzig. S. 226.

25) Spallanzani's physikal. und mathemat.

1) Zucht der Pferde, Esel und Maulthiere. S. 211.

2) Hebenstreit, Bonnet und neuerdings auch Prevost und Dumas haben in dem



enthält, die sich bewegen und leben, so gut wie im Pferdesamen<sup>2)</sup>. Die Geburtstheile der Stuten sind, nach Brugnones Behauptung, gleichfalls dem Anscheine nach empfängnisfähig, und eben so gebildet wie bei Pferden. Indeß sind die anatomischen Untersuchungen über diesen Punkt noch lange nicht geschlossen, und eine mehrmalige Wiederholung derselben ist um so mehr zu wünschen, da gleichwohl die Fruchtbarkeit der Maulthiere ein seltener Fall ist, und der Grund davon offenbar nach dem Vorhergehenden um so weniger ermittelt werden kann. Freilich reicht das anatomische Messer nicht immer hin, um den Schleier zu lüften, der über den meisten physiologischen Erscheinungen, zumal über den geheimnißvollen Prozessen der Erzeugung ruht, indeß bleibt es immer eine unerläßliche Forderung zuerst den anatomischen Thatbestand in möglichster Genauigkeit dargethan zu haben, bevor man eine Theorie, oder auch nur eine Hypothese aufzustellen berechtigt ist.

Halten wir uns an die historische Erfahrung, so finden wir, daß Maulthiere allerdings fruchtbar seyn können, obgleich es immer eine höchst seltene Erscheinung ist. Aristoteles<sup>3)</sup> sagt in dieser Beziehung: „der Maulthierhengst bespringt, nachdem er die Vorderzähne gewechselt hat; mit 7 Jahren aber befruchtet er erst. Aus seiner Vermischung mit der Pferdestute ist schon ein Bastard (*γίτρος*) entstanden, der aber nicht wieder belegte. Auch ward einst eine Maulthierstute schwanger, die aber die Frucht nicht austragen konnte“.

Bei Varro<sup>4)</sup> findet sich folgendes Gespräch: „Varro. Bei den Maulthieren wirst du zwei Eigenschaften weglassen, nämlich die Begattung und das Gebären. — Vaccijs. Was, das Gebären? Hat man denn nicht einigemal behauptet, daß zu Rom ein Maulthier geboren habe? — Varro. Freilich schreiben Mago und Dionysius, daß Pferde- und Maulthierstuten, wenn sie empfangen, im 12ten Monat gebären. Und wenn

---

Samen der Maulthierhengste keine Samenthierchen gefunden, und da man bei Männern, die über die Jahre der Fortpflanzung hinaus sind, dieselben auch nicht gesehen hat, so will man daraus die Sterilität der Maulthierhengste herleiten. Brugnone behauptet indeß das Gegentheil, obgleich er keine speziellen Untersuchungen anführt. 3) Hist. animal. lib. VI. c. 24, n. 352. 4) De re rust. lib. II. c. 1. n. 27. — Später (l. II. c. 8.) sagt Varro: uterque eorum (sc. mulus et hinnus) ad usum utilis, partus fructu neuter.

auch in Italien ein solches Ereigniß höchst selten, so muß es ja in andern Ländern nicht eben so seyn.

Columella<sup>5)</sup> hat keine eigene Beobachtung; er erwähnt nur, daß Varro und vor ihm Dionysius und Mago behauptet hätten, daß in Afrika das Gebären der Maulthiere gar nichts Seltenes wäre, sondern daß die Einwohner daran so gewöhnt seyen, wie wir an das der Stuten. Eine Behauptung, die nach allen neuern Erfahrungen sehr übertrieben ist.

Plinius<sup>6)</sup> berichtet: „Man hat beobachtet, daß aus der Vermischung zweier Thiere von verschiedner Art ein drittes entsteht, das keinem der Eltern gleicht und zur Zeugung untüchtig ist, daher gebären die Maulthiere nicht. Es ist zwar in unsern Annalen<sup>7)</sup> aufgezeichnet, daß sie zuweilen geboren haben; man hat es aber für ein Wunderzeichen gehalten“<sup>8)</sup>.

In den spätern Jahrhunderten ist das Gebären von Maulthieren nicht häufiger vorgekommen, als in frühern, daher galt es immer für eine wunderbare und großes Unheil verkündende Begebenheit. Guicciardini<sup>9)</sup> führt unter andern Vorzeichen, welches auf die bevorstehende Plünderung Roms im Jahr 1527 hingewiesen hätten, auch den Umstand an, daß ein Maulthier ein Junges geworfen habe.

Bory, ehemaliger französischer Gouverneur in Westindien, theilte an Buffon<sup>10)</sup> ein von mehreren Zeugen unterschriebenes Certifikat mit, welchem zufolge im Jahr 1769 ein Maulthier auf St. Domingo ein Junges geworfen habe, das nach Verlauf einer Stunde krepirte.

Einen noch merkwürdigern Fall theilt gleichfalls Buffon<sup>11)</sup> mit, zu dessen Kenntniß er durch den holländischen Consul Schiks in Murcia gelangt war. Nämlich Franz Carrá, Einwohner von Valencia, hatte eine sehr wohlgebaute braune Maulthierstute, die von einem schönen grauen Pferde von Cordova belegt wurde, und am 2. Aug. 1763 ein sehr schönes Füllen von fuchsrother Farbe mit schwarzer Mähne warf. Dieses Füllen wurde recht hübsch, und war im Alter von 2½ Jahren zum Rei-

5) De re rust. I. VI. c. 37. n. 3.

6) Hist. nat. I. VIII. c. 44 (69 Hard.)

7) Liv. I. 26. p. 288 und I. 37. p. 450.

8) Daher das bekannte Sprichwort: eum mula peperit.

9) Il sacco di Roma, citirt von Brugnone S. 211. 10) Supplém. III. p. 16. 11) Supplém. VII. p. 140.

ten tüchtig. Man bewunderte es zu Valencia, denn es hatte alle Eigenschaften eines guten Thiers von reiner Pferderasse und war sehr lebhaft. Seinem Besitzer hatte man vergeblich 600 Thaler dafür geboten, als es, wahrscheinlich in Folge zu frühzeitiger und übermäßiger Anstrengung, darauf gieng.

Am 10. Juni 1765 warf dasselbe Maulthier, das von dem nämlichen Pferde belegt worden war, ein anderes Füllen, welches eben so schön und stark als das erste, und von schmutzig grauer Farbe mit schwarzer Mähne war; es blieb aber nur 14 Monate am Leben.

Am 31. Januar 1767 brachte dasselbe Maulthier ein drittes Füllen zur Welt, das so schön und stark als das vorige und von derselben Farbe gewesen ist, aber nach 19 Monaten starb.

Am 1. Dezember 1769 warf dieses Maulthier, das immer von demselben Pferde belegt wurde, ein eben so schönes Füllen als die frühern, welches mit 21 Monaten starb.

Den 13. Juli 1771 gebar diese Stute ein schmutziggraues und sehr starkes Füllen, das im Mai 1777 noch am Leben war.

Alle diese Bastarde kamen von dem nämlichen Pferde; als dasselbe starb, kaufte Carrá ein anderes, sehr schönes aus Cordova von brauner Farbe, mit einem Stern auf der Stirne, weißen Füßen und schwarzer Mähne. Dieses gutgebaute und kräftige Pferd belegte die Maulthierstute, ohne daß man es bemerkte, und am 5. April 1776 warf sie ein Füllen von brandig fuchsrother Farbe, das wie der Vater einen weißen Stern auf der Stirne und weiße Füße hatte. Es war von einer so schönen Haltung, daß ein Maler ihm keine schönere hätte geben können, und zeigte sich nach Verlauf eines Jahres als ein sehr hübsches Thier.

Im Jahr 1774 ließ sich Don Gomez de la Vega, Intendant von Valencia, den Bericht über die ersten 5 Produktionen dieser Maulthier-Stute geben, um ihn dem Könige zu überreichen.

Houttuin<sup>12)</sup> führt auch einen Fall an, daß zu Palermo im Jahr 1703 eine Mauleselin ein Füllen zur Welt brachte.

Nach der Zeitung von St. Domingo warf am 23. Mai 1788 ein

12) Linne's Natursystem. I. S. 455.

Maulthier auf dieser Insel ein Junges, das wohl gebaut und lebhaft war, von der Mutter aber, die es nicht säugen wollte, an dem nämlichen Tage mit Fußtritten getödtet wurde<sup>13)</sup>.

Weil alle diese Bastarde von Maulthieren in südlichen Gegenden hervorgebracht wurden, so war Buffon der Meinung, daß solche Erzeugnisse in kältern Ländern nicht mehr möglich wären; Gleichen<sup>14)</sup> hat indeß einen Fall angeführt, der das Gegentheil beweist, indem nämlich zu Dettingen im Jahr 1759 eine 4jährige Maulthierstute, die von einem Pferdehengst befruchtet war, ein Fohlen männlichen Geschlechtes warf. Es hatte dasselbe bis auf die Ohren, die etwas länger als gewöhnlich waren, vollkommen die Gestalt eines Pferdefüllens, lebte aber nicht länger als 14 Tage. Im folgenden Jahre wurde der Versuch mit Erfolg wiederholt; indeß das davon gefallene Fohlen starb nach wenig Tagen.

Auch aus Schottland kennt man ein Beispiel ähnlicher Art<sup>15)</sup>. Tullio zu Newtyle in der Grafschaft Forfar brachte zu einer Maulthierstute einen Pferdehengst und erhielt dadurch ein Füllen, das der Mutter sehr ähnlich sah. Weil aber die Schotten diesen Bastard für ein Ungeheuer ansahen, so wurde er gleich getödtet.

Es ist demnach durch mehrere Beispiele hinlänglich erwiesen, daß Maulthierstuten mit Pferdehengsten sich fruchtbar paaren können. Es ist wohl auch nicht zu bezweifeln, obschon mir bestimmte Erfahrungen nicht bekannt sind, daß dies der Fall mit Eselhengsten seyn wird. Eben so wird eine fruchtbare Vermischung von Maulesel = Stuten mit Pferde = oder Eselhengsten nicht unmöglich seyn. Ob dagegen der Hengst vom Maulthier oder Maulesel mit Erfolg Pferde = oder Eselstuten belegen könne, ist in neuern Zeiten nicht in Erfahrung gebracht worden. Azara, der am ersten hierüber Aufschlüsse zu ertheilen vermöchte, sagt bloß, daß die Maulthierhengste sehr lasciv und stark sind, so daß sie die Hengste von Eseln und Pferden besiegen und von den Stuten abhalten, wodurch diese gelte bleiben. Er ist also der Meinung, daß Maulthierhengste mit Esel = und Pferde = Stuten keine

13) Seba's Naturgesch. des Pferdes. S. 138.  
 Infusionsthierchen S. 25.  
 Besch. I. S. 8.

14) Abh. über die Samen- und  
 15) Pennant's Uebersicht der vierfüß. Thiere überf. v.

Nachkommenschaft erzeugen. Aristoteles<sup>16)</sup> dagegen führt allerdings ein Beispiel an, daß ein Maulthier mit einer Pferdestute einen Bastard (*γίρνος*) hervorgebracht habe, der aber nicht wieder belegte. Ob Maulthiere unter sich, oder die von ihnen gefallenen Bastarde sich fruchtbar paaren können, darüber fehlen sorgfältig angestellte Versuche.

Auf jeden Fall ist aber gewiß, daß alle diese Bastarde sehr zur Sterilität geneigt sind, und daß nur in wenigen und höchst seltenen Fällen sie im Stande sind sich fortzupflanzen.

---

16) Plinius (VIII. c. 69) spricht hievon ebenfalls: *in plurium Graecorum est monumentis, cum equa muli coitu natum, quem vocaverint ginnum, i. e. parvum mulum.*

---

Das Zebra. *Equus Zebra.*

Tab. CCCXVI.

*Equus albidus*, capite, corpore pedibusque nigro-fasciatis, cauda extremitate setosa.

Ἴπποτιγρίς. DIO CASS. hist. rom. edit. REIMAR. II. l. 77. c. 6.

Ὀνοὶ ἀγριοί. PHILOSTORGIUS lib. 3. c. 11.

Zebra. FIGAFETTA descript. regn. afric., quod Congus appellatur (Francof. 1598) p. 21 mit unrichtiger Fig.

Zebra. NIEREMBERG. hist. nat. p. 168.

— indica. ALDROV. quadrup. solid. p. 416. mit schlechter Fig.

— — JONSTON. quadrup. (Amstelod. 1657). p. 17. t. 5. schlecht.

Asne de beauté extraordinaire. THEVENOT voy. fait au Levant. II. p. 473.

Зебра oder Zebra. Dapper's Afrika. S. 551.

Indianisch Maulthier. Gesner's Thierbuch (Frankf. 1696). S. 120. mit schlechter Figur.

Zecora. LUDOLF. hist. aethiop. I. c. 10. n. 35. — Commentar. p. 150 mit mittelmäßiger Figur.

Zebra. RAI. synops. quadrup. p. 64.

*Equus brasiliensis*. JACOB. mus. reg. p. 3. t. 2. fig. 1. — LAUR. mus. reg. t. 3. fig. 18. (der Kopf).

Une espèce de fort beaux anes. DAMPIER nouv. voy. autour du monde. (Amsterd.) II. p. 596.

Zebra. BARBOT Guin. p. 486.

Wilder Esel. Kolbe Vorgeb. d. guten Hoffnung S. 146. t. 3. zu pferdeähnlich.

Zeura s. Zecora. LOBO voy. hist. d'Abissinie. I. p. 291.

*Equus lineis transversis versicolor*. LINN. syst. nat. ed. II. p. 48.

Le Zèbre. BRISS. regn. anim. p. 101.

The Male Zebra. EDWARDS glean. of nat. hist. I. t. 222.

Le Zèbre. BUFF. hist. nat. XII. p. 1. t. 1, 2. gut.

*Equus Zebra fasciis fuscis versicolor*. LINN. syst. nat. ed. XII. p. 101.

Africanisches Zeygerpferd. Ruorr. Delic. II. t. K, 8. mittelmäßig.

- The Zebra. BANCROFT Guiana. p. 486.  
 — — PENNANT syn. quadr. p. 2. — Uebers. v. Bechstein I. S. 12.  
 Equus Zebra. ERXLEBEN syst. regn. anim. p. 216.  
 Zebra (wilde Paerden). Sparrmann's Reise. S. 126 und 210.  
 — Le Baillant's Reise I. S. 99. II. 324.  
 Equus Zebra. GMEL. LINN. syst. nat. I. p. 213.  
 — — Donndorff Zoolog. Beiträge. S. 726.  
 Zebra. SHAW gen. Zoolog. II. 2. p. 438. t. 217. gut.  
 Le Zèbre. LA CÉPÈDE ET CUV. ménag. d. Mus. mit guter Abbild.  
 Zebra. Barrow's Reisen (Berl. u. Hamb.) S. 108, 335.  
 Equus Zebra. Blumenbach's Handb. d. Naturgesch. S. 102.  
 — — THUNBERG. Mém. de l'Acad. de Pétersbourg. III. p. 319.  
 Le Zèbre, CUV. règn. anim. I. p. 245. — 2 éd I. p. 253.  
 — — FR. CUV. Dict. des sc. nat. VIII. p. 474.  
 — — DESMAREST Mammalog. p. 413.  
 — — DESMOULINS Dict. class. d'hist. nat. III. p. 564.  
 Equus montanus. BURCHELL trav. I. p. 139. — Deutsche Uebers. I. S. 102.  
 Asinus Zebra. GRAY Zoolog. Journ. I. p. 248.  
 The Zebra. GRIFFITH animal Kingdom. III. p. 465.  
 Equus Zebra. FISCHER synop. mammal. p. 432.  
 Zebra oder Zecora.  
 Wilde Paerden 1). Bei den Holländern am Kap.

---

Mit dem Zebra beginnt die Reihe der Pferdearten, welche auf Afrika beschränkt sind und sich durch ihre zierlichen Querstreifen auszeichnen. Diese Zeichnungen sind hier um so auffallender, da sonst die großen Huftiere gewöhnlich einfarbig sind, und sie erinnern an eine andere, ebenfalls auf Afrika beschränkte Gattung, an die Giraffe, die durch ihre Flecken nicht minder bunt erscheint.

So ausgezeichnet also das Zebra ist, so scheint es doch den Alten

---

1) Die wilden Pferde, von welchen Kolbe (S. 163) spricht, und sie von den Zebras unterscheidet, sind unbezweifelt nichts anders, als die letztern oder die beiden andern streifigen Arten.

lange unbekannt geblieben zu seyn, denn wir finden nicht eher eine Erwähnung desselben, als bei Dio Cassius, welcher erzählt, daß der Kaiser Caracalla im Jahr 961 nach der Erbauung Roms, einen Elephanten, ein Nashorn, einen Tiegier und ein Tiegierpferd (*ιπποτιγρις*) in den Circus führen und daselbst tödten ließ. Da das Zebra in der Gestalt dem Pferde und in der Zeichnung der Streifen dem Tiegier sich vergleichen läßt, so kann das Tiegierpferd, von dem weiter nichts als der Name angeführt ist, kein anderes Thier, als die gegenwärtige Art seyn.

Die erste und unverkennbare Beschreibung des Zebras hat Philostorgius, ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung, geliefert. Seine Worte lauten, indem er von den östlichen und südlichen Regionen Afrikas spricht, also: „Diese Gegend enthält wilde Esel (*ὄνοι ἀγριοί*) von ansehnlicher Größe, deren Fell durch abwechselnde weiße und schwarze Färbung sehr bunt aussieht. Vom Rückgrath laufen an den Seiten bis zum Bauche Streifen herab, die getrennt sind und unter sich gewisse Kreise bilden, wodurch sie eine ungewöhnliche Verflechtung und Verzierung hervorbringen.“ Diesen gestreiften Esel haben die ältern Schriftsteller, wie z. B. Bochart <sup>2)</sup>, für den Snager gehalten; Ludolf <sup>3)</sup> hat jedoch bereits nachgewiesen, daß hierunter bloß das Zebra verstanden werden könne.

Die nächst folgenden Jahrhunderte haben zur Erweiterung unserer Kenntnisse von diesem Thiere keine Beiträge geliefert; erst der mächtige Aufschwung, welchen Portugal im funfzehnten Jahrhundert nahm, und der lebendige Eifer neue Länder und Welttheile aufzufinden, welcher von nun an viele kühne Männer aus verschiedenen Theilen Europas auf weite und gefährvolle Reisen, zu Wasser und zu Lande, hinausführte, haben uns mit der Naturgeschichte des Zebras allmählig bekannt gemacht. Pigafetta ist wohl der älteste Schriftsteller aus dieser Periode, der nach den Erzählungen des Ed. Lopez, welcher im Jahr 1578 nach Kongo gereist war, eine Beschreibung nebst Abbildung dieses Thiers geliefert hat. Die erstere ist ziemlich gut, die letztere aber scheint bloß aus der Erinnerung gezeichnet und giebt dem Zebra eine zu große Aehnlichkeit mit dem Pferde. Viel besser ist die von

Ludolf

2) Hierozoicon ed. Rosenmüll. II. p. 217.

3) Commentar. ad hist. aethiop. p. 150.



Ludolf im Jahr 1691 gelieferte Figur, doch ist sie noch immer zu pferdeähnlich und hat auch einen Pferdeschwanz. Sehr genau dagegen ist die von Buffon <sup>4)</sup> gegebene Abbildung, welche nach einem lebenden Zebra in Versailles entworfen ist, und selbst noch der vorzuziehen ist, welche in der *Ménagerie du Muséum national d'hist. nat.* vorkommt. Wie wir genaue Zeichnungen erst seit dem Zeitpunkt erlangt haben, wo lebende Thiere der Art in den holländischen und französischen Menagerieen gehalten wurden, so rühren auch die den Anforderungen der Wissenschaft genügenden detaillirten Beschreibungen erst von dieser Periode her, und namentlich hat Daubenton <sup>5)</sup> mit seiner bekannten Gründlichkeit die Description der äußern und innern Beschaffenheit des Zebras ausgearbeitet. Nach seinen und nach Cuvier's <sup>6)</sup> Angaben, so wie nach dem Exemplare der k. Sammlung dahier, ist die folgende Beschreibung der körperlichen Beschaffenheit dieser Art entworfen. Das Individuum welches Daubenton beschrieb, war ein vierjähriger Hengst, und das andere, welches in der pariser Menagerie gehalten und von Cuvier charakterisirt wurde, hatte ohngefähr dasselbe Alter.

Das Zebra kommt in seiner Gestalt mehr mit dem Wildesel, als dem Pferde überein. Wie ersterer hat es eine wulstige Schnauze, lange Ohren, dickern Hals, und einen Kuhschwanz; dagegen ist die Kruppe gerundeter und kommt daher mehr mit der des Pferdes überein. Es unterscheidet sich aber von beiden Arten durch eine Art von kurzer Wamme unter der Kehle, welche durch eine Erweiterung der Haut an dieser Stelle hervorgebracht wird. Die Mähne ist kurz, die Füße sind gut gebaut, die lange Narbe findet sich bloß auf der Innenseite der Vorderfüße, der Schwanz ist nur am Ende mit langen Haaren besetzt, und der Huf ist enge und schmal.

In der Farbe weicht das Zebra gänzlich von den vorhergehenden Arten ab, indem sein Körper allenthalben durch weiße und schwarze oder rothe Bänder bunt verziert ist, und durch diese besondere Zeichnung einen angenehmen Anblick gewährt. Als Grundfarbe kann man die weiße, welche

4) Hist. nat. XII. t. 1, 2. — Schreiber hat die erste Tafel kopirt. 5) Ebenda. S. 11.  
6) Ménag. du Mus. nat. d'hist. nat. Fol. unter dem Artikel Zebre.

mit einem leichten Anflug von Hellgelb gemischt ist, betrachten, auf welcher dunkle Bänder verlaufen.

Am Kopfe herrscht die weiße Grundfarbe vor, nur das Schnauzenende ist durchaus schwarzbraun. Ueber den Nasenrücken von der Stirne an ganz schmale braunrothe Längsstreifen herab, welche sich in einem fahlen Fleck über den Nasenlöchern verlieren. Um die Augen laufen einige dunkle Linien herum, und von da an ziehen sich gegen die Mitte des Oberkopfs, wo die Mähne beginnt, ebenfalls noch ziemlich schmale Streifen. An den Seiten des Kopfes sind sie viel breiter und bilden förmliche Bänder, welche aber nicht nach der Länge, sondern von der Oberseite herablaufen und sich im Zwischenraume der Kieferäste miteinander verbinden; sie sind theils einfach, theils gablig gespalten. Die Ohren sind innen weiß; ihre Außenseite ist an der untern Hälfte schwarz und weiß gebändert, die obere aber ist schwarz mit weißer Spitze.

Am Halse und an den Kumpffseiten werden die braunschwarzen Bänder so breit, daß die weiße Farbe sehr zurückgedrängt wird, und nur in schmalen Streifen zum Vorschein kommt. Die Bänder des Halses laufen sämtlich der Quere nach von oben nach unten, und verbinden sich sowohl auf der Unterseite, als auf der Mähne, indem sich die abwechselnden Farben in derselben fortsetzen und sie dadurch gleichfalls bunt machen. Einzelne kurze schwarze Bänder, die schon in der Mitte des Halses aufhören, sind zuweilen an der Oberseite eingeschoben. Die schwarzen Halsbänder, deren sich ohngefähr 8 finden, haben in ihrer größten Breite  $2\frac{1}{2}$  bis 3".

Ueber den Kumpf laufen eben solche breite schwarze Querbänder, wie über den Hals, doch verbinden sie sich nicht auf der Mittellinie des Bauches, sondern verschwinden viel eher, so daß am untern Theil der Seiten die weiße Farbe allein sich ausbreitet. Vorn weichen diese Bänder auseinander, um diejenigen des Oberarmes zwischen sich eintreten zu lassen, und hinten laufen sie sehr schief nach unten, um den Binden des Schenkels Raum zu gewähren. Die Kumpfbänder sind gegen das Hintertheil meist gablig gespalten, und einzelne kürzere sind zwischen die längern eingeschoben.

Vom Widerrist an läuft über den ganzen Rücken und die Oberseite des Schwanzes ein schwarzer Streifen, der auf ersterem Theil  $\frac{1}{2}$ " , auf dem Kreuz an 2" breit ist, und von da an gegen den Schwanz sich ver-

schmäler, wo er nur 2''' breit ist. Von der Brust an erstreckt sich auf der ganzen Mittellinie des Unterleibs ein anderer schwarzer Längsstreifen, der in der Mitte fast 3'' breit ist.

Auf dem Kreuze stehen die dunklen Bänder beiderseits horizontal; sie verkürzen sich gegen die Schwanzwurzel allmählig immer mehr, und setzen sich auf der Oberseite des Schwanzes fort, dessen lange Haare am Ende schwarz gefärbt sind.

Die Füße sind bis zum Hufe mit gleichartigen Bändern, wie die übrigen Theile bezeichnet, doch mit dem Unterschiede, daß sie horizontal laufen; sie sind ebenfalls verästelt. Auf dem Schenkel finden sich die breitesten schwarzen Binden, die oben noch ziemlich schief, weiter unten aber gleichfalls horizontal laufen. Die Hufe sind schwarz, und von gleicher Farbe sind die kahlen Narben auf der Innenseite des Vorderarms.

Die Maße, welche Daubenton von dem jungen Zebrahengst genommen hat, sind folgende:

Ganze Länge von der Schnauze bis zum After, in gerader Linie	6' 11" 0'''
Höhe in der Gegend der Vorderfüße	3 11 0
— — — — Hinterfüße	4 0 6
Umfang der Schnauze zwischen den Nasenlöchern und Lippenrändern	1 0 6
Entfernung zwischen dem vordern Augenwinkel und den Lippenrändern	1 1 0
Entfernung zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre	0 5 9
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	0 1 8
Entfernung zwischen den vorderen Augenwinkeln in gerader Linie	0 5 9
Umfang des Kopfs vor den Ohren	2 8 6
Länge der Ohren	0 9 6
— des Halses	1 3 0
Umfang des Halses am Kopfe	2 4 0
— — — an den Schultern	2 11 0
— des Leibes hinter den Vorderfüßen	4 5 0
— — — an dem dicksten Theile	5 1 0
— — — vor den Hinterfüßen	4 6 0

Länge der Schwanzröhre . . . . .	1'	3"	0"
Umfang der — an der Basis . . . . .	0	6	4
Entfernung vom Ellenbogen bis zum Boden . . . . .	2	4	9
Länge des Hufs . . . . .	0	4	6
Breite desselben . . . . .	0	2	10
Vordere Höhe . . . . .	0	3	0
Umfang an der Krone . . . . .	0	10	10
— unten . . . . .	1	0	6

Das Knochengestülte und das Zahnsystem kommen in ihrer Beschaffenheit mit dem des Pferdes und Esels überein. Camper<sup>7)</sup> hat zuerst am Zebra nachgewiesen, daß bei der Pferdegattung auch die kleinen Eckzähne (Hakenzähne) gewechselt werden. Die innern Theile verhalten sich nach Daubenton's Untersuchungen, einige höchst geringfügige Differenzen ausgenommen, gerade so, wie die des Pferdes.

Die neugeborenen Jungen unterscheiden sich von den Erwachsenen nur dadurch, daß ihr Haar wolliger ist, wie bei allen jungen Thieren, und daß die Streifen, statt braunschwarz, ziemlich fahl sind.<sup>8)</sup>

Das Zebra hat eine viel beschränktere Verbreitung als das wilde Pferd und der Esel, indem es bloß in Afrika und zwar vom Kap an bis gegen den 10° n. Breite vorkommt. An der Südspitze dieses Kontinents ist es von vielen Beobachtern, wie z. B. von Kolbe<sup>9)</sup>, Sparrmann<sup>10)</sup>, Barrow<sup>11)</sup> u. s. w. gefunden worden. Früher schon war es den Europäern in Unter-Guinea aufgestoßen, wo es von Pigafetta<sup>12)</sup>, Dapper<sup>13)</sup> und vielen andern ältern Schriftstellern angeführt wird. Auch aus Abyssinien kennt man es seit Thevenot's<sup>14)</sup> und Ludolf's<sup>15)</sup> Zeiten, und noch viel später ist es von Bruce<sup>16)</sup> als ein Bewohner von Fazuelo und Narea, und von Salt<sup>17)</sup> als den südlichen Gegenden Abyssiniens überhaupt eigenthümlich angegeben. Weiter nördlich scheint es nicht mehr vorzukommen, denn we-

7) Oeuvres. II. p. 272. tab. 26. Fig. 1. 8) Ménag. d. Mus. p. 3.

9) Borge-

birg. S. 146.

10) Reise. S. 126.

11) Reisen. (Berl. u. Hamb.) S. 108.

12) Descript. regni Cong. p. 21.

13) Afrika. S. 551.

14) Vog. au Levant. II.

p. 473.

15) Hist. aeth. I. c. 10 n. 35.

16) Franç. Uebers. V. p. 104.

17) Voy. to Abyssinia. App. IV. p. 39: „Das Zebra oder Secora wird vorzüglich in den süd-

der Gailhaud, der doch bis zum 10° n. Breite längs des weißen Flusses vordrang, noch Ruppell, der bis Obeid in Kordofan kam, noch Burchard, der Nubien der Queere nach durchschnitt, noch Denham und Clapperton, die den Sudan durchzogen, sprechen von Zebras, die sie auf ihren weiten Reisen getroffen hätten. Auch scheint auf der Ostküste von Afrika dieses Thier viel weniger weit nach Norden sich zu verbreiten, als dieß auf der Westküste der Fall ist, wenigstens sind mir keine verlässigen Angaben bekannt, und Clapperton, der auf seiner zweiten Reise von der Küste Benin unter dem 6° bis Sackatu unterm 13° n. Breite das Land durchzog, hat keine Zebras daselbst vorgefunden. Die nördlichste Gränze dieser Thiere scheint demnach der Abfall des Hochlandes von Südafrika gegen den tiefen Sudan zu seyn.

Das Zebra bewohnt gebirgige und sandige Gegenden. Burchells<sup>18)</sup> Angabe, als ob es nie in der Ebene, das Quagga dagegen nie auf Bergen gefunden werde, ist nicht bloß unverbürgt, sondern auch schon durch die frühern Beobachtungen von Barrow<sup>19)</sup> widerlegt, der zwischen den Hügeln, die die Ebene Geelbeck umringen, Zebra- und Quaggaheerden herumstreiten sah, und vom Strauße anführt, daß er auf der Ebene mit dem Quagga und Zebra zusammen grafe<sup>20)</sup>. Es wird mit diesem Thiere derselbe Fall, wie mit dem Kulan und Dschiggetai seyn, die allerdings in gebirgigen Gegenden sich gerne aufhalten, weil der größere Quellen-Reichthum hier eine reichlichere Vegetation hervorruft, die aber, zumal auf ihren Zügen, auch Bewohner der großen Steppen und Wüsten sind, und sich hier verweilen, sobald sie die Mittel ihres Unterhalts vorfinden.

Wie alle andern Arten der Pferde-Gattung hält sich auch das Zebra in Heerden zusammen, die oft ziemlich zahlreich sind<sup>21)</sup>. Obschon wir von seiner übrigen Lebensgeschichte keine genaueren Nachrichten haben, so

---

lichen Provinzen gefunden. Die Mähne dieses Thiers ist sehr geschätzt zur Verfertigung eines eignen Halsbandes, welches an festlichen Tagen den Streitrosen der Hauptleute zum Schmuck angelegt wird. Das Vorrecht solche Zierrathen zu führen, scheint nur wenigen der ausgezeichnetsten Männer zuzustehen, was vielleicht allein von ihrer Seltenheit herrühren mag.“

18) Reise. Weim. I. S. 103.

19) Reisen. Berl. u. Hamb. S. 108.

20) Ebenda.

S. 110.

21) Sparrmann's Reise. S. 126.

läßt es sich doch nicht bezweifeln, daß es hierin den übrigen wilden Arten gleich kommen werde. Seine Schnelligkeit ist von allen Reisenden gerühmt worden, obschon es hierin das Pferd nicht übertrifft <sup>22)</sup>).

Da das Zebra unter allen Arten der Pferdegattung die auffallendste und zierlichste Zeichnung hat, so hat es am Kap schon bei den ersten europäischen Kolonisten die Aufmerksamkeit erregt und den Wunsch hervorgerufen, mit solchen eleganten Thieren vor dem Wagen oder zum Reiten paradiren zu können. Weil indeß bei den Eingebornen Südafrikas, obschon ihnen die Pferde abgehen, die Zebras nicht im Hausstande gehalten werden, sondern lediglich in der Freiheit umherstreifen, so mußten die Europäer am Kap erst die Zähmung dieser Thiere versuchen. Einige übel angestellte und deshalb nachtheilig ausgefallene Versuche <sup>23)</sup> brachten jedoch bald auf die allgemeine Meinung, daß dieselben so heimtückisch und unlenksam seyen, daß sie nie vollständig zahm gemacht werden könnten. Indes haben Beobachter an Ort und Stelle, wie Kolbe, Sparrmann und Barrow, nicht gezweifelt, daß die Zähmung des Zebras gelingen würde, wenn man mit Geduld, Ausdauer und Gelindigkeit zu Werke gieng. Zu diesem Behufe darf man freilich nicht alte Thiere, die ihre Ungebundenheit niemals ablegen werden, nehmen, sondern lediglich ganz junge Füllen, und

22) Ebenda. S. 211. 23) Sparrmann (S. 211) erzählt, daß ein reicher Einwohner, nicht weit vom Kap, einmal einige Zebra ausziehen und bänhigen ließ, zugleich aber auch den ungereimten Einfall hatte sie alle vor seine Halbkutsche zu spannen, so wenig sie auch bisher ans Ziehen gewöhnt waren. Die natürliche Folge hievon war, daß sie mit ihrem Herrn und dem ganzen Fuhrwerke in den Stall hinein durchgiengen, und dadurch ihm und Andern die Lust zu weitem Versuchen benahmen.

Einen andern Fall der Art theilt Barrow (S. 109) mit: Der Landdrost von Swellendam hatte ein männliches und weibliches Zebra, die beide, so lange sie jung und gewartet waren, sanft und gelehrt gewesen seyn sollen, durch Vernachlässigung aber, und wahrscheinlich auch durch Quälereien außerordentlich falsch wurden. Ein englischer Dragoner bestand darauf auf der Stute zu reiten. Sie schlug ungestümm hinten aus, stürzte endlich zusammen und blieb liegen; allein der Dragoner blieb sitzen, bis sie sich aufraffte, von dem hohen Flußufer hinunter sprang, und ihn ins Wasser warf. Da er sich aber an dem Zügel festhielt, so zog ihn das Zebra mit ans Ufer, und als dieß kaum geschehen war, streckte es den Kopf nach seinem Gesicht hinunter und biß ihm ein Ohr gänzlich weg.

sollte auch diese erste Generation sich nicht vollkommen domesticiren, so würde es doch ihre Nachzucht thun. Solche gezähmte und gut zugerittene oder eingefahrne Zebras würden den Kolonisten in mancher Hinsicht bessere Dienste leisten als die Pferde, da sie mehr, als die letztern, an die trockne Weide gewöhnt sind und daher besser aushalten; sie würden sich deshalb vorzüglich zu Reisen durch die großen Wüsten eignen. In Städten und in der Landwirthschaft möchte jedoch das Pferd seine alte Stelle beibehalten, da es scheint, als ob das Zebra nicht nur in seinem äußern Bau sich mehr dem Esel annähere, sondern auch in dem geringeren Grade von Anlagen und Gelehrigkeit, so wie in dem ganzen Charakter dem letztern mehr verwandt seye.

Man hat auch direkte Erfahrungen, welche die Zähmbarkeit des Zebras beweisen. Zwar hat es sich nicht bestätigt, was Buffon angiebt, daß man für den Prinzen Statthalter von Holland ein Gespann herbeigeschafft habe; auch weiß man nicht, wie es sich mit dem Zuge verhält, den die Königin von Portugal gehabt haben soll; noch weniger ist etwas darauf zu geben, daß Levaillant ein Zebra gleich nach seinem Einfangen geritten haben will, — indessen weiß man doch, daß dasjenige Exemplar, welches in der pariser Menagerie gehalten und von Cuvier beschrieben wurde, sehr zahm war; man konnte sich ihm nähern und es ließ sich führen und reiten, so gut als ein wohl dressirtes Pferd. Dieses Zebra war jung eingefangen worden und diente früher, wie man sagte, dem Sohn des General Sansens, Gouverneurs der Kapkolonie, zum gewöhnlichen Reitthiere<sup>24)</sup>. Man sieht also an diesem Beispiel recht einleuchtend, daß die Zähmbarkeit des Zebras allerdings möglich ist.

Da Pferd und Esel miteinander Bastarde hervorbringen, so war man dadurch veranlaßt worden, ähnliche Versuche bei dem Zebra anzustellen. Der erste wurde durch Lord Clive gemacht, der eine sehr schöne Zebra-Stute nach England mitgebracht hatte. Ein arabisches Pferd und mehrere Esels-Hengste wurden ihr vergeblich vorgeführt. Zuletzt ließ der Lord einen Esel, wie ein Zebra, malen und dieser Versuch gelang; das aus beider Vermischung entstandene Maulthier hatte die Zeichnung der Mutter,

---

24) Ménag. du Mus. 8vo II. p. 204.

aber die Streifen waren nicht so stark ausgedrückt. Das Füllen, welches männlichen Geschlechtes war, befand sich noch nach einem Jahre am Leben; nach Lord Clive's Tod wurde es aber aus dem Gesichte verloren und seine fernere Lebensgeschichte ist leider unbekannt geblieben<sup>25)</sup>).

Ein zweiter Fall der Art ist in Italien im Jahr 1801 vorgekommen, der jedoch nicht ganz entscheidend genannt werden kann, weil die Zebra=Stute abwechselnd von einem Zebra= und Eselshengste bedeckt wurde. Da indeß die Zeichnung des Füllens, welches todt gefunden wurde, abwich von der gewöhnlichen, auch die schlaffe Haut unter dem Halse fehlte, so mag es wohl von der Beschälung des Eselshengstes hergerührt haben<sup>1)</sup>).

Ein dritter Fall ist in der pariser Menagerie beobachtet worden, wo eine Zebra=stute von einem Eselshengste fruchtbar belegt wurde. Das Junge, welches am Leben blieb und kräftig war, hatte die Gestalt und Größe des Vaters, aber eine gemischte Färbung. Der Grund nämlich ist dunkelgrau, am Kopf mit schwarzen Längsbinden, am Halse, Vordertheil und Füßen mit queren Bändern von derselben Farbe; längs des Rückens verläuft ein schwarzer Strich<sup>2)</sup>).

In einem vierten Falle, wo gleichfalls in Paris dasselbe Zebra von einem Pferdehengste belegt wurde, wurde das Junge nicht ausgetragen, doch zeigte es schon im 8ten Monat des Trächtiggehens die gemischte Färbung, indem auf einem braunen Grunde am Kopfe und Halse schwarze Bänder verliefen<sup>3)</sup>).

---

25) Buff. Suppl. VI. p. 40. — Griff. anim. kingdom. III. p. 467. 1) Giorna  
Mém. de l'Académ. de Turin. 1802. p. 453. 2) Fr. Cuv. et Geoffr. Mammif. 15  
livr. mit Abbild. und unsre Figur Tab. CCCXVI. A. 3) Dict. des sc. nat. VIII. p. 475.



## 5.

**Das Quagga. Equus Quagga.**

Tab. CCCXVII. (jung). CCCXVII. A (erwachsen).

*Equus albidus*, capite, collo scapulisque nigris albido-fasciatis, lateribus subfasciatis, clunibus artubusque unicoloribus.

Opeagha. MASSON Phil. Transact. LXVI. p. 297.

Female Zebra. EDWARDS glean. of nat. hist. t. 223.

Couagga. ALLAMAND Suppl. V. p. 14. t. 6.

Kwagga ou Couagga. BUFF. Suppl. III. t. 4. (fig. Edw.) Suppl. VI. p. 85. t. 7. (fig. ALLAM.)

Quacha. PENNANT Quadrup. I. p. 14. Uebers. v. Bechst. S. 13.

Quagga Zimmerm. geograph. Gesch. III. S. 267.

Quagga. Sparrmann's Reise. S. 127. 210. 339. 387. 443. 445. 583.

*Equus Quagga*. GMEL. LINN. syst. nat. p. 213.

Quagga. SHAW gen. Zoolog. II. 2. p. 440. t. 218. (fig. Edw.)

Couagga. CUV. Ménag. du Mus. mit schöner Abbild. — Ausg. in 8vo I. p. 311.

Quacha. Barrow's Reisen. (Berl. u. Hamb.) S. 109. 293.

*Equus Quagga*. THUNBERG Mém. de l'Académ. de Petersbourg. III. p. 319.

Quagga. Lichtenst. Reisen I. S. 580 — II. 267. 333. 341. 346.

Couagga. CUV. règn. anim. I. p. 245. — 2<sup>o</sup> éd. p. 253.

— FR. CUV. Dict. des sc. nat. VIII. p. 473.

— GEOFFR. et FR. CUV. Mamm. lith. 30<sup>e</sup> livr.

— DESMAREST Mammalog. p. 414.

— DESMOULINS Dict. class. d'hist. nat. III. p. 563.

*Asinus Quagga*. GRAY Zoolog. Journ. I. p. 246.

The Couagga. GRIFFITH animal. Kingdom. III. p. 464.

*Equus Quagga*. FISCHER synop. mammal. p. 431.

Der Name dieser Art war früher bekannt geworden, ehe man noch mußte, welches Thier darunter zu verstehen wäre. Es wird nämlich in dem Tagebuch einer Reise, die im Auftrag des Gouverneurs vom Kap ins Innere von Afrika unternommen wurde, gesagt, daß die Reisenden unter an-

dern Thieren wilde Pferde, Esel und Quachas gesehen hätten. Die Bedeutung dieses letztern Wortes war unbekannt, bis der holländische Hauptmann Gordon, dem die Naturgeschichte der südafrikanischen Säugthiere die wichtigsten Aufschlüsse verdankt, in einem Schreiben an Allamand nachwies, daß unter diesem Namen eine eigne Pferdeart zu verstehen sey. Seiner Beschreibung fügte er die Abbildung eines Füllens bei, welche zuerst Allamand in den angeführten Supplementen zur Amsterdamer Ausgabe von Buff. hist. nat. publicirte. Diese Figur hat sowohl Buffon<sup>1)</sup>, als Schreber<sup>2)</sup> kopirt.

Die angeführte Abbildung des Quaggas ist indeß keineswegs die erste, welche wir besitzen, indem schon früher Edwards eine Zeichnung gab, welche trotz einzelner Abweichungen in der Angabe der Streifung, doch keine andere Art, als die unserige darstellen kann, und welche von Buffon<sup>3)</sup> und Shaw kopirt worden ist. Weder Edwards, noch Buffon erkannten aber die Selbstständigkeit dieser Spezies, sondern gaben sie für ein Weibchen vom Zebra aus. Die spätern Beobachtungen zeigten indeß bald die Unrichtigkeit dieser Deutung, und wiesen im Gegentheil nach, daß dieses sogenannte weibliche Zebra identisch sey mit dem Thiere, das von den Hottentotten Quagga genannt wird, und daß dieses eine eigenthümliche, von der vorhergehenden wohl zu unterscheidende Art sey.

Eine bessere Abbildung, nebst einer ziemlich detaillirten Beschreibung, erhielten wir durch Cuvier<sup>4)</sup>, der beide nach einem lebenden Quagga lieferte, welches zuerst in der Menagerie zu Versailles und nachher in der zu Paris gehalten wurde. Auch sein Bruder hat später eine gute Zeichnung mitgetheilt.

Das Quagga unterscheidet sich in seiner Gestalt vom Zebra durch die kürzeren Ohren, durch den minder gestreckten und zierlicheren Kopf, und durch etwas geringere Größe. Es nähert sich in seiner Form mehr dem Pferde, als dieß beim Zebra der Fall ist, kommt aber mit dem Esel durch den Mangel der Narben (Kastanien) an den Hinterfüßen überein. Der

---

1) Supplém. VI. t. 7.    2) B. VII. Tab. 317.    3) Supplém. III. t. 4.    4) Ménag. d. Mus. Der Schwanz scheint hier jedoch verfehlt, da er ganz mit Haaren, wie beim Pferd, behangen dargestellt ist.

Schwanz hält in seiner Beschaffenheit das Mittel zwischen dem des Zebras und des Pferdes. Während nämlich bei ersterem derselbe in seinem obern Theile bloß mit ganz kurzen, und nur am Ende mit langen Haaren besetzt ist, sind diese beim Quagga gleich von der Wurzel des Schwanzes an merklich länger, obwohl keineswegs so lang als beim Pferd, nehmen indeß, wie beim Zebra, am Ende bedeutend zu und bilden hier einen ziemlich starken Büschel. Der Schweif ist von mittlerer Länge, und bei der schönen Stute, welche die königliche Sammlung dahier vor einigen Tagen von Herrn Ecklon erkaufte hat, merklich kürzer, als bei dem Hengste, von dem Cuvier eine Beschreibung und Abbildung geliefert hat. Die Mähne ist kurz und gerade aufgerichtet, wie bei einem Pferde, dem man sie geschnitten und sorgfältig aufwärts gekämmt hätte. Die Hufe sind schmal, wie beim Zebra.

Die Färbung eines erwachsenen Hengstes ist, nach der Beschreibung von G. Cuvier, folgende. Der Grund der Farbe ist am Kopf und Hals ein dunkles, ins Schwärzliche ziehendes Braun; auf dem Rücken, den Flanken, der Kruppe und dem Obertheil der Schenkel ein helleres Braun, welches auf der Mitte der Schenkel blässer wird, und sich in ein Röthlichgrau umwandelt; ihre Innenseite, die ganzen Füße, der ganze Unterleib und die Schwanzhaare sind ziemlich schön weiß.

Ueber den braunen Grund des Kopfes und Halses laufen graulich weiße, ins Röthliche ziehende Streifen; sie sind auf der Stirne, den Schläfen und dem Nasenrücken längs gerichtet, schmal und gedrängt, auf den Wangen queer und etwas entfernter; zwischen Auge und Mund bilden sie Dreiecke, weil sie in der Mitte breit und an beiden Enden schmal sind; der Umfang des Mundes ist ganz braun und ohne Streifen; der Rand der Oberlippe ist graulich. Auf dem Halse giebt es 10 Bänder, die Mähne reicht nur bis zum 9ten, und hat jedem Bande gegenüber einen weißen Flecken, während die Zwischenräume graulichbraun sind. Auf der Schulter sind 4 Bänder, ähnlich denen des Halses, die sich aber allmählig verkürzen bis zum 4ten, welches das letzte von allen ist; der Rest des Körpers zeigt bloß noch kaum sichtliche Striche von einem hellern Braun auf einem dunklern Braun. Ueber die ganze Länge des Rückgraths zieht eine schwärzlichbraune Binde, welche beiderseits mit einer schmalen röthlichgrauen Linie eingefasst ist; diese 3 Linien laufen auf der Parthie des Schwanzes, welche keine langen Haare hat, fort.

Nicht viel verschieden hiervon ist die Färbung der erwachsenen Stute, deren Fell die hiesige königliche Sammlung besitzt, und die auf **Tab. CCCXVII. A** von dem talentvollen Künstler, Herrn **U. Fleischmann**, mit solcher Genauigkeit dargestellt ist, daß eine ausführlichere Beschreibung der Richtung und Form der Streifen hiedurch unnöthig gemacht wird. Als Grundfarbe für Hals und Kopf möchte ich jedoch lieber die hell-gelblichbraune ansehen, auf welcher die tief dunkel-rothbraune in schmälern und breitem Streifen aufgetragen ist, während am Rumpfe die dunkle Farbe vorherrscht und die helle nur in blassen Bändern erscheint, die nach hinten zu immer mehr verschwinden. Die Füße, der Schwanz, das äußerste Hintertheil und der Bauch sind mehr oder weniger weiß; über letzteren zieht sich indeß, wie beim Zebra, ein schmaler brauner Längsstreifen. Die dunkle Binde, welche längs des Rückgraths verläuft, ist auf beiden Seiten mit einer schmalen gelblichen Linie eingefast. Die Ohren sind innen mit weißen Haaren besetzt; außen sind sie gelblichweiß, was an den Seiten und an der Spitze fast rein weiß wird, über der Grundfläche und unter der Spitze ist eine dunkelbraune Querverbinde.

In der Stellung der Streifen kommen zwar einige kleine Abweichungen vor, indeß ist zwischen Hengsten, Stuten und Füllen, nach **Gordon**<sup>5)</sup>, kein erheblicher Unterschied in der Färbung. Eine zur Geburt reif gewordene Leibesfrucht, die **Sparmann**<sup>6)</sup> vom Kap mitbrachte, schien frischere Farben zu haben, als die alten Thiere. Auch **Burchell**<sup>7)</sup> sagt, daß sich ein männliches Quagga und ein junges weibliches in Allem gleich waren, nur war der Längsstreif auf dem Bauche (dessen Angabe **Cuvier** vergessen hat) beim Weibchen dunkler, seine hellen Streifen weißer, seine dunklen schwächer, brauner und nicht so scharf begrenzt, wie beim Männchen.

Das Quagga weicht demnach nicht bloß in seiner Gestalt vom Zebra ab, sondern auch in seiner Färbung, indem den sämtlichen Füßen und dem Hintertheil des Körpers alle Streifen abgehen.

Die vorzüglichsten Maaße, welche **Cuvier** von dem beschriebenen Exemplar genommen hat, sind folgende:

---

5) **Buff. Suppl. VI. p. 87.**

6) **Reisen. S. 210.**

7) **Travels. I. c. 17.**

Höhe am Widerrist	3' 9"
Länge des Rumpfs, von der Brust bis zur Kruppe	3 6
— des Halses vom Widerrist bis zum Hinterhaupt.	1 6
— des Kopfes	1 3
— des Ohrs	0 6
— des Schwanzes	. 2 3

Die nachfolgenden Maaße füge ich von der Stute hinzu, welche die königliche Sammlung dahier besitzt:

Länge des Kopfes	1' 7" 0'''
— des Halses bis zum Ende der Mähne	2 0 0
— von da bis zur Schwanzwurzel	3 2 0
— des Schwanzes	1 8 0
— des Ohrs	0 6 8
— des Vorderarms (Ellenbogenbeins)	1 1 3
— vom untern Ende desselben bis zum obern Hufende	1 0 4
— des Schienbeins	0 11 3
— vom untern Ende desselben bis zum obern Hufende	1 4 0
Höhe des Hinterhauptes	0 10 9
Vordere Höhe des Hinterhufs	0 2 8
Länge desselben	0 3 5
Hintere Breite	0 2 6

Die anatomische Untersuchung, welche Cuvier an dieser Art anstellte, zeigte keinen Unterschied vom Pferde.

Der Aufenthalt der Quagga ist das südliche Afrika, wo sie gegen das Kap zu häufiger sind als das Zebra. Wie weit sie gegen Norden gehen, ist unbekannt.

Sie halten sich in Heerden zusammen, die aus 50 bis 100 und mehr Individuen bestehen<sup>8)</sup>, und wiewohl sie mit Zebras in denselben Revieren zuweilen grasen<sup>9)</sup>, so mischen sich doch beide Arten nicht untereinander, sondern bilden gesonderte Heerden<sup>10)</sup>. Häufig sieht man sie mit Truppen von Straußen zusammen, denn so verschieden diese beiden Thierarten auch

8) Gordon in Buff. Suppl. VI. p. 86. — Barrow S. 293.

9) Ebenda.

10) Gordon S. 86. — Sparrmann S. 210.

sind, so haben sie doch eine Art von Zuneigung zu einander; die Quaggas folgen den Straußen, weil diese durch ihre Fernsichtigkeit Gefahr und Nahrung früher entdecken, dagegen bleibt der Strauß dem Quagga getreu, weil dessen Mist große Käfer herbei lockt, die ihm ein angenehmes Futter sind <sup>11)</sup>.

Ihre Stimme ist sehr verschieden von der des Pferdes und Esels, und ihr Name wird von der öfters wiederholten Sylbe Kwah abgeleitet <sup>12)</sup>.

Die Nahrung ist dieselbe, welche alle wilden Pferdearten zu sich nehmen. Das erste Quagga, welches in der pariser Menagerie gehalten wurde und ein Hengst war, fraß wenig; ein Bund Heu und etwas Haber oder Kleie genügten ihm für den ganzen Tag. Die Excremente glichen denen des Esels.

Mit demselben Hengste stellte man Versuche an, ob man, wie vom Zebra, Bastarde erhalten könnte. Man führte ihm eine brünstige Eselinn zu, welche er gut behandelte und mehrmals besprang, ohne daß jedoch die Paarung Erfolg gehabt hätte <sup>13)</sup>. Besser gelang es dem Grafen Morton in England, der eine kastanienbraune arabische Pferdestute vom einem Quagga-hengste belegen ließ. Der Bastard war weiblichen Geschlechts und hatte sowohl vom Vater als der Mutter in Gestalt und Färbung angenommen. Er wurde, was bei Maulthieren sonst ein seltener Fall ist, mit Erfolg von einem arabischen Hengste belegt, und das Füllen, obgleich im Allgemeinen sein Aeußeres an die arabische Abkunft erinnerte, hatte doch Vieles, was bloß dem Quagga eigenthümlich ist, nämlich die Streifen am Körper und das Haar der Mähne <sup>14)</sup>.

Im Freien sind die Quaggas muthige und schnelle Thiere, die sich tapfer gegen Raubthiere zu vertheidigen wissen; nur der Löwe ist ihnen zu mächtig, daher sie häufig seinen Angriffen unterliegen.

Der Nutzen, welchen man bis jetzt vom Quagga zieht, ist nicht groß. Die Eingebornen lieben sein Fleisch und auf Reisen ist es daher für sie ein gesuchtes Wildpret; die Kolonisten aber achten es nicht. Seine Zähmung scheint leichter, als beim Zebra zu gelingen, obschon man aus den bei die-

11) Lichtenstein's Reise II S. 341.  
d. Mus. I. p. 317.

12) Gordon S. 88.

13) Ménag.

14) Isis 1823. Litt. Anzeig. S. 19.

ser Art angeführten Gründen hierin noch nicht sonderlich weit gekommen ist. Einige Beispiele sind folgende.

Schon Gordon<sup>15)</sup> erzählt, daß die holländischen Kolonisten Quagga an die Wagen spannen, die sie sehr gut ziehen; sie sind jedoch bösar-  
tig und schlagen und beißen dabei. Sparrmann<sup>16)</sup> sah in der Kapstadt ein Quagga mit 5 Pferden in einem Gespann ziehen.

Im warmen Bokkeveld wurde Lichtenstein<sup>17)</sup> ein anderes gezähmtes Thier der Art gezeigt, das mit den Pferden auf die Weide gieng, und sich von den Menschen willig streicheln und lieblosen ließ. Es war jedoch noch nicht dahin zu bringen gewesen, daß es sich hätte reiten lassen. Griffith<sup>18)</sup> erzählt, daß man unter den Equipagen, die in der schönen Jahreszeit nach Hyde Park und andern besuchten Orten kommen, ein mit zwei Quagga bespanntes Carriol sehen könne, welche dem Leitseil und der Peitsche eben so folgsam sind, als ein gut dressirtes Pferd.

---

15) X. a. D. S. 86.

16) Reise S. 211.

17) Reise II. S. 267.

18) Animal kingd. III. p. 465.

---

Das Tiegerpferd. *Equus festivus*.

Tab. CCCXVII. B.

*Equus albidus*, capite, collo, lateribus, cluuiibusque nigro-fasciatis, artubus unicoloribus.

*Equus Zebra*. BURCHELL travels. I. p. 139. — Deutsche Uebersf. Weim. I. S. 102.

*Asinus Burchellii*. GRAY Zoolog. Journ. I. p. 247. tab. 9.

Le Dauw s. *Equus montanus*. FR. CUV. mammif. livr. 55. mit Abbild.

Das Bergzebra. *Equus montanus*. SCHÜTZ Säugth. S. 309. t. 148. (Kopie nach Cuv.).

L'Onagga ou Dauw. CUV. règn. anim. 2<sup>o</sup> ed. I. p. 253.

The Dauw. s. *Equus montanus*. GRIFFITH animal. Kingdom. III. p. 467.

*Equus Burchellii*. FISCH. synop. mammal. p. 432.

Wie man lange Zeit hindurch Zebra und Quagga miteinander vermengt hatte, eben so wurde, nachdem beide von einander geschieden waren, dieses wieder mit dem Tiegerpferd für identisch gehalten, bis Burchell auf seiner im Jahre 1811 unternommenen Reise im Innern von Südafrika diese Art auffand und dieselbe von allen andern gestreiften Pferden unterschied. Obwohl er also ihre spezifische Verschiedenheit recht gut erkannte, so gab er doch zu großen Verwirrungen Anlaß, indem er aus einer seltsamen Grille dieser Spezies den Namen Zebra, der schon seit dreihundert Jahren für eine ganz andere Art gebraucht wurde, beilegte, und dagegen das ächte Zebra mit dem Namen Dauw, den allerdings die Hottentotten demselben geben <sup>1)</sup>, oder mit der systematischen Benennung *Equus montanus* bezeichnete. Fr. Cuvier vermehrte diese Verwirrung dadurch, daß er durch Mißverstehen des englischen Originals auf die Meinung kam, als ob Burchell die neue Pferdeart mit dem Namen Dauw oder *Equus mon-*

1) Nach Sparrmann (Reise S. 619) belegen die Hottentotten das Zebra mit dem Namen Dau, den Lichtenstein (Reisen II. S. 608) Daub schreibt.



montanus bezeichnet hätte, während doch, wie eben angeführt, der englische Reisende darunter das ächte Zebra verstanden wissen wollte. Diese Namensverwechslung behielten Griffith, G. Cuvier und Schinz bei, ob schon vor ihnen Gray bereits die nöthige Zurechtweisung vorgenommen hatte. Da diese neue Art bei den Eingebornen keinen besondern Namen führt, mit dem sie bezeichnet werden könnte, und die falschen, wie Zebra oder Daum, oder Equus montanus nicht beibehalten werden können, so habe ich ihr nothgedrungen einen andern Namen, nämlich Equus festivus oder Liegerpferd, beigelegt, auf welchen sie bei ihrer größern Aehnlichkeit mit dem Pferde eher Anspruch machen kann, als das Zebra.

Burchells Beschreibung des Liegerpferds ist sehr kurz und unvollständig, doch giebt er ganz gut die spezifischen Verschiedenheiten zwischen den 3 gestreiften afrikanischen Pferdearten an. Eine detaillirtere, wiewohl kurze, Schilderung gab Gray, und fügte eine Abbildung bei nach dem ausgestopften Felle, welches Burchell mitgebracht und dem brittischen Museum geschenkt hatte. Eine ausführlichere Beschreibung nebst einer ausgezeichnet schönen Abbildung<sup>2)</sup> erhielten wir im darauf folgenden Jahre (September 1826) von Fr. Cuvier, und zwar nach lebenden Exemplaren entworfen, indem die herrliche Menagerie des Königs von Frankreich ein Paar solcher Thiere, beiderlei Geschlechts, von Groß erhalten hatte.

Das Liegerpferd kommt in seiner Gestalt mehr mit dem Quagga, als dem Zebra überein. Kopf, Ohren, Mähne und Hals sind wie bei dem ersteren, und es fehlt ihm auch die kleine Wamme, welche das Zebra auszeichnet; mit letzterem stimmt es aber hinsichtlich des Schwanzes überein, der ein wahrer Eselschwanz ist, indem er anfangs nur ganz kurze Haare, wie am übrigen Körper hat, und bloß am Ende mit längeren Haaren versehen ist. An den Vorderbeinen finden sich die gewöhnlichen Hornnarben, die den hintern fehlen. Der Huf ist, nach Grays Zeichnung<sup>3)</sup>, nicht so schwächig und fein als am Zebra.

Die Färbung beschreibt Fr. Cuvier an dem abgebildeten Weibchen folgendermassen: „Der Grund ist an allen obern Theilen isabellfarben, an

2) Von dieser Abbildung, welche die Stute darstellt, ist die unserige eine Kopie. —

3) Zoolog. Journal. I. tab. 9. f. 2.

allen untern weiß. Die erstern sind bis zum Schenkel ausschließlich mit schwarzen oder braunen, queeren oder schiefen Bändern verziert, welche dem Thiere ein schönes Ansehen geben. Das Ende der Schnauze ist ganz und gar schwarz. Von der Parthie, welche die Nasenlöcher umgiebt, entspringen 14 schwarze Streifen: 7 auswärts gewendete vereinigen sich auf dem Nasenrücken mit einer gleichen Zahl, die von der Höhe des Kopfs unter einem rechten Winkel herabkommen und mit den erstern eine Art von Rauten bilden. Die andern ziehen schief längs der Wangen und vereinigen sich mit 7 bis 8 andern Bändern, welche von der Unterseite des Unterkiefers entspringen; der eine von ihnen, der letzte von denen, die auf dem Nasenrücken zusammenstoßen, theilt sich, um das Auge zu umfassen. Das Ohr ist auf seiner Aussenfläche weiß, am Ende schwarz. Auf dem Halse verlaufen 10 starke schwarze Bänder, zwischen welchen sich schmalere von brauner Farbe finden. Diese Bänder verlängern sich in die gerade und steife Mähne, wodurch sie abwechselnd weiß und schwarz wird, ausgenommen am Stirnende, wo sie ganz schwarz ist. Das letzte Halsband theilt sich unten in einen ausgesperrten Winkel, der 3 bis 4 andere einschließt. Die 2 bis 3 ersten Bänder, welche nach diesen auf dem Rücken folgen, sind wie die vorigen etwas buchtig, haben aber eine queere (fast senkrechte) Richtung. Die letzten, an Zahl 4 bis 5, entspringen auf der Kruppe, nehmen einen schiefen Verlauf und endigen sich an den Seiten des Bauches; zwischen diesen finden sich andere schmalere und von einer viel weniger dunklen Farbe. Längs der ganzen Mittellinie des Bauches, von der Brust bis zum After, verläuft eine schwarze Linie. Der Schwanz ist ganz weiß.“

„Der Hengst unterscheidet sich in etwas von der eben beschriebenen Stute, indem er 2 Bänder mehr auf den Schenkeln hat, während ihm dagegen die braunen Streifen zwischen den schwarzen Bändern abgehen.“

4) Zur Vergleichung und Bervollständigung (da Hr. Cuvier den Rückenstreif vergessen hat) möge die kurze Beschreibung von Gray folgen: „Körper weiß; Kopf mit zahlreichen, schmalen Streifen, welche sich allmählig miteinander vereinigen und die Nase braun machen; Hals und Leib abwechselnd mit breiten Streifen von schwarzer und einigen schmalen von brauner Farbe, von denen die letztern fast die Zwischenräume zwischen den schwarzen Bändern ausfüllen und nur einen schmalen weißen Rand übrig lassen. Die Rückentlinie ist schmal und wird all-

Die Länge des beschriebenen Weibchens betrug, wenn es aufrecht stand und den Kopf hoch hielt, von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4' 8". Die Schulterhöhe war 3' 4", der Schwanz hatte ohngefähr 15", und eben so lang war der Kopf von dem Schnauzentrande bis zur Grundfläche der Ohren.

Die Kauwerkzeuge, so wie die Sinnes- und Geschlechtsorgane unterscheiden sich nicht von denen des Pferdes.

Aus der vorstehenden Beschreibung ergibt es sich, daß das Liegerpferd wirklich eine eigenthümliche, von den beiden übrigen gestreiften Pferden hinlänglich verschiedene Art sey. Der Unterschied zwischen ihm und dem Zebra ist schon dadurch deutlich zu erkennen, daß letzteres am ganzen Körper gestreift ist, während am Liegerpferd die Beine einfarbig weiß sind. In dieser Beziehung stimmt es zwar mit dem Quagga überein, allein dieses hat auf der Kruppe und den Hüften gar keine Bänder, und die am hintern Theil des Rumpfes sind so verwischt und undeutlich, daß sie kaum zu erkennen sind. Auch hat das Quagga keinen eigentlichen Eselschwanz, wie das Liegerpferd, indem er bei ersterem gleich anfangs längere Haare trägt, und die Hufe sind bei ihm ferner schmaler als bei letzterem.

Die beiden Individuen in der pariser Menagerie hatten einen großen Theil ihres Hanges zur Unabhängigkeit beibehalten, doch kannten sie ihren Wärter sehr gut und behandelten ihn mit Wohlwollen, wenn er sich auf das Geschäft ihrer Reinigung beschränkte; es schien selbst, daß Wart und Pflege ihnen angenehm war, und es läßt sich daher mit Recht vermuthen, daß man bei einiger Sorgfalt diese Art, wie die übrigen, leicht an den Hausstand gewöhnen könnte.

Als Heimath des Liegerpferdes kennt man bis jetzt bloß die Südspitze von Afrika, wo es, nach Burchell, in den Ebenen sich aufhalten soll.

---

mählig nach hinten zu breiter; auf jeder Seite ist sie mit einer weißen Linie deutlich eingefast. Bauch, Füße und Schwanz sind ganz weiß; die Mähne ist abwechselnd weiß und schwarz gebändert." Es ist nicht gesagt, ob das beschriebene Exemplar männlichen oder weiblichen Geschlechts war.

---

D e r  
S ä u g t h i e r e  
siebente Abtheilung.

---

Dickhäuter. Vielhufer.

---

Vorderzähne sind bald vorhanden, bald fehlend; selbst in einzelnen Gattungen sind sie nicht constant.

Eckzähne sind ebenfalls bald da, bald gänzlich mangelnd; doch ist ersteres der gewöhnliche Fall.

Backenzähne sind immer vorhanden und entweder flach oder höckerig. Ihre Anzahl, Gestalt und Zusammensetzung ist sehr verschieden, zuweilen selbst in einzelnen Gattungen.

Der Fuß hat zwei bis fünf Behen, die in Hufe gehüllt und mit kurzen, getrennten Mittelfußknochen verbunden sind.

Der knöcherne Augenring ist hinten nicht geschlossen.

Die Haut ist meist dick, und entweder nur mit einzelnen Borsten besetzt, oder ganz mit Haaren bedeckt.

Der Magen bildet nur eine oder mehrere Abtheilungen; die genossene Speise, welche gewöhnlich bloß in Vegetabilien besteht, wird nicht wiedergekaut.

Die Ordnung der Dickhäuter oder Vielhufer (*Pachydermata*, *Multungula*), welche zuerst von Storr richtig aufgefaßt wurde, ist von Linne wie von Schreber verkannt worden. Ersterer brachte die hieher gehörigen Thiere in 2 verschiedene Ordnungen, indem er den Elephanten, zugleich mit dem Wallroß, Faulthier, Ameisenfresser, Schuppenthier und Gürtelthier unter die *Bruta*, das Flußpferd, Schwein und Nashorn aber mit

dem Pferde unter die *Belluae* brachte. Schreber folgte in dieser Eintheilung seinem großen Lehrer, mit der einzigen Ausnahme, daß er der erstgenannten Ordnung noch das Nashorn zuzählte.

Hieher gehören aus der Klasse der Säugethiere die riesenhaftesten Thiere, welche ihren Aufenthalt auf dem Lande haben. Sie sind von plumphen schweren Formen, welche, obwohl ein gemeinschaftlicher Habitus, der mehr oder minder mit dem des Schweines übereinkommt, nicht zu verkennen ist, doch in den einzelnen Gattungen so bestimmt ausgeprägt sind, daß diese sämmtlich als besondere Familien betrachtet werden könnten.

Der Zahnbau, welcher bei den meisten Wiederkäuern so auffallend gleichförmig ist, ist hier höchst schwankend und selbst gewöhnlich nach den Arten verschieden, so daß man, wenn man mit derselben falschen Consequenz, wie dieß bei den Nagern gegenwärtig geschieht, nach einem solchen einzelnen Merkmal die Gattungen festsetzen wollte, diese meist nicht mehr, als eine einzige Spezies in sich schließen würden. Auch die Behaarung und die Dicke der Haut ist sehr verschieden, und obschon letztere bei den meisten Thieren dieser Ordnung beträchtlicher ist, als bei allen andern, so ist dieß doch nicht durchgängig der Fall, indem das Fell bei mehreren Wiederkäuern dicker und fester ist, als beim Schweine.

Gleiche Mannigfaltigkeit, wie im Zahnbaue, findet sich in der Beschaffenheit des Magens, denn obschon derselbe keineswegs zum Wiederkauen bestimmt ist, so zerfällt er doch bei den meisten in mehrere Abtheilungen, und um das Schwankende in dieser Bildung zu vermehren, scheint er in einer Gattung, nämlich beim Tapir, nicht einmal bei allen Arten gleichförmig zu seyn, indem er beim sumatranischen als einfach, beim amerikanischen aber als dreifach angegeben wird.

Auch in der Zahl der Behen kommen große Differenzen vor, indem diese von fünf bis drei, und wenn wir das ausgestorbene *Anoplotherium* mitrechnen, bis auf zwei herabgehen. Sie sind theils nebeneinander, theils wie beim Schweine paarweise hintereinandergestellt, und in einigen Gattungen haben nicht einmal alle Arten dieselbe Anzahl.

Als konstante Ordnungsmerkmale lassen sich demnach nur folgende aufzählen: 1) 2 bis 5 Behen mit eben soviel gesonderten Mittelfußknochen, 2) nicht vollständig geschlossene knöcherne Augenringe, und 3) Mangel des

Wiederkäuens. Hiedurch unterscheiden sie sich hinlänglich von den beiden andern Ordnungen der Huftthiere. Zu bemerken ist hier auch noch, daß die Theile des Fußes, nämlich Zehen, Mittelfuß (Mittelhand), Fußwurzel (Handwurzel) von besonderer Kürze sind, während bei den Einhufnern und Wiederkäuern der Mittelfußknochen (Mittelhandknochen) von ansehnlicher Länge ist.

In ihrer Lebensweise sind die Pachydermen ziemlich übereinstimmend. Sie nähren sich von Vegetabilien und haben das Wasser zum Befeuchten ihrer Haut nothwendig, daher sie sich entweder den größten Theil der Zeit darin aufhalten, oder doch wenigstens die Nähe desselben lieben, um sich nach Belieben schwimmen zu können. Sie halten sich in größern oder kleinern Heerden zusammen, und können bei der Kürze ihrer Mittelfußknochen weder, wie das Pferd galoppiren, noch wie mehrere Wiederkäufer auf steilen Felsen umherspringen; gejagt laufen sie eine eigne Art von Trott.

Sie sind ungerreizt meist von einem friedfertigen Naturell, wissen sich aber gegen Angriffe kräftig zu vertheidigen. Ihre Intelligenz ist geringe, mit Ausnahme des Elephanten, welcher das einzige Thier aus dieser Ordnung ist, von dessen Fähigkeiten der Mensch Gebrauch macht. Zwar wird auch das Schwein und der Tapir als Hausthier gehalten, aber nur, um eine materielle Benützung von ihnen zu erlangen. Zu gleichem Behufe werden ebenfalls die bloß wild umherstreifenden Thiere aus dieser Ordnung erlegt, und ihre Jagd macht eine Hauptbeschäftigung der meisten Völker aus, bei welchen sie vorkommen.

Die Pachydermen sind größtentheils Bewohner der warmen Länder beider Erdhälften, nur das Schwein lebt ebenfalls in der gemäßigten Zone, während die kalte keine Art aufzuweisen hat. Viel allgemeiner war aber ihre Verbreitung vor der Sündfluth, indem eine Menge Arten, die nicht bloß noch gegenwärtig existirenden Gattungen, sondern völlig ausgestorbenen angehören, in großer Menge in unserem Weltheile und dem nördlichen Asien, manche selbst über die ganze Erde hinweg gefunden werden. Dadurch gewinnt auch diese Ordnung für den Naturforscher, der mit dem Studium der antediluvianischen Thierwelt sich befaßt, ein besonderes Interesse, und er bemüht sich aus den untergegangenen Resten die Mittelformen ausfindig zu machen, durch welche die wenigen Typen, die der furcht-

baren Katastrophe entgangen sind und ziemlich isolirt in der jetzigen Schöpfung nebeneinander stehen, in Verbindung gebracht werden können.

Die Gattungen, welche in folgender Darstellung als zu dieser Ordnung gehörig aufgezählt werden sollen, sind der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, der Tapir und das Schwein. Cuvier rechnet auch noch den Klippschliefer (Hyrax) dazu, und wiewohl fast alle späteren Zoologen seinem Beispiel gefolgt sind, so haben sie doch nicht unterlassen können die Bemerkung zuzufügen, daß er hinsichtlich des Habitus und der Lebensweise in keiner Verwandtschaft mit den übrigen Pachydermen stehe. Wirklich ist es auch unmöglich in beiderlei Beziehung etwas allgemein Gültiges über die Ordnung der Dickhäuter zu sagen, sobald man ihr den Klippschliefer zutheilt, der in Gestalt und Lebensweise wie ein Nager sich verhält, indem er nicht bloß vom Wasser entfernt, in Felsenspalten umher kriecht, sondern auch Löcher gräbt und auf die Bäume hinaufsteigt. Nimmt man nun noch die Geringsfügigkeit seiner Größe hinzu, und erwägt man den Umstand, daß seine Füße mit eben solchen langgestreckten Sohlen, wie bei den seh-  
lengehenden Raubthieren versehen sind, und daß ferner gerade das ihm in der Totalität seiner Erscheinung unähnlichste Thier, nämlich das Nashorn, es ist, welches die nächste Verwandtschaft mit ihm haben soll, so muß man doch Bedenken tragen, ihn unmittelbar zu den Pachydermen zu stellen, und dadurch eine höchst natürliche Ordnung um ihren ganzen Charakter zu bringen.

Wohin nun aber mit dem Klippschliefer? Daß die wenigen osteologischen Merkmale, welche er mit den Dickhäutern gemein hat, nicht bedeutend genug sind, um ihm den Typus dieser Ordnung in der ganzen Gestalt und Lebensweise aufzudrücken, ist so eben bemerklich gemacht worden. Dagegen kann er auch nicht den Nagern angereihet werden, obschon er in beiden letztgenannten Beziehungen sehr mit ihnen übereinkommt. Cuvier<sup>5)</sup> hat mit seinem Scharfblicke die große Differenz des Hyrax von jenen so überzeugend nachgewiesen, daß gar keine Möglichkeit übrig bleibt, ihn ferner den Nagern zugefellen zu wollen; seine Einreihung unter diesel-

---

5) Recherches sur les ossem. foss. II. 1. p. 127.

ben würde diese natürliche Ordnung eben so verunstalten, als dieß der Fall durch seine Anschließung an die Pachydermen ist.

Um aus dieser Verlegenheit zu kommen, wird es keinen andern Ausweg geben, als aus dem Klippeschliefer eine besondere Ordnung der Hufthiere zu errichten, die durch mehrere Eigenschaften, deren Auseinandersehung nicht hierher gehört, sich leicht von den übrigen Abtheilungen der behuften Säugthiere unterscheiden ließe, und ein schickliches Bindeglied abgäbe, durch welche diese mit den Nagern in nähere Verbindung kämen.

Obgleich der Name Dickhäuter, der den Thieren dieser Ordnung beigelegt wird, sie nicht hinlänglich von allen andern Hufthieren unterscheidet, so ist er doch noch bezeichnender als der Name Vielhufer, indem die Wiederkäuer, wenn man die Afterklauen zu den Hufen mitrechnet, eben so viel oder mehr der letztern haben, als dieß der Fall bei mehreren Pachydermen ist. Nur in so fern würde die letzte Benennung vollkommen bezeichnend seyn, wenn man nicht bloß die Hufe, sondern vorzüglich die mit ihnen in Verbindung stehenden Mittelfußknochen, deren sich allerdings mehrere als bei den Einhufern und Wiederkäuern finden, in Betracht ziehen wollte.

---



E r s t e G a t t u n g.  
 Der Elephant. **Elephas.**

---

LINN. syst. nat. ed. XII. p. 48. — Schreb. Säugth. II. S. 241. — ILLIG.  
 prodr. p. 96. — CUV. règn. anim. éd. II. 1. p. 238.

---

Vorderzähne in der oberen Kinnlade zwei, welche als lange Stoßzähne hervorragen; in der unteren Kinnlade keine. Eckzähne fehlen.

Backenzähne jederseits einer oder zwei, selten drei, aus mehreren Tafeln zusammengesetzt.

Die Nase ist in einen langen beweglichen Rüssel verlängert.

Die Haut ist fast nackt und bloß mit einzelnen Borsten besetzt; der Schwanz mittellang; die Zehen, deren zwei sind, liegen gegen die Brust.

Die Füße sind plump und fünfzehig; die Zehen sind durch die Haut umwickelt, so daß sie bloß durch die drei bis fünf Hufe unterschieden werden können.

Ob schon bereits Schreiber mit gewohnter Gründlichkeit diese Gattung beschrieben hat, so waren doch zu seiner Zeit weder die Anatomie, noch mehrere Punkte aus der Lebensgeschichte dieser Thiere in gehöriges Licht gesetzt, und es war ihm überdieß unbekannt, daß afrikanischer und asiatischer Elephant, welche bei ihm in einer einzigen Spezies vereinigt sind, zwei verschiedene Arten ausmachen. Es werden daher an diesem Orte die neuen Entdeckungen und Berichtigungen nachgetragen, die jedoch des geordneten Zusammenhangs wegen an einen kurzen Ueberblick über die ganze Naturgeschichte dieses Thieres angeschlossen werden sollen; im Uebrigen wird auf die frühere Darstellung von Schreiber Th. II. S. 241. verwiesen.

Der Elephant, welcher unter allen Landsäugthieren die riesenhafteste  
 abthlg. VII. 29

Größe erlangt, ist von schweren plumpen Formen. Der Leib, welcher einer großen Tonne gleicht, wird von dicken walzenförmigen Füßen getragen, auf welchen er, wie auf eben so vielen massiven Säulen, ruht. Der Kopf, der keineswegs klein zu nennen ist, geht merklich in den Rumpf über, so daß der Hals fast ganz zu fehlen scheint. Die Ohren sind groß und beweglich, und an ihrem hintern und untern Theile frei herabhängend; die Augen dagegen sehr klein. Zwischen dem Ohr und Auge ist beiderseits eine kleine Oeffnung, welche bei beiden Geschlechtern vorkommt. Das auffallendste Organ ist aber der lange bewegliche Rüssel, der am Ende mit einem fingerförmigen Anhange versehen ist. Von höchster Beweglichkeit und Contractilität dient er dem Thiere weniger zum Riechen, als vielmehr zu einem feinen Fühlen und zum sichern Ergreifen, so daß in ihm der Elephant ein viel geschickteres Werkzeug besitzt, als der amerikanische Affe in seinem Greiffchwanz. Aus dem Rachen ragen 2 lange Stoßzähne hervor, die nicht wenig dazu beitragen das Gewicht des Kopfes zu vermehren. Die überaus kurzen Behen sind ganz von der äußern Haut umhüllt, und lassen sich nur durch die rundlichen Hufe unterscheiden, welche in einer Reihe neben einander liegen und wenig vorspringen. Der Schwanz ist von mittlerer Länge.

Die Haut ist dick und borbelig, und durch eine Menge von unregelmäßig sich kreuzenden Falten in lauter kleine Felder getheilt. Sie ist sparsam mit einzelnen Haaren besetzt, welche sich zumal an jungen Individuen und nach der Zeit des Härens zeigen <sup>1)</sup>. Am stärksten sind sie am Schwanz, dessen Ränder mit sehr harten und langen Borsten eingefast sind. Sie bilden hier am Ende einen fächerartigen Büschel, der am untern Rande weiter hinauf geht als am obern; an jenem sind sie auch länger und dich-

---

1) Camper sagt (Oeuvres II. p 31): „Diejenigen, welche man in der Gefangenschaft sieht, haben gewöhnlich die Haare durch das Reiben an den Wänden ihres Behältnisses verloren, so daß man sie nicht eher als kurze Zeit nach dem Hären wahrnehmen kann. Der Verfasser war von dieser Thatsache frappirt, als er ein Weibchen, das 1773 in Harlingen gezeigt wurde und keinen Ansehn von Behaarung hatte, nach dreijähriger Abwesenheit wieder sah und dasselbe mit ziemlich langen Haaren und selbst in Menge bedeckt fand. Diese Beobachtung hat sich an andern Elephanten in der Menagerie des Prinzen von Oranien und in der zu Versailles bejährt.“

ter, erreichen eine Länge von einem Fuß und haben die Steifigkeit eines schwachen Drahtes.

So auffallend der Elephant in seiner ganzen äussern Gestalt von allen andern Pachydermen verschieden ist, eben so sehr ist er es in seinem Zahnbau, der eine sorgfältige Betrachtung verdient. Pallas <sup>2)</sup>, Camper <sup>3)</sup>, Gorse <sup>4)</sup>, Home <sup>5)</sup>, Blake <sup>6)</sup> und Cuvier <sup>7)</sup> haben ihn zum Gegenstande ihres besondern Studiums gemacht und genau dargestellt.

Schneidezähne sind im Unterkiefer gar keine vorhanden; im Oberkiefer aber zwei. Da diese nicht bloß von einer ungewöhnlichen Form sind, sondern auch am äussern Rande des Zwischenkiefers sitzen, da wo er sich mit dem Oberkieferknochen durch eine Naht vereinigt, so sind sie von Linne und Schreber irrig für Eckzähne angesehen worden. Man nennt sie gewöhnlich Stoßzähne, und von ihnen rührt das Elfenbein her.

Diese Stoßzähne haben eine langgestreckte konische, etwas gebogene Gestalt, und können in ausserordentlichen Fällen eine Länge von 9 bis 10 Fuß und ein Gewicht von 200 bis 350 Pfund erlangen <sup>8)</sup>. Da ihnen im Unterkiefer keine gleichnamigen entgegen stehen, so können sie durch die ganze Lebenszeit des Thieres fortwachsen. Bei den afrikanischen Elephanten sind beide Geschlechter mit großen Stoßzähnen bewaffnet; bei den asiatischen sind sie dagegen bei den Weibchen von keiner bedeutenden Größe und selbst unter den Männchen sind sie keineswegs von gleicher Länge.

Die Masse, woraus diese Stoßzähne gebildet sind, ist ziemlich homogen, im Innern fast eben so hart als nach Außen, und bloß von einer sehr dünnen Schmelzlage überzogen <sup>9)</sup>. Sie besteht aus tutenförmigen concentrischen Schichten, welche, wenig deutlich am frischen Zahn, sehr bestimmt an verwitterten fossilen Exemplaren zu sehen sind. Außerdem bemerkt man

2) Acad. Petrop. Nov. Comm. XIII. p. 472.

3) Oeuvres. II. p. 152 — 173

4) Philosoph. Transactions 1799 p. 205.

5) Ebenda. p. 237. — Lectures on comparat.

Anatom. II. t. 33, 34, 35.

6) Essay on the Structure and formation of the Teeth in Man and various Animals. Dublin 1801.

7) Rech. sur les ossemens fossiles. 3. éd.

p. 31—50.

8) Cuv. recherch. p. 57. — Camper oeuvres II. p. 158.

9) Daubenton (Buff. XI. p. 120.) und Camper (Oeuvres II. p. 156.) sprechen dem Stoßzahn des

Elephanten den Schmelz ganz ab; Meckel und R. Wagner (Lehrb. der vergleichenden Anatom. I. S. 57) aber legen ihm mit Recht eine sehr dünne Schmelzlage bei.

auf dem Querschnitt eine Menge bogenförmiger Linien, welche von der Mitte nach dem Umfange laufen und indem sie sich kreuzen, kleine krummlinige Felder bilden; eine Zeichnung, die sich an Stoßzähnen anderer Thiere nicht findet. An der Wurzel ist ein solcher Zahn hohl, und er steckt in seinem großen Fache ohngefähr wie ein Nagel in einem Brett, indem er bloß durch den Druck der Seitenwände festgehalten wird.

Baekenzähne finden sich, nach den verschiedenen Lebensperioden des Thiers, in jeder Kieferhälfte entweder einer oder zwei, bisweilen auch drei. Ein solcher Baekenzahn kann betrachtet werden als eine Zusammensetzung von mehreren einzelnen Zähnen, deren jeder aus Knochensubstanz und Schmelz mit seiner besondern Wurzel besteht, welche einzelne Zähne sämmtlich wieder durch Kindensubstanz zu einem Ganzen zusammengekittet sind. Der Schmelz ist von einer ausnehmenden Härte, während die von ihm umschlossene Knochensubstanz, so wie die äussere Kindensubstanz, welche die einzelnen Stücke verbindet, viel weicher und spröder ist, daher auch die Baekenzähne keinen Gegenstand einer besondern Benützung ausmachen.

Die einzelnen, aus Schmelz und Knochenmasse bestehenden Zähnen, welche als integrierende Theile des ganzen Baekenzahns anzusehen sind, gleichen schmalen Tafeln, die parallel hinter einander gestellt sind. So lange der Zahn noch in seinem Fache steckt und nicht gebraucht wird, zeigen diese Tafeln, deren sich bisweilen mehr als 20 finden, auf der Kaufläche kleine Höcker, die ebenfalls, wie das Uebrige, von der Kindensubstanz überzogen sind. Sobald die Abnützung beginnt, so ergreift sie zuerst diese Höcker, die alsdann runde oder ovale Scheiben darstellen, welche innerlich mit der Knochensubstanz ausgefüllt, aussen von Schmelz umgeben sind, und durch die Kindensubstanz von den übrigen, sowohl seitwärts als in derselben Linie liegenden, getrennt werden. Geht die Abnützung so tief, daß sie den Grund der Höcker erreicht, so fließen die kleinen Scheiben, welche auf derselben Linie stehen, ineinander, und es zeigen sich nun die schon erwähnten Tafeln, welche die ganze Breite des Zahns einnehmen, und durch die Kindensubstanz von einander geschieden sind <sup>10)</sup>. Würde die Abreibung endlich

---

10) Diese Scheiben und Tafeln sind auf dem Baekenzahn des *Elephas primigenius* Tab. 317 C. dargestellt.

die Stelle erreichen, an welcher alle diese Tafeln in einer gemeinschaftlichen Basis zusammenstoßen, so würde die ganze Kaufläche eine große Scheibe von Knochensubstanz zeigen, welche außen von einer Lage Schmelz und Rindensubstanz umgeben wäre.

Dieser letzte Grad der Abnutzung tritt aber nie vollständig ein, und zwar aus dem Grunde, weil jeder Backenzahn eine schiefe Lage in seinem Kiefer hat, so daß seine vordere Fläche zum Kauen und daher auch zur Abreibung eher verwendet wird als die hintere. Während daher an der vordern Zahnhälfte bereits die Tafeln in ihrer ganzen Breite sich zeigen, sieht man sie hinten noch in zwei oder mehrere Scheiben getrennt, und am hintern Ende stellen sich die noch ganz unberührt oder nur wenig abgeschliffenen Höcker dar. Diese vordern Tafeln werden im Verlauf der Zeit sogar ganz zerstört, bevor die hintern noch angegriffen sind, so daß also die Backenzähne des Elephanten zugleich an Höhe, wie an Länge verlieren. Auch nimmt der Zahn nicht bloß auf seiner Kaufläche an Masse ab, sondern die dem abgenutzten Theil angehörige Wurzel wird durch eine Art von Caries gleichfalls aufgezehrt, wodurch er immer mehr integrierende Theile verliert.

Hiermit steht eine andere auffallende Erscheinung in Verbindung. Weil nämlich der vordere Theil des Zahnfaches immer ausgefüllt seyn muß, so rückt der Zahn während seiner Verkleinerung von hinten nach vorn, und macht dadurch dem hinter ihm liegenden zweiten Zahn Platz, der durch seine Entwicklung gleichfalls beiträgt den Vorgänger vorwärts zu treiben, bis derselbe endlich ganz ausfällt. Dieser erste Zahn, welcher ursprünglich eine ziemliche Größe hatte, ist bei seinem Ausfallen durch die fortwährende Aufzehrung auf ein sehr kleines Volumen gebracht worden.

Pallas<sup>11)</sup> war es, der zuerst die Wahrnehmung machte, daß der Elephant anfangs in jeder Kieferhälfte einen Backenzahn, hernach wenn der hintere sich entwickelt 2, und endlich, wenn der vorderste ausgefallen ist, wieder nur einen hat. Später machte Corse<sup>12)</sup> darauf aufmerksam, daß der angegebene Wechsel der Backenzähne beim indischen Elephanten wenigstens achtmal sich wiederhole, so daß also derselbe nach und nach 32 Stücke

11) Nov. comment. Petrop. XIII. p. 475.

12) Philosoph. Transact. 1799. p. 223.

erhält. Die ersten erscheinen nämlich 8 bis 10 Tage nach der Geburt, können nach 6 Wochen deutlich gefühlt werden, und sind nach 3 Monaten vollständig hervorgetreten. Nach 2 Jahren sind die 2ten Zähne bereits im Gebrauch. Die 3ten erscheinen zu derselben Zeit und stoßen die vorhergehenden mit 6 Jahren aus. Zwischen dem 6 bis 9ten Jahr treibt der 4te Zahn hervor, und verdrängt am Ende dieser Periode den 3ten. Die fernere Reihe des Wechsels konnte Corse nicht mehr vollständig beobachten.

In den beiden ersten Elefanten, welche Cuvier<sup>13)</sup> untersuchte, so wie an 5 Schädeln, fand derselbe jedesmal 3 Zähne, nämlich einen kleinen Backenzahn, der mehr oder minder seinem Ausfallen nahe war, dann einen großen in voller Activität, und endlich einen mehr oder weniger großen Keimzahn, der den Grund des Hinterkiefers einnahm. Im letzten Elefanten aber, den er untersuchte und der ungefähr 40 Jahre alt war, fanden sich nicht mehr als 2 Zähne, wovon der 2te, der kaum aus seinem Fache hervorgetreten war, den ganzen Hinterkiefer ausfüllte.

Die Zahl der Tafeln wächst, nach Corse's Beobachtungen, mit dem Wechsel der Zähne, so daß der erste 4, der zweite 8 bis 9, der dritte 12 bis 13, und der siebente oder achte Zahn endlich 22 bis 23 Tafeln hat; mehr hat der angeführte Beobachter niemals wahrgenommen. Diese Zahlen sind jedoch nicht constant, sondern erfahren einige Ausnahmen.

Die Backenzähne des Oberkiefers lassen sich von denen des untern dadurch unterscheiden, daß 1) ihre Tafeln, wenigstens im Wurzeltheil, vorwärts geneigt sind, während sie im Unterkiefer sich nach hinten richten, und 2) daß sie in der obern Kinnlade eine etwas convexe Kaufläche haben, während diese bei den untern Zähnen schwach concav ist.

Am Skelet sind folgende Eigenthümlichkeiten zu erwähnen.

Der Schädel<sup>14)</sup> entfernt sich nicht bloß von den flachen, in horizontaler Richtung ausgestreckten Schädeln der übrigen Pachydermen auffallend durch seine überwiegende Höhe, sondern er übertrifft in dieser Beziehung alle anderen Säugthiere und selbst den Menschen: es findet sich beim Elefanten der größte Höhendurchmesser im Verhältniß zum horizontalen. Zu dieser vertikalen Entwicklung trägt vorzüglich der Zwischenkiefer bei, der

13) Recherch. I. p. 41.

14) Vergl. Tab. 317 C. Fig. 1 und 3.

die enormen Höhlen für die Stoßzähne enthält und gerade aufsteigend bis zur Hälfte der vordern Kopffläche hinaufreicht. Hiedurch werden auch die Oberkiefer mit in die Höhe gezogen, und die Nasengrube, welche sonst gegen das vordere Ende des Schädels sich zeigt, liegt hier in der Mitte der Vorderfläche und wird bloß von kurzen Nasenbeinen überragt. Ueber diesen steigt der Schädel mit geringer Neigung weiter in die Höhe bis zur Hinterhauptsleiste, von wo er mit schwacher Wölbung wieder steil abwärts fällt.

Wie auf der vordern Kopffläche die Nasengrube bis zur Mitte hinaufgeschoben ist, so liegt gleichfalls auf der hintern Fläche das große Hinterhauptsloch fast in der Mitte derselben. Das Hinterhauptsbein ist von einer tiefen Grube ausgehöhlt, aus welcher ein starker Längskamm hervorspringt, der sich mit dem Kamm des Siebbeins vergleichen läßt; hieran befestigt sich das überaus starke Nackenband.

Die obere Wölbung des Schädels ist jedoch keineswegs durch bloße Knochenmasse hervorgebracht, sondern indem sich die beiden Blätter der Hirndecke vor der Hinterhauptsleiste auseinander begeben, bilden sie einen weiten Zwischenraum, der durch eine Menge Scheidewände in Fächer abgetheilt ist, welche durch die Eustachische Röhre mit dem Rachen in Verbindung stehen und sich mit Luft füllen. Hiedurch erhält der Schädel des Elephanten eine Analogie mit dem der Vögel, wie zuerst Camper <sup>15)</sup> bemerkt hat. Daß er übrigens auch in vielen Beziehungen dem mehrerer Vögel verwandt sey, darauf hat Cuvier aufmerksam gemacht.

Der Unterkiefer bietet ebenfalls, wie der Schädel, viel Ausgezeichnetes dar. Der aufsteigende Ast ist fast so hoch als der zahntragende Theil lang ist, und der Kronenfortsatz ist etwas niedriger als der Gelenkfortsatz. Die beiden Kieferäste sind sehr dick, gewölbt, und stoßen vorn in einem tief ausgehöhlten Kanal zusammen, der unten durch einen spitzigen Vorsprung geendigt ist.

Die Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 20 Rücken-, 3 Lenden-, 4 Kreuzbein- und 24 bis 25 Schwanzwirbeln. An Rippen sind 5 wahre und 15 falsche vorhanden.

Das Schulterblatt ist am hinteren ausgeschweiften Rande kürzer

15) Oeuvres II. p. 175.

16) Recherch. I. p. 19.

als an den beiden andern, welche ziemlich gleich lang sind; die Gräthe hat, auffer dem Acromion, in der Mitte einen rückwärts gefehrten Haken; der Hakenfortsatz ist wenig merklich.

Der Oberarmknochen unterscheidet sich von dem der andern großen Säugethiere dadurch, daß die Deltaleiste bis unter die Mitte des Knochens herabreicht, und daß die Leiste am äussern Gelenkhöcker bis über das erste Drittel hinaufsteigt und hier mit einem stark ausgedrückten Winkel endigt.

Der Vorderarm ist dadurch vor dem aller andern Thiere ausgezeichnet, daß der obere Kopf der Speiche zwischen 2 Fortsätzen des Ellenbogenbeins eingefügt ist.

Am Becken ist das Hüftbein fast in seiner ganzen Höhe sehr breit, und nach Innen ausgehöhlt.

Der Femur ist lang gestreckt, von vorn nach hinten, besonders in der untern Hälfte, abgeplattet, der große Umdreher etwas niedriger als der Gelenkkopf, und der kleine kaum angedeutet.

Am Unterschenkel ist das Schienbein nur gegen die Mitte dreieckig, ohne starke vordere Leiste, und auf der Hinterseite nach oben sehr ausgehöhlt. Die obere Gelenkfläche zeigt 2 Ovale, welche durch eine am Vordertheil kegelförmig vorspringende Leiste getrennt sind; die untere Gelenkfläche ist einfach. Das Wadenbein ist zusammengedrückt, und sein unterer Kopf sehr aufgeblasen.

Die Kniesehne ist oval, oben breiter, sehr convex und nach vorne rauh.

Hand und Fuß ist im Verhältniß zu den übrigen Theilen der Extremitäten kurz. Die Handwurzel besteht aus 8 Knochen, und ist der längste Theil der Hand, indem sie  $\frac{2}{7}$  von derselben ausmacht. Die Fußwurzel ist aus 7 Knochen zusammengesetzt. Die Mittelhand und der Mittelfuß bestehen aus 5 Knochen. Eben so viel sind Finger und Zehen vorhanden, deren Gestalt wenig abweicht; die große Zehe hat nur ein Glied.

Da viele Theile des Elephantenskelets sich in ihren Formen den menschlichen annähern, so ist es nicht zu verwundern, daß ältere Naturforscher, denen die Osteologie dieses Thieres unbekannt war, die fossilen Elephantenknochen für riesenhafte menschliche ansahen.

Ueber den Bau der Eingeweide ist Folgendes zu bemerken:

Die



Der Magen ist einfach, dickhäutig, länglich, und an der innern Fläche des Blindsacks finden sich über 12 starke Quersalten. Der Blinddarm ist beträchtlich weit. Die Gallenblase fehlt. Die Leber besteht aus 2 Lappen; die Milz ist länglich dreieckig, und die Bauchspeicheldrüse hat 2 Ausführungsgänge.

Hinsichtlich der Geschlechtstheile ist zu bemerken, daß das Scrotum fehlt, und die Hoden in der Bauchhöhle enthalten sind. Die Ruthe ist außerordentlich groß, hängt bei der Erektion fast bis auf den Boden herab, ist 6 bis 8" dick, und wog an einem nach dem Tode untersuchten Individuum, nebst ihren Anhängseln, 127 Pfund. Die Schaamöffnung ist ziemlich weit vom After entfernt und gegen den Bauch gerückt. Aus diesem Umstande wollte man schließen, daß die Begattung auf andere Weise vor sich gieng, als bei den übrigen verwandten Thieren<sup>17)</sup>, was jedoch keineswegs der Fall ist.

Da der Rüssel das auffallendste Organ ist, so erfordert die Betrachtung seines Baues eine weitere Berücksichtigung. Er ist dem Thiere von der größten Wichtigkeit, da er der Kürze des Halses zu Hülfe kommen muß, damit es durch ihn mit Leichtigkeit den Boden erreichen könne. Der Rüssel besteht innerlich aus 2 durch eine Scheidewand von einander getrennten Röhren, die eine weitere Verlängerung der Nasenlöcher sind. Die Muskeln, welche die Beweglichkeit des Rüssels bedingen, sind von zweierlei Art: längliche, welche von der Basis bis zur Spitze laufen, und queere, die in verschiedenen Richtungen die Achse durchschneiden. Die Menge dieser Muskelparthieen ist so groß, daß sie sich auf 30 bis 40,000 belaufen mögen. Wenn sich die Quermuskeln zusammenziehen, so bewerkstelligen sie die Verlängerung des Rüssels, indem sie die Längsmuskeln nöthigen sich auszudehnen. Ziehen sich dagegen diese zusammen, so verkürzt sich der Rüssel, und zwar wenn alle gemeinschaftlich wirken, der ganzen Länge nach, oder wenn nur einzelne thätig sind, in bestimmten Theilen. Dabei können diese Veränderungen nach einer und derselben, oder zugleich nach mehreren Richtungen und selbst in einer schraubenförmigen Linie erfolgen, so daß der Rüssel in allen seinen Theilen auf die mannigfachste Weise und mit der größten Leich-

17) Schreber Säugth. II. S. 246.

tigkeit bewegt wird. An seinem Ende ist ein fingerförmiger Anhang, dessen sich der Elephant nur zum Ergreifen von ganz kleinen Gegenständen bedient; er kann solche aber auch dadurch fassen, daß er den über dem Ende gelegenen Theil des Rüssels einbiegt. Wie er mit diesem merkwürdigen Organ einestheils die feinsten Gegenstände behutsam aufnehmen kann, so kommt ihm andertheils auch eine solche gewaltige Kraft zu, daß er damit Bäume auszureißen und mit seinen Umschlingungen einen Menschen zu tödten vermag <sup>18)</sup>. Da der Elephant wegen der Kürze des Halses und der Höhe der Beine mit dem Mund nicht auf die Erde langen kann, so rauft er vermittelst seines Rüssels das Gras aus und reißt damit die Aeste von den Bäumen ab. Eben so bedient er sich seiner zum Trinken, indem er zuvor das Wasser in den Rüssel einzieht und dann in den Schlund hinablaufen läßt. Wenn man aber sonst der Meinung war, daß das Zunge das Saugen an den Brüsten gleichfalls nur mit Hülfe dieses Organs bewerkstelligen könne, so war man im Irrthum; es saugt, wie alle anderen Thiere, mit dem Mund <sup>19)</sup>.

Die Paarung scheint an keine bestimmte Periode gebunden zu seyn, da wenigstens die eingefangenen Weibchen zu allen Jahreszeiten ihr Junges zur Welt brachten. Da sich in der Gefangenschaft die Elephanten nicht fortpflanzen, sondern nur in der Einsamkeit der Wälder und fern von der menschlichen Nähe, so waren über diesen Punkt allerlei irrige Meinungen verbreitet. Erst in neuerer Zeit wurde durch Beobachtungen nachgewiesen, daß dieser Akt in derselben Stellung vor sich gieng wie beim Pferde, und fast dieselbe Zeit dauere.

Nach den Beobachtungen in der pariser Menagerie ist das vorzüglichste Zeichen der Hitze des Weibchens eine sonderbare Platzveränderung der Schaamöffnung. Im gewöhnlichen Zustande ist diese Stelle mehr gegen den Nabel vorgerückt und der Urin wird vorwärts gespritzt; aber zur Brunstzeit rückt sie nach und nach hinterwärts und schleudert auch den Urin dahin.

---

18) Sehr ausführlich und genau hat Cuvier die Struktur des Rüssels in der Menagerie du Muséum unter dem Artikel l'Éléphant des Indes, Femelle, (Oktavausgabe II. p. 46) beschrieben.

19) Buffon bildet Supplém. VI. t. 2. ein an seiner Mutter saugendes Junges ab.

Hiedurch wird dem Männchen das Belegen leichter gemacht, und das Weibchen braucht sich also nicht auf den Rücken zu legen, wie man glaubte. Die Schaamlippen sind zu dieser Zeit auch sehr lang und klaffend. Das Männchen giebt kein anderes Zeichen als häufige Erektionen von sich; daß das Ausfließen einer schmierigen Feuchtigkeit aus den Löchern vor den Ohren ein solches sey, scheint ungegründet <sup>20)</sup>.

Die Tragezeit scheint nach Beobachtungen, die an trüchtig eingefangenen Weibchen angestellt wurden, auf 20 bis 22 Monate ausgedehnt zu seyn.

Die Nahrung der Elephanten besteht bloß in Vegetabilien <sup>21)</sup>.

Sie leben in mehr oder minder zahlreichen Heerden zusammen; doch trifft man auch bisweilen einzelne Männchen allein herumstreifend, welche entweder durch stärkere Individuen ihres Geschlechtes von dem Trupp verjagt worden, oder was mir wahrscheinlicher ist, bejahrte Thiere sind, die sich nach Art der alten Keuler absondern und einsiedlerisch leben.

Zum Aufenthaltsorte erwählt sich der Elephant feuchte schattige Gegenden, da seine harte Haut des Wassers nicht entbehren kann, ohne rissig und schäbig zu werden. Er besprengt daher häufig mit dem Rüssel dieselbe, und seine größte Freude ist es, sich schwimmen zu können. Auch bestreut er sich öfters mit Staub, so daß er davon ganz bedeckt ist.

Obschon von plumpen Formen, sind diese Thiere doch ziemlich schnell in ihren Bewegungen, und da sie bei der Länge ihrer Füße weit ausgreifen können, so hohlen sie bald einen im Lauf begriffenen Menschen ein. Da sie jedoch nicht leicht sich wenden können, so kann man ihnen durch seitliche Wendungen entgehen. Sie schwimmen geschickt und ohne Anstrengung, da der Leib leichter ist als das Wasser.

Der Elephant ist im Allgemeinen von einem sanften Charakter. Was man von seinen grimmigen Kämpfen mit dem Nashorn und Lieger erzählt hat, gehört ins Reich der Fabeln. Er hat keinen Grund mit dem Rhinoceros zu kämpfen, da er sich nicht von dessen Fleische nährt. Dasselbe gilt auch in Bezug auf den Lieger, und dieses blutdürstige Thier dagegen wagt sich nicht an den riesenhaften Elephanten, der schon allein ihm überlegen

20) Ménag. du Mus. I. p. 103.

21) Schreber Säugth. II. S. 244.

ist, und es noch mehr dadurch wird, daß er gewöhnlich in großen Heerden sich zusammenhält. Ungereizt thut der Elephant Niemanden etwas zu Leide; zu fürchten sind bloß die einsiedlerisch lebenden Individuen, von denen die Hindus sagen, daß sie ihrer Bössartigkeit wegen von der Heerde ausgeschlossen worden seyen, und überhaupt die Männchen zur Zeit, wo ihnen die Drüse vor den Ohren fließt.

Die Alten haben den Elephanten als dasjenige Thier angesehen, dem mehr als gewöhnliche Fähigkeiten gegeben seyen, und ihm eine fast menschliche Ueberlegung in allen seinen Handlungen zugeschrieben; auch die Malaien bezeichnen ihn mit einem Namen, den er mit dem Menschen gemein hat und der ein vernünftiges Wesen bedeutet.

Plinius, Aelian und mehrere ältere Autoren<sup>22)</sup> haben den Elephanten nicht bloß seiner Gelehrigkeit, Klugheit und Verständigkeit wegen den Vorzug vor allen andern Thieren eingeräumt, sondern ihm auch einen Adel der Gesinnung, ja selbst eine Art religiösen Kultus zugeschrieben, daß er hiedurch von den übrigen Thieren weit entfernt, in nächste Verwandtschaft zu dem Menschen gestellt worden ist. Und wenn auch die spätern christlichen Reisenden in den Orient die religiösen Adorationen beim Elephanten gerade nicht bestätigen wollten, so haben sie doch dagegen die Intelligenz und Sittlichkeit desselben gleichfalls in einem Maaße angepriesen und mit einer Menge von Beispielen zu bewähren gesucht, daß man nach allen diesen Schilderungen versucht werden mußte, in ihm nicht mehr eine bloß thierisch gebundene Seele wirksam zu finden, sondern daß es fast den Anschein erlangte, als ob ihm, als einziger Ausnahme in der Thierwelt, ebenfalls ein Antheil an der dem Menschen, vermöge seiner göttlichen Ebenbildlichkeit allein zukommenden höheren Geistesthätigkeit vorbehalten worden sey. Die vielen Erzählungen aus ältern und neuern Zeiten, in welchen der Elephant in fast menschlicher Weise handelnd dargestellt wird, sind zu bekannt, als daß sie weiter erwähnt werden sollten; sie sind zumal in den sogenannten populären Lehrbüchern der Naturgeschichte verbreitet und bis zum Ueberdruß wiederholt worden.

22) Règne anim. 2o. ed. I. p. 239.

23) Hartenfels hat alle diese bis auf seine Zeit in Umlauf gesetzten Märchen in seiner Elephantographia mit einem Fleiße gesammelt, der eines bessern Gegenstandes würdig gewesen wäre.

Wenn demnach in den frühern Zeiten das Seelenvermögen, das sich im Elephanten offenbart, in einer höchst übertriebenen Weise potenzirt und überschätzt worden ist, so sind dagegen einige Naturforscher in den entgegengesetzten Fehler verfallen, indem sie das Maaß der intellektuellen Kräfte desselben nach den in unsern Menagerien gehaltenen Individuen bestimmen wollten und deshalb zu gering ansetzten. Solche in den engen Grenzen europäischer Thiergärten gehaltenen Elephanten können bei Mangel an gehöriger Bewegung und Freiheit, bei ihrer einsiedlerischen Lebensweise und dem feindlichen Klima, weder in somatischer noch psychischer Hinsicht sich gehörig entwickeln, und lassen sich deshalb in Bezug auf intellektuelle Ausbildung keineswegs den in ihrer Heimath domesticirten Thieren gleichstellen, da letztere immer noch eine größere Freiheit, hinlängliche Bewegung und Arbeit, ein günstiges Klima und einen ungezwungenen Verkehr mit ihres Gleichen und den Menschen genießen. Wenn man die Anlagen des Hundes oder des Pferdes nach solchen Individuen beurtheilen wollte, die abgesehen von aller Welt in engen Käfigen gehalten würden, wie geringschätzig und unrichtig würde dieses Urtheil nicht ausfallen.

Vergleichen wir unpartheißch die von glaubwürdigen und urtheilfähigen Beobachtern gelieferten Schilderungen, so läßt es sich allerdings nicht läugnen, daß beim Elephanten die Seelenthätigkeit in einem Maaße entwickelt sich zeigt, daß sie nicht bloß der des Hundes und Pferdes gleichzustellen, sondern wohl noch als höher gesteigert anzusehen ist; die intellektuelle Entwicklung, welche innerhalb der Grenzen des Thierreiches möglich ist, scheint im Elephanten ihre höchste Blüthe erreicht zu haben.

Der Elephant kommt an Gelehrigkeit nicht bloß den nützlichsten unserer europäischen Hausthiere gleich, so daß man ihn zum Reiten, Ziehen und Tragen gebrauchen kann, sondern er zeichnet sich vor ihnen durch große Ruhe, Besonnenheit und eine gewisser Urtheilskraft aus. Dabei ist er von mildem, friedlichen Charakter und züchtigem Wesen, ist bei seinem guten Gedächtnisse empfangener Wohlthaten lange eingedenk, weiß aber auch wegen erlittener Unbilden bei Gelegenheit sich nachdrücklich zu rächen. Für Lob und Tadel ist er, wie der Hund, nicht gleichgültig, und freundliches Zusprechen kann ihn zu größern Kraftanstrengungen bringen. Gleich diesem begreift er leicht die Willensmeinung seines Herren, und die Hindus

und Malaien sind daher der Ansicht, daß er ihre Landessprache verstehe. Von seiner großen Gelehrigkeit und Folgsamkeit zeugt auf eine auffallende Weise, daß selbst wild eingefangene alte Männchen leichter gezähmt werden können, als dieß bei bejahrten wilden Pferdehengsten der Fall ist. Gleichwohl unterwirft er sich nicht sklavisch dem Menschen, sondern bewahrt sich, bei aller Anhänglichkeit an denselben, eine edle Selbstständigkeit und sichert sich dadurch eine angemessene Behandlung. Er gehorcht überhaupt nicht aus Furcht, sondern aus Zuneigung. Sein Führer hat ihn nicht in der Gewalt, wie etwa ein Reuter das Pferd durch den Zügel in seiner vollen Macht hat, sondern er lenkt ihn bloß durch das Wort und den schwachen Stachelstock. Will der Elephant durchgehen und seinem Herrn das ganze Uebergewicht seiner Stärke fühlen lassen, so hat dieser keinen Schutz dagegen; die natürliche Gutmüthigkeit des edlen Thieres macht es, daß solche Fälle nur selten vorkommen. Die Malabaren, welche selbst nur so lange gehorchen, als sie eine stärkere Hand über sich spüren, wissen sich diese freiwillige und ungezwungene Unterwerfung nicht anders zu erklären, als daß sie glauben: der Mensch erscheine in den Augen des Elephanten als ein mächtiger Berg, und der gespitzte Stock, womit das Thier gelenkt wird, käme ihm vor, wie ein fürchterlicher Baum, gegen welchen es seinen Rüssel nicht legen dürfe. Wäre dieses nicht so, sagen sie, so würde sich der Elephant nicht wie ein geduldiges Schaf leiten lassen<sup>24)</sup>.

Diese wirklichen intellektuellen Vorzüge werden beim Elephanten noch durch einige glückliche Vortheile seiner äußern Organisation unterstützt, wodurch ihm ein höherer Anschein von menschenähnlicher Verständigkeit, als er in der That hat, verliehen wird. So z. B. kann er mit seinem Rüssel eine Menge von Bewegungen mit Leichtigkeit und Anstand ausführen und dadurch viele Verrichtungen so gut als der Mensch vollbringen, welche anderen Thiere beim Mangel an einem solchen Organ entweder ganz unmöglich sind, oder doch wenigstens nur gezwungen und unvollständig von ihnen vollzogen werden. Im Vergleich zu diesen scheint es also, als ob der Elephant mehr Geschicklichkeit sich erwerben und dadurch dem Menschen näher sich anschließen könnte, während doch diese Vorzüge keine mit An-

---

24) Wolf's Reise nach Zeilan. II. S. 13.

strenge und Nachdenken errungene, sondern angeborne und die einfache Wirkung einer vortheilhaften körperlichen Organisation sind. Seine ruhige, ernste Haltung und seine stolze Selbstständigkeit ist zum großen Theil eine natürliche Folge der ihm inwohnenden und wohlbewußten Stärke und Kraft, durch welche er gegen die Angriffe aller andern Mitgeschöpfe gesichert ist und furchtlos unter ihnen herumwandeln kann. Seine sämtlichen Sinnesorgane sind vortrefflich ausgebildet, so daß er leicht und scharf die Eindrücke der Außenwelt aufnimmt und darnach bestimmt handeln kann. Die lange Lebensdauer, welche ihm vergönnt ist und um's mehrfache die aller andern Hausthiere übertrifft, giebt ihm Gelegenheit, sich mehr Erfahrungen zu erwerben und dauernd anzueignen. Und trotz der plumpen Körpermasse bekommt doch der Elephant durch seinen hochgewölbten Kopf mit zwar kleinen, aber lebendigen und seelenvollen Augen ein imposantes Ansehen. Kein Wunder daher, daß der Verein dieser vielen intellektuellen und körperlichen Vorzüge dem wahrhaft edlen Thiere eine wohlverdiente Anerkennung und noch häufiger eine gar zu weit getriebene Ueberschätzung erworben haben.

Man kennt bis jetzt bloß zwei Arten, welche im südlichen Asien und dem größten Theile von Afrika zu Hause sind. Ob indeß nicht mehrere Spezies zu unterscheiden wären ist eine Frage, die vor der Hand nicht beantwortet werden kann, da man bisher nur aus den wenigsten Theilen ihrer Heimath Individuen zur Vergleichung bekommen hat. Einer weiten Verbreitung sind übrigens diese Thiere nicht fähig, da sie bloß in einem heißen Klima gedeihen. Unter einem europäischen Himmel halten sie nicht lange aus, dagegen ist wohl kein Zweifel, daß sie in Südamerika einheimisch gemacht werden könnten, was aber nicht wohl geschehen wird, da das Pferd dort einen ungleich größern Nutzen gewährt. In frühern Zeiten war eine dem indischen Elephanten sehr nahe verwandte Art (**Elephas primigenius Blumenb.**), welche in der Sündfluth untergegangen ist, über den ganzen Erdboden verbreitet, indem man ihre Ueberreste allenthalben, und selbst neuerdings auf Neuholland gefunden hat.

Von den beiden Arten, die wir gegenwärtig unterscheiden, wird nur die asiatische im Hausstande gehalten; die afrikanische, welche es früher gleichfalls war, streift jetzt bloß wild umher.

---

## 1.

Der indische Elephant. *Elephas indicus* Linn.

Tab. LXXVIII. CCCXVII. CC. CCCXVII. C. Fig. 1.

*Elephas* capite elevato, fronte concava, auriculis minoribus angulosis; dentium molarium corona lineis undulatis parallelis distincta.

*Elephas maximus*. Schreber Sängth. II. S. 241. t. 78.

— — ERXLEBEN. syst. regn. anim. p. 203.

Éléphant. BUFF. supplém. à l'hist. nat. III. p. 295. t. 59. 60. — VI. p. 24. t. 2.

Wolf's Reise nach Zeilan. I. S. 105. II. S. 2.

Zimmermann's Abbild. eines neugebornen Elephanten. Erl. 1783.

Camper's sämtliche kleinere Schriften I. S. 51. Anatomie eines jungen Elephanten.

*Elephas asiaticus*. Blumenbach Handb. der Naturgesch. 5te Aufl. S. 124. —

Abbild. naturhist. Gegenst. II. (1797.) Nr. 19. t. 19. B. (Backenzahn).

*Elephas indicus*. Cuv. mém. de l'Institut nat. II. p. 1. t. 1., t. 3 fig. 1., t. 4.

fig. 1., t. 5. fig. 2.

Asiatic Elephant. CORSE Asiat. research. III. 5<sup>o</sup> ed. p. 229. Philosoph.

Transact. 1799. p. 31. und 205. t. 5 — 12. (Zähne).

Asiatic Elephant. HOME ebendasselbst p. 237. t. 13 — 15. (Zähne).

Der große Elephant. Pennant's Uebers. der vierfüß. Thiere übers. von Wechst. I.

S. 156. t. 21. (Kopie nach Büff.)

Great Elephant. SHAW gen. Zoolog. I. 1. p. 212. t. 63. (Kopie nach Büff.)

Éléphant des Indes. Cuv. Ménag. du Mus. fol. mit Abbild. des Männchens und

Weibchens.

Description. anatom. d'un Éléph. male CAMPER oeuvres II. p. 21. mit vielen

anatom. Abbild.

HOVEL hist. nat. des Éléphants. Par. 1803. 4.

Éléphant des Indes. Cuv. Ann. du Mus. VIII. p. 1. t. 38. (Skelet).

Der asiat. Elephant. Wolf Abbild. u. Besch. merkw. naturgesch. Gegenst. Heft V.

S. 57. t. 13. (das Thier). — Heft VI. t. 18. fig. 1. (Zahn).

Éléphant des Indes. Cuv. règn. anim. I. p. 231. — 2<sup>o</sup> éd. p. 239.

— — — Cuv. recherc. sur les ossem. foss. 1. p. 50. §. 198. mit vielen osteolog. Fig.

— — — F r. Cuv. Dict. des sc. nat. p. 337. mit Fig.

Éléphant



- Éléphant des Indes. DESMAREST Mammalogie. p. 382. — Enc. méth. T. 42.  
 F. 1. et T. 43. F. 1.  
 — — — DESMOULINS. Dict. class. d'hist. nat. VI. p. 120.  
 Asiat. Elephant. Göthe Verhandl. der k. Leop. Carol. Akadem. d. Naturf. Bonn  
 1824. Bd. XII. 1. p. 325. t. 33. 34. (Schädel).  
 Éléphant des Indes. FR. CUV. dents des mammif. p. 223. t. 91 bis.  
 — — — GEOFFR. et FR. CUV. mammif. Fasc. 51.  
 The Asiatic Elephant. GRIFFITH animal. Kingdom III. p. 346 mit Abbildg. des  
 Kopfs und Zahnes.  
 Elephas indicus. FISCHER synop. mammal. p. 404.  
 Der Elephant. Heber's Reise durch die obern Provinzen von Vorderindien. I.  
 S. 75. II. S. 23, 574.

Von den beiden Elephanten-Arten, welche bisher unterschieden worden sind, ist die indische diejenige Spezies, die uns am vollständigsten bekannt geworden ist, und auf welche sich auch daher die meisten Angaben von Schreber, der sie noch mit der afrikanischen Art vereinigte, beziehen.

Im südlichsten Asien einheimisch, ist der indische Elephant dem vorderasiatischen und europäischen Alterthum erst in spätern Zeiten — obgleich immer noch früher als der afrikanische — bekannt geworden, und der Gebrauch des Elfenbeins ist älter, als die Bekanntschaft mit dem Thiere selbst.

In der h. Schrift wird desselben nicht eher gedacht, als zur Zeit Salomo's, der aus Ophir<sup>25)</sup> Elfenbein bringen und seinen Thron daraus verfertigen ließ. Auch in den Gesängen Homers und Hesiods ist mehrmals von demselben, als eines kostbaren Materials, die Rede. Das Thier selbst aber bekamen die Griechen nicht eher zu Gesicht, als unter Alexander dem Großen, der auf seinem Kriegszuge nach Indien die Elephanten des Königs Porus erbeutete und deren mehrere nach Europa sandte.

In Rom wurden die ersten Elephanten unter Manlius Curius Dentatus gezeigt, der sie im tarentinischen Kriege dem König Pyrrhus abgenommen hatte. Sie blieben in Italien aber nicht lange eine Seltenheit, denn durch

25) 1 König. 10, 22.

die fortwährenden Kriege wurden sie sowohl aus Asien als aus Afrika häufig dahin gebracht. Der Prokonsul Metellus, welcher die Karthager im ersten punischen Kriege auf Sicilien besiegte, ließ die erbeuteten Elephanten, deren nach Seneka 120 und nach Plinius 142 waren, nach Rom bringen. Scipio Nasica und P. Lentulus, Claudius Pulcher, die Gebrüder Lucullus und Pompeius mußten durch Vorführung von Elephanten vor dem römischen Volke zu prangen. Cäsar ließ ihrer 40 sehen, und Germanicus und Nero hatte sie zum Tanzen abrichten lassen. Auch die spätern Kaiser, wie Domitian, Antoninus Pius, Commodus, Septimius Severus, Caracalla und Heliogabal hatten noch Elephanten; unter Gordian und Gallienus scheinen sie zum letztenmal in den öffentlichen Spielen aufgetreten zu seyn<sup>1)</sup>.

Nach dem Untergang des römischen Reichs wurden Elephanten in Europa nur als einzelne große Seltenheiten gesehen. Etwas häufiger wurden sie, seitdem europäische Völker an den Küsten Afrikas und in Ostindien sich ansiedelten, und mithin alle Gelegenheit gegeben war, in den Besitz dieses wunderbaren Thieres zu kommen. Unter den fürstlichen Menagerien, welche Elephanten hielten, hat vor allen die französische in Versailles und später in Paris, sowie die des ehemaligen Statthalters von Holland das Verdienst, Naturforschern, wie Perrault, Cuvier und Camper, die Mittel an die Hand gegeben zu haben, durch welche wir mit der Anatomie eines der merkwürdigsten Thiere in der Schöpfung bekannt geworden sind.

Der äußere Bau des indischen Elephanten ist bereits in der Einleitung zu dieser Gattung und von Schreber beschrieben worden. Es ist nur noch im Gegensatz zu der andern Art zu erwähnen, daß bei der gegenwärtigen die Ohren von mittlerer Länge und die vordern Füße mit 5, die hintern aber mit 4 Hufen versehen sind.

Besonders charakteristisch für diese Art ist die Konstruktion der Backenzähne. Die einzelnen Tafeln nämlich, welche den Zahn zusammensetzen und deren mehr als 20 vorhanden seyn können, sind ganz schmal und von geschlängelten, parallel mit einander verlaufenden Schmelzleisten eingefast. So zeigt sich der Zahn, wenn die Abreibung bereits einige Zeit stattgefunden

---

1) Vergl. Aldrov. quadrup. p. 470. und Cuv. récherch. I. p. 76.

den hat<sup>2)</sup>. Die gewöhnliche Schwere eines solchen Backenzahns ist 4 bis 5 Pfund, doch führt Camper einen an, der 15½ Pfund und einen andern, der 23½ Pfund wog.

Der äußere Umriß erleidet mit dem Wachsthum einige Aenderung, worauf zuerst Camper<sup>3)</sup> aufmerksam gemacht hat. Als dieser große Anatom im Jahre 1769 einen jungen Elephanten modellirte, so war der Kopf minder erhaben als der Rücken, und die vordern Gliedmassen waren von gleicher Länge mit den hintern. Als er 10 Jahre später dasselbe Individuum wieder zu sehen bekam, so war der Kopf höher als der Rücken, und die Höhe an der Schulter größer als die hintere. Nach den Beobachtungen von Corse<sup>4)</sup> ist es ein sicheres Zeichen des höheren Alters bei einem Elephanten, wenn die in der Jugend nicht unbeträchtliche Krümmung des Rückens schwächer wird, und noch mehr, wenn dieselbe flach oder gar etwas eingedrückt erscheint.

Die Haut ist durch eine Menge mehr oder minder gewundener und auf den obern Theilen der Gliedmassen sich kreuzender Falten in unregelmäßige Felder abgetheilt, deren mannigfaltige Formen sich leichter durch unsere Abbildung anschaulich machen, als in vielen Worten beschreiben lassen. Die Epidermis hängt nur stellenweise an der Haut. Aristoteles<sup>5)</sup> bezeichnet den Elephanten als das mindest behaarte vierfüßige Thier, und Plinius<sup>6)</sup> behauptet sogar, daß auch der Schwanz gänzlich kahl sey. Es ist jedoch schon Seite 226 bemerkt worden, daß dieß, nach Camper's Beobachtungen, gewöhnlich nur bei den in engen Behältnissen gehaltenen Thieren oder kurz vor dem Hären der Fall ist; außerdem ist die Haut mit vielen und langen einzelnen Haaren besetzt, welche Borsten gleichen. Heber<sup>7)</sup> sah sogar auf seiner Reise durch Kohilkund bei dem Raja von Ru-

---

2) Vergl. Tab. CCCXVII. C. fig. 1., wo zwar bloß der Backenzahn des ausgestorbenen urweltlichen Elephanten abgebildet ist, der aber in dieser Beziehung ganz mit dem des indischen übereinkommt, und sich von letzterem nur dadurch unterscheidet, daß er breiter ist, und die Schmelzleisten der meist etwas dünnern Tafeln weniger geschlängelt sind. 3) Oeuvres. II. p. 26. 4) Philosoph. Transact. 1799. p. 36. 5) Hist. anim. lib. II. c. 5. p. 163. 6) Hist. nat. lib. VIII. p. 440. Hard. 7) Reise durch die obern Provinzen v. Vorderindien. Weim. II. S. 23.

derpoor einen kleinen weiblichen Elephanten, der fast so zottig als ein Pudel war; er war kaum größer als ein Durhamscher Dohs und stammte aus dem benachbarten Walde, wo diese Thiere gewöhnlich kleiner sind als in Bengalen.

Die Farbe der Haut ist gewöhnlich von einem mehr oder minder dunklen Schwarz, wenn sie gewaschen ist; der Staub aber, mit dem sie überstreut ist, verbirgt fast immer ihre eigentliche Beschaffenheit. Die Farbe der Hufe nennt Cuvier <sup>8)</sup> hell rosenroth, wenn sie sauber sind. Auch weißliche Elephanten giebt es, die aber nur als eine seltene Ausartung vorkommen.

Die Größe, welche der Elephant erreichen kann, ist in frühern Zeiten nicht selten übertrieben worden. Um das wahre Maaß derselben zu bestimmen, ist es deshalb nöthig sich an sichere Messungen zu halten. So war z. B. der größere von den beiden Elephanten, die Gillius im 16ten Jahrhundert in Konstantinopel sah,  $9\frac{3}{4}$  Fuß hoch <sup>9)</sup>. Der Elephant, welcher im Jahr 1629 in Nürnberg und Frankfurt zu sehen war, hatte eine Höhe von 10 Fuß. Derjenige, den der berühmte Sturm zu Nürnberg maaß, war am Rücken 9 Fuß hoch <sup>10)</sup>. Der Elephant in Neapel, dessen Abbildung bei Buffon zu finden ist, maaß  $9' 2''$ . Das Weibchen in der pariser Menagerie, dessen Cuvier <sup>11)</sup> gedenkt, hatte am Widerrist eine Höhe von  $8' 2''$ .

Ob schon man annehmen kann, daß diese meist jung nach Europa gebrachten Thiere in unserem Klima nicht zu ihrer vollständigen Größe gelangt sind, so geben doch auch die in Ostindien vorgenommenen Messungen gewöhnlich kein bedeutend höheres Resultat. Am meisten Vertrauen verdient in dieser Beziehung Corse <sup>12)</sup>, welcher sich länger als 10 Jahre in Tiperah, an der östlichen Grenze von Bengalen, aufgehalten hatte, wo zu allen Jahreszeiten Elephanten gefangen werden, und der deshalb nicht allein hiedurch hinlängliche Gelegenheit erhielt, Erfahrungen über diese Thiere zu sammeln, sondern auch noch insbesondere dadurch, daß von dem Jahre 1792 bis 1797 die Elephanten-Jäger ganz unter seiner Direktion stunden. Ihm zu Folge

8) Ménag. du Mus. 8. I. p. 93.

9) Hartenfels's Elephantographia p. 6.

10) Ebcuda. S. 7.

11) Recherch. I. p. 70.

12) Philosoph. Transact. 1797. p. 35.

ist bei vollständig erwachsenen Weibchen die gewöhnliche Höhe, an der Schulter gemessen, 7 bis 8 Fuß, und bei Männchen 8 bis 10 Fuß. Nur ein einziger verbürgter Fall ist ihm bekannt geworden, wo ein männlicher Elephant, der dem Vizier von Dube gehörte, über 10 Fuß erreichte. Die Maaße desselben waren folgende:

Von einem Fuß zum andern über die Schulter	22' 10½"
Schulterhöhe	10 6
Höhe am Kopf gemessen	12 2
Vom Vorderkopf bis zur Schwanzwurzel	15 11

Nach den Mittheilungen, die Corse vom Capt. Sandys erhielt, welcher während des Kriegs mit Tippu die Verpflegung von 150 Elephanten zu besorgen hatte, war nicht einer darunter, der 10 Fuß und nur wenige Männchen, die 9½ Fuß Höhe erreichten. Auch die ceylonischen Elephanten, welche zu Madras und bei der Armee des Marquis Cornwallis angewendet wurden, waren weder höher noch stärker, als die bengalischen. Als Richtmaas für die zum Dienst zu verwendenden Elephanten hat die englisch-ostindische Compagnie die Schulterhöhe von 7 Fuß und darüber angenommen. Auf der Mitte des Rückens sind sie jedoch merklich höher, indem die Wölbung desselben, zumal bei jungen Thieren, einen Unterschied von mehreren Zoll ausmacht.

Wenn also ältere Reisende, wie z. B. Jakob Saar, erzählen, daß sie auf Ceylon Elephanten von mehr als 19 Fuß Höhe gesehen hätten, so liegt in dieser Angabe wohl eine Ueberschätzung. Wolf<sup>13)</sup> giebt die Höhe der größten daselbst zu 6 Ellen an, was allerdings bei der großen Differenz dieses Maaßes in den verschiedenen Ländern eine sehr unbestimmte Angabe ist, welche jedoch auf keinen Fall die eben angeführte ältere zu erreichen scheint. Als das höchste Maaß scheint dasjenige zu gelten, das von dem im Cabinet der petersburger Akademie aufgestellten Individuum genommen worden ist, indem es 16½ Fuß Höhe ausmacht<sup>14)</sup>. Dieser Elephant war nach Petersburg lebend als ein Geschenk des Schachs von Persien an Peter den Großen gekommen und stammte aus Indien her.

13) Reise nach Scilan I. S. 105.

14) Cuv. rech. I p 71.

Zu ihrer vollen Größe scheinen, nach Corse's Beobachtungen, die Elephanten erst zwischen 18 und 24 Jahren zu gelangen; doch sind sie im Stande ihr Geschlecht noch vor Vollendung des Wachsthums fortzupflanzen, wie man denn gesehen hat, daß eingefangene trüchtige Weibchen um einige Zoll höher geworden sind.

Das Alter, welches diese Art erreichen kann, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit ausgemittelt, da die in unsern Menagerien gehaltenen Elephanten frühzeitig dem ungünstigen Klima unterliegen, und in ihrem Vaterlande bisher nur unverbürgte Angaben, aber keine zu diesem Behufe angestellten Erfahrungen zu erlangen gewesen sind. Aristoteles<sup>15)</sup> schätzt ihr Alter auf 120, ja selbst auf 200 Jahre, und Philostrat setzt es sogar 300 und darüber. Ist nun gleich die letztere Angabe offenbar übertrieben, so kann man doch aus dem lang fortdauernden Wachsthum des Elephanten schließen, daß er sein Leben auf 150 Jahre bringen könne. Man will ihn im Hausstande an 120 bis 130 Jahre gehalten haben. Wolf erzählt von einem solchen Thiere, welches 1717 auf Ceylon gefangen, im Jahr 1768 noch lebte und mit gutem Nutzen gebraucht wurde.

Die indische Art zeigt mehrere Varietäten, welche Corse<sup>16)</sup> uns kennen gelernt hat. Die Eingebornen von Bengalen theilen alle Elephanten in 2 Rassen, nämlich in Koomareah und Merghee (nach englischer Schreibart). Die ersteren sind dickleibige, kräftige, compacte Thiere mit einem starken Rüssel und kurzen, aber dicken Füßen. Die andern sind gewöhnlich größer, aber nicht von so compacter und kräftiger Bildung, daher zur Ertragung von Strapazen nicht so geschickt, als die erstern; ihre Füße sind länger, der Leib schwächer und der Rüssel verhältnißmäßig kürzer und schlanker.

Diese beiden Rassen vermischen sich beständig miteinander, und ihre Nachkommenschaft wird nach dem Maaß der Eigenschaften, die sie von der einen oder andern annimmt, geschätzt. Die aus der Paarung des Koomareah und Merghee unmittelbar hervorgehende Zucht wird Sunkareah genannt; weitere Vermischungen machen es dem Jäger sehr schwer den Schlag

---

15) Hist. anim. lib. IX. p. 1160.

16) A. a. O. S. 205.

zu erkennen. Je näher ein Elephant der achten Koomareah-Kaste kommt, desto mehr ist er von den Eingebornen geschätzt, und desto höher wird er bezahlt. Die Europäer sind indeß nicht so darauf veressen, und ziehen bisweilen ein Merghee-Weibchen zum Fahren und Reiten vor, wenn dasselbe einen besonders guten Gang hat und von einem milden und lenksamen Charakter ist.

Hinsichtlich der Länge der Stoßzähne zeigen sich beim indischen Elephanten auffallende Verschiedenheiten, welche theils vom Geschlecht, theils bloß von der Individualität herrühren. Die Weibchen haben immer nur sehr kurze Stoßzähne, die bei einigen so klein sind, daß sie nicht über die Lippe vorragen, während sie bei andern fast so groß sind, als bei dem einen Schlag von Männchen, die Mooknah genannt werden. Im Gegensatz zu diesen kurzzahnigen Männchen giebt es nun auch welche, die mit langen Stoßzähnen, von denen das beste Elfenbein kommt, versehen sind und den Namen Dauntelah führen. Obgleich also zwischen einem Dauntelah und einem Mooknah im äußern Ansehen, wie im Werth der Stoßzähne, ein großer Unterschied besteht, so hat dieß doch wenig Einfluß auf ihren Preis, wenn beide von derselben Kaste und Güte sind. Da indeß der Dauntelah gewöhnlich trohiger und minder lenksam ist, als der Mooknah, so ziehen die Europäer, wenn das Naturell des Thieres nicht bekannt ist, den letztern vor, während die Eingebornen, welche mehr auf das stattliche Außere halten, es aufs Unge- wisse wagen und den erstern sich erwählen. Wenn aber ein Dauntelah von gutem Charakter bekannt ist, so hat er sowohl bei den Europäern als den Eingebornen den Vorzug.

Unter dem letztgenannten Schlage giebt es aber in Hinsicht auf die Richtung und Krümmung der Stoßzähne eine Menge Verschiedenheiten, deren hauptsächlichste von den Händlern mit eignen Namen bezeichnet sind. In besonderer abergläubischer Achtung stehen bei den Hindufürsten die Elephanten mit einem einzigen Stoßzahn, wo der andere zufälliger Weise verkümmert oder verloren gegangen ist<sup>17)</sup>.

---

17) Auf ähnliche Weise, wie in Bengalen, unterscheidet man, nach Wolf (Reise S. 106) auf Ceylon dreierlei Classen von Elephanten, nämlich Männchen, Rajanis und Weibchen.

Die schwersten Stoßzähne, welche Corse<sup>18)</sup> von bengalischen Elephanten sah, hatten nicht über 72 Pfund Apothekergewicht, und in der Provinz Siperah, welche die besten Elephanten hervorbringt, giengen sie selten über 50 Pfund. Diese Hauer waren jedoch viel geringer, als die, welche aus andern Gegenden herbeigebracht werden, unter denen Corse einige antraf, welche nahe an 150 Pfund jeder schwer waren und wahrscheinlich aus Pegu abstammten. Aus diesem Lande, sowie aus Cochinchina, sollen überhaupt die größten Elephanten und die größten Stoßzähne herrühren.

Die Heimath der indischen Elephanten beginnt am südlichen Rande der Himalaya = Kette und breitet sich da von Kohilkund<sup>19)</sup> an sowohl über Vorder = als Hinterindien durch die ganze Länge dieser beiden Halbinseln aus, umfaßt noch einen Theil des angrenzenden China's, und außerdem die großen Inseln Ceylon, Sumatra<sup>20)</sup>, Borneo<sup>21)</sup> und angeblich auch Celebes, sowie die Sulu = und Mandanao, eine der philippinischen Inseln<sup>22)</sup>. Genauere Untersuchungen müssen jedoch erst lehren, ob wirklich alle diese Gegenden nur eine und dieselbe Art aufzuweisen haben, oder ob nicht noch eine andere zu unterscheiden seyn möchte.

Die Elephanten halten sich in Heerden zusammen und bewohnen in großer Menge die Wälder, zumal in Hinterindien und auf Ceylon, auf welcher letzteren Insel sie sich in neueren Zeiten beträchtlich vermehrt haben, seitdem durch die Vertilgung oder Verarmung der indischen Rajahs die Nachfrage nach denselben sich sehr vermindert hat<sup>23)</sup>. Bei der unermesslichen Ausdehnung der Wälder in diesen Ländern haben die Elephanten noch immer Raum genug zu ihrem Aufenthalte, und ihre Anzahl hat daher  
trotz

---

Die beiden ersten sind männlichen Geschlechts und dadurch verschieden, daß die Männchen große lange Stoßzähne, die Rajanis aber nur kleine, und die Weibchen gar keine haben. 18) S. 212.  
19) Heber's Reise II. S. 23. 20) Raffles Transact. of the Linn. soc. XIII. p. 267.  
21) Duperrey voy. autour du monde. Zoolog. I. c. 1. 22) Nach Forrest soll es auf Sulu, und nach Carreri auf Mandanao wilde Elephanten geben (Buff. par Sonnini XXVIII. p. 149). — Auf Java sind Elephanten nur zum Luxus hie und da eingeführt. (Vollst. Handb. d. Erdbeschrb. Weim. XV. S. 639.) 23) Transact. of the Royal Asiat. Soc. of Great Britain and Ireland. I. p. 546 †.



trotz der vielen Nachstellungen, nicht abgenommen. Sie werden den Landleuten nicht selten zur großen Plage, wenn sie in den Pflanzungen einbrechen, indem sie nicht bloß in kurzer Zeit viele Gewächse auffressen, sondern noch vielmehr mit ihren plumpen Füßen zertreten. Stellt man indeß Wächter aus, so lassen sie sich gewöhnlich ohne Widerstand vertreiben, da sie ungereizt von friedlichem Naturell sind. Nicht so ist es mit den einsam herumstreichenden Elephanten, welche sich von der Heerde abge sondert haben und von Wolf <sup>24)</sup> Kunkedor, von Corse <sup>25)</sup> Goodah genannt werden. Man ist in Indien gewöhnlich der Meinung, daß es von den ältern Gefährten vertriebene Männchen seyen, die deshalb toll würden, weil sie kein Weibchen bekommen könnten. Da jedoch, nach Corse's Bemerkung, diese Goodahs viel größer und stärker sind als die Männchen, welche man bei den Heerden antrifft, so ist es nicht glaublich, daß sie von diesen letztern verjagt werden könnten. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie alte Männchen sind, welche nach Art der bejahrten Keuler nach der Brunstzeit sich absondern und allein herumziehen. Diese mürrischen Thiere brechen auch nicht selten aus den Wäldern hervor, streifen in der Ebene herum, und dringen sogar in die Dörfer ein, wo sie Alles, was ihnen in den Weg kommt, es sey Mensch oder Thier, angreifen und umbringen. Nach Wolfs <sup>1)</sup> Erzählung soll die Börsartigkeit eines solchen Kunkedor's so weit gehen, daß wenn sich ein von ihm verfolgter Mensch auf einen Baum flüchtet, jener so lange vor demselben bleibt, bis ihn Hunger und Durst zum Abziehen zwingen; indessen soll er sich bemühen den Baum mit seinen Stoßzähnen auszugraben und die Zweige soweit abzubrechen, als er mit dem Rüssel hinaufreichen kann.

Es ist schon in der generellen Einleitung bemerkt worden, daß man über das Paarungsgeschäfte des Elephanten bis auf die neuesten Zeiten in irriger Meinung war. Da man nämlich die Begattungsweise dieses Thieres aus Beobachtungen nicht kannte, so schloß man aus der gegen den Bauch vorgerückten Lage der Geburtstheile des Weibchens, daß dieses auf dem Rücken liegend von dem über ihm stehenden Männchen bedeckt werde. Nach geschehener Paarung soll dann das Weibchen von dem Männchen

24) S. 106.

25) S. 54.

1) II. S. 12.

wieder aufgerichtet werden, und im Fall dieß nicht geschähe, müßte jenes eines elendiglichen Todes sterben. Die Eingebornen versicherten sogar, daß sie öfters todte Weibchen in dieser Lage getroffen hätten.

Indeß hatte bereits Aristoteles <sup>2)</sup> die richtige Weise der Begattung bei den Elephanten gekannt und beschrieben. Allein seitdem Plinius <sup>3)</sup>, de Feynes <sup>4)</sup>, Tavernier <sup>5)</sup> und viele Andere eine entgegengesetzte Meinung ausgesprochen hatten, und man den fabelhaften Berichten der Eingebornen mehr Vertrauen schenkte, als dem umsichtigen alten Naturforscher, so gieng diese verkehrte Ansicht selbst in die Werke von Buffon <sup>6)</sup> und Schreber <sup>7)</sup> über. Der wahre Hergang bei dem Begattungsgeschäfte war auch schwer auszumitteln, da man von domestisirten Elephanten kein Beispiel kannte, daß sie in Gegenwart von Menschen sich gepaart hätten. Diese bei Hausthieren sonst ganz ungewöhnliche Enthalttsamkeit suchte man dadurch zu erklären, daß die Elephanten eine solche große Schamhaftigkeit hätten, daß sie lieber auf die Befriedigung dieses mächtigen Triebes Verzicht leisten, als ihn vor den Augen der Menschen ausüben wollten; auch schob man ihnen noch die Absicht unter, daß sie durch diese Enthaltung die Fortpflanzung der Sklaverei auf ihre Nachkommen verhindern wollten.

Bevor jedoch Buffon seine Naturgeschichte vollendet hatte, mußte er in den Supplementen die früher ausgesprochene Meinung widerrufen <sup>8)</sup>. Es theilte ihm nämlich Marcel Bles, der sich 12 Jahre lang auf Ceylon aufgehalten hatte, die Bemerkung mit, daß er selbst die Begattung dieser Thiere belauscht und dabei wahrgenommen hätte, daß sie nach Art der übrigen Thiere vor sich gienge. Zu derselben Zeit machte auch Michælis <sup>9)</sup> seine aus Ostindien erhaltenen Mittheilungen bekannt, in welchen gleichfalls behauptet wurde, daß nach der Meinung der Cingalesen die Begattung in derselben Stellung, wie beim Rindvieh geschähe. Außer allen Zweifel aber wurde dieser Gegenstand durch die Beobachtungen gesetzt,

2) Hist. anim. lib. V. c. 2: „Das Weibchen stellt sich bei der Begattung unter und sperrt die Füße auseinander; das Männchen besteigt jenes und vollführt so das Werk.“ 3) Hist. nat. lib. X. c. 63 (83 Hard.)

4) Voy. par terre à la Chine. Paris 1630. p. 90.

5) Voy. III. p. 240.

6) Hist. nat. XI. p. 62.

7) Säugthiere II. S. 246.

8) Suppl. III. p. 295.

9) Orient Bibliothek. XXI. S. 151.

welche Corse <sup>10)</sup> anzustellen Gelegenheit hatte und von denen jetzt, ihrer Bedeutsamkeit wegen, umständlicher die Rede seyn muß.

Dieser schon mehrmals genannte Beobachter hatte nämlich keinen Zweifel mehr, daß sich die Elephanten im Hausstande begatten würden, seitdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß ein wild eingefangener, noch innerhalb des Geheges und vor vielen Zuschauern, ein Weibchen bedeckte, und daß ein zahmes Männchen, welches zur Einfangung einer Heerde gebraucht werden sollte, beim Anblick eines brünstigen Weibchens ganz wüthend wurde und dasselbe mit Gewalt belegen wollte. Als daher im November 1792 ein junges und lenksames Männchen eingefangen wurde, und im darauf folgenden März ein Favorit-Weibchen Zeichen der Brunst verrieth, so wurden beide zusammen gebracht und ihnen ein großer Schoppen errichtet. Sie wurden bald miteinander vertraut und liebkoseten sich mit den Rüsseln. Um ihre Kräfte zu steigern und die Geschlechtslust zu erhöhen, wurden ihrem gewöhnlichen Futter einige erregende Mittel, wie Zwiebel, Knoblauch und Ingwer beigefügt, und weil nach der hergebrachten Meinung die Thiere aus Schamhaftigkeit in Gegenwart von Menschen die Paarung unterlassen sollten, so mußten sich die Wärter entfernt von ihnen in einer kleinen Hütte aufhalten. Als nun Corse überzeugt war, daß das Männchen soviel Anhänglichkeit an das Weibchen gewonnen hätte, daß es ohne dieses die Freiheit nicht suchen würde, ließ er es zu Ende Junis losbinden, und sogleich bedeckte es das letztere ohne irgend eine Schwierigkeit. Dasselbe geschah zweimal am andern Morgen, so wie nochmals am Nachmittage, wo Corse und viele andere Zuschauer gegenwärtig waren. Beim Aufsteigen legte das Männchen die Vorderfüße an die Seite des Weibchens und den Rüssel über dessen Stirne; das Weibchen verhielt sich ganz ruhig und der Akt dauerte ohngefähr so lang als beim Pferde. Zwei Tage darauf war es nicht mehr in Hitze, und gab dem Männchen, das sich aufdringen wollte, einen Schlag ins Gesicht.

Während des Beisammenlebens beider Thiere sah man am Männchen keinen Ausfluß der Drüsen über den Schläfen, was gewöhnlich als ein Zeichen der Brunstbetrachtet wird. Diese Meinung hält Corse überhaupt für unbegründet, weil er niemals wahrnahm, daß die Elephanten, welche bedeckten oder doch

10) Philosoph. Transact. 1799. p. 42.

ihr Verlangen nach Weibchen verriethen, zu eben der Zeit den Ausfluß hatten; während es ihm umgekehrt eben so wenig vorkam, daß je ein Männchen zur Zeit dieser Absonderung ein Weibchen besprungen hätte.

Drei Monate nachdem das erwähnte Weibchen bedeckt worden war, nahm man die Zeichen der Schwangerschaft wahr: der Leib wurde dicker und die Brüste schwellen an. Am 16. März 1795, also 20 Monate und 18 Tage nach der ersten Bedeckung, brachte es ein hübsches Junges männlichen Geschlechtes zur Welt; dieses war bei seiner Geburt  $35\frac{1}{2}$ " hoch, und sicherlich auf die volle Zeit gekommen, da es der längste Termin war, den man kennen gelernt hatte; auch hatte das Junge seine volle Größe, da solche, die von wild eingefangenen trächtigen Müttern in der Gefangenschaft geworfen wurden, selten über 34" giengen.

Im September 1795, also nicht ganz 6 Monate nach der Niederkunft, gab das gedachte Weibchen abermals Zeichen, daß es in Hitze sey, und als ein sehr großes, seit 20 Jahren im Hausstand gehaltenes Männchen zu ihm gebracht wurde, wurde es von demselben mehrmals und in Gegenwart vieler Menschen mit Erfolg besprungen. Von demselben Beschäler wurde bald darauf ein anderes zahmes Weibchen 3 Tage nacheinander, gleichfalls unter den Augen vieler Zuschauer, bedeckt.

Aus diesen Beispielen erhellt demnach, daß die Elephanten, gleich allen andern Hausthieren, zur freiwilligen Paarung, und zwar in Gegenwart der Menschen, gebracht werden können, denn wenn man auch im erst angeführten Falle die Belegung als Folge stimulirender Nahrungsmittel ansehen wollte, so ist dieß doch in den andern Beispielen nicht zu behaupten. Warum sind aber gleichwohl die Fälle von einer wirklichen Begattung bei den domesticirten Elephanten so selten? Der Grund liegt wohl darin, daß es außerordentlich schwierig ist, einen Beschäler zu finden. Da nämlich die Männchen viel unbändiger sind als die Weibchen, so können sie gewöhnlich nicht eher gezähmt werden, als bis sie sehr herunter gekommen sind, und es erfordert dann lange Zeit und viele Kosten und Aufmerksamkeit, um sie in einen solchen kräftigen Zustand zu bringen, der zum Beschälen nöthig ist. Ueberdieß muß ein solches Männchen von einem milden Charakter seyn, so daß sein Führer volles Vertrauen in ihn setzen und ihm größere Freiheit gewähren kann, indem dasselbe nicht leicht etwas mit dem Weibchen

zu schaffen haben will, so lange es noch Furcht oder Mißtrauen zeigt. Aus diesem Grunde sind auch alt eingefangene Männchen, die nur schwer ihre Scheu ablegen, höchst selten zu diesem Behufe zu verwenden; hiezu eignen sich bloß jung gefangene, die durch mehrjährigen Aufenthalt an den Hausstand sich gewöhnt haben. Da es überdieß bei der ziemlichen Häufigkeit wilder Elephanten wohlfeiler ist, die Nachzucht aus den wilden Heerden, als durch sehr kostspielige Beschäl-Anstalten zu ergänzen, und da ferner die Erneuerung der Individuen bei ihrer langen Lebenszeit viel seltener, als bei allen andern Hausthieren nöthig ist, so sind hiemit die Gründe hinlänglich dargelegt, aus welchen die Sterilität der zahmen Elephanten abzuleiten ist. Sie ist also nicht Folge, wie die alte schöne Sage erzählt, von einer im übrigen Thierreiche beispiellosen Schamhaftigkeit, sondern vom Mangel an der zur Paarung erforderlichen günstigen Umständen. Sollte sich einmal die Zahl der wilden Elephanten so verringern, daß man aus ihnen den nöthigen Bedarf nicht decken könnte, so würde man also — dieß haben Corse's Beobachtungen gelehrt — denselben durch die Paarung zahmer Thiere auf besondern Beschäl-Stationen zu ergänzen im Stande seyn. Uebrigens scheint es schon den Römern nicht unbekannt gewesen zu seyn, daß sie sich im Hausstande fortpflanzen lassen; wenigstens erzählen Melian <sup>11)</sup> und Columella <sup>12)</sup>, daß Elephanten in Rom geboren worden seyen. Sind diese Jungen also nicht von wild eingefangenen trächtigen Weibchen — was wegen der weiten Entfernung Roms von der Heimath dieser Thiere sehr unwahrscheinlich ist — geworfen worden, so sind sie die Frucht einer im Hausstande vollzogenen Paarung.

Die Weibchen sind keiner bestimmten Brunstzeit, wie dieß bei den Pferden der Fall ist, unterworfen, denn in den 5 Fällen, von welchen Corse Nachricht gegeben hat, empfieng das eine Weibchen im Februar, ein anderes im April, ein drittes im Juni, ein viertes im September und ein fünftes im Oktober; auch machte ein zahmes Männchen im Januar den Versuch ein wildes Weibchen, das in Hitze war, zu bespringen. Ueberdieß wurden in Tiperah jährlich viele trächtere Mütter gefangen, die in allen Monaten das Junge zur Welt brachten.

---

11) De animal. lib. II. c. 11.

12) De re rust. lib. III. c. 8.

Das Junge fängt gleich nach seiner Geburt an mit dem Munde an der Brust zu saugen, indem es dieselbe durch einen merkwürdigen Instinkt getrieben, mit dem Rüssel drückt, wodurch die Milch zum leichtern Ausfließen gebracht wird. Die Mutter steht beim Säugen, und um dem Jungen das Geschäft zu erleichtern, beugt sie den Leib etwas herab <sup>13)</sup>.

Marcel Bles <sup>14)</sup> behauptet, daß er auf den großen Jagden, denen er beigewohnt, und durch welche öfters 40 bis 50 Elephanten auf einmal gefangen wurden, beobachtet hätte, daß die Jungen ohne Unterschied an allen Weibchen, welche mit Milch versehen waren, gesaugt hätten. Auch Wolf <sup>15)</sup> erzählt, daß die Mütter nicht allein ihre eignen, sondern auch fremde Junge liebkösen und ihnen die Brust lassen. Um desto auffallender ist die Beobachtung von Corse <sup>16)</sup>, daß wilde Elephanten, auch wenn sie nur zwei Tage von ihren Jungen getrennt waren, wie dieß beim Einfangen zuweilen vorkommt, diese nicht mehr zulassen und anerkennen, so jämmerlich sie auch schreien mögen.

Nach siebenjährigen Beobachtungen nimmt das Wachsthum eines jungen Elephanten, der bei seiner Geburt 35'' hoch war, folgendermaßen zu <sup>17)</sup>:

Im ersten Jahre wächst er 11'' und wird 3' 10'' hoch						
— zweiten — — — 8 — — 4 6 —						
— dritten — — — 6 — — 5 0 —						
— vierten — — — 5 — — 5 5 —						
— fünften — — — 5 — — 5 10 —						
— sechsten — — — 3½ — — 6 1½ —						
— siebenten — — — 2½ — — 6 4 —						

Bei der großen Leibesmasse, welche ein ausgewachsener Elephant erlangt, versteht es sich von selbst, daß er eine entsprechende Menge von Nahrungsmitteln nöthig hat. In was diese beim wilden Thiere bestehen, ist schon früher angegeben <sup>18)</sup>. Die zahmen erhalten gewöhnlich Reis, woraus man große Kuchen macht und wovon sie täglich 100 Pfund nöthig haben, außerdem giebt man ihnen frische belaubte Baumzweige und

13) Corse philosoph. Transact. 1799. p. 49.

14) Buff. suppl. VI. p. 25.

15) Reise nach Zeilan II. S. 13.

16) N. a. O. S. 50.

17) Corse. p. 33.

18) Schreber II. S. 244.

Früchte. Wasser haben sie zum Trinken, wie zum Baden nöthig, und um sich zu waschen, spritzen sie das mit dem Rüssel eingesogene Wasser über den ganzen Körper. Geistige Getränke sind ihnen sehr angenehm.

Derjenige Elephant, welcher gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Versailles lebte <sup>19)</sup>, erhielt täglich 80 Pfund Brod, 12 Kannen Wein, 2 Eimer Suppe (potage), 2 Eimer in Wasser gekochten Reis und eine Waizengarbe. Von den zu Anfang dieses Jahrhunderts in der pariser Menagerie gehaltenen Elephanten bekam jeder täglich 100 Pfund Heu, 18 Pfund Brod, einige Bündel Rüben und einige Maas Kartoffeln, ohne das in Anschlag zu bringen, was ihnen fortwährend die Zuschauer gaben. Im Sommer trank jeder dazu an 30 Eimer Wasser <sup>20)</sup>.

In der generellen Einleitung ist bereits des Charakters und der Fähigkeiten des Elephanten gedacht worden. Anstatt die mährchenhaft erfundenen oder doch wenigstens ungebührlich übertriebenen Geschichten, die von Plinius an bis auf Raff herab die Naturgeschichte dieses Thieres entstellt haben, zu wiederholen, mögen hier einige verbürgte Beispiele aus neuerer Zeit eine Stelle finden.

Am meisten bekannt geworden und öfters abgebildet sind die beiden Elephanten, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in der pariser Menagerie gehalten wurden <sup>21)</sup>. Sie waren Männchen und Weibchen, und stammten aus Ceylon her, von wo sie 1786 in einem Alter von dritthalb Jahren nach Zoo in Holland gebracht wurden. Als sie die Brücke bei Arnheim passiren sollten, konnte man sich von der durch Schreiber <sup>22)</sup> bemerkten Schwierigkeit überzeugen, bis man sie endlich hiezu bewegen konnte. So lang sie sich in Zoo aufhielten, waren sie sehr zahm; man ließ sie ganz frei herumgehen, und sie kamen selbst in die Zimmer, um sich während der

19) Dieser war übrigens von der afrikanischen Art. 20) Ménag. du Mus. 8. I. p. 117.

21) Ebenda S. 118, und in Buff. hist. nat. red. p. Sonnini XXVIII. p. 248.

22) S. 251. — Unglaublich groß, heißt es in Eyermann's und Bennet's Missionsreise um die Welt (Vaster Missionsmagaz. 1833. S. 211), ist die Vorsicht, mit welcher diese Thiere über gefährliche Stellen, besonders über die häufigen Bambusbrücken hinübergehn. Sie sind gewohnt mit ihrem Rüssel immer zuerst solche Stellen zu untersuchen, ob sie darauf festen Boden für ihren schweren Körper finden können.

Mahlzeit einige Mäschereien zu holen. Als sie aber nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen in engen Käfigen nach Paris gebracht wurden, so änderte sich durch diese rauhe Behandlung ihre frühere Gemüthsart, und man getraute sich nicht mehr sie in Freiheit zu setzen, sondern hielt sie in einem Park, der geräumig genug war, damit sie die ihrer Gesundheit nothwendigen Bewegungen vornehmen und in einem Bassin sich baden konnten.

Diese beiden Individuen zeigten die größte Anhänglichkeit aneinander. Besonders merkwürdig und wirklich rührend war es, als sie nach langer Trennung in Paris wieder zusammen gebracht wurden. Als das Weibchen in den Stall trat, welcher aus 2 durch eine Thüre verbundenen Abtheilungen bestand, stieß es zuerst vor Freude ein Geschrei aus, daß es sich wieder in Freiheit befand. Es bemerkte das Männchen gar nicht, welches bereits in der andern Abtheilung im Fressen begriffen war. Sobald aber der Führer dieses rief, kehrte es sich um, und nun rannten die Thiere auf einander zu, und erhoben, übernommen von der Freude des Wiedersehens, ein solches durchdringendes Geschrei, daß der ganze Saal davon wiederhallte. Besonders lebhaft war der Ausdruck des Entzückens beim Weibchen, indem es heftig und schnell die Ohren bewegte und mit seinem Rüssel das Männchen streichelte.

Diese Thiere hatten dreierlei Geschrei: eines durch den Rüssel, das ziemlich schmetternd war, und welches sie nur hören ließen, wenn sie miteinander spielten; ein schwaches aus dem Mund, wodurch sie ihr Verlangen nach Nahrung und andren Bedürfnissen anzeigten, und ein sehr heftiges aus der Kehle, das sie beim Erschrecken ausstießen und welches wirklich fürchterlich war.

Auch in Paris zeigten sie sich im Allgemeinen noch sanft, suchten nicht zu schaden, und kannten und liebten ihre Wärter; sie wurden aber bössartig, wenn die Drüsen über den Schläfen zu fließen anfiengen, denn alsdann erfuhren ihre Wärter eine üble Behandlung, und sie schlugen sich selbst unter einander. Diesen Ausfluß hatte jedoch nur das Männchen und zwar erst seit seinem 15ten Jahr; beim Weibchen zeigte er sich nicht, obgleich es eine ähnliche Oeffnung hatte. Das Fließen dauerte 40 Tage, setzte dann eben so lang aus und kehrte hierauf wieder; die abgesonderte Feuchtigkeit war klebrig und stinkend. Während der letzten Tage des Ausflusses waren

die



die Thiere am übelgelauntesten und verschmähten selbst das Futter; dieß war indeß ein sicheres Zeichen, daß sich ihr Zustand bald bessern würde.

Ihr Körper zeigte eine ziemliche Geschmeidigkeit; sie bogen sich leicht, und legten und wälzten sich oft. Das Weibchen legte sich zum Schlafen gewöhnlich nieder; das Männchen aber that dieß nicht so häufig. Beim geringsten Geräusch erhoben sie sich, und verloren überhaupt nie ganz ein gewisses Mißtrauen.

Ob schon diese Thiere durch die üble Behandlung, die sie erfahren hatten, und durch ihre fortwährende Gefangenschaft in der Entwicklung ihrer intellektuellen Anlagen sehr zurückgehalten waren, so gaben sie doch gleichfalls Proben von ihrer Verständigkeit, wovon hier nur ein Fall erzählt werden soll. Die Schildwache hatte Befehl bekommen das Publikum abzuhalten, den Elephanten Futter zu reichen, und sie vollzog genau den erhaltenen Auftrag. Ein solches Verfahren war natürlich wenig geeignet den Mann bei den Thieren beliebt zu machen; das Weibchen insbesondere betrachtete ihn mit mißgünstigen Augen und ließ ihm ihren Unwillen dadurch fühlen, daß sie ihm mit dem Rüssel den Kopf besprengte. Der Soldat änderte jedoch sein Benehmen nicht, und als eines Tages der Zudrang der Zuschauer und also auch die Menge der dargebotenen Gaben größer als gewöhnlich war, so erhielt er zuerst einen Guß Wasser ins Gesicht; als aber auch dieß ihn noch nicht bestimmen konnte die vorgehaltenen Brodstücke zuzulassen, ergriff das erzürnte Weibchen die Flinte des strengen Wächters, drehte sie im Rüssel umher und trat sie mit den Füßen.

Daß der Elephant nicht bloß das Erlernte mechanisch nachmacht, sondern in bedenklichen Fällen mit einer gewissen Ueberlegung sich zu helfen weiß, davon mag folgendes, in England neuerdings vorgekommene Beispiel zeugen<sup>23)</sup>. Es gehört unter die gewöhnlichen Kunststücke, welche man einem gezähmten Thiere machen läßt, daß es ein kleines Geldstück mit dem Rüssel vom Boden aufhebt. Bei einer solchen Gelegenheit rollte das vorgeworfene Sixpence - Stück etwas über den Bereich des Elephanten hinaus und blieb nahe an der Wand liegen. Alle Bemühungen des Thieres den Rüssel so lang als möglich zu machen, waren nicht hinlänglich, um die Münze zu

23) Griffiths anim. Kingdom. III. p. 374.

erreichen. Hierauf stund es einige Sekunden unbeweglich, als ob es über die Abhülfe aus dieser Verlegenheit nachdenken wollte, streckte dann den Rüssel in gerader Linie ganz aus, blies mit aller Stärke gegen die Wand, und bewirkte hiemit durch den Gegenstoß der Luft, daß das Geldstück vorwärts getrieben und nun mit dem Rüssel ergriffen werden konnte.

Von dem leichten Verständniß der Willensmeinung seines Herrn, und der Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit dieselbe auszuführen, kann folgendes Beispiel sprechen<sup>24)</sup>. Einige junge Kameele, welche einem Freunde Griffiths gehörten, marschirten in Ostindien mit der Armee, und sollten über den Sumna in einem flachen Boote setzen. Die Neuheit des Gegenstandes brachte sie indeß in solche Furcht, daß es unmöglich war sie freiwillig in das Fahrzeug zu schaffen. Ein Kornak rief hierauf seinem Elephanten und gab ihm zu verstehen, daß er die Kameele hineintreiben sollte. Sogleich nahm dieser ein grimmiges Ansehen an, bließ mit dem Rüssel, schlug mit den Ohren, brüllte, riß den Boden rechts und links auf und schleuderte den Staub in Wolken gegen die armen Thiere, so daß diese voll Schrecken ihre vorige Scheu vergaßen und eiligst in die Boote flüchteten. Als der Elephant hiemit seinen Zweck erreicht hatte, nahm er seine ruhige Haltung wieder an, und kehrte auf seinen Posten zurück.

Sturm<sup>25)</sup> erzählt von dem Elephanten, der zu seiner Zeit in Nürnberg gezeigt wurde, daß er auf die Frage seines Herrn, ob und wo er den römischen Kaiser liebe, mit dem Rüssel mehrmals auf die Brust schlug. Wenn er aber aufgefordert wurde dem türkischen Kaiser eine ähnliche Ehre zu erweisen, so weigerte er sich hartnäckig und schüttelte unwillig seinen Kopf, um dadurch seinen Abscheu vor dem Erbfeind der Christenheit auszudrücken.

Wie wenig es rathsam sey, einen Elephanten zu beleidigen, davon führt Wolf<sup>1)</sup> folgenden verbürgten Fall an. Ein Landmann auf Ceylon, vor dessen Hütte täglich Elephanten zur Tränke vorübergetrieben wurden, reichete öfters einem derselben Feigenblätter, die ihm das Thier aus der Hand nahm. Einst kam er auf den Einfall dasselbe zu veriren, indem er einen Stein in Feigenblätter wickelte und so hinreichte. Der Elephant nahm

24) Griffith anim. Kingdom. III. p. 375.  
p. 174. 1) Reise I. S. 117.

25) Hartenfells Elephantographia.

ihn zwar mit dem Rüssel, allein sobald er ihn zum Munde brachte, ließ er ihn fallen. Da ihn der Führer gleich forttrieb, so hatte er vor der Hand keine Gelegenheit sich zu rächen, allein sowie er von der Tränke zurückkehrte, und den Landmann noch vor dem Hause sitzen sah, drängte er sich, ehe man sich's versah, herbei, ergriff den Mann mit dem Rüssel, warf ihn nieder und trat ihn dermassen, daß die Eingeweide herausfielen und er starb <sup>2)</sup>).

Die große Verständigkeit des Elephanten in Verbindung mit seiner außerordentlichen Stärke räumen ihm als Hausthier eine hohe Stelle ein, und die Bewohner seiner Heimath wissen eine mannigfaltige Nutzung von ihm zu ziehen. Zwar ist er für den Landmann nicht anzuwenden, da sein Ankauf, wie seine Unterhaltung zu viele Kosten verursacht; dagegen aber ist er für die Großen ein unschätzbares Thier. In Indien wird er aus diesem Grunde nicht bloß von den Eingebornen, sondern auch von der englischen Regierung auf ihren Hauptstationen unterhalten. Die verschiedenen Nutzungsweisen hat Schreiber <sup>3)</sup> bereits hinlänglich beschrieben, so daß nur Weniges hinzuzufügen ist. Der hauptsächlichste Gebrauch des Elephanten ist zum Reiten und Lasttragen <sup>4)</sup>. Bei den indischen Fürsten macht er immer noch einen

---

<sup>2)</sup> Keinen so schlimmen Ausgang nahm folgender Vorfall. Zu Moorschedabad in Ostindien hatte ein Herr einen jungen Elephanten, welcher, da ihm gestattet war frei im Hofe herum zu laufen, einmal in das Speisezimmer hineinkam, während viele Gäste umher am Tische saßen. Der eine reichte ihm Backwerk, ein anderer ein Stück Brod, ein dritter eine Süßigkeit, und so erhob er von jedem rund um den Tisch herum seinen Beitrag, bis er zu einem jungen Herrn kam, der ihn mit seinem Zahnstocher vorn in den Rüssel stach. Das gekränkte Thier gieng augenblicklich hinaus, kehrte aber bald wieder ruhig zurück, goß ein ganzes Ameisenneß, das es draußen aus einem Haufen mitgenommen hatte, seinem Beleidiger ins Gesicht und gieng wieder davon. (Thermann's und Bennet's Missionsreise im Basler Miss. Mag. 1833. S. 212.) <sup>3)</sup> II. S. 252. <sup>4)</sup> Bischof Heber theilt in seiner anziehenden Reisebeschreibung (I. S. 75) einige Notizen über das Reiten auf Elephanten mit, die hier eine Stelle verdienen. In Barrackpoor, sagt er, ritt ich zum erstenmal auf einem Elephanten, und fand dessen Bewegung von der eines Pferdes zwar sehr verschieden, aber nichts weniger als unangenehm. Da das Thier beide Füße derselben Seite zugleich hebt (d. h. ein Passgänger ist), so hat man ungefähr das Gefühl, als ob man von einem Manne auf der Schulter getragen werde. Ein ausgewachsener Elephant trägt 2 Personen in dem Howdah (Kasten), und

Theil des Hofstaates aus, und in besonderer Achtung sind die weißen Abänderungen. Auch zum Ziehen gebraucht man ihn, und er schleppt nicht

---

aufser dem Treiber auf der Kruppe einen Bedienten, der den Sonnenschirm hält. In Calcutta und 5 Meilen in die Runde dürfen wegen der häufigen Unglücksfälle, die durch das Scheitern werden der Pferde entstehen, keine Elephanten angewandt werden. Die zu Barrackpoor waren größer, als ich sie mir vorgestellt hatte, und zwei darunter wenigstens 10 Fuß hoch. Den, auf welchem Lord Amherst (der General-Gouverneur) gewöhnlich reitet und auf dem ich mit ihm einen Spazierritt machte, war ein prächtiges Thier und mit schönem Zeuge, einem Geschenck des Herrschers von Oude, geschmückt, das über und über mit goldgestickten Fischen, einem Abzeichen der königlichen Würde, verziert war. Vor dem Elephanten geht ein Mann her, der ihm sagt, wo er hintreten soll, und ihn durch Zurufen: nimm dich in Acht, heb die Beine hoch &c., vor jeder holperigen oder schlüpfrigen Stelle warnt. Alle diese Worte soll das Thier verstehen und sich darnach richten. Der Kornaq spricht nicht, sondern lenkt den Elephanten, indem er ihm mit dem Fuße auf der Seite, nach welcher sich das Thier drehen soll, eine Hülfe giebt. Er treibt ihn mit einem furchtbaren Stachelstocke an, und bringt ihn durch einen Schlag auf die Stirne mit dem stumpfen Ende desselben zum Stehen. Bekanntlich gehorchen die Elephanten diesen Leuten sehr gut, und noch neulich kam der Fall vor, daß ein Kornaq seinem Thiere durch ein Zeichen befahl, eine Frau, die etwas gegen ihn gesagt hatte, zu tödten, und auf der Stelle seinen Zweck erreichte. Er wurde vor unserer Ankunft hingerichtet. — Auch in Dyer mann's und Venner's Missionäreise um die Welt (a. a. O. S. 196 und 211) kommen einige Notizen vor, welche hier anzuführen sind. Ein reicher Rajah, der die genannten Reisenden sprechen wollte, ließ sie durch zwei seiner Elephanten abholen. Ein breites Scharlachkissen mit Gold verziert lag diesen hohen Thieren auf den Rücken, auf welches der Reiter sich niederläßt. Auf das Gebot des Treibers kniete der Elephant zuerst mit den beiden hintern Beinen, dann mit den vordern nieder. Eine kleine Leiter ward jetzt an seine Seite gestellt, auf welcher der Reiter hinauf stieg, um seinen Platz auf dem Kissen zu nehmen; auf dem Halse setzte sich der Treiber nieder, der mit einem Stachelstocke das Thier sticht, um seinen Gang zu beschleunigen. Dieß scheint Grausamkeit zu seyn, ist aber das einfachste Mittel auf der dieken Haut einige Empfindung hervorzubringen. Unsere Thiere bedurften indeß dieser Zucht nicht, sondern giengen auf einen sanften Ton so schnell, als es der Führer haben wollte. Vermittelt einer Leiter stieg jeder von uns wieder vom Rücken seines edlen Thieres herab, und sprach zu ihm ein freundliches Wort für seine guten Dienste, worauf dieses zur höflichen Auerkennung des Grusses seinen langen Rüssel über den Rücken schwang.

Ihren Spazierritt durch die ansehnliche Stadt Moorschedabad erzählen die erwähnten Reisenden folgendermassen: Die Thiere, auf denen wir ritten, waren ausnehmend hoch, so daß wir wie von einem beweglichen Hügel herabschauten, und sie ließen sich vom Treiber mit

blos an seinem Hinterfuße die schwersten Balken fort, sondern wird auch vor Staatswägen gespannt<sup>5)</sup>. Sogar zum Pflügen hat man ihn in neuerer Zeit auf Ceylon zu verwenden gesucht, und bei der großen Menge von Elephanten und der geringen Bevölkerung daselbst, möchte es für Landbau und Manufakturen eine wesentliche Hülfe seyn, wenn man dieses starke Thier, das allein so viel als 6 Pferde leisten kann, allgemein zur Arbeit verwenden könnte<sup>6)</sup>. Hie und da wird auch der Elephant zu allerlei Kunststücken abgerichtet, deren Ausführung meistens in dem geschickten Gebrauch seines Rüssels besteht, den er fast so fertig als ein Mensch seine Hand zu benützen

---

einem einzigen Worte so leicht lenken, daß es selten eines Winkes mit dem eisernen Stachel bedurfte. Beim Durchziehen durch einige enge Strassen streiften sie an beiden Seiten mit ihrem Körper an die Gebäude an, so daß sie kaum Raum genug zum Durchkommen hatten. Wenn sie einer Ecke der Straße nahe kamen, machten sie ein lautes Geräusch, daß Menschen und Vieh ihnen aus dem Wege gehen sollten, und wirklich wagte es auch Keines ihnen den Durchgang streitig zu machen. Wir müssen es ehrlich eingestehen, daß diese unsere majestätischen Träger sich völlig als herrische Freibeuter betrogen, denn beim Durchgange durch die engen Strassen nahmen sie bis in einer Höhe von 15 Fuß Alles hinweg, was sie erreichen konnten, und leerten einen mit grünem Zuckerrohr beladenen Karren, der unglücklicher Weise vor ihnen vorausgieng und sich nicht schnell genug davon machen konnte, völlig aus. An einer andern Stelle war in einem Kramladen Korn zum Verkaufe ausgestellt; der Elephant griff alsobald mit seinem Rüssel zu, und ohne sich lange aufzuhalten wußte er eine gute Beute davon zu tragen. Dieser Rüssel ist ein wunderbar geeignetes Glied für diese ungeheure Körpermasse, indem er mit einer erstaunlichen Gelenkigkeit eine ausnehmende Kraft verbindet, während das feurige Auge des Thieres immer auf der Hut ist und alle seine Bewegungen leitet.

5) Als Tyermann und Bennett 1827 nach Mysore kamen, ließ sie der Rajah in seinem Elephanten-Staatswagen abholen. Dieser Wagen ist 24 Fuß lang, 12 weit, und die Hinterräder 7 1/2 Fuß hoch; er bildet ein Achteck, hängt in 4 ungeheuern Trägern und kann 40 Personen in sich fassen. Alles ist aufs Prachtvollste verziert, mit den lebhaftesten Farben geschmückt und vergoldet, und der Wagen kann nicht wohl leichter seyn, als es 10 englische Postwagen sind. Es wurden nach Art der Postpferde 6 Elephanten mit Sätteln und Riemen an denselben angespannt, und auf jedem saß ein königlicher Diener, um seine Bewegung zu leiten, während der Hofkutscher auf dem Bocke das Ganze lenkte. Die Thiere waren sehr zahm und legten im Schritt eine Meile Wegs in einer Stunde zurück. (Miss. Mag. Jahrg. 1833. S. 235.)

6) Ein Gutsbesitzer, der eine Kaffeepflanzung zu Candy besaß, hat vor wenig Jahren den Versuch, und zwar mit gutem Erfolge, gemacht, den Elephanten zum Pflügen zu benützen. (Transact. of the Royal Asiatic Soc. of Great Britain and Ireland. Lond. 1827. Vol. I. p. 546 f.)

weiß<sup>7)</sup>. Im Covent-Garden Theater zu London wurde ein Elephant, der um 900 Guineen angekauft worden war, längere Zeit hindurch auf die Bühne gebracht und amüfirte das Publikum. Auch wenn die Elephanten blind werden, wie dieß bisweilen geschieht, bleiben sie fast eben so brauchbar wie vorher, indem ihr ausnehmender Scharffinn, so wie ihr feines Gefühl und guter Geruch das Auge ersetzt<sup>8)</sup>. Vom todten Thier geben die Stoßzähne die wichtigste Nutzung, indem sie das Elfenbein liefern<sup>9)</sup>. Fleisch und Haut sind von keiner Güte und werden deshalb in Ostindien nicht benützt<sup>10)</sup>.

Da die Elephanten im Hausstande nicht nachgezogen werden, so ist es nothwendig den Bedarf durch jährliche Jagden zu decken. Schreber<sup>11)</sup> hat die auf Ceylon üblichen Fangweisen bereits ausführlich beschrieben, und hievon weichen die auf dem festen Lande von Indien gebräuchlichen nicht wesentlich ab. Corse<sup>12)</sup>, dem die Naturgeschichte dieses Thieres überhaupt viele Aufschlüsse verdankt, hat über die in der Provinz Tipurah (Tripura) übliche Jagdweise einen lesenswerthen Aufsatz geschrieben. Diese ist hier wie allenthalben von zweierlei Art, je nachdem man nämlich einzelne herumschweifende Männchen (Kunkedor, Goondahs), oder ganze Heerden einzufangen hat. Sene werden in Bengalen nicht allein durch Menschen, wie auf Ceylon<sup>13)</sup>, sondern vorzüglich durch Beihülfe zahmer abgerichteter Weibchen überwältigt, indem 3 derselben unter dem Anschein, als ob sie mit dem Goondah weiden wollten, ihn von den Seiten und hinten einschließen, während ein viertes mit Seilen und den Jägern herbeikommt, die unter den Leib des hinten stehenden Weibchens kriechen und das wilde Männchen, dem indessen

---

7) Schreber S. 245. 8) An einer Stelle war eine alte Brücke abgebrochen und nahe dabei eine neue aufgerichtet worden. Ein blinder Elephant wurde jetzt an die Stelle getrieben; kaum aber kam er den Trümmern der alten Brücke nahe, so kehrte er wieder um, und man vermochte nicht ihn weiter zu bringen. (Basler Miss. Mag. S. 212) 9) Schreber S. 254. 10) Die Haut des Elephanten, welche keineswegs so dick ist, wie die des Nashorns oder Flusspferdes, scheint nicht mit demselben Vortheil, wie die anderer großer Thiere zubereitet werden zu können, indem ein solches Fell, das 3 Jahre in der Lohgrube lag, glatt und die Feuchtigkeit durchlassend, wie eine Schweinshaut blieb. (Oeuvres de P. Camper II. p. 34.) 11) II. S. 248. 12) Asiatic Researches. Vol. III. 5<sup>o</sup> edit. p. 229. 13) Schreber S. 248. — Wolf I. S. 111.

von den zahmen Thieren mit den Rüsseln geschmeichelt wird, zu fesseln suchen. Geht alles nach Wunsch und ist es an die zahmen Weibchen (Koomkees), welche sich auf seinen beiden Seiten befinden, gehängt, so wird es vorwärts getrieben. Manchmal tobt der Gefangene fürchterlich, im Allgemeinen erzieht er sich aber bald in sein Schicksal. Es ist auffallend, daß während er alle Kräfte aufbietet, um sich los zu machen, und jeden Menschen, der in seinen Bereich käme, tödten würde, er doch nie oder höchst selten die Weibchen, welche ihn verführt haben, verlegt, sondern durch sie über den Verlust seiner Freiheit getröstet und beruhigt zu seyn scheint.

Um ganze Heerden einzufangen, ist es allenthalben üblich sie durch eine Menge Leute in umpfährte Gehege (Keddah) hineintreiben zu lassen, aus welchen sie dann ebenfalls einzeln durch die Koomkees herausgeführt werden. Auf diese Weise allein bekommt man Weibchen in seine Gewalt, indem diese nie allein herumstreifen, sondern in Heerden gehen. Solche Jagden gehören zu den Belustigungen der indischen Fürsten<sup>14)</sup>.

Sobald ein wilder Elephant auf die eine oder die andere Weise eingebracht ist, so wird er einem Wärter (Kornak, Mahot) übergeben, dem einige Gehülften zugestellt sind, welche theils durch Strenge, theils durch Schmeicheleien seine Erziehung leiten. In 5 bis 6 Wochen fängt der Elephant an seinem Aufseher zu gehorchen; seine Fesseln werden allmählig abgenommen und gewöhnlich nach 5 bis 6 Monaten läßt er sich durch den Kornak von einer Stelle zur andern führen. Diese baldige Zähmung ist mehr Folge des guten Willens des Thieres als der Furcht, denn der gespitzte Stock, mit welchem er geleitet wird, könnte ihn nicht abhalten den Treiber abzuschüttern, oder mit dem Rüssel herunterzureißen und dann zu zerschmettern. Fälle der Art kommen gleichwohl jedes Jahr vor, besonders bei solchen Kornaks, die alte Goondahs zu besorgen haben; indeß sind sie gewöhnlich durch ihre eigene Nachlässigkeit herbeigeführt. Es ist nothwendig die Männchen mit größerer Strenge als die Weibchen zu behandeln und sich bei ihnen in Respekt zu setzen; allein man findet es zu häufig bei den Wärtern, daß sie entweder in Ergreifung der Maaßregeln ihre Elephanten gelehrt und willig zu machen, nachlässig sind, oder daß sie zu viel dem guten Ma-

14) Vgl. über die Elephantenjagd in Cochinchina K o f f l e r hist. Cochinchinae descript. p 54.

turell dieser Thiere zutrauen, bevor sie vollkommen mit ihnen bekannt geworden sind.

Die beste Zeit zur Jagd ist der November, wo die Witterung kühl geworden ist, und die Sümpfe und Moräste, welche sich in der Regenzeit bildeten, sich vermindert haben und zum Theil ausgetrocknet sind. Alsdann wird zum Einkreisen der Elephanten, eine Anzahl von Menschen aufgeboten, die weder ein Belt, noch sonst einen Schutz als die dicken Waldungen haben, die sie bei Tage gegen die Sonnenstrahlen schützen; zu Nachtzeit schlafen sie bei angezündeten Feuern auf Matten, welche sie auf dem Boden ausbreiten. Die Jahreszeit ist alsdann so angenehm, daß das Volk einer beständigen Gesundheit sich erfreut; auch ereignet sich nicht leicht ein Unfall, außer daß die am Saum des Waldes Herumstreifenden bisweilen, jedoch sehr selten, von Liegern angefallen werden <sup>15)</sup>.

Die ceylonischen Elephanten, obschon sie keineswegs größer sind als die des Festlandes, waren sonst am meisten geschätzt, und die holländische Kompagnie ließ jährlich große Jagden anstellen. Es gab Jahre, wo man 100 Elephanten auf einmal an auswärtige Kaufleute verkaufen konnte und ein beträchtlicher Gewinn gemacht wurde, indem ein Thier, das keinen Fehler hat, über 2000 Thaler werth ist <sup>16)</sup>. Jetzt ist dieser Zweig des Handels auf Ceylon fast ganz vernichtet, da die Nachfrage darnach, aus früher angegebenen Gründen, aufgehört hat.

---

15) Asiatic Research. III. p. 236.

16) Wolf's Reise I. S. 114.



## 2.

Der afrikanische Elephant. *Elephas africanus*.

Tab. CCCXVII. D.

- Elephas capite subrotundo, fronte convexa, auriculis amplissimis rotundatis, dentium molarium corona rhombis distincta.*
- GESNER quadrup. fig. p. 410. (fenntlich).
- PERRAULT mém. de l'Acad. roy. des sciences, depuis 1666—1699. Par. 1723. Tom. III. p. 499. t. 1—6. (daß Thier nebst Skelet und Eingeweiden).
- VALENTIN Amphitheatr. zool. t. 1. fig. 3.
- Kolbe Vorgebirg d. g. Hoffnung. S. 148. t. 4. fig. 3.
- DAUBENTON hist. nat. de BUFF. XI. t. 4. (Skelet).
- Sparmann's Reise nach dem Vorgeb. d. g. Hoffnung. S. 283.
- Elephas africanus*. Blumenbach Handb. der Naturgesch. 5te Aufl. S. 125. — Abbild. naturhist. Gegenst. II. t. 19. C. (Zahn).
- Elephas capensis*. Cuv. mém. de l'Institut. nat. Vol. II. p. 1. t. 2. fig. 1, 2. — t. 3 fig. 2. (Schädel und Zähne).
- Éléphant d'Afrique. Cuv. annual. du Mus. VIII. p. 120.
- Elephas africanus*. THUNB. mém. de l'Académ. de Pétersb. III. p. 321.
- Elephant. Lichtenst. Reisen im südl. Afrika. I. S. 349, 368, 422, 445, 469.
- Éléphant d'Afrique. Cuv. régn. animal. I. p. 231. 2. éd. p. 240. — Recherch. sur les ossem. foss. I. p. 50. mit vielen osteolog. Figuren.
- — FR. CUV. Dict. des sc. nat. XIV. p. 340 mit guter Abbild.
- — DESMAREST Mammalog. p. 383.
- — DESMOULINS Dict. class. d'hist. nat. VI. p. 122.
- Afrikanischer Elephant. Göthe und d'Alton Verhandl. der k. Leopold-Carol. Akadem. der Naturf. Bd. XII. S. 325. t. 35. (Schädel).
- Éléphant d'Afrique. FR. CUV. dents des mammif. p. 221. t. 91.
- — — — — GEOFFR. et FR. CUV. mammif. Fasc. 51 et 52.
- The African Elephant. GRIFFITH animal. Kingdom III. p. 349 mit Abbild. des Thiers, Kopfes und Backenzahns.
- Elephas africanus* Schinz Naturgesch. d. Säugthiere S. 276. t. 120. Abtblg. VII.

Elephant. Denham's und Clapperton's Reisen. Weimar 1827. S. 121, 126, 165, 323, 452.

Elephas Africanus. FISCHER synops. mammal. p. 405. 605.

Tfoaab bei den Koranaß (Lichtenstein).

Kau bei den Betschuanen (Lichtenstein).

Artmaz in Tigre. (Salt).

Zohan im Amharischen (Salt).

Ob schon es den Alten, zumal den Römern, an Gelegenheit nicht fehlte, indische und afrikanische Elephanten miteinander zu vergleichen, so hatten sie doch, da sie überhaupt mehr die Sitten als die Formen berücksichtigten; keinen spezifischen Unterschied zwischen den Thieren beider Welttheile wahrgenommen. Zwar legen Polybius, Livius, Appian, Diodor, Plinius und andere Schriftsteller des Alterthums <sup>1)</sup> den indischen Elephanten mehr Größe, Stärke und Muth bei, als den afrikanischen, und halten erstere daher für tauglicher zum Kriege als die letztern, allein abgesehen davon, daß diese Angaben in neuern Zeiten sich nicht vollständig bewährt haben, so ist doch durch sie noch keineswegs eine auf Formverschiedenheiten begründete Artendifferenz ausgesprochen. Eher konnte man auf eine solche durch eine Notiz von Amintianus <sup>2)</sup>, einem Scholiasten Pindars, hingewiesen werden, indem er sagt, daß bei den indischen Elephanten nur die Männchen, bei den libyschen und äthiopischen aber beide Geschlechter Stoßzähne hätten. Auch Cosmas <sup>3)</sup>, ein Zeitgenosse von Justinian, führt an, daß die indischen Elephanten keine langen Stoßzähne hätten, oder ihnen doch abgeschnitten würden, während unter den äthiopischen sich viele mit langen Hauern fänden. Allein alle diese Angaben waren nicht hinreichend, um auf sie einen Unterschied verlässlich begründen zu können, und so kam es denn, daß auch in den folgenden Zeiten ein solcher nicht einmal vermuthet wurde. Selbst als zu Versailles ein lebender afrikanischer Elephant, der aus Kongo gebracht worden war, gehalten, und dessen Skelet von Perrault und dem gründlichen Daubenton beschrieben wurde, nahm man seine Verschieden-

1) Die hierher gehörigen Angaben hat Cuvier in seinen Recherch. I. p. 51. zusammengestellt.

2) GESNER quadriup. p. 378.

3) MONTFAUCON coll. nov. patr. II. 339.

heit vom asiatischen nicht wahr, so sehr war man von der Arts-Identität beider eingenommen und so wenig Hülfsmittel hatte man damals zur Vergleichung beider Thiere.

Camper <sup>4)</sup> und Blumenbach <sup>5)</sup> waren die ersten Naturforscher, welche die spezifische Differenz des asiatischen und afrikanischen Elephanten nachwiesen und zwar aus der Beschaffenheit der Backenzähne, die ihnen damals allein vom ganzen Thiere zur Vergleichung zu Gebote standen. Als die Franzosen bei ihrem Einfall in Holland das Kabinet des Prinzen von Oranien plünderten und dessen Seltenheiten nach Paris schleppten, hatte die Wissenschaft wenigstens den Vortheil davon, daß Cuvier <sup>6)</sup> hiedurch Gelegenheit erhielt, den Schädel des afrikanischen und indischen Elephanten miteinander zu vergleichen und die großen Differenzen zwischen beiden nachzuweisen. Bald erweiterten sich jedoch die Hülfsmittel zur Vergleichung bei diesem großen Naturforscher, dessen außerordentliches Talent sich insbesondere in der Begründung einer genauern Kenntniß der Pachydermen bewährt hat, und indem er nicht nur Skelete, sondern auch lebende Individuen von beiden Arten in dem pariser Pflanzengarten zusammenbrachte, war es ihm ein Leichtes, die vielen unterscheidenden Merkmale zwischen beiden nachzuweisen. Zur Vollendung der Naturgeschichte des afrikanischen Elephanten fehlt uns jetzt weiter nichts mehr, als genaue Beobachtungen über seine Lebensweise im wilden Zustande, indem uns von derselben bisher nur wenige Notizen zugekommen sind.

Bis jetzt wurden meines Wissens nur zwei lebende Individuen von der afrikanischen Art nach Europa gebracht. Das erste war im Jahre 1668, wo es ohngefähr 4 Jahre alt war, dem König von Frankreich durch den König von Portugal geschenkt worden, und stammte aus Kongo her. Es wurde 13 Jahre zu Versailles gehalten und starb daselbst im Januar 1681, nachdem es das 17te Jahre erreicht hatte. Sein Skelet ist in der pariser Sammlung aufgestellt; Perrault lieferte vom ganzen Thiere eine sorgfältige Beschreibung und Anatomie, und Daubenton hat nach diesem Knochengerüste seine Schilderung entworfen.

4) Oeuvres II. p. 63.  
de l'Institut. II. p. 1.

5) Handb. der Naturgesch. 5te Aufl. S. 125.

6) Mém.

Das zweite Exemplar kam vor ohngefähr 10 Jahren, als ein Geschenk des Pascha von Egypten an den König von Frankreich, in die pariser Menagerie, und war bei seiner Ankunft etwa zwei Jahre alt. Werner hat von demselben eine gute Zeichnung, die wir kopirt haben, entworfen, und Fr. Cuvier einige wenige Notizen mitgetheilt.

Wenn der afrikanische Elephant mit dem indischen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts von allen Schriftstellern ohne Unterschied als eine und dieselbe Art angesehen worden ist, so darf man sich darüber eben nicht sehr wundern, da beide in Gestalt, Größe und Färbung viel Uebereinstimmendes miteinander zeigen. Hat man indeß Individuen von beiden Arten zur Vergleichung vor sich, so bieten sich genug Merkmale zur Unterscheidung des afrikanischen vom indischen Elephanten dar, wie sich aus folgender Darstellung ergeben wird.

Zuerst die unterscheidenden Merkmale, welche sich im äußern Bau beider Arten darbieten. Vor Allem fällt hier gleich in die Augen, daß beim afrikanischen der Kopf viel weniger erhöht ist als beim indischen, während die Ohren dagegen bei ersterem fast nochmal so groß sind und die ganze Schulter bedecken <sup>7)</sup>. Diese Merkmale allein würden hinreichend seyn, um jedesmal die Art bestimmt unterscheiden zu können. Außerdem ist der Rüssel beim afrikanischen Elephanten auf seiner untern Fläche beiderseits mit einer Längsreihe von Erhabenheiten besetzt, welche Perrault <sup>8)</sup> mit den Füßen der Raupe vergleicht, während bei der asiatischen Art nur schwache Erhöhungen an diesen Stellen vorkommen. Endlich finden sich an den Füßen beim indischen Elephanten, wenn kein zufälliger Fehler eintritt, vorn 5, hinten 4 Hufe, während bei dem afrikanischen vorn bloß 4 vorkommen und hinten gar nur 3 Nägel zu seyn scheinen.

Nicht minder augenfällig sind die Verschiedenheiten, welche der Zahnbau und das Knochengerüste in beiden Arten darbieten, und wovon hier nur das Wichtigste in Betracht kommen soll. Die Backenzähne des indi-

---

7) An dem Elephanten, den Perrault beschreibt, hatte das Ohr 3 Fuß Höhe. Das im Cabinet des Königs von Dänemark aufbewahrte Ohr eines kapischen Elephanten ist  $3\frac{1}{2}$  Fuß lang und  $2\frac{1}{2}$  Fuß breit. (Mus. reg. Dan. 1697. fol. p. 3). 8) Mém. de l'Acad. roy. des scienc. 1733. Vol. III. p. 509.

schen Elephanten zeigen auf ihrer Kaufläche lauter schmale Tafeln, deren jede beiderseits mit parallelen und geschlängelten Schmelzleisten eingefast ist. Bei der afrikanischen Art aber laufen die Schmelzleisten, welche die einzelnen Tafeln einfassen, nicht parallel miteinander, sondern treten in der Mitte winkelig auseinander, so daß auf der Kaufläche lauter schmale und nur wenig gebogene Rauten zum Vorschein kommen <sup>9)</sup>. Auch sind der Tafeln beim afrikanischen Elephanten ungleich weniger, indem man an einem einzelnen Zahn noch nicht über 10 gefunden hat, während bei dem asiatischen über 20 vorkommen.

Die Stoßzähne bieten zwar in ihrer Struktur und Form keine Verschiedenheit dar, wohl aber in ihrer Größe und Schwere. Während nämlich bei dem indischen Elephanten bloß die Männchen, und auch diese nicht alle, mit längern Hauern versehen sind, sind dagegen bei der afrikanischen Art beide Geschlechter mit solchen bewaffnet. Ueberhaupt findet man unter dieser Art die größten und schwersten Stoßzähne, wie denn auch fast alles Elfenbein, welches im Handel vorkommt, aus Afrika hergebracht wird.

Sehr viele auffallende Differenzen zwischen beiden Arten zeigt der Knocherne Schädel <sup>10)</sup>. Während nämlich beim indischen Elephanten die Hirndecke so hoch emporsteigt, daß die Nasenlöcher fast in die Mitte der Vorderfläche zu liegen kommen, steigt sie beim afrikanischen viel weniger in die Höhe, so daß die Nasenlöcher vom Zahnrande um  $\frac{1}{2}$  weiter entfernt sind als vom Scheitel. Wegen dieses geringeren Ansteigens der Hirndecke, bildet daher die Stirnlinie mit der Hinterhauptslinie beim afrikanischen Elephanten einen viel größern Winkel, indem er bei demselben ohngefähr  $115^\circ$  ausmacht, während er beim indischen nur  $90^\circ$  beträgt. Aus demselben Grunde ist auch die senkrechte Höhe des Schädels bei der afrikanischen Art fast gleich der Entfernung der Nasenbeinspitzen von den Gelenkköpfen des Hinterhauptes; dagegen ist bei der asiatischen die erstere Dimension fast um ein Viertel größer als die letztere.

---

9) Vergl. unsere Tab. 317. C. Fig. 4. 10) Vergl. unsere Tab. 317 C Fig. 1 und 3, wo erstere den Schädel des asiatischen, letztere den des afrikanischen vorstellt. Zuerst ist nach Cuvier kopirt, dieser (ohne den Unterkiefer) nach dem Exemplar in der königlichen Sammlung dahier gezeichnet.

Außerdem bildet die Stirne beim indischen Elephanten eine einwärts gebogene Krümmung, während sie beim afrikanischen etwas auswärts gewölbt ist. Die Schläfengrube hat bei letzterem einen rundlichen, beim ersteren einen ovalen Umriss. Das untere Augenloch gleicht bei jenem mehr einer Röhre, bei diesem ist es dagegen breiter. Bei der afrikanischen Art sind auch die Jochbögen vorspringender als bei der asiatischen, und das Hinterhaupt fällt an jener bei verhältnißmäßig geringer Höhe durch seine bedeutende Entwicklung in die Breite auf.

Auch in andern Theilen des Skelets bieten sich mehrere Differenzen dar, die jedoch hier übergangen werden können, da die angeführten hinreichen, um die spezifische Verschiedenheit des indischen und afrikanischen Elephanten außer allen Zweifel zu setzen.

Der Vollständigkeit wegen soll jetzt noch die Beschreibung der äußern Beschaffenheit dieser Art folgen, wobei das Exemplar von Perrault zu Grunde gelegt ist. Der Kopf, sagt dieser Naturforscher, war groß, hinten mit zwei starken Buckeln, die Stirne breit, die Augen klein, die untere Kinnlade sehr zugespitzt<sup>11)</sup>. Die Ohren waren außerordentlich groß<sup>12)</sup>, hatten eine ovale, flach ausgebreitete Form und erstreckten sich hinter dem Kopfe hinaus. Der Rüssel war am todten Thiere 5' 3" lang und konnte im Leben nach Belieben verlängert und verkürzt werden; an der Wurzel hatte er 9" Durchmesser und 3" am Ende. Er verschmälerte sich nicht gleichförmig, wie etwa ein Obelisk, sondern er verengerte sich am

---

11) Zur Vergleichung füge ich die Beschreibung von Fr. Cuvier (Mammif. 520 livr.) bei. „Der Kopf des afrikanischen Elephanten“ sagt er, „ist kleiner, länglicher und nicht so unregelmäßig, als der des asiatischen. Sein Scheitel ist abgerundet, anstatt durch einen tiefen Eindruck in der Mitte entzwei getheilt zu seyn; die den Oberkiefern entsprechende Parthie ist nicht so vorspringend, und die Entfernung des Auges vom Unterkiefer ist nicht so groß.“ Der längliche Kopf und der Mangel an Buckeln auf dem Scheitel ist jedoch nur Merkmal der Jugend, keineswegs aber der Art. 12) Alle Angaben, von denen schon früher einige bemerklich gemacht worden sind, stimmen in der enormen Größe der Ohren bei der afrikanischen Art überein. Auch Fr. Cuvier beschreibt sie an seinem jungen Exemplare als doppelt so groß, wie bei dem asiatischen Elephanten, und Sparmann, der selbst keine Gelegenheit hatte, ein solches Thier am Kap zu sehen, wollte es kaum glaublich finden, daß man, wie ihm ein Jäger erzählte, das Herz am besten treffen könnte, wenn man genau nach derjenigen Stelle in der Seite zielt, wo der Elephant gewöhnlich den Ohrzipfel hält.

Anfang und behielt nachher fast gleiche Dicke bis an das Ende bei. Mehrere tiefe und ziemlich von einander entfernte Quersfurchen verliefen auf der Oberseite des Rüssels, welche gewölbt war; die untere Seite war platt und jederseits mit Vorragungen, ähnlich den Warzenfüßen der Raupen, eingefaßt. Das Ende erweiterte sich etwas, ohngefähr wie eine Wase in ihrem oberen Theile, und bildete einen Rand, welcher unten dicker als an den Seiten war, und oben sich in einen fingerförmigen Anhang verlängerte. Mit diesem löste der Elephant in Versailles ebenfalls, wie der asiatische, Knoten auf, faßte die kleinsten Gegenstände mit Geschicklichkeit und hob sehr schwere empor, wenn er an sie den Rand anlegen konnte, welcher sich durchs Einziehen der Luft ganz fest andrückte<sup>13)</sup>. Die beiden Stoßzähne waren wenig gekrümmt, ihre Spitze ziemlich stumpf, und obschon das Exemplar ein Weibchen war, doch 2 Fuß lang.

Der Hals war kurz und gieng gleich in den Rumpf über, welcher einen ansehnlichen Umfang hatte. Von den Gliedmassen erschienen die vordern länger als die hintern, weil sie sich eher von der Leibesmasse los-trennten, als letztere; am Skelet ergab sich aber, daß diese 2" länger waren. Die eigentlichen Füße selbst, womit das Thier auftritt, waren sehr kurz und ihre Zehen von der Haut umwickelt, welche (wahrscheinlich bloß in Folge der Gefangenschaft) mehrere Auswüchse bildete, die den wenig markirten Hufen so ähnlich sahen, daß Perrault allen Füßen nur drei Hufe beilegte, indem er an den vordern Gliedmassen das vierte für einen bloßen Auswuchs ansah<sup>14)</sup>. Der Schwanz, von 2½' Länge, war zugespitzt und hatte am Ende eine Quaste von starken 3 bis 4" langen Haaren.

---

13) Fr. Cuvier legt dem Rüssel des afrikanischen Elephanten eine größere Geschicklichkeit als dem des indischen bei, giebt aber von seiner äußern Beschaffenheit gar keine Beschreibung. Aus der beigelegten, von Werner, einem bewährten Künstler, gelieferten Zeichnung ersieht man indeß, daß schon bei diesem jungen Thiere die Quersfurchen nebst den raupenfüßigen Vorragungen sich finden. 14) Die Anzahl der Nägel an den Füßen, wenigstens an den hintern, ist noch nicht genau ermittelt. Cuvier (Rech. I. p. 70.), welcher ein junges ausgestopftes Thier und einen Foetus vor sich hatte, fand vorn 4, hinten 3 Hufe. Sparrmann (S. 284.), der bloß einen Vorderfuß zu sehen bekam, nahm an demselben 4 Nägel wahr. Deubam (S. 325.) sagt: „die Füße haben 4 Nägel oder Hufe, denn Zehen kann man sie nicht nennen, zwei vorn am Fuße und zwei kleinere an den Seiten.“

Die Haut war mit wenig Haaren besetzt, welche bloß an einzelnen Stellen, wie am Rüssel, am Schwanz und den beiden Augenliedern, häufiger und mitunter auch länger waren. Sie war von vertieften Furchen und erhöhten Falten durchzogen, ausgenommen an der Stirne und an den Ohren, wo sie ganz fehlten. Der Rüssel hatte, wie bereits erwähnt, bloß Quereifurchen, welche nur an seiner Einfügung in den Kopf von andern durchschnitten wurden. Unter der Schulter liefen die Furchen wie um einen Mittelpunkt herum; an den Hinterkeulen und Schenkeln durchschnitten sie sich schief und bildeten Klauten; am übrigen Theil des Körpers waren sie unregelmäßig und gleichen den Furchen und Falten in der Rinde alter Eichen. Die Oberhaut war je nach den Stellen verschieden, indem sie bald nur die Stärke eines dicken Papiers, bald an 3 Linien mächtig war. Die dünne Oberhaut war keineswegs durchgängig an die Haut befestigt, sondern bloß an einzelnen Stellen, wie ein Rock an das Futter, angeheftet. Die von dieser Epidermis entblößte Haut zeigte überall kleine Höcker, wie Chagrin, und auf der Oberhaut waren dieselben gleichfalls sichtlich. Die andere Art der letztern, welche eine beträchtlichere Dicke hatte, hieng mehr an der Haut an, deren Höcker hier von einer zugespitzten Form waren. Die Dicke der Epidermis rührte hier davon her, daß sie doppelt und dreifach und jede Lage außerdem schwielig war, so daß sich auf ihrer Aussenfläche fast keine Vorragungen wahrnehmen ließen.

Die Färbung der Oberhaut nennt Perrault bräunlich grau, ohne eine Beimischung von Roth, selbst wenn man sie gegen das Licht hielt. Fr. Cuvier giebt die Grundfarbe der Haut als dunkelgrau an, und die vereinzelt und gekräuselt Haare, welche sich ihm zu Folge auf dem Körper, besonders aber auf dem Kopfe und der Länge des Rückens finden, als braun.

Das Exemplar, welches Perrault beschrieb, war ein Weibchen und zeigte

---

Fr. Cuvier schweigt über diesen Punkt ganz, und läßt in dieser, wie in andern Beziehungen, die seltene Gelegenheit, ein lebendes Thier prüfen zu können, ungenützt vorübergehen. In der neuen Auflage des *Règne animal* (I. p 240.) sagt G. Cuvier etwas unbestimmt: „er scheint öfters an den Hinterfüßen nur 3 Nägel zu haben.“ Wahrscheinlich ist Denham's Angabe die richtige und normale.



zeigte in den Geschlechtstheilen folgende Beschaffenheit: Die Schaamöffnung war fast in der Mitte des Bauches nahe am Nabel und über 2 Fuß vom After entfernt. Sie lag am Ende eines Ganges der eine Vorragung vom After bis zur Deffnung bildete, und dieser Gang schloß eine Clitoris von gleicher Länge zu  $2\frac{1}{2}$  Fuß und 2 Zoll Durchmesser ein, wodurch man verleitet wurde das Thier bei seinen Lebzeiten für ein Männchen zu halten. Die beiden Guter lagen an der Brust und hatten nur kleine Warzen.

An Größe steht die afrikanische Art keineswegs der asiatischen nach, wie dieß die Schriftsteller des Alterthums behauptet haben. Denham <sup>15)</sup> versichert am Eschad Elephanten gesehen zu haben, deren Höhe er auf nicht weniger als 16 Fuß schätzen zu müssen glaubte, und deren Stoßzähne gewiß 6 Fuß lang waren. Eben so führt Lichtenstein <sup>16)</sup> an, daß ein kapischer Kolonist in den Waldungen des Sikkamma einen Elephanten erlegte, dessen Höhe 14 Fuß betrug, und dessen beide Zähne nahe an  $1\frac{1}{2}$  Centner wogen. Vor vielen Jahren soll es daselbst mitunter Thiere von 18 Fuß Höhe gegeben haben, und erfahrene Jäger, welche die einsamen Gegenden jenseits des Kafferlandes durchstreift hatten, versicherten, daß dieß keineswegs übertrieben sey.

Von einem ansehnlichen Elephanten, der indeß noch keineswegs zu den größten gehörte, hat Denham <sup>17)</sup> folgende Maaße genommen:

Länge vom Rüssel bis zum Schwanz	25' 6"
— des Rüssels	7 6
— des großen Zahns	4 6
— des kleinen Zahns	2 10
— des Auges	0 2
— des Fußes	1 7
— vom Fuß bis zum Hüftknochen	9 6
— vom Hüftknochen bis zum Rückgrath	3 0
— des Ohres	2 2

Der Elephant aus Kongo, welcher in Versailles gehalten und ohngefähr 17 Jahr alt wurde, maaß von der Stirne bis zur Schwanzwurzel

15) Reisen. S. 324.  
Abthlg. VII.

16) Reisen I. S. 349.

17) A. a. D.

8 $\frac{1}{2}$ , und von dem Rücken bis zum Boden 7 $\frac{1}{2}$  Fuß, die Entfernung des Bauchs von der Erde betrug 3 $\frac{1}{2}$  und der Umfang des Leibes 12 $\frac{1}{2}$  Fuß. Während der 13 Jahre, in welcher er in der dortigen Menagerie gehalten wurde, hatte er nur um 1 Fuß Höhe zugenommen <sup>18)</sup>.

Der junge Elephant, von dem Fr. Cuvier eine Abbildung gegeben hat, und der auf zwei Jahre geschätzt wurde, zeigte nachstehende Dimensionsverhältnisse:

Länge in gerader Richtung vom obern Theil des	
Rüssels bis zur Schwanzwurzel	5' 0''
— des Rüssels	2 8
— des Schwanzes	1 7
Schulterhöhe	4 4
Größte Breite der Ohren	1 4
Größte Höhe derselben	2 0

Die Heimath dieser Art ist auf Afrika beschränkt, wo sie sich indes über den größten Theil dieses weiten Kontinentes ausgebreitet hat. Dem nördlichen Afrika, wo sie sich nach den Zeugnissen von Plinius und andern ältern Schriftstellern gefunden haben soll, geht sie ganz ab; kein neuerer Reisende hat sie dort gesehen. Der Elephant stellt sich erst an der Südgrenze der Sahara ein. Auf der Westseite beginnt er am Senegal <sup>19)</sup> und im Reiche Hoval <sup>20)</sup>, kommt am grünen Vorgebirge und an der Gambia <sup>21)</sup> vor, und ist in Ober- und Unterquinea <sup>22)</sup> gefunden worden. Am Vorgebirg der guten Hoffnung ist er durch die Nachstellung der Kolonisten theils vertilgt, theils verschucht worden, und die Wälder des Sikkamma und die Gebüsche in der Nachbarschaft des Sonntagflusses ausgenommen, trifft man in der Kapkolonie nirgends Elephanten mehr <sup>23)</sup>. Auf der Ostküste sind sie an der Küste Natal <sup>24)</sup>, in Sofala <sup>25)</sup> und weiter hinauf bis nach

18) Mém. de l'Académ. roy. des sc. III. p. 503.

19) Cuv. recherch. I. p. 72.

20) Allgem. Reis. II. S. 332.

21) Zimmermann's Gesch des Menschen II. S. 56.

22) Mourad's Gemälde der Küste von Guinea. S. 147. — Pigafetta, Barbot, Bossmann u. A.

23) Barrow's Reise. Leipzig 1806. II. S. 388.

24) Dos Santos Purch Pilgr. II. p. 1543, nach Zimmermann.

—

25) Marmol. Afr. I. p. 58.

Abyssinien <sup>1)</sup> einheimisch; sie halten sich ferner im Lande der Schangallaß und in Kordofan <sup>2)</sup> auf, und bewohnen den südlichen Theil von Nubien, wo sie nach Burckhardt <sup>3)</sup> zum letztenmal bei Abou Heraze, 2 bis 3 Tagereisen nördlich von Sennaar, gesehen werden. Weiter nach Norden finden sie sich nicht mehr, indem der genannte Distrikt von einer 6 bis 8 Stunden breiten Bergkette, welche dicht bis an den Fluß reicht, begrenzt wird, und sie sind deshalb schon in Dongola unbekannt.

Zwischen diesen Grenzen ist überall der Elefant im Innern des Kontinents verbreitet, und allenthalben in Menge. So haben ihn alle Reisende in den verschiedenen Kafferländern wahrgenommen. Battel <sup>4)</sup> erzählt, obgleich wie es scheint mit ziemlicher Uebertreibung, daß er acht Tagereisen tief landeinwärts von Magombo (etwas über Loango) zu einem Fürsten Manikesok gesandt worden sey, um Elefantenschwänze einzuhandeln, und habe in einem Monat 20,000 eingekauft. Clapper ton <sup>5)</sup> hat diese Thiere auf seiner zweiten Reise in der Provinz Zaria angetroffen, Rich. und John Vander <sup>6)</sup> haben sie in Menge in Buffa, wo sie die Wälder am Niger bewohnen, wahrgenommen, und Denham <sup>7)</sup> hat sie in großer Anzahl am Tschad-See und in dessen Umgebungen gesehen. Ob die auf der Insel Madagaskar häufig vorkommenden Elephanten zu dieser Art gehören, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt.

In der Lebensweise, soweit diese bekannt ist, kommt die afrikanische Art mit der asiatischen überein. Sie genießt dieselben Nahrungsmittel, und hält sich ebenfalls in Heerden zusammen, die noch zahlreicher sind als in Ostindien. Alberti führt an, daß er auf der Ostseite des Kriffi einmal einen Trupp Elephanten gesehen habe, den seine Reisegefährten auf 500 schätzten, der aber mindestens 300 betrug <sup>8)</sup>. Denham <sup>9)</sup> fand in der Nähe des Tschad-Sees diese Thiere so zahlreich, daß sie Heerden von 50 bis 400 Stück formirten. Der Grund von dieser größern Häufigkeit der

1) Salt voy. to Abyssinia. Append. p. 38. — 2) Kuppells Reisen in Nubien. S. 146. — 3) Travels in Nubia. p. 281, 67. — 4) Purch. Pilgr. II. p. 983. nach Zimmermann. — 5) Deutsche Uebers. Weimar. S. 223. — 6) Journ. of an exped. to explore the course of the Niger. 1832 p. 196 — 7) Reisen. S. 126. 8) Lichtensteins Reisen I. S. 469. — 9) Reisen. S. 452.

afrikanischen Elephanten ist leicht aufzufinden. Sie kommen in einem Welttheile vor, dessen Population nicht zahlreich ist, und die in den meisten Gegenden in einem so tiefen Verfall lebt, daß ihr ein solches Thier, wie der Elephant, im Hausstande von gar keinem Nutzen seyn könnte. Es wird also in Afrika die Anzahl derselben durch ein jährliches Rekrutiren für den Hausdienst, wie dieß in Asien der Fall ist, nicht vermindert; und ob schon ihnen der materiellen Benützung wegen nachgestellt wird, so haben doch die meisten schwarzen Völkerschaften noch so wenig genügende Waffen zur Erlegung dieser gepanzerten Thiere, daß ihnen dieselbe nur selten gelingt. Anders ist es freilich in den Gegenden, wo die Jagd mit Feurgewehren unternommen werden kann; hier hat sich die Anzahl der Elephanten bedeutend gemindert.

Es ist seit alten Zeiten die Meinung verbreitet, daß die afrikanischen Elephanten den asiatischen an Anlagen und Fähigkeiten nachstünden. Nun wäre es zwar möglich, daß so wie das Hauspferd an Intelligenz allen andern Pferdearten vorangeht, eben so der asiatische Elephant in dieser Beziehung einen Vorzug vor dem afrikanischen voraus hätte; indeß fehlen hierüber alle verlässigen Beobachtungen, und die wenigen, die bis jetzt gemacht werden konnten, sind gerade nicht geeignet, die ältere Meinung zu unterstützen. Aus dem Umstande, daß sich gegenwärtig der afrikanische Elephant bei keiner Völkerschaft dieses Kontinents im Hausstande findet, läßt sich keineswegs die Behauptung ableiten, daß er hiezu ungeeignet sey; um ihn aber als Hausthier mit Erfolg benutzen zu können, gehört eine höhere Stufe der Kultur und ein vollkommener organisirtes Staatsleben dazu, als es sich bei den zerrütteten Negervölkern findet. Daß der afrikanische Elephant gezähmt werden kann, ist nicht zu bezweifeln, da ihn die Karthager und Egyptianer zum Kriegsdienste abrichteten, und wenn er in dieser Beziehung nicht ganz so brauchbar war, als der asiatische, so könnte dieß wohl auch davon hergerührt haben, daß die Afrikaner vielleicht auf die Erziehung und Abrichtung nicht dieselbe Sorgfalt, wie die Indianer verwendeten.

Daß der afrikanische Elephant sich wie der asiatische durch eine große Verständigkeit auszeichne, dafür spricht schon der Umstand, daß ihn die Neger mit einer Art von Ehrfurcht betrachten, welche sich nicht bloß von seiner

physischen Stärke ableitet. Wenn bei den Kaffern, erzählt Alberti, ein Elefant nach einer, gewöhnlich sehr langen und mühsamen Jagd glücklich erlegt ist, sucht man sich deshalb bei ihm zu entschuldigen und erklärt dem todten Thiere feierlich, es sey nicht absichtlich, sondern zufällig geschehen. Um es völlig zu versöhnen, oder um ihn die Macht zu schaden zu nehmen, wird zugleich der Rüssel des Elefanten abgeschnitten und feierlich begraben. Dabei wiederholen sie häufig die Worte: der Elefant ist ein großer Herr und der Rüssel ist seine Hand <sup>10</sup>). Die europäischen Kolonisten am Kap halten es beinahe für eben so abscheulich Elefanten- als Menschenfleisch zu essen, weil, wie sie sagen, der Elefant ein sehr verständiges Thier ist, das Thränen vergießt, wenn es verwundet nicht mehr entrinnen kann <sup>11</sup>).

Um den ganzen Umfang der Seelenkräfte und den Charakter dieser Art vollständig kennen zu lernen, müßte man sie in einem eben so freien Hausstande halten, wie dieß in Asien der Fall ist. Menagerien, wie sie bei uns eingerichtet sind, zwingen die Thiere zu sehr ein, als daß sie sich vollkommen ausbilden könnten; indefß läßt sich doch aus den wenigen Beobachtungen, die bis jetzt an solchen gefangen gehaltenen Elefanten von der afrikanischen Art gemacht worden sind, schließen, daß sie in genannter Beziehung mit ihren asiatischen Verwandten eine große Ähnlichkeit haben.

Der Elefant aus Kongo, welcher 1681 zu Versailles starb, gab viele Proben seiner Verständigkeit, wie er denn auch von dieser gewöhnlich mehr Gebrauch als von seiner Stärke machte. So wußte er z. B. mit großer Leichtigkeit sich eines Riemens zu entledigen, mit dem ihm der eine Fuß angebunden war, indem er jenen von der Schnalle losmachte, und als man diese mit einem in viele Knoten geflochtenen Strick umwickelt hatte, löste er Alles, ohne etwas zu zerreißen, auf. Nachdem er sich auf diese Weise in einer Nacht befreit hatte, erbrach er die Thüre seines Quartiers mit solcher Vorsicht, daß der Wärter davon nichts gewahr wurde, drang von da in mehrere Höfe der Menagerie, indem er die Thüren zerbrach und die Mauern umwarf, die ihm den Durchgang hinderten, und erschreckte dadurch

10) Lichtenstein's Reisen I. S. 412. —

11) Sparrmann's Reise. S. 283.

die andern Thiere so, daß sie sich in die entlegensten Theile des Parks flüchteten <sup>12)</sup>.

Empfangene Beleidigungen vergab er eben so wenig, als dieß bei der asiatischen Art bereits bemerkt worden ist. Einem Manne, der ihn verirt hatte, indem er sich anstellte, als wollte er ihm etwas in den Rachen werfen, gab er einen Schlag mit dem Rüssel, der ihn zu Boden streckte und zwei Rippen zerbrach; hierauf trat er ihn unter die Füße, brach ihm ein Bein, und indem er sich niederkniete, wollte er ihm die Hauer in den Leib rennen, welche jedoch glücklicherweise bloß in die Erde eindringen. Er tödtete aus derselben Veranlassung einen andern Mann, indem er ihn an die Wand warf. Bekannt ist die Geschichte von dem Maler, der diesen Elephanten in einer ungewöhnlichen Stellung, nämlich mit empor gehobenem Rüssel und geöffneten Rachen, zeichnen wollte, und deshalb seinem Bedienten befahl dem Thiere Früchte in den Mund zu werfen. Da dieser jedoch öfters bloß sich so anstellte, so wurde der Elephant aufgebracht, und um sich zu rächen, goß er mit dem Rüssel eine Menge Wassers über das Papier, auf welches der Maler zeichnete.

Der junge Elephant, welcher dem König von Frankreich von dem Pascha in Egypten geschenkt wurde und nicht viel über zwei Jahre alt seyn mochte, zeigte große Anhänglichkeit an seinen Wärter und war ihm sehr folgsam, so daß es nicht zu bezweifeln war, daß er sich bei eben so sorgfältiger Behandlung, wie die Indier sie ihrer einheimischen Art erweisen, an den Hausstand hätte gewöhnen lassen <sup>13)</sup>.

Da man in der Heimath des afrikanischen Elephanten keinen Gebrauch von seiner Intelligenz zu machen weiß, so zieht man bloß einen materiellen Nutzen von ihm, den man hauptsächlich von den Zähnen und dem Fleische gewinnt. Das meiste Elfenbein, welches in den Handel vorkommt, rührt aus Afrika her; es ist hier zugleich am härtesten und hält sich am besten weiß <sup>14)</sup>. Auch sind die afrikanischen Elephanten gewöhnlich mit längeren Stoßzähnen

---

12) Mém. de l'Acad. roy. des sc. III. p. 519. — 13) Fr. Cuv. et Geoffr. mammif. fasc. 52. — 14) Ueber die Verarbeitung des Elfenbeins seit den Zeiten des trojanischen Kriegs s. Henne's 1te Abhandl. in der Nov. comment. Gott. T. I. p. 96, und dessen Sammlung antiquar. Aufsätze II. S. 149; ferner Beckmann's Vorbereitung zur Waaren-

versehen, als die asiatischen, und haben überdieß dadurch den Vorzug, daß sie sich in beiden Geschlechtern finden, und also die Jagd ergiebiger ist. Gleichwohl sind sie nicht bei allen Thieren gleich groß, was theils vom Alter, theils von der Individualität, theils von den häufigen Nachstellungen in manchen Gegenden, wodurch sie meist zu keinem beträchtlichen Alter gelangen, theils auch von einer andern unbekanntem Ursache herrühren mag. Die größten Elephanzähne, welche man jetzt an der Küste von Guinea hat, sagt Monrad <sup>15)</sup>, wiegen kaum 150 Pfund; ein Zahn von 100 Pfund wird in Afrika schon für groß gehalten.

Das Fleisch wird von den eigentlichen Negern fast allenthalben geschächt. Es sieht, wie Denham <sup>16)</sup> sagt, grob aus, schmeckt aber besser als alles Rindfleisch, das sich in Bornu findet; auch die fast 1½ Zoll dicke Haut wird hie und da benutzt, und die Schwänze werden als Ehrenzeichen angesehen.

Die Jagd auf diese Thiere wird theils aus Lust, theils des Nutzens wegen unternommen. Sie ist nur da von bedeutendem Erfolge, wo Feuer-

Kunde I. S. 299. — Man unterscheidet im Handel mehrere Sorten des Elfenbeins; die portugiesischen Kaufleute in Afrika kennen deren drei:

Marfim de lei (Elfenbein von gesetzlicher Größe). Zähne von mehr als 32 Pfund Gewicht. Das Pfund wird bezahlt mit 260 Reis.

Marfim meas (Mittel) von 16 bis 31½ Pfund der Zahn. Das Pfund 160 Reis.

Marfim miudo (kleines) von 1 bis 15½ Pfund der Zahn. Das Pfund 80 Reis.

Das Elfenbein, welches Springe hat, verliert den Werth seiner Klasse und wird um eine Klasse tiefer verkauft. — Im Jahre 1810 befanden sich in S. Paulo de Assumcao di Angola und in S. Felipe da Benguella folgende Quantitäten:

1,395 Zähne (Pontas) de lei	mit 65,057½ Pfund;	Werth 16,914,950 Reis
653 — meas	15,583 — —	2,493,280 —
1,446 — miudo	13,223½ — —	1,057,880 —
2 — gesprungen	17 — —	680 —
3,496 Zähne	93,881 Pfund	20,466,790 Reis.

Diese Quantität, wofür in Lissabon 800 Reis per Pfund bezahlt wird, rentirt dort 75,104,800 R.; die Remisse von 1772 bis 1800 betrug 114,748,970 Reis, woraus als Mittel die jährliche Remisse = 28,583,307.

Patriota 1813 März. p. 103.

15) Gemälde der Küste von Guinea, übers. v. Wolf. S. 295. — 16) Reisen. S. 324.

gewehre in Anwendung gebracht werden können; ohne diese macht sie viele Mühe und gelingt nur selten. Leichter ist sie auch bei den Völkern, die sich hierzu der Pferde zu bedienen vermögen; schwerer, wo sie ohne diese angestellt werden muß.

Die Kaffern, welche ohne Pferde und Flinten auf diese Jagd mit Lust ausgehen, haben hiebei, wie Lichtenstein <sup>17)</sup> erzählt, nicht wenig Mühe und Anstrengung. Sie greifen nur einen einzelnen Elephanten an, der sich von seiner Heerde verloren hat. Wenn er sich ihnen in einer dazu günstigen Gegend zeigt, so stecken sie das Gras und niedrige Gebüsch rund um ihn her in Brand, weil sie wissen, daß er dann einen solchen Kreis, wenigstens bei Tage, nicht verläßt. Dabei suchen sie ihm so nahe zu kommen, wie möglich, und werfen eine unzählige Menge von Hassagayen auf das Thier, welche aber wegen der Härte und Dicke seiner Haut ihm nicht viel schaden. Gewöhnlich entläuft er nun des Nachts, oder wenn das Feuer ausgebrannt ist, und rennt sich, wenn das Glück gut ist, die Hassagayen tiefer in den Leib. Dabei verfolgen sie ihn unausgesetzt mit großer Behutsamkeit und bemühen sich ihm in den Schluchten aus einem sichern Hinterhalt, z. B. von den Felsen herab, noch mehr Hassagayen in den Leib zu werfen. In flacheren Gegenden umzingeln sie ihn wieder mit Feuer, und setzen dieß solange fort, bis das Thier endlich ermattet hinfällt, worauf sie dann ein immer leichteres Spiel bekommen und es nach tage- und wochenlangen Bemühungen endlich zu tode quälen.

Im Sudan, wo die Pferde, wenn auch nicht die Flinten, allgemein verbreitet sind, ist die Jagd schon beträchtlich erleichtert. Zehn bis zwanzig Reiter, erzählt Denham <sup>18)</sup>, suchen einen Elephanten von den andern zu trennen, und zwingen ihn dann durch Rufen und Schreien so schnell als möglich zu fliehen. Gelingt es ihnen denselben unter dem Schwanz zu verwunden, so wird er ganz wüthend und verfolgt voll Grimm den Reiter, der absichtlich ihm vorgesprengt ist, unbekümmert um die, welche ihm nachfolgen und um die Wunden, die sie ihm beibringen. Selten verläßt der Elephant den ersten Gegenstand seines Zorns, bis er zuletzt ermattet niederstürzt,

17) Reisen. I. S. 445 —

18) Reisen. S. 325.



stürzt, und durch einen Reiter stirbt, der ihm den Doldh in die verwundliche Seite des Unterleibs stößt. Um dieß zu thun, kriecht er dem Thiere zwischen die Hinterbeine und setzt sich so der anscheinend größten Gefahr aus. Geht das nicht, so suchen zwei oder drei der Jäger dem Elephanten die Kniekehlen durchzuhauen, indeß andere ihn vorne reizen, und das kolossale Geschöpf wird alsdann für seine Verfolger eine verhältnißmäßig leichte Beute. Auf ähnliche Weise beschreibt Ruppell<sup>19)</sup> die Elephantenjagd bei den Bakara-Arabern in Kordofan.

Am leichtesten haben es die mit Feuergewehr und Pferden zugleich versehenen Jäger, wie z. B. die Bewohner der Kapkolonie. Hier genügt es, wenn zwei Männer zusammenstehen, von denen abwechselnd der eine den Elephanten reizt, während der andere hiedurch Gelegenheit erhält nach ihm zu schießen. Es ist hiebei Regel bergauf sich zu flüchten, weil der Elephant zwar leicht und schnell auf der Ebene, aber seiner Körpermasse wegen nur mit Mühe die Höhe hinan laufen und also das Pferd nicht einholen kann. Zuweilen hat selbst ein einzelner Fußgänger die Jagd auf dieses Thier gewagt, allein der Erfolg ist dann mißlich. Ueberhaupt ist große Vorsicht hiebei anzuwenden, da bei Unterlassung derselben die Fälle nicht selten sind, in welchen der Elephant den Schützen ergriffen und getödtet hat.

Ein Fall der Art soll hier zu Sprache gebracht werden, weil er zugleich zeigt, wie gut das Thier seinen Beleidiger und Feind von andern Personen zu unterscheiden weiß, und ihn allein zum Gegenstand seiner Rache sich auswählt. Zwei kapische Kolonisten, Prinz und Müller, waren allein auf der Jagd und entdeckten die Spur eines großen Elephanten, den sie bald auf dem Abhange eines kahlen, lang gedehnten Hügels wirklich antrafen. Prinz vernachlässigte die Regel, nach welcher man dem Elephanten die Höhe abgewinnen muß, um im Fall der Noth sich bergauf flüchten zu können, und schoß zu früh aus zu großer Entfernung auf diesen, der sich über ihm und seinem Gefährten befand. Das verwundete Thier stürzte grimmig auf die Jäger heran, die sich eiligst auf ihre Pferde geworfen hatten und an dem Rande des Abhanges hin zu entfliehen suchten. Aber der Elephant holte sie schnell ein und war bald so nahe, daß er mit

19) Reisen in Nubien S. 146.

282      Der indische Elephant. *Elephas indicus*.

dem Zahne an Müllers Schenkel hinstreifte, der von den Flüchtlingen ihm am nächsten war. Schon ergab sich dieser in sein unvermeidliches Schicksal, als er mit einemmale das Ungeheuer neben sich heftiger schnauben hörte und den gewaltigen Rüssel hoch aufgehoben über seinem Kopfe erblickte. Aber nicht ihm, sondern dem Nebenmann galt es, der in einem Augenblick über ihn weg vom Pferde gehoben, in die Luft geschleudert und zertreten war. Müller holte die übrigen Gefährten herbei und man suchte die zerrissenen Ueberreste des Unglücklichen zusammen, um sie zu begraben, als der Elephant, um den man sich nicht weiter bekümmert hatte, aus einem nahen Gebüsch aufs Neue heranstürzte, die unvorbereiteten Reisenden in die Flucht jagte und sich mit frischer Wuth auf den Leichnam warf. Während er damit beschäftigt war, wurde er von den nunmehr wieder gerüstet zurückkehrenden Jägern glücklich erlegt <sup>20</sup>).

---

20) Lichtenst. Reisen II. S. 368.

---

## Zweite Gattung.

# Das Nashorn. *Rhinoceros*.

---

LINN. syst. nat. ed. XII. p. 104. — Schreb. Säugthiere II. S. 228. — ILLIG.  
 prodr. p. 97. — Cuv. règn. anim. ed. II. 1. p. 247.

---

Vorderzähne sind bald vorhanden, bald fehlend.

Eckzähne fehlen ganz.

Backenzähne finden sich in jeder Kieferhälfte sieben, also in Allem acht und zwanzig. Sie zeigen auf der Kaufläche einige vorspringende Leisten, welche sich allmählig abnützen und verschwinden, und dadurch verschiedene Figuren hervorbringen.

Der Fuß hat drei kurze Zehen, die von der schwieligen Haut umwickelt und mit eben so viel Hufen versehen sind.

Das Guter liegt zwischen den Hinterfüßen und hat zwei Zehen.

Die Haut ist dick, nackt und nur mit einzelnen Borsten versehen.

Auf der Schnauze steht ein einfaches oder doppeltes Horn.

Auch diese Gattung ist bereits von Schreber abgehandelt worden, allein seine Beschreibung ist um so ungenügender für den gegenwärtigen Standpunkt, da zu seiner Zeit nicht bloß der innere Bau des Nashorns ganz unbekannt war, so daß der verdienstvolle Mann nicht einmal mit Sicherheit die Ordnung, zu welcher es zu stellen wäre, ermitteln konnte, sondern es sind auch bei ihm die vier oder fünf Arten, die wir jetzt unterscheiden müssen, in eine einzige zusammengefaßt. Wie beim Elephanten ist es daher nöthig diese ineinander gewirrten Arten zu sondern und die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der innern Organisation anzugeben. Weniger von Belang sind die Nachträge, die ich über die Lebensgeschichte dieser Thiere zuzufügen habe, da seitdem in dieser Beziehung wenig bekannt geworden ist, so nothdürftig auch unsere bisherigen Kenntnisse von denselben

sind. Nachdem jetzt die Arten besser gesichtet sind und eine genauere Kenntniß des anatomischen Baues begründet ist, wird es ein immer fühlbareres Bedürfniß, den interessantesten Theil der Naturgeschichte, nämlich die Lebensgeschichte der Thiere, vollständiger und gründlicher kennen zu lernen, und anstatt des eiligen Sammelns ein anhaltendes Beobachten in der Weise Bechstein's, Azara's und Raumann's vorzunehmen.

Unter den kolossalen Thiergestalten aus der Ordnung der Dickhäuter, welche in der Urwelt fast über die ganze Erde verbreitet waren, seit der letzten großen Katastrophe aber nur in wenigen Typen sich erhalten haben und gegenwärtig auf kleinere Räume beschränkt sind, ist nächst dem Elephanten das Nashorn von dem auffallendsten äußeren Ansehen. Gleichwohl nähert es sich in seinem Habitus weit mehr dem Schweine, als dieß bei jenem der Fall ist. Der Körper ist nämlich viel mehr in die Länge gestreckt als beim letztern, vom Kopfe gilt dasselbe, und die Ohren insbesondere sind fast ganz schweinsartig. Das Auge liegt in der Mitte der Länge des Kopfes und ohngefähr im ersten Drittel der Höhe desselben; es zeichnet sich durch seine unverhältnißmäßige Kleinheit aus. Die Oberlippe verlängert sich in einen zugespitzten Lappen, mit dem das Thier Gegenstände anfassen kann, und hiedurch an den Rüssel des Elephanten und Tapirs erinnert. Auf der Schnauze sind ein oder zwei Hörner aufgerichtet, die aus zusammengeleimten Fasern bestehen und keineswegs, wie bei den Wiederkäuern, an den Knochen angewachsen, sondern nur an der Haut befestigt sind <sup>1)</sup>. Der Hals ist kurz. Die Haut ist außerordentlich dick, sparsam mit Borsten besetzt und entweder in bestimmte Falten gelegt, oder fast ganz ohne dieselben. Am Bauche und innerhalb der Falten ist die Haut viel dünner und weicher als an den äußern Theilen, doch zeigt sie überall Empfindlichkeit, so daß das Thier die äußern Eindrücke leicht wahrnimmt. Der Schwanz ist von mittlerer Länge und am untern Ende von Borsten eingefaßt. Der Kumpf ist walzig und plump, und der Bauch sehr herabhängend. Die Füße sind kürzer als beim Elephanten, unförmlich und mit 3 Zehen versehen, die sich nur durch die großen Hufe äußerlich erkennen lassen; hinter ihnen bildet die Grundfläche des Fußes eine große, kahle, schwielige Sohle. Das Weibchen hat 2 Zitzen, welche in den Weichen liegen.

1) Vgl. Schreber II. S. 231.

Das Zahnsystem wird durch folgende Formel ausgedrückt: Vorderzähne  $\frac{4}{2}$  oder  $\frac{2}{2}$ , Eckzähne  $\frac{2}{2}$ , Backenzähne  $\frac{7.7}{7.7}$ .

Die Vorderzähne fehlen bloß der afrikanischen Art gänzlich; bei den andern sind sie vorhanden. Sowohl im Ober- als im Unterkiefer zeigen sich bei diesen 2 größere; die obern sind auswärts von zwei kleineren eingefast, die untern dagegen schließen diese kleinern zwischen sich ein. Die größern von diesen Vorderzähnen sind im Oberkiefer stark zusammengeedrückt, im Unterkiefer mehr konisch. Die kleinern fallen zuweilen aus und ihre Höhlen schließen sich ganz <sup>2)</sup>).

Die Eckzähne gehen dieser Gattung gänzlich ab.

An Backenzähnen <sup>3)</sup> sind in vollständigem Zustande 7 in jeder Kieferhälfte, also in Allem 28 vorhanden. Die beiden äußersten Zähne, nämlich den ersten und letzten, abgerechnet, welche eine dreieckige Form zeigen, haben die übrigen 5 Mahlzähne des Oberkiefers eine vierseitige Grundfläche, auf welcher im ungebrauchten Zustande 3 schmale, mit Schmelz überzogene Leisten hervorragen. Die erste ist weiter nichts als eine Verlängerung der äußern Zahnseite und also so lang, als diese breit ist. An diese schließt sich vorn eine andere Leiste an, welche auf der vordern Zahnseite aufliegt, jedoch etwas weiter nach hinten sich wendet als diese. Eine dritte Leiste geht am hintern Drittel der ersten ab, richtet sich zuerst nach innen, und spaltet sich, indem ihr einer Ast gegen den vordern äußern Winkel und der andere schief gegen den hintern innern Winkel verläuft. Auf der hintern Zahnseite steht noch eine kleinere ausgeschnittene Leiste. Diese Leisten sind durch eine tiefe Ausfurchung von einander getrennt, stehen an ihren obern Enden ziemlich auseinander, und sind an ihrem Grunde miteinander vereinigt.

Sobald nun die Abnutzung die anfangs schneidenden Leisten ergreift, werden diese stumpf, und es zeigt sich die jetzt bloß noch außen von dem Schmelz umgebene Knochensubstanz. Im weitern Verlauf der Abführung ergeben sich, so viel man bis jetzt wenigstens weiß, nach den Arten einige kleine Verschiedenheiten. Bei der einhörnigen indischen Art stößt nämlich

2) Dieses war der Fall bei dem Individuum von der javanischen Art, dessen Gebiß Fr. Cuvier beschreibt und abbildet, und welches die kleinen Schneidezähne ganz verloren hatte.

3) Vgl. Cuv. Rech. II. 1. p. 11, 31 und 35.

der vordere Ast der dritten Leiste mit dem Winkel zusammen, den die beiden ersten Leisten bilden und schließt ein rundes Loch ein. Etwas später vereinigt sich der hintere Ast dieser dritten Leiste mit dem hintern Zahnrande, und aus dem bloßen Einschnitt, der hier vorher zu sehen war, wird nun ein geschlossenes Loch. Ist die Abnutzung endlich bis zur Basis der Leisten vorgeschritten, so verschwinden die Kuschhöhlungen und es zeigt sich eine ebene, aus Knochensubstanz bestehende Kaufläche, die ringsum von Schmelz eingefaßt ist.

Beim zweihörnigen Kapischen Rhinoceros scheint sich kein vorderes geschlossenes Loch zu bilden, und eben so scheint der hintere Einschnitt sich nicht zu schließen; man hat jedoch bis jetzt noch nicht genug Exemplare beobachtet, um hierüber mit Bestimmtheit absprechen zu können. An den 4 Milchzähnen sieht man jedoch gleichfalls das vordere geschlossene Loch, und der hintere Einschnitt scheint sich mit der Zeit rings zu umgrenzen<sup>4)</sup>.

Beim javanischen Nashorn fehlt gleichfalls das vordere geschlossene Loch, das sich jedoch in einer gewissen Periode hinten findet<sup>5)</sup>.

Von ganz anderer Gestalt sind die Backenzähne im Unterkiefer. Sie bestehen bloß aus 2 hohen gebogenen Leisten, welche nicht neben, sondern hinter einander gestellt sind, und von denen die erste mehr, die andere weniger als einen Halbcylinder ausmacht. Die gewölbte Fläche ist nach außen, die concave nach Innen gerichtet. Die Abführung muß sehr beträchtlich werden, bevor die Leisten zusammenstoßen und eine einfache Kaufläche bilden. Die Backenzähne des Unterkiefers nehmen von vorn nach hinten allmählig an Größe zu.

Der Schädel des Rhinoceros hat im Gegensatz zu dem des Elephanten seine Hauptentwicklung in die Länge, so daß diese (wenn man den Unterkiefer abrechnet) um mehr als das Doppelte die Höhe übertrifft. Hiedurch, so wie durch das starke Hervorragen des Hinterhaupts, zeigt der Schädel des Nashorns einige Ähnlichkeit mit dem des Schweines. Von diesem, so wie von den Schädeln aller andern Säugethiere entfernt er sich jedoch auffallend durch die außerordentlich langen und starken Nasenbeine, die wie ein Dach über dem Zwischenkiefer und dem Theil des Oberkiefers,

4) C u v. Rech. II. 1. p. 31. 5) Ebenda S. 35.

der letztere trägt, hervorragen, und dadurch den großen Einschnitt zwischen den genannten Knochen hervorbringen. Die Zwischenkiefer sind, namentlich bei den Arten ohne Vorderzähne, außerordentlich klein, und haben in dieser ganzen Ordnung bei weitem die geringste Entwicklung.

Wirbel giebt es 56, nämlich 7 Hals-, 19 Rücken-, 3 Lenden-, 5 Kreuzbein- und 22 Schwanzwirbel. Die Rippen sind sehr stark und beträchtlich gekrümmt; es giebt ihrer 7 wahre und 12 falsche.

Das Schulterblatt ist lang gestreckt und schmal; die Gräthe hat hinten einen Haken, und endigt sich allmählig, ohne in ein Acromion überzugehen.

Das Oberarmbein ist sehr kenntlich daran, daß der innere Höcker höher ist als der äußere, und daß von diesem ein breiter Fortsatz herabsteigt, der sich in einen starken Haken endigt, unter welchem der in der obern Hälfte sehr breite Knochen stark ausgeschweift ist.

Am Vorderarm ist der Ellenbogenknorren stark zusammengedrückt und am Ende erweitert.

Das Becken ist außerordentlich breit und nähert sich dadurch dem des Elephanten.

Das Oberschenkelbein ist nicht minder ausgezeichnet als das Oberarmbein, indem sein oberer Theil stark von vorn nach hinten zusammengedrückt ist, und in der Mitte ein starker äußerer, mit der Spitze nach oben gerichteter Vorsprung (dritter Trochanter von Cuvier genannt) sich findet, der beim indischen fast bis zu dem vom äußern Kollhügel herabkommenden Griffelfortsatz reicht und dadurch ein großes Loch einschließt. Bei der sumatranischen und javanischen Art steigt dieser Vorsprung nicht so weit hinauf, und der vom äußern Kollhügel herabkommende Fortsatz fehlt.

Am Schien- und Wadenbein ist nichts Besonderes zu bemerken.

Die Handwurzel ist nach dem Typus des Tapirs gebildet, und wie die Fußwurzel aus 7 Knochen zusammengesetzt. Die Mittelhand und der Mittelfuß bestehen aus 3 kurzen, aber ziemlich dicken Knochen. Die Phalangen sind breiter als lang.

Ueber den innern Bau haben wir durch die Untersuchungen von Mertrud und Vicq d'Azyr, welche im Jahr 1793 ein Nashorn zergliederten, Aufschlüsse erhalten. Diese sind jedoch nicht durchgängig so

vollständig, als zu wünschen wäre, weil die beiden Anatomen noch vor der Publikation ihrer Arbeit von dem Tode überrascht wurden, und nur wenige Bemerkungen zu den vielen Zeichnungen hinterließen. Das Wichtigste hiervon hat Cuvier <sup>6)</sup> zur öffentlichen Kunde gebracht. Auch Sparrmann <sup>7)</sup>, Leigh Thomas <sup>8)</sup> und Home <sup>9)</sup> haben Beiträge zur Anatomie des Nashorns geliefert.

Der Magen ist einfach und länglich, und zeigt eine einzige Einschnürung. Beim indischen Nashorn hatte er 4 Fuß von der Rechten zur Linken und ohngefähr 14 Zoll Durchmesser. Beim afrikanischen giebt ihn Sparrmann auf 4' Länge und 2' Durchmesser an. Der Blinddarm ist groß, über 2 Fuß lang und beim indischen 15 Zoll dick; der Dünndarm ist mit auffallend großen Fotten besetzt, indem sie 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit werden.

Die Leber besteht bloß aus 2 Lappen, von denen der rechte größer ist als der linke; ihre Länge beträgt 4' 8". Die Gallenblase fehlt. Die Milz ist breit.

Die Ruthe ist sonderbar gebaut: der Theil, welcher aus der gewöhnlichen Vorhaut hervortragt, ist schön roth und hat die Gestalt einer länglichen, am Ende abgestuften und zweilippigen Röhre, aus welcher noch ein kleiner ähnlich gebildeter Theil hervorgeht, einer Blume gleich, die sich eben entfalten will <sup>10)</sup>. Neben dem Grunde der Ruthe steht jederseits eine Brustwarze. Etwas dahinter sind die Hoden, die, obschon sie ganz außerhalb des Bauchringes liegen, doch keinen merklichen Vorsprung auf der Haut bilden, daher sie auch weder von Gordon, noch von Sparrmann, oder Camper bei der äußerlichen Betrachtung lebender Individuen wahrgenommen worden sind. Die Ruthe kann, wenn sie steif ist, nach Wolf's Beobachtungen, was sich an dem hier in München vorgezeigten Exemplare bestätigt hat, zweierlei Richtungen annehmen, entweder ist sie ganz gerade, und kann dann den Boden berühren, auch sich vorwärts richten und an den Bauch anschlagen, oder das letztere Viertel ist abwärts gebogen.

---

6) Ménag. du Mus. 8. II. p. 31. 7) Reise nach dem Vorgeb. der guten Hoffnung S. 415. 8) Philosoph. Transact. 1801. p. 145. 9) Ebenda 1821. p. 270. 10) Sehr gut ist dieser Theil in Wolf's Abbild. u. Beschreibung merktr. naturgesch. Gegenst. Heft VII.



Mit Unrecht hat man auf das Nashorn das alte Sprichwort: *retromingit, ergo retrocoit* angewendet. Plinius<sup>11)</sup> sagt nämlich: „die Begattung der Elephanten, Kameele und des Rhinoceros geschieht Bauch gegen Bauch, weil die Geschlechtstheile nach hinten gerichtet sind.“ Solinus<sup>12)</sup> versichert dasselbe, weil sie den Urin nach hinten spritzten. Gleichwohl geschieht die Begattung nicht rückwärts, wie man dieß jetzt vom Elephanten und vom Kameel bestimmt weiß, und bei dem ersteren ist es auch bereits angeführt worden, daß die Angabe des Rückwärtspiffens nicht einmal begründet ist, indem er vorwärts stalt.

Selbst beim Nashorn ist das Rückwärtspiffen keineswegs Regel. Zwar haben dieß Parsons<sup>13)</sup>, Cuvier<sup>14)</sup>, Gordon und Sparrmann angegeben; Camper<sup>15)</sup> hat jedoch an dem in Versailles gehaltenen Nashorn wahrgenommen, daß die Ruthe, wenn das Thier harnen wollte, fast bis zum Boden herabgieng, und daß es schien, als ob der Urin in gerader Linie herabflöße. Und Wolf<sup>16)</sup> sagt ausdrücklich: „übrigens läßt das Thier den Harn nicht bloß hinter sich, sondern auch bei senkrecht ausgestreckter Ruthe gerade herunter auf den Boden laufen.“

Daß aber auch das Rückwärtspiffen in keinem Zusammenhange mit der Rückwärtsbegattung stehe, hat die Erfahrung am Kameel, und Camper<sup>17)</sup> durch die anatomische Untersuchung an dem rückwärtsfallenden Uguti nachgewiesen. Ob schon man demnach die Begattungsweise des Rhi-

---

t. 19. dargestellt. Wenn Sparrmann die Ruthe des kapischen Nashorns mit der des Pferdes vergleicht, so zeigt dieß bloß von einer flüchtigen ungenauen Ansicht derselben, indem Gordon sie von derselben Beschaffenheit, wie beim indischen, angiebt. 11) Hist. nat. lib. X. c. 63. (c. 83 Hard.). 12) C. 27. 13) Natürl. Hist. des Nash., übers. v. Huth, S. 12: „Ich habe selbiges (ein Männchen) öfters stalleu sehn, es kehrte seinen Schwanz gegen die Wand, spreitete die hintern Schenkel von einander, und trieb den Harn strömend so weit als eine Kuh von sich.“ 14) Ménag. d. Mus. II. p. 124: „La verge se dirige en arrière pour uriner.“ 15) Oeuvres I. p. 271. 16) N. a. D. 17) N. a. D. S. 270. Er entdeckte nämlich am Uguti einen kleinen, an die Vorhaut befestigten Muskel, der dazu bestimmt ist die Ruthe rückwärts zu ziehen, wenn sie in ruhigem Stande ist. Ein anderer und viel stärkerer Muskel aber, der gleichfalls an der Vorhaut und an den Bauchmuskeln um den Nabel befestigt ist, giebt ihr die Richtung nach vorwärts, wenn sie für die Paarung aufgetrieben wird.

nozeros durch Beobachtungen nicht kennt, so ist es doch auffer Zweifel, daß dieselbe ganz nach Weise aller übrigen Thiere erfolge.

Die ältern Schriftsteller haben behauptet, daß die Zunge des Rhinoceros so rauh sey, daß es damit das Fleisch von den Knochen weg- lecken könne; daher auch Linne sagt, *quod labendo trucidet*. Indes hat schon Parsons nach eignen Wahrnehmungen dargethan, daß die Zunge dieses Thiers keineswegs mit scharfen Warzen besetzt, sondern weich und lind, wie eine Kalbszunge sey, und seine Angabe ist von allen folgenden Beobachtern bestätigt worden.

Die Sinnesorgane sind zum Theil von einer guten Beschaffenheit. Geruch und Gehör sind nach dem Berichte aller Beobachter, und insbesondere der Jäger, ausgezeichnet; nur das Gesicht scheint von keiner besondern Schärfe zu seyn und ist wegen der etwas vertieften Lage der Augen an dem freien Umblick gehindert.

So ausserordentlich dick auch die Haut ist, so zeigt sie doch große Empfindlichkeit. Camper<sup>18)</sup> führt an, daß das in Versailles gehaltene indische Nashorn, welches er im Jahr 1777 aufmerksam beobachtete, eine so reizbare Haut hatte, daß es, um den Mückenstichen, welche es bei der Kürze des Schwanzes nicht abwehren konnte, zu entgehen, sich ganz und gar bis an die Ohren und Nase in der Schwemme verberg, welche man für dasselbe angebracht hatte.

Das Nashorn nimmt dieselbe Nahrung zu sich, wie der Elephant, nämlich Gräser, Laubzweige, Wurzeln, aromatische Sträucher u. s. w. Schon aus dieser Ernährungsweise geht es hervor, daß die grimmigen Kämpfe, welche es mit dem Elephanten nach den Erzählungen der ältern Schriftsteller bestehen soll, in das Reich der Märchen gehören. Nur reisfende Thiere fallen andere an, weil sie von deren Fleisch leben; Pflanzensresser mögen zwar zufällig einmal mit einander in Streit verwickelt werden, aber sie stellen einander nicht nach und haben keine weitere Feindschaft gegenseitig.

Ueberhaupt scheint das Nashorn nicht von so störrigem und grimmigem Charakter zu seyn, als es früherhin geschildert worden ist. Ungereizt thut es Niemanden etwas zu Leide, und es ist kein Beispiel be-

---

18) S 232.

kannt, daß es den Menschen zuerst angegriffen hätte. Wenn es aber gereizt oder in die Enge getrieben wird, so weiß es sich mit seinem Horn kräftig zu vertheidigen.

An Seelenfähigkeiten steht es dem Elephanten weit nach, und nähert sich in dieser Beziehung dem Schweine. Gleichwohl ist es nicht ohne Beispiel, daß es sich zähmen und einigermassen abrichten läßt.

Die Nashörner leben einsam oder in kleinen Truppen zusammen; niemals aber sieht man sie in solchen großen Heerden, wie die Elephanten. Um ihre harte Haut in gutem Stande zu erhalten, müssen sie dieselbe öfters anfeuchten, daher sie sumpfige Gegenden lieben. Das Weibchen wirft ein einziges Junges.

Der Nutzen, den der Mensch von diesen Thieren zieht, ist nicht groß, zumal da sie ihrer geringen Intelligenz wegen nicht als Hausthiere zu gebrauchen sind. Die Jagd auf dieselben wird daher auch mehr zur Lust und gelegentlich, als des Vortheils wegen betrieben. Das Fleisch wird gegessen; aus der dicken Haut werden Stöcke, Ruthen und Schilder geschnitten, und aus dem Horne verfertigt man Gefäße, welche nach der Meinung der indischen und afrikanischen Völker dem Gifte widerstehen sollen.

Die Nashörner haben dieselbe geographische Verbreitung, wie der Elephant, und wo dessen Heimath aufhört, hat auch die ihrige ihre Grenze. Sie finden sich also im südlichsten Asien und dessen Inseln, so wie im größten Theile von Afrika. Ehemals aber, vor der letzten großen Katastrophe, ist ihnen eine viel weitere Verbreitung zugekommen, da man ihre Ueberreste allenthalben in Europa und im nördlichen Asien gefunden hat.

Man kennt gegenwärtig vier Arten, denen ich noch eine fünfte zugefügt habe, welche von jenen hinlänglich unterschieden ist. Man kann sie nach der Zahl der Hörner in einhörnige oder zweihörnige Arten abtheilen; man könnte sie auch nach dem Zahnbau in solche mit oder ohne Schneidezähne, oder wenn man auf die Beschaffenheit der Haut Rücksicht nehmen wollte in gepanzerte und ungepanzerte Nashörner trennen. Von den vier bisher bekannten Arten waren die einhörnigen zugleich auch die gepanzerten und die zweihörnigen die ungepanzerten; die fünfte Art, welche ich den länger bekannten hinzugefügt habe, vereinigt aber die Merkmale beider in sich, indem sie zweihörnig und zugleich gepanzert ist.

## a) Nashörner mit einem Horne.

## 1.

Das indische Nashorn. *Rhinoceros Indicus.*

Tab. LXXVII, LXXVII\*, CCCXVII D. D.

*Rhinoceros unicornis* capite repente elevato, plicis cutis profundis, clypeo scapulari oblique diviso, epidermide verrucis irregularibus obsita.

- Ῥινοκερως. AGATHARCHIDES in PHOTII bibliothec. 1653. p. 1361.  
 — — ARTEMIDOR in STRAB. geograph. p. 1120 ed. ALMELOV.  
 — — DIODORUS SICULUS biblioth. hist. I. p. 200. ed. WESSEL.  
 — — DIO CASSIUS lib. 51. p. 526. ed. STEPHAN.  
*Rhinoceros.* PLIN. hist. nat. VIII. c. 20 (c. 29. Hard). XVIII. c. 1.  
 — — AELIAN. anim. XVII. c. 45.  
 — — OPIAN. cyneg. II. 251.  
 — — Albrecht Dürrer, eine besondere Abbild. 1551.  
 — — GESN. quadrup. p. 952 mit Dürrer's Abbild.  
*Abada or Rhinoceros.* BORRI Cochinch. p. 797.  
*Rhinoceros.* ALDROV. bisulc. p. 878. fig. p. 884 (Kopie nach Dürrer).  
 — — JONST. quadrup. p. 66. t. 38 (nach Dürrer).  
 — — Neuhof Gesandtsch. S. 370.  
 — — CHARDIN voy. en Perse. II. p. 60. t. 40.  
 — — RAL. syh. quadr. p. 122.  
*Elephas naso cornigero.* LINN. syst. nat. II. p. 48.  
*Rhinoceros.* PARSONS phil. Transact. XLII. n. 523. übers. v. Guth. Abg. 1747.  
 — — BERGEN oratio de Rhinoc. Francof. 1746.  
 — — Barth Schreiben. Regensb. 1747.  
 — — FREYTAG Rhinoc. e vet. script. monim. descript. Lip. 1747.  
 — — Rüdinger, eine besondere Tafel. 1748.  
 — — cornu unico conico. LINN. syst. nat. VI. p. 11.  
*Nashorn.* Meyer Thiere III. t. 29. 30.  
 — — BRISSON regn. anim. p. 114.  
*Rhinoceros.* EDWARDS glean. I. p. 24. t. 221. fig. 2.

- Rhinoceros. BUFF. hist. nat. XI. p. 174. t. 7.  
 — — unicornis. LINN. syst. nat. XII. p. 104.  
 Nashorn. KNORR Delic. II. Tab. K. 10.  
 The one corned Rhinoceros. PENN. syn. quadrup. p. 75.  
 Rhinoceros unicornis. SCHREBER Säugth. II. S. 229. t. 77. (nach Ribing.)  
 und t. 77.\* mittelm.  
 — — ERXLEB. syst. regn. animal. p. 198.  
 — — LINN. GMEL. syst. nat. I. p. 57.  
 — — SHAW gen. Zoolog. I. 1. p. 198. t. 60.  
 Rhinoceros Asiaticus. Blumenbach's Handb. 5te Aufl. S. 126.  
 — — LEIGH THOMAS philosoph. Transact. 1801. p. 145.  
 — — unicorne. CUV. ménag. du Mus. 2<sup>o</sup> u. 8<sup>o</sup>.  
 — — Ann. du Mus. III. p. 32. mit osteolog. Abbild.  
 — — (Rh. indicus) CUV. règn. anim. I. p. 239. 2<sup>o</sup> éd. p. 247.  
 — — — — — recherc. II. 1. p. 5. mit Abbild. des Skelets.  
 — — unicornis. Wolf Abbildg. und Beschreib. merkwürd. naturgeschichtl.  
 Gegenst. Heft VII. t. 19. (ziemlich gut). t. 20. (Skelet).  
 — — Indicus. DESMAREST Mammalog. p. 398.  
 — — — — — Dict. des sc. nat. XXXV. p. 356.  
 — — — — — FR. CUV. et GEOFFR. mammif.  
 The Indian Rhinoceros. GRIFFITH anim. Kingd. III. p. 424. mit mittelm. Abbild.  
 Rhinoceros Indicus. LESSON Dict. class. d'hist. nat. XIV. p. 559.  
 — — unicornis. FISCHER syn. mammal. p. 413.  
 Landuga in Defau (nach Erxleben).  
 Kand'-a-mürrugam in Malabar (nach Demselben).

Wenn das Wort Keem, das in der h. Schrift <sup>19)</sup> vorkommt und gewöhnlich mit Einhorn übersetzt wird, wirklich kein anderes Thier als das Nashorn bezeichnen soll, wie Viele glauben, was wohl auch die richtigste Deutung seyn mag, so wäre dieß die älteste Erwähnung von der Gattung überhaupt <sup>20)</sup>.

19) 4 Mos. 23, 22; 5 Mos. 33, 17; Hiob 39, 9; Ps. 22, 22; 29, 6 u. s. w.  
 20) Gegen die Richtigkeit dieser Deutung spricht keineswegs der Umstand, daß das Nashorn in Arabien und Palästina nicht vorkommt. Da die Israeliten früher in Egypten wohnten, so

Aristoteles, welcher den Elephanten und das Nilpferd beschreibt, hatte keine Kenntniß vom Nashorn; wenigstens ist in den übrig gebliebenen Schriften dieses großen Mannes keine Rede von ihm. Unter den griechischen Schriftstellern ist der Grammatiker Agatharchides <sup>21)</sup>, der zur Zeit des Ptolemäus Philometor lebte, der erste, welcher von diesem Thiere und zwar unter dem Namen Rhinoceros spricht. Man sieht es seiner Beschreibung an, daß sie aus Autopsie geschöpft ist, und da er nur ein Horn auf der Nase erwähnt, so mag wahrscheinlich die gegenwärtige indische Art darunter gemeint seyn. Bei ihm findet sich schon die Angabe von der angeborenen Feindschaft zwischen Elephant und Rhinoceros und ihren grimmigen Kämpfen; eine uralte Sage also, die von Plinius und spätern Schriftstellern bis auf die neuesten Zeiten herab immer wiederholt worden ist.

Früher als diese Thiere in Europa gesehen wurden, sind sie unter der Regierung der Ptolemäer in Egypten zur Schau ausgestellt worden. Athenäus <sup>22)</sup> führt in seiner Beschreibung des berühmten Festes, welches Ptolemäus Philadelphus veranstaltete, unter den Thieren, welche in dem pomphaften Zuge auftraten, auch ein äthiopisches Rhinoceros an, das also nicht zu den einhörnigen, sondern zu den zweihörnigen Arten gehörte. Artemidor <sup>23)</sup> aus Ephesus sagt, daß er selbst in Alexandrien ein Nashorn gesehen hätte.

Nach Rom wurde das erste Rhinoceros von Pompejus dem Großen gebracht, bei welcher Gelegenheit Plinius <sup>24)</sup> ausdrücklich sagt, daß es nur ein einziges Horn auf der Nase habe. Dio Cassius <sup>25)</sup> berichtet zwar, daß August es gewesen sey, der bei seinem Triumphe über die Kleopatra zuerst das Nashorn vorgezeigt habe, und Sueton <sup>1)</sup> scheint derselben Mei-

---

konnten sie leicht mit einem Thiere befaunt werden, welches noch in spätern Zeiten daselbst zu sehen war. Aus demselben Grunde kannten sie auch das Nilpferd und das Krokodil: beides egyptische Thiere, von denen jenes unter dem Namen Behemoth, dieses als Leviathan unverkennbar im Buche Hiob beschrieben wird. Die genaue Bekanntschaft mit diesen egyptischen Thieren möchte übrigens gleichfalls ein Beleg für das hohe Alte des letztgenannten Buches seyn.

21) PHOTII Myriobiblon s. bibliothec. Rothomagi 1653. p. 1361. 22) Ausgabe von 1598.

§. 201. 23) Die hieher gehörige Stelle hat Strabo in seiner Geograph. p. 1120. edit.

ALMELOV. angeführt. 24) Hist. nat. lib. VIII. c. 20. (29 Hard.). 25) Lib. LI.

p. 156. edit. STEPHANI. 1) Vita Augusti c. 43.

nung zu seyn; da jedoch Plinius ein älterer Gewährsmann ist und er alle Thiere, welche in den von Pompejus veranstalteten Spielen auftraten, genau anführt, so hat er wohl die größere Glaubwürdigkeit für sich.

Von dieser Zeit an sind sowohl ein- als zweihörnige Nashörner öfters gezeigt und von den Schriftstellern erwähnt worden. Strabo <sup>2)</sup> erzählt, daß er selbst ein solches gesehen hätte und zwar von der einhörnigen, also von unserer gegenwärtigen Art, deren Faltenwurf er auch ganz gut beschreibt. Pausanias <sup>3)</sup> dagegen und Martial <sup>4)</sup> sprechen von der zweihörnigen äthiopischen Art, die gleichfalls auf den Münzen Domitians zu sehen ist. Nicht nur dieser Kaiser führte die Nashörner in den Kampfspielen auf, wie es schon früher August gethan hatte, sondern dieß war auch der Fall bei den spätern Kaisern Trajan <sup>5)</sup>, Antoninus Pius <sup>6)</sup>, Heliogabal <sup>7)</sup> und Gordian <sup>8)</sup>; ja einige Kaiser fanden selbst bei diesen Spielen Vergnügen daran, in eigener Person mit den wilden Thieren zu kämpfen, wie dieß Dio Cassius von Commodus und Caracalla erzählt, welche mehrere Nashörner bei solchen Gelegenheiten erlegt haben sollen.

Die Schriftsteller des griechisch-römischen Alterthums hatten demnach Gelegenheit genug, sich durch Selbstanficht mit dem Rhinoceros, und zwar sowohl von der indischen als afrikanischen Art, bekannt zu machen. Den darauf folgenden Jahrhunderten war dieser große Vortheil entzogen, und so kam es, daß man durch eine falsche Verallgemeinerung der Angaben von Plinius und Strabo geleitet, selbst die Existenz des zweihörnigen Nashorns wegerklären wollte.

Nicht eher als im Jahre 1513 wurde wieder ein Nashorn in unsern Welttheil gebracht; das erste, welches das christliche Europa zu sehen bekam und das, wie alle nachfolgenden, zur einhörnigen indischen Art gehörte. Es war dem König Emanuel von Ostindien aus nach Lissabon übersandt worden, und als dieser es hierauf dem Papst Leo X. zum Geschenk zu-

2) Geogr. p. 1120.

3) Boeotic. p. 297. edit. WECHER.

4) Epigr. XXII.

5) SPANHEMIUS de praestantia et usu numism. antiqu. dissert. IV. p. 189. beweist dieß aus einer Münze von Trajan.

6) JUL. CAPITOLIN. in Antonino Pio c. 10, wo CAUSABONUS

jedoch statt Rhinocerotas wohl mit Unrecht Strepsicerotas lesen will.

7) LAMPRID. c. 28.

8) JUL. CAPITOLIN. Gord. c. 33.

schicken wollte, gieng es durch Schiffbruch an der genuesischen Küste zu Grunde. Dieses Thier machte in ganz Europa Aufsehen, um so mehr, da unser großer Landsmann, Albrecht Dürer, in einer besondern Abbildung <sup>9)</sup>, die er wahrscheinlich nach einer aus Portugal eingeschickten Zeichnung gefertigt hatte, dasselbe zur allgemeinen Anschauung brachte. Diese Figur ist häufig, so z. B. von Gesner, Aldrovand, Jonston und Andern kopirt worden. Sie stellt die allgemeinen Verhältnisse des Thiers recht gut dar, hat aber eine Menge sonderbare Verzierungen, und legt demselben auf dem Nacken noch ein zweites kleineres Horn bei.

Ein zweites Nashorn wurde im Jahr 1685 nach England gebracht <sup>10)</sup>, welches aber nicht lang am Leben geblieben zu seyn scheint. Ein drittes, das ein Männchen war, kam 1739 nach London und war von Cole, dem Vorsteher der Faktorei zu Patna in Bengalen, acquirirt worden. Dieses Individuum, welches nach der Angabe seiner Führer nicht älter als zwei Jahre war, ist das erste, von welchem eine wissenschaftliche Beschreibung und eine ziemlich gute Abbildung entworfen ist. Beides hat **Dr. Parsons** <sup>11)</sup>

ver-

9) Die Inschrift zu diesem Blatte heißt also:

1515

R h i n o c e r u s .



Nach Christus gepurt 1513. Jar. Mdi. 1. May. hat man dem großmehrtigen Kunig von Portugall Emanuell gen Lysabona bracht aus India, ein sollich lebendig Thier. Das nennen sie Rhinocerus. Das ist hye mit aller seiner Gestalt Abeonderfet. Und ist von dicken Schalen überlegt fast fest. Und ist in der größ als der Helffandte. Aber nydertrechtiger von paynen, und fast werhafftig. Es hat ein scharff stark horn vorn auf der Nasen, das begyndt es albeg zu wezen wo es bei stäunen ist. Das desig Thier ist des Helffanz todt seynde. Der Helffandte fürcht es fast übel, dann wo es In ankumbr, so laufft In das Thier mit dem Kopf zwischen dne fordern payn, und reißt den Helffandte unden am pauch auff und erwürgt In, das mag er sich nit ertweren. Dann das Thier ist also gewapent, das Ihm der Helffandte nichts kann thun. Sie sagen auch daß der Rhinocerus Schnell, Frandig und Listig sey. 10) Parsons naturl. Hist. des Nash. übers. v. Huth. S. 6. 11) Philosoph. Transact. Vol. XLII. Das Vorige ist die deutsche Uebers. von dieser Abb.



verfertigt, der hiezu vom Präsidenten der königlichen Societät beauftragt war.

Ein viertes Nashorn, immer von derselben Art, aber ein Weibchen, kam 1741 nach London<sup>12)</sup>; es ist dieß dasselbe Thier, welches in den darauf folgenden Jahren in einem großen Theil von Europa gezeigt wurde, allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und viele Schriften und Abbildungen veranlaßte; dieses Individuum ist es auch, welches in der bekannten Gellert'schen Fabel gemeint ist. Im Jahre 1746 war es zu Frankfurt an der Oder<sup>13)</sup>, 1747 zu Leipzig<sup>14)</sup> und Regensburg<sup>15)</sup>, und im Mai und Juni des darauf folgenden Jahrs in Augsburg<sup>16)</sup>. Dasselbe Exemplar wurde 1749 in Paris<sup>17)</sup> ausgestellt, was daraus hervorgeht, daß in Leipzig, wie hier, derselbe Führer, Capitän van der Meer, genannt wird. Es wurde daselbst von Daubenton<sup>18)</sup> beschrieben und von Duvry in Lebensgröße gemalt. Außer mehreren Kopieen ist noch die Abbildung dieses Thiers von Edwards<sup>19)</sup>, so wie die, welche Albin seinen anatomischen Tafeln beigefügt hat, zu erwähnen; letztere hat die berühmte Homann'sche Landkartenhandlung zu Nürnberg 1747 besonders in Landkartenformat herausgegeben.

Ein fünftes Individuum kam 1771 ganz jung in die Menagerie zu Versailles, und erkrankt daselbst 1793 in seinem Bassin, nachdem es 25 bis 26 Jahre alt geworden war. Von diesem redet noch Buffon<sup>20)</sup>; Cuvier<sup>21)</sup> hat es beschrieben und eine Zeichnung geliefert, welche im Allgemeinen gut, aber in einzelnen Theilen, namentlich in Darstellung der Füße, der Falten und Warzen genauer hätte seyn dürfen. Mertrud und Vicq d'Azur haben von ihm die erste Anatomie eines Nashorns gemacht und 36 Zeichnungen verfertigen lassen; da aber der Tod sie an der Bekanntmachung ihrer Arbeit

---

12) Ebenda. S. 14. 13) BERGER orat. de Rhinocerote. Frankf. 1746. 14) Rhinoceros e veterum scriptorum monument. descript. a F. G. FREYTAG. Lips. 1747. 15) Barth's Schreiben an einen guten Freund, darinnen von einem vor wenig Wochen hieher gebrachten Rhinocerote umständlich Nachricht gegeben wird. Regensb. 1747. 16) Hienach verfertigte Nidinger seine Zeichnung, welche im Ganzen gut, im Einzelnen aber nicht getreu ist, Schreiber hat Tab. 77 eine Kopie derselben geliefert. 17) BUFF. hist. nat. nat. XI. p. 180. 18) Ebenda. S. 198. 19) Glean. tab. 221. 20) Supplém. III. p. 287. 21) Ménag. d. Mus. Fol. und Octav. In letzterer Ausgabe II. p. 111.

hinderte, so gab Cuvier<sup>22)</sup> bloß einen kurzen Abriß davon. Von diesem großen Zootomen rührt auch die erste Beschreibung und Abbildung des Nashorn-Skelets her, wozu gleichfalls das erwähnte Thier gedient hat, welches demnach zur Bereicherung der Wissenschaft auf eine Art benützt worden ist, wie keines vor und nach ihm.

Das sechste Nashorn, das unsers Wissens seit der Römer Zeiten nach Europa gekommen ist, ist dasjenige, welches für die Menagerie in Wien bestimmt war, aber kurze Zeit nach seiner Ankunft in London im Jahre 1800 starb. Es wurde von Leigh Thomas<sup>23)</sup> anatomirt, und eine kurze Beschreibung des Befundes geliefert.

Ein siebentes Exemplar kam zu Anfang dieses Jahrhunderts, nach Aussage der Führer 1810, nach England, und wurde daselbst von Landseer<sup>24)</sup> abgebildet. Es war für die herrliche Menagerie, welche damals zu Stuttgart bestand, bestimmt; wurde aber durch den schnellen Tod des Königs dem Verkäufer, Tourniaire, noch vor der Ankunft in Württemberg, zurückgestellt, der es nun allenthalben herumführte. Im Jahre 1815 wurde es nach Paris gebracht, wo es Fr. Cuvier<sup>25)</sup> zeichnen ließ; die beiden Abbildungen, welche er giebt, sind recht gut gerathen, obgleich mittlerweile die Formen des Thiers sich merklich geändert haben. Im darauf folgenden Jahre wurde es in vielen Städten Deutschlands gezeigt, und während seines Aufenthaltes in Nürnberg ließ Wolf<sup>1)</sup> die dritte Abbildung verfertigen, welche jedoch in mehreren Stücken, namentlich in der Angabe des Faltenwurfs am Halse und der Kopfbildung, mißlungen ist. Seit dieser Zeit wurde das Thier weit und breit in Europa herumgeführt, bis es 1833 wieder nach Paris kam und im darauf folgenden Jahre abermals nach Deutschland gebracht wurde, wo wir hier in München während der Sommermesse (1834) die seltene Gelegenheit hatten, dieses riesenhafte Geschöpf durch den eignen Augenschein kennen zu lernen. Das Thier, welches seit dem Jahre 1816 an Größe bedeutend zugenommen hat, zeigt jetzt eine solche kolossale Form, daß sie die ganze Stadt in Verwunderung und Be-

22) A. a. O.

23) Phil. Transact. 1801. p. 145.

24) In GRIFFITH anim.

kingd. III. p. 424.

25) Hist. nat. des mammif.

1) Abbild. u. Beschreib. merkw. naturgesch. Gegenst. Heft 7. S. 86. t. 19.

wegung setzte, „um das Rhinoceros zu sehen.“ Nach diesem Exemplare, wie es gegenwärtig ist, hat der talentvolle Künstler, A. Fleischmann, die Abbildung Tab. 317 D. D. entworfen, welche ein treues und wohlgelungenes Bild giebt.

Die äußere Gestalt des indischen Nashorns ist höchst auffallend, und obgleich im Allgemeinen die Aehnlichkeit mit dem Schweine nicht zu verkennen ist, so hat sie doch auch wieder so viel Eigenthümliches und von den gewöhnlichen Thierformen Abweichendes, daß selbst der an die Mannigfaltigkeit thierischer Bildungen gewöhnte Naturforscher in Erstaunen und Verwunderung geräth, wenn er zum erstenmal das seltsame Geschöpf vor sich sieht. Das Horn auf der Nase, die in Falten gelegte und gepanzerte Haut, der sonderbare Kopf mit seinem beweglichen Fortsatze, die kolossalen Verhältnisse des ganzen Baues geben dem Thiere ein höchst fremdartiges Ansehen, und Jeder wird mit Freude daran erinnert, daß man hier eines der alterthümlichen Geschöpfe von riesenhaften Dimensionen vor sich habe, welche einst auch unsere Wälder bewohnten, seit der großen Fluth aber aus unsern Gegenden verschwunden, zum Theil selbst von der Erde vertilgt worden sind, und von denen das Rhinoceros noch eine der wenigen Formen ist, welche in der furchtbaren Katastrophe erhalten wurden.

Der Kopf ist mittlerer Größe, an den Seiten stark abgeplattet und am Hinterhaupt sehr erhaben. Gleich vor den Ohren, wo er zwei Buckel bildet, fällt er steil gegen die Augen ab, über welchen er sich abermals empor wölbt. Die Ohren ähneln im Allgemeinen den Schweinsohren, sind lang, gerade, zugespitzt und von großer Beweglichkeit; an der Basis sind sie von einem Wulst umgeben, im Innern unbehaart, am Rande aber mit  $1\frac{1}{2}$  Zoll langen Haaren besetzt, welche an dem hiesigen Exemplare wohl nur zufällig ganz schwach sichtlich waren. Die Augen sind auffallend klein und nicht hervorstehend. Die Nasenlöcher liegen zu beiden Seiten über der Oberlippe, sind langgedehnt und haben mit der Mundöffnung fast einerlei Richtung. Das Horn steht über den Nasenlöchern, erstreckt sich jedoch weiter rückwärts, so daß es ohngefähr in die Mitte zwischen den Augen und dem Lippenende zu liegen kommt<sup>2)</sup>; es hat eine gestreckte kegelförmige,

2) DAUBENTON in BUFF. hist. nat. XI. p. 199, und nach eigener Beobachtung.

etwas rückwärts gekrümmte Form, ist nur einfach vorhanden, und zeigt bei den in der Gefangenschaft gehaltenen Individuen durch das fortwährende Abreiben eine geringe Höhe. So z. B. hatte das im Jahr 1816 in Nürnberg zur Schau ausgestellte Nashorn bloß ein 6 Zoll hohes, oben sehr abgestumpftes Horn<sup>3)</sup>; als das Thier heuer bei uns vorgezeigt wurde, war das Horn zwar etwas gewachsen, aber durch das beständige Reiben gegen die Breterwand so stark rückwärts gekrümmt, daß es mit der Spitze ganz gegen die Stirn gerichtet war. Das in Paris im Jahr 1749 befindliche Rhinoceros hatte ein Horn von nicht ganz 1 Fuß Länge, und seine Basis bildete ein Oval von ebenfalls 1 Fuß im Umfang<sup>4)</sup>. An dem 25 bis 26jährigen Thier in Versailles war das Horn so abgeweht, daß nur noch die Basis von 1 Zoll Höhe und 8 Zoll Breite übrig blieb<sup>5)</sup>. In der Freiheit aber behält dieses Horn eine größere Länge, wie man denn solche von 1½ bis 2 Fuß Höhe nicht selten in den Sammlungen sieht. Ob indeß das im pariser Kabinet<sup>6)</sup> befindliche Horn von 3' 8½" Höhe bei einer Basis von nur 4" Längsdurchmesser, wirklich von dieser Art herührt, wie Cuvier vermuthet, läßt sich nicht ausmitteln. Die Oberlippe ragt über die untere vor und hat in der Mitte einen zugespitzten Fortsatz, den das Thier an 6 Zoll ausstrecken und damit das Heu von der Kaulle, oder das Gras auf dem Boden zusammenlesen, auch um einen Stock oder Finger fest legen kann<sup>7)</sup>. Im ruhigen Zustande ist dieser Fortsatz, wie ich mich durch viele Beobachtungen überzeugt habe, so eingezogen, daß er gar nicht zum Vorschein kommt. Die Unterlippe ist vorn abgestutzt, und wird von Parsons und Wolf ganz gut mit der des Ochsen verglichen. Die Zunge ist flach, breit, am Rande dünn auslaufend, weich, und auf der Oberfläche nicht rauh, sondern glatt<sup>8)</sup>.

Der Hals ist dick und kurz, wie bei allen Pachydermen.

Der Rumpf ist dick, an den Seiten wie bei einer trächtigen Kuh gewölbt, der Rücken ist ziemlich schneidend, über den Schultern ist er etwas

3) Wolf. S. 90.

4) DAUBENTON p. 199.

5) Cuv. ménag. p. 121. — Bei

gefangenen Thieren läßt sich also aus der Größe des Horns nicht auf das Lebensalter schließen.

6) DAUBENTON. p. 207. no. 47.

7) Parsons S. 9.

8) Buffon (suppl. III.

p. 298) sagt zwar, daß die Zunge des in Versailles gehaltenen Nashorns hart und rauh gewesen sey, allein Cuvier hat nachgewiesen, daß diese Angabe unrichtig war.

erhaben, zwischen diesen und der Kruppe schwach eingesenkt, und der Bauch hängt in der Mitte stark herab.

Der Schwanz ist kurz, gerade herabhängend, bis zur Mitte abwärts rund und knotig, am Ende zusammengedrückt und nur hier an beiden Ranten mit Borsten besetzt. Bei den in engen Behältnissen gehaltenen Individuen reibt er sich ab, so daß man seine völlige Beschaffenheit nicht mehr wahrnehmen kann; wenn aber das von Parsons<sup>9)</sup> abgebildete und das von Daubenton<sup>10)</sup> beschriebene vollständige Exemplar eines Schwanzes wirklich von dieser Art und nicht etwa gar, wie es mir fast gewiß ist, vom Elephanten herrührt, so wäre er, wie bei diesem, mit 1 bis 2 Fuß langen, steifen, drahtähnlichen Borsten an beiden Ranten eingefast, welche auf der einen Seiten weiter hinauf als an der andern reichten.

Die Füße sind kurz und dick, und die Kniee der Vorderbeine im Stehen einander, wie bei einem Dachshunde, genähert. Die Hufe sind groß, vorn flach gewölbt, unten scharf abgesehritten, und viel deutlicher von der Haut, als bei dem Elephanten, unterschieden. Sie umgeben ganz die Zehenspitze, lassen jedoch die hintere große Sohle frei, die hart, aber innen weich ausgepolstert ist, und eine langgestreckte, fast herzförmige Gestalt hat.

Die Haut ist von ungewöhnlicher Stärke und in bestimmte Falten gelegt, welche sich schon beim Fötus finden und deren Anordnung bei allen Individuen der Hauptsache nach dieselbe, mithin der Art eigenthümlich ist.

An dem hier zur Schau ausgestellten Exemplare zeigte der Faltenwurf folgende Anordnung. Zuerst läuft gleich hinter dem Kopfe eine senkrechte, starke und weiche Falte am Halse herab, welche unten als ein winkliger Lappen einige Zoll weit herabhängt und dadurch eine Art von Wamme bildet. Gleich hinter ihr zeigt sich ein ähnlicher, aber kürzerer Lappen, von einer Falte verursacht, die aufwärts und zugleich schief rückwärts gegen den Widerrist aufsteigt, ohne doch diesen zu erreichen. Diese Falte ist anfangs sehr tief, wird aber allmählig im Aufsteigen seichter, bis sie noch vor dem Widerrist ganz verschwindet; etwas unter ihrer Mitte giebt sie eine andere ab, die schief vorwärts am Hals hinaufgeht. Wenn das Thier den Kopf, wie gewöhnlich, gesenkt hält, so läuft sowohl diese letztere

9) Tab. 3. fig. 2. 10) Pag. 210. no. 1055.

schiefe, als auch die erst erwähnte Halsfalte nicht über den Nacken hinweg; wenn aber das Thier den Kopf aufrichtet, so schieben sich beide Falten auch über den Nacken herum.

Gleich hinter dem Widerrist durchschneidet eine andere Falte den Rücken, und läuft beiderseits in einer bogenförmigen Krümmung hinter der Schulter herab. Sie ist unten von einer beträchtlichen Tiefe, und zieht da, wo das Bein aus dem Rumpfe hervortritt, quer über dasselbe hinweg, und schlägt sich vorn mit einer tiefen Auskehlung um dasselbe herum.

Eine andere Falte kommt von der Kruppe herab, ohne daß sie doch in diesem Exemplare den Rücken durchfurcht, wie es in andern Abbildungen<sup>11)</sup> angegeben ist. Sie ist im Gegentheil auf der Kruppe selbst bloß schwach angedeutet und fast ganz verwischt; indem sie aber schief vorwärts gerichtet an den Schenkel herabsteigt, wird sie immer tiefer, bis sie die Weichen erreicht, wo sie sich umwendet, etwas nach vorne läuft und bald verschwindet.

Bevor diese Kruppenfalte sich nach vorn umbiegt, geht von ihr eine andere Falte ab, die zuerst am vordern Rande des Hinterfußes herabläuft, dann über das Schienbein horizontal hinwegzieht und in beträchtlicher Stärke am Hintertheil bis zum After hinaufsteigt. Von diesem läuft außerdem ein starker Wulst horizontal bis zur Kruppenfalte. Ebenso sind noch an den Seiten des Rumpfes schwache Spuren von der Hervorragung der Rippen zu sehen.

Durch die beiden vom Rücken abwärts laufenden Falten wird der Rumpf in drei breite Gurte abgetheilt, von denen der erste zwischen dem Halse und den Schultern, der zweite zwischen diesen und den Lenden liegt, und der dritte, der am härtesten ist, das ganze Hintertheil umgiebt. Durch diese Gurte oder Schienen bekommt das Thier ein gepanzertes Ansehen, und die dicke Haut bewegt sich mit Leichtigkeit in den beschriebenen Falten.

Die Haut ist übrigens auf dem ganzen Rumpfe allenthalben mit runden, platten, hornartigen Borragungen oder Warzen besetzt, welche sich von der Größe eines Thalers bis zu der eines Silberkreuzers finden. Die größten sind auf dem hintersten Gurt, jedoch mit kleinern untermengt; kleiner sind

---

11) Bei Parsons, Daubenton und Cuvier.

sie am Schultergürtel und auf der Außenseite der Füße, am kleinsten auf den Seiten des Leibes. Am Hüftengürtel sind sie am deutlichsten ausgebildet, und zeigen sich hier als erhöhte, abgestuht konische, hornige Vorrangungen, welche in der Mitte ihrer abgestuhten obern Fläche etwas ausgehöhlt sind. Die Innenseite der Falten so wie der Beine, die Kehle und der Bauch sind ohne Warzen, aber meist durch sich kreuzende Furchen in Felderchen getheilt.

Am Kopfe läuft von den Bückeln, die vor den Ohren liegen, jederseits ein Wulst am hintern Rande des aufsteigenden Astes vom Unterkiefer herab. Die Haut, welche die Unterkinnlade überkleidet, ist gleichfalls mit kleinen Warzen besät; um die Schnauze ziehen sich mehrere Queerrunzeln, und einige laufen auch um das Auge herum.

Die Haut ist allenthalben ohne Haare, ausgenommen an der Wurzel des Horns, am Ohrenrande und am Schwanzende. Daß sie dem hier vorgezeigten Exemplare an den Ohren größtentheils fehlen, scheint bloß zufällig zu seyn<sup>12)</sup>. Fr. Cuvier, der das Thier sah, als es ohngefähr 6 Jahre alt war, bemerkt, daß sich auch einige Haare auf dem Körper fanden, welche gekraust waren, und obschon dick und hart, ein wolliges Ansehen hatten.

Die Farbe ist bereits von den Alten verschieden angegeben worden. Agatharchides<sup>13)</sup>, Diodorus Siculus<sup>14)</sup>, Plinius<sup>15)</sup> und Solinus<sup>16)</sup> vergleichen sie mit der des Buchses. Dagegen sagt Strabo<sup>17)</sup>, daß die Farbe des Nashorns, das er gesehen hätte, nicht dem Buchse, sondern dem Elephanten ähnlich wäre. Es scheint, daß die erstgenannten Schriftsteller die Farbe etwas zu hell, der letztere aber etwas zu dunkel angegeben habe, was im letztern Fall vielleicht durch das Einreiben mit öligen Stoffen und das Anhängen von Staub veranlaßt worden ist. Daubenton nennt die Farbe braun, und im Innern der Falten, sowie am vordern und hintern Theil des Bauches blaßroth. Cuvier giebt sie als ein ziemlich einförmiges dunkles Graubraun an. Wolf nennt sie gleichfalls

12) Es muß hier bemerkt werden, daß in unserer Abbildung, die sonst ganz genau die Beschaffenheit des lebenden Originals wiedergiebt, absichtlich die Haare am Ohrenrande deutlicher, als an diesem, bezeichnet worden sind, so wie denn auch das Horn nicht in seiner verknüppelten, sondern in seiner regelmäßigen Bildung gezeichnet ist. 13) Bei Photius S. 1361. 14) A. a. O. p. 200. 15) Hist. nat. lib. VIII. c. 20. 16) Polyhist. c. 30. p. 41. edit. SALMAS. 17) Geograph. 1120.

schmutzig graubraun, in den Falten ockerroth, was auch mit der Färbung des hier vorgezeigten Thieres übereinkommt, das öfters mit Fett eingerieben und dadurch wohl dunkelfarbiger wurde.

Die Größe des indischen Nashorns beläuft sich auf 12 bis 13 Fuß Länge und 6 bis 7 Fuß Höhe; das Gewicht beträgt 50 Centner und mehr. Das von Daubenton gemessene zeigte folgende Verhältnisse:

Länge des ganzen Körpers in gerader Linie von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel	10' 0"
Höhe am Vordertheil	5 0
— — Hintertheil	5 0
Umfang der Schnauze unterhalb der Augen	3 8
— des Kopfs zwischen Augen und Ohren	4 4
Länge der Ohren	1 0
Entfernung der Ohren von einander an ihrer Basis	0 6
Umfang des Körpers an der dicksten Stelle	10 6
Länge des Schwanzes	2 0
Umfang desselben an der Wurzel	1 0

Das von Cuvier beschriebene Individuum hatte 9' Länge und 4½' Schulterhöhe; der Kopf zeigte folgende Verhältnisse:

Länge des Kopfs	2' 0"
Höhe desselben am Hinterhaupt	1 6
Länge der Ohren	0 10
Entfernung derselben von einander	0 10
Breite des Auges.	0 1
— der Nasenlöcher	0 3
Tiefe der Rachenöffnung	0 8

Das Individuum, welches gegenwärtig seit zwanzig Jahren in Europa zur Schau herumgeführt wird, wurde in Paris von Fr. Cuvier im Jahre 1815, wo es ohngefähr 7 Jahr alt seyn mochte, gemessen und von einer Länge von 7' und einer Rückenlänge von 4' 10" befunden. Wolf, welcher im darauf folgenden Jahre das Thier zu sehen bekam, giebt seine Höhe auf 5 pariser Fuß und seine Länge (offenbar nicht die gerade, sondern dem Rückgrath folgend) auf 10½ Fuß an. Nach der gedruckten Beschreibung, welche von Mad. Tourniaire ausgegeben wird, hat gegenwärtig, wo das Thier,



Thier, wahrscheinlich etwas zu geringe, auf 25 Jahre geschätzt ist, Prof. Lichtenstein die Höhe desselben, vom Boden bis auf die Mitte des Rückens zu 5' 11", und die Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel auf 14' 9" bestimmt; letztere Angabe muß gleichfalls von der Krümmung des Kopfes und Rückens verstanden werden, da nach einer ungefähren Messung die gerade Länge noch nicht zehn Fuß beträgt.

Der Schädel †) des indischen Nashorns zeichnet sich vor den andern durch das steile und beträchtliche Aufsteigen des hintern Theiles aus. Die Oberfläche der Nasenbeine ist rauh, und indem die kleinen Zacken derselben in die Vertiefungen der Haut eindringen, wird das Horn, das mit diesen verbunden ist, auf eine unbewegliche Weise an den Kopf befestigt. Auf dem obern Rand des Zwischenkiefers sitzt ein kleiner viereckiger Fortsatz, der dieser Art allein eigenthümlich ist.

Das indische Nashorn ist mit den gewöhnlichen Schneidezähnen versehen. Die großen nützen sich ab, und werden an ihren Enden stumpf; die 2 kleinen des Unterkiefers bleiben während des ganzen Lebens unter dem Zahnfleische verborgen, so daß sie bloß am Skelet wahrgenommen werden.

So sehr sich seit Schrebers Zeit unsere Kenntnisse vom innern und äußern Baue des Nashorns erweitert haben, so wenig ist dieß dagegen in Bezug auf seine Lebensgeschichte der Fall. Zu dem, was mein Vorgänger bereits hierüber gesagt, oder von mir in der Einleitung zu dieser Gattung erwähnt worden ist, sind nur wenige Zusätze hinzuzufügen.

Ueber das Wachsthum des Nashorns hat Hodgson, Surveyor-general von Indien<sup>18)</sup>, einige Beobachtungen angestellt. Ein 3 Tage altes Junges hatte 2' Höhe, 3' 4" 8''' Länge, und 4' 1" 8''' Umfang. Nach einem Monat hatte es von da an 5" an Höhe, 5" 8''' an Länge und 3" 8''' an Umfang zugenommen. Vom ersten bis zum vierzehnten Monate war es um 1' 7" in der Höhe, 2' in der Länge und 2' 7" im Umfang gewachsen. Von diesem Zeitraum an bis zum neunzehnten Monate nahm es 4" an Höhe, 1' 4" 6''' an Länge und 2' 4" an Umfang zu. Seine ganze Höhe betrug bei dieser letzten, im Dezember 1825 vorgenommenen

†) Vgl. unsere Tab. 317. H. fig. 1.

18) JAMESON the Edinb. new philosoph. Journal. Vol. IV. p. 199. (Jahrg. 1828) Abthlg. VII.

Messung 4' 4" Höhe, 7' 4" 6" Länge und 9' 5" Umfang. Das allgemeine Ansehen des Jungen glich jetzt dem der Mutter, und die Hautfalten, welche im Juli mangelten, waren im Dezember völlig gebildet. Das Horn hatte in dieser letztern Periode 2" hoch hervorgetrieben. Das Wachsthum in die Höhe nimmt also in den spätern Zeiten nicht mehr so rasch zu als anfangs, und hieraus, so wie aus dem langsamen Wachsthum des Hornes und der langen Tragezeit, die sich auf 17 Monate beläuft, läßt sich schließen, daß das Nashorn ein höheres Alter als das Pferd erreicht, wenn gleich kein so beträchtliches als der Elephant.

Das indische Nashorn hat dieselbe Heimath als der indische Elephant, doch läßt sich vor der Hand nicht bestimmen, ob nicht unter der einhörnigen Art, welche Vorder- und Hinterindien, sowie den angrenzenden Theil von China bewohnt, verschiedene Spezies zu unterscheiden wären. Nördlicher als Indien kommt überhaupt die Gattung nicht vor, denn Elphinstone<sup>19)</sup> hat in Afghanistan weder den Elephanten noch das Nashorn im wilden Zustande getroffen. Auch auf der ganzen Inselgruppe südlich von Ostindien scheinen andere Arten, als die des festen Landes vorzukommen. Ob das einhörnige Rhinoceros, welches Chardin in Ispahan sah, wirklich aus Abyssinien herstammte, wie dieser Reisende angiebt, und ob die Angabe von Bruce<sup>20)</sup>, daß gegen das Kap Gardesfan diese Art vorkäme, in der That begründet ist, müssen spätere Forschungen zur Entscheidung bringen.

Der Unterhalt eines Nashorns ist nicht ganz so kostspielig als der eines Elephanten. Das Rhinoceros von 1749 fraß täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brod; das in Versailles gehaltene bekam 1½ Centner Heu; dem im Nürnberg 1816 zur Schau ausgestellten gab man auch Kleie, welche auf das Heu gestreut wurde, und außerdem gelbe Rüben.

Die Exkremente gleichen denen des Pferdes, sind aber größer und trockener.

An dem in Versailles gehaltenen Individuum hat man bemerkt, daß seine Stimme dem Grunzen eines Schweines gleicht und nicht sehr stark

19) Gesch. der engl. Gesandtschaft an den Hof von Kabul, übers. v. Kühn. I. S. 227.

20) Travels to discover the source of the Nile. V. p. 86.

ist; wenn es aber in Zorn geräth, stößt es ein heftiges Geschrei aus, das man weit hört.

Daß das Nashorn bei weitem nicht so unbändig, brutal und indolent ist, als behauptet wird, hat schon Schreber <sup>21)</sup> bemerklich gemacht. Das hier vorgezeigte Thier war so zahm und gutmüthig, daß es sich auch von den Zuschauern allenthalben betasten ließ, ohne im geringsten unwillig darüber zu werden. Wenn das Rhinoceros in Versailles zwei junge Menschen, die unvorsichtiger Weise in seinen Bezirk hineingegangen waren, tödtete <sup>22)</sup>, so ist diese Bössartigkeit wohl erst in Folge des eingesperrten Zustandes hervorgerufen worden. Es greift den Menschen nicht eher an, als bis es gereizt wird, und sich oder sein Junges für bedroht hält. Im letztern Falle mag es allerdings mit Wuth alle andern Geschöpfe anfallen, die in seine Nähe kommen, und dann kann es wohl auch geschehen, daß es in einen Kampf mit dem Elephanten verwickelt wird. Bei seinem harten Panzer ist dem Nashorn schwer beizukommen, während es dagegen in seinem Horne eine furchtbare Waffe hat, um damit seinem Gegner den Bauch aufzuschließen oder ihn in die Höhe zu schleudern. Wenn daher in den grausamen Kampfspiele der Römer, Elephant und Rhinoceros hinter einander gehezt wurden, so war gewöhnlich der erstere der unterliegende Theil. Auch in dem Kampfe, den man zu Lissabon zwischen dem ersten Nashorn, das ins christliche Europa gebracht wurde, und einem Elephanten veranstaltete, unterlag der letztere. Dieser eben erwähnte Umstand mag nicht wenig dazu beigetragen haben, der schon von Agatharchides angeführten Sage von der Erbfeindschaft zwischen beiden Thieren und der gänzlichen Unbändigkeit des Nashorns vollen Glauben beizumessen.

Bei einer verständigen Behandlung hält die Zähmbarkeit des Rhinoceros gar nicht schwer. Bischoff Heber sah in Baroda ein solches, das von Lord Umherst dem Rajah geschenkt und so zahm war, daß es sich gleich einem Elephanten von einem Kornaß reiten ließ. Im Park zu Lucknow traf er unter vielen andern Thieren, 5 bis 6 sehr große Nashörner an, die sanfmüthig und ruhig waren; nur eines derselben hatte eine entschiedne Abneigung gegen Pferde. Sie schienen sich dort ungestört fort-

21) S. 236.

22) Ménag. du Mus. p. 126.

zupflanzen, und nach Hebers Meinung würden sie sich zum Lasttragen eben so gut eignen, als die Elephanten, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei ihrem noch langsamern Gange bloß in solchen Fällen anwendbar seyn dürften, wo große Lasten fortzuschaffen sind, ohne daß es dabei auf Geschwindigkeit ankäme. Denen zu Lucknow hatte man manchmal Howdahs (Tragkästen) aufgesetzt, und sie sogar einmal vor einen Wagen gespannt, was jedoch keine weitem Folgen gehabt hat <sup>23</sup>).

## 2.

Das javanische Nashorn. *Rhinoceros Javanus*.

Tab. CCCXVII. E.

*Rhinoceros cornu unico, capite sensim elevato, plicis cutis profundis, clypeo cervicali semielliptico, epidermide scutulic polygonis undique obsita.*

Abada. BONTU hist. nat. p. 50. mit Abbild. des Thiers und des Kopfs besonders. *Rhinoceros unicornis*. CAMPER in einer besondern Tabula anecdota (Schädel). Afriatisches Nashorn. Blumenbachs Abbild. naturhist. Gegenst. 1796. No. 7. t. 7. (Kopie vom vorigen).

*Rhinoceros sondaicus*. CUV.

- — DESMAR. mammalog. p. 399.
- unicorne de Java. CUV. recherch. II. 1. p. 24. 33. tab. 4. f. 2; tab. 17; tab. 18. f. 2, 4, 5, 6 (Skelet).
- sondaicus. HORSFIELD zoolog. research. in Java. mit schöner Fig.
- de Java FR. CUV. dents de mammif. p. 219. t. 90.
- — FR. CUV. et GEOFFR. mammif. fasc. 46.
- des Iles de la Sonde. DESMAR. Dict. des sc. nat. XLV. p. 361.
- sondaicus. FISCHER syn. mamm. p. 414.
- javanus. CUV. règn. anim. 2<sup>o</sup> ed. I. p. 247.

Barak bei den Javanesen.

Badak bei den Malaien und den Einwohnern der westlichen Theile von Java. (Horsfield).

<sup>23</sup>) Reise durch die obern Prov. v. Vorderindien. II. S. 425 und I. S. 530.

Bontius <sup>1)</sup> ist wohl der erste Schriftsteller, der vom javanischen Nashorn eine Beschreibung geliefert hat; sie ist indessen ganz unvollständig, und könnte keineswegs auf die Vermuthung leiten, daß zwischen dem Rhinoceros von Java und dem des festen Landes eine spezifische Verschiedenheit stattfände. Eher könnte man auf eine solche durch die Abbildung, welche auch den Faltenwurf ganz gut angiebt, geführt werden, da sie die mosaikartig aneinander gereihten Schilderchen deutlich anzeigt, wenn anders die Richtigkeit der Zeichnung verbürgt gewesen wäre.

Camper ließ im Jahre 1787 einen Kopf von dieser Art in einer köstlichen Tafel in Folio stechen, die jedoch nicht in den Buchhandel kam, sondern bloß unter seine Freunde vertheilt wurde. Sie erhielt indeß bald eine größere Verbreitung, weil sie Blumenbach in seinen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände im verkleinerten Maaße kopiren ließ. Camper scheint bereits die Verschiedenheit dieser Art von der des indischen Festlandes aufgefunden zu haben. „Ich habe,“ schreibt er <sup>2)</sup>, „Gelegenheit gehabt die beiden asiatischen Gattungen von Rhinoceros aus einander zu setzen, die mit vier großen Schneidezähnen, zwei in jedem Kinnbacken, versehen sind. Ich werde der Akademie zu Petersburg meine Abhandlung von diesem Thiere schicken.“ Der bald darauf erfolgte Tod dieses unermüdet thätigen Naturforschers hinderte ihn jedoch sein Versprechen zu erfüllen.

Derselbe Schädel, durch welchen Camper bereits auf die Unterscheidung zweier asiatischen Arten geleitet worden war, führte später, als er dem pariser Museum geschenkt worden ward, auch Cuvier auf die Vermuthung, daß auf Java eine zweite Art des einhörigen Nashorns vorkommen müsse, und diese Meinung wurde in der Folge durch die Beobachtungen von Horsfield, so wie durch die von Diard und Duvaucel vollkommen gerechtfertigt.

Horsfield sah nämlich ein lebendes Individuum von dieser Art im Jahre 1817 zu Surakarta auf Java, und gab von demselben später eine vortreffliche Abbildung, die wir auf Tab. 317. E. kopirt haben. Diard und Duvaucel, die auf dieser Insel gleichfalls Gelegenheit hatten, das

1) Hist. nat. et medic. Indiae orient. p. 50.  
II. S. 249.

2) Pallas neueste nordische Beiträge

Rhinozeros zu beobachten, schickten eine Zeichnung nebst einer Abhandlung an Cuvier ein, worin sie die Unterschiede dieser Art bemerklich machten. Ihnen hat das pariser Museum auch ein vollständiges Skelet und ein Fell zu verdanken; ersteres ist von Cuvier<sup>3)</sup>, letzteres von Desmarest<sup>4)</sup> beschrieben. Die Beschreibung des letztgenannten Naturforschers ist meines Wissens die erste, welche von dieser Art zur öffentlichen Kunde gebracht worden ist.

Die erwähnte Abhandlung von Diard und Duvaucel ist nicht im Druck erschienen; indeß hat Cuvier<sup>5)</sup> einige Notizen aus derselben mitgetheilt, und später (Dezember 1824) hat sein Bruder die von Diard nach dem Leben entworfene Zeichnung in seinem bekannten Säugthierwerke aufgenommen. Es ist dies die zweite Abbildung, die bald nach der von Horsfield gelieferten erschien, von dieser aber so sehr abweicht, daß wenn beide gleich richtig wären, nothwendig 2 einhörnige Arten auf Java unterschieden werden müßten. Vergleicht man aber die Beschreibungen von Horsfield, Cuvier und Desmarest mit den beiden Figuren, so ergibt sich bald, daß die von Fr. Cuvier mitgetheilte in wesentlichen Stücken ganz unrichtig, die von Horsfield gegebene aber mit großer Genauigkeit dargestellt ist, wie das weiter unten auseinandergesetzt werden wird.

Die vorhandenen Beschreibungen über die äußere Beschaffenheit des javanischen Nashorns stimmen im Allgemeinen vollkommen miteinander überein, einen einzigen Punkt ausgenommen, der bald zur Sprache kommen soll.

Der Kopf ist an der Schnauze stark verdünnt und hat eine dreieckige Form; die bewegliche Oberlippe ist ansehnlich verlängert und die Seiten des Kopfes sind mit Vorragungen oder Schilderchen, die denen des Rumpfes ähnlich sind, bezeichnet; große Rauigkeiten oder Falten sind aber nicht sichtlich<sup>6)</sup>. Die Ohren sind wenig ausgebreitet und am Rande mit einer Reihe langer und gedrängt stehender Borsten eingefast. Das Horn ist einfach und war bei allen bis jetzt bekannt gewordenen Individuen so stark abgenützt, daß es nur wenig über seine Basis vorragte. Nach Diard's

3) Recherch. II. 1. (1822) p. 33.

4) Mammalogie p. 399.

5) N. a. D. S. 26.

6) Horsfield.

Beobachtungen soll das Weibchen durch sein Horn, das bloß aus einem halbeiförmigen Höcker besteht, auffallend vom Männchen verschieden seyn<sup>7)</sup>.

Der Hals ist, wie bei den andern Arten, kurz, der Rumpf dick, die Füße wie bei der vorigen Art, und der Schwanz seitlich zusammengedrückt.

Die Haut des ganzen Körpers ist mit lauter kleinen fünf- oder mehrseitigen Höckerchen oder Schilderchen mosaikartig besetzt, die sich füglich mit den Felderchen vergleichen lassen, welche man bei den Gürtelhieren auf dem Schulter- und Kruppen-Panzer liegen sieht. Diese Höckerchen gehören bloß der Oberhaut an; wenn man sie aber wegnimmt, so findet man ihren Eindruck auf der Haut. Aus der etwas vertieften Mitte eines jeden dieser Schilderchen entspringt eine kurze schwarze Borste, bisweilen auch mehrere, und die einzigen Theile, an welchen gedrängt aneinander stehende Haare vorkommen, sind der Ohrenrand, so wie die Ober- und Unterseite des Schwanzes.

Der Faltenwurf wird von Desmarest, Cuvier und Horsfield übereinstimmend angegeben, während Fr. Cuvier von ihnen zum Theil auffallend abweicht. Es ist daher nöthig die eignen Worte der erwähnten Schriftsteller anzuführen, um dem Leser das freie Urtheil in diesem Punkte nicht zu benehmen.

Desmarest<sup>8)</sup> beschreibt am ausführlichsten den Faltenwurf, nach dem ausgestopften Exemplare in der pariser Sammlung. „Auf dem Kopfe,“ sagt er, „hat die Haut keine großen Falten; eine Falte hinter dem Kopfe ist ganz nahe an diesem, und eine andere querlaufende (die sich nicht bei der asiatischen Art findet) in Form eines Halsbandes zeigt sich auf der Höhe und Mitte der Schultergegend, und läuft an beiden Seiten des Halses herab, um sich nach unten fortzusetzen. Eine zweite Falte, welche den Körper umgiebt, liegt hinter den Schultern; eine Quersalte läuft über den Vorderfuß, aber es giebt keine gegen das Rückgrath gerichtete Falte, wie bei dem indischen Nashorn. Eine große Falte ist ferner auf der Kruppe, die beiderseits vor den Schenkeln hinzieht; ein schwacher Längseindruck auf den Lenden geht rechts und links von der Schwanzwurzel ab, und zeigt

7) Cuv. rech. II. 1. p. 27.

8) Dict. des sc. nat. XLV. p. 361.

eine sehr schwach markirte Falte an, und eine Querfalte über das Bein vereinigt sich mit der der Kruppe, und steigt, hinten den Damm einfassend, bis zur Schwanzwurzel hinauf."

G. Cuvier<sup>9)</sup>, der dasselbe ausgestopfte Thier, so wie die handschriftliche Abhandlung von Diard vor sich hatte, giebt den Faltenwurf gleichmäßig also an: Es findet sich eine queere Falte hinter der Schulter und eine andere vor den Schenkeln, ferner eine Längsfalte (d. h. nach der Länge und nicht nach der Höhe des Thiers verlaufend) auf dem Obertheil des Schenkels. Die Halshaut ist stark gefaltet, und es geht eine Falte ab, die durch Vereinigung mit der ihr correspondirenden auf dem Nacken eine Art von halb elliptischem Schilde bildet. Dann setzt Cuvier zur Unterscheidung von der indischen Art hinzu: „Dieses hat die nämlichen Falten, als das vorhergehende, ausgenommen, daß die, welche von der Halshaut abgeht, schief gegen die Schulter läuft, ohne doch mit ihrer correspondirenden zusammen zu stoßen, noch auf dem Nacken das halb elliptische Schild zu bilden.“

Horsfield's Beschreibung ist zwar nicht bestimmt und detaillirt, aber doch nicht im Widerspruche. „Die Falten,“ sagt er, „erscheinen im Ganzen nicht so stark und vorspringend, als in der indischen Art; die des Halses sind verhältnißmäßig schmaler, und die hintere Falte, welche eine schiefe Richtung gegen das Rückgrath hat, ist nicht so ausgedehnt.“ Viel genauer als diese Beschreibung ist seine Abbildung, die vollkommen mit den vorhergehenden Schilderungen übereinstimmt.

Später als alle diese Angaben erschien die von Fr. Cuvier. „Die Haut,“ heißt es bei ihm, „ist gefaltet, wie unsere Figur es anzeigt, d. h. unter dem Halse, über den Beinen, hinter der Schulter und am Schenkel. Die Schulterfalte läuft um den ganzen Leib, und die Falten der Beine gehen über deren ganze Breite hinweg; die andern hören allmählig auf, bevor sie noch die Grenze des Körpers, gegen welche sie sich richten, erreichen.“

Zufolge dieser letzten Beschreibung gieng also die vor den Schenkeln aufsteigende Falte nicht über die Kruppe hinweg; die Figur zeigt dasselbe an, indem sie die genannte Dupplikatur im obern Drittel der Rumpffseiten

ganz

9) Recherch. III. (1822.) p. 384.



ganz aufhören läßt. Hiemit im Gegensatz sind die Angaben von Desmarest und G. Cuvier, so wie die Zeichnung von Horsfield, welche sämmtlich genannte Falte quer über die Kruppe hinweglaufen lassen. Die Figur von Ft. Cuvier ist also in diesem Punkte entweder fehlerhaft, oder es wäre möglich, daß an diesem Exemplare die vor den Schenkeln aufsteigende Falte auf der Kruppe ebenfalls, wie bei dem auf der heurigen Sommermesse in München vorgezeigten indischen Nashorne, bloß als schwache Spur angedeutet gewesen wäre, wodurch der Zeichner verleitet worden seyn könnte, die fragliche Falte oben ganz aufhören zu lassen. Auch darin ist die Figur von Fr. Cuvier verfehlt, daß sie gar keine Falte quer über den Nacken hinweglaufend anzeigt, wie es doch nach den drei vorhin genannten Schriftstellern der Fall seyn sollte; eben so fehlt die vom After über den Oberschenkel horizontal verlaufende Längsfalte.

Die Färbung ist von keinem der erwähnten Schriftsteller beschrieben. Horsfield's Abbildung ist nicht kolorirt, die von Fr. Cuvier aber giebt der Haut ein einförmiges Umbrabraun.

Die Größe, zu welcher diese Art gelangen kann, ist noch nicht gehörig ausgemittelt, da die bis jetzt gemessenen Thiere nicht vollständig ausgewachsen waren. Fr. Cuvier giebt die Länge von der Grundfläche der Ohren bis zur Schwanzwurzel auf 6' an; die des Kopfes von der Schnauze bis zur Grundfläche der Ohren auf 2'; die mittlere Höhe überschreitet 4', und der Schwanz ist 1'.

Horsfield bestimmt die Länge seines jungen Exemplars zu 9', und die Höhe am Rumpfe zu 4' 2". Vier Jahre später hatte es die Höhe von 5' 7" erreicht, woraus sich auch auf eine bedeutende Länge schließen läßt.

Die vollständigsten Maafangaben, von dem jungen Weibchen entnommen, das aus Java aus pariser Museum eingesandt wurde, hat Desmarest, dem wir auch die detaillirteste Beschreibung verdanken, mitgetheilt. Sie sind folgende:

Ganze Länge von der Abstumpfung der Schnauze bis zur Schwanzwurzel	5' 5½"
Länge des Kopfs	1' 3"
— vom Hinterhaupt bis zur ersten Schulterfalte	0 8½"

Länge von da bis zur zweiten Falte	0' 10"
— von dieser bis zur Falte an der Kruppe	1 10
— von letzterer bis zur Schwanzwurzel	0 10
— des Schwanzes	1 2
Entfernung des vordern Augenwinkels bis zur Mitte der Schnauze	0 7
— der Augen voneinander	0 9
— der äuffern Augenwinkel bis zur Basis der Ohren	0 9 $\frac{1}{4}$
Höhe des Horns	0 3 $\frac{3}{4}$
— an der Schulter und an der Kruppe	3 0
— der Ferse des Hinterfußes	1 0
Längsdurchmesser des Fußes	0 5 $\frac{1}{2}$

Der Schädel <sup>10)</sup> nähert sich in seiner Form mehr dem der sumatranischen, als der indischen Art; von letzterer ist er, ausser mehreren anderen Kennzeichen, insbesondere durch die geringere und zugleich viel allmäligerer und sanftere Erhebung des Hinterhauptes auffallend verschieden. Bei gleicher Länge der Schädel an beiden Arten ist der indische um  $\frac{1}{4}$  höher als der javanische. Die sonstigen beträchtlichen Abweichungen in mehreren wichtigen Theilen des Skelets von der indischen Art, sind bereits in der Einleitung zur Gattung angegeben.

Die Zähne sind in gleicher Anzahl, wie beim indischen Nashorn vorhanden, was ebenfalls früherhin bereits bemerklich gemacht worden ist. Die kleinern Schneidezähne fallen leicht aus und ihre Fächer verschließen sich <sup>11)</sup>.

Die Zeichnung von Fr. Cuvier zeigt sich nicht blos in der Angabe des Faltenwurfs, sondern auch in der Bestimmung des Verhältnisses der Höhe zur Länge des Körpers unrichtig. Nach seiner eignen Beschreibung ist die Schulterhöhe etwas über 4', die Länge von der Basis der Ohren bis zur Schwanzwurzel aber 6'. Nimmt man nun den Zirkel zur Hand, so ergibt sich, daß in erwähnten Figuren die Höhe viel zu groß gegen die bemerkte Länge ist. Hiedurch verliert das Thier das gestreckte Ansehen, das ihm nach der Beschreibung von Desmarest und Horsfield, so wie

10) Vergl. Tab. 317, H. fig. 2.  
Gebiß der Fall.

11) Dies war bei dem von Fr Cuvier beschriebenen

nach der Abbildung des letztern zukommt, welche ganz gut zu den angegebenen Maaßen paßt. Diese Zeichnung stimmt auch hinsichtlich der Verdünnung des Kopfs nach vorn, so wie durch die Angabe des Fortsatzes an der Schnauze vollkommen mit den Beschreibungen überein, während Fr. Cuvier's Figur letzteren gar nicht bemerklich macht, überhaupt die Schnauze zu aufgeschwollen erscheint. Besonders verfehlt in derselben sind endlich die sehr charakteristischen Schilderchen der Oberhaut, welche schon in der Figur bei Bontius recht gut angemerkt sind; kurz die an Fr. Cuvier aus Java übersandte Zeichnung giebt ein ganz unrichtiges Bild von gegenwärtiger Art.

Das javanische Nashorn könnte nur mit dem indischen verwechselt werden, obschon die Unterschiede zwischen beiden leicht aufzufinden sind. Das javanische ist mehr in die Länge gestreckt, der Kopf hat nicht die bedeutende Erhöhung des Hinterhaupts und eben so wenig dessen steilen Abfall gegen den Nasenrücken, sondern er verdünnt sich allmählig nach vorn. Der ganze Leib ist ferner mit lauter vielseitigen Schilderchen besetzt, die der indischen Art fehlen, indem diese bloß unregelmäßige hornige Warzen hat. Auch geht der letztern das halb elliptische Schild ab, das sich auf dem Nacken der javanischen findet, während dieser die große schiefe Falte des indischen Nashorns fehlt, die unten vom Halse entspringend schief aufwärts gegen das Widerrist läuft, ohne dasselbe doch zu erreichen.

Die Heimath dieses Nashorns ist auf Java beschränkt, wo es gesellschaftlich zusammenlebt. Es ist, nach Horsfield, nicht an eine besondere Region oder Klima gebunden, sondern sein Wechsel erstreckt sich von dem Meeresstrande an bis zu Berggipfeln von einer beträchtlichen Erhöhung. Der genannte Reisende bemerkte es zu Tangung, nahe an der Meeresküste, in den Bezirken der eingebornen Fürsten und an den Gipfeln der hohen Piks von der Prianganer Regentschaft; hohe Lagen zieht es indeß vor. Es ist nicht allgemein verbreitet, aber es ist doch ziemlich zahlreich in manchen Distrikten, die von menschlichen Ansiedelungen entlegen und mit einer üppigen Vegetation bedeckt sind. Im Ganzen ist es im westlichen Theil der Insel häufiger, als im östlichen. Seine Lagerstätten werden durch die tief ausgehöhlten Passagen kenntlich, welche es längs der Abhänge der Berge bildet.

Was wir sonst aus seiner Lebensgeschichte und von seinem Charakter wissen, das Wenige beschränkt sich auf nachfolgende Mittheilungen von Horsfield. Es zeigt sich von einer milden Gemüthsart, und obschon nicht selten in den Wildnissen Europäer, wie Einheimische mit ihm zusammentreffen, so ist es doch nicht bekannt, daß es einen Angriff auf sie gemacht hätte. Man sieht es selten im Hausstande, es wird aber zuweilen in Gräben gefangen und getödtet. Es streift vorzüglich bei Nacht umher, und verursacht großen Schaden in den Kaffe- und Pfefferplantagen.

Das Nashorn, welches Horsfield in Surakarta, der Hauptstadt des Kaisers von Java, zu sehen Gelegenheit hatte, war ganz jung in den Waldungen der Provinz Kaddu eingefangen und in die Residenschaft zu Magellan gebracht worden. Durch eine gute Behandlung wurde es so zahm, daß es ohne Umstände sich in einem großen Fuhrkarren nach Surakarta bringen ließ und dabei vollkommen ruhig und lenksam blieb. In Surakarta wurde es in dem großen Hofraume vor dem Eingang zur königlichen Residenz gehalten. Ein tiefer Graben von ohngefähr 3 Fuß Weite umgab seinen Aufenthaltsort, und es machte mehrere Jahre hindurch keinen Versuch, denselben zu passiren. Es war vollkommen zufrieden mit seinem Zustande, und zeigte durchaus keine Spur von Unruhe oder Raserei, obschon es anfangs durch eine große Menge von Zuschauern belästigt wurde. Zweige von Bäumen, Strauchwerk und verschiedene Schlingpflanzen wurden ihm in Menge als Futter vorgeworfen, worunter es die Cissus und die kleinen Zweige eines einheimischen Feigenbaumes vorzog. Plantanen waren aber das liebste Futter, und die reichliche Menge, in welcher es damit von den zahlreichen Besuchern versehen wurde, trug wesentlich dazu bei das Thier sanft und gefellig zu machen. Es duldete selbst betastet und untersucht zu werden, und die Kühnern von den Zuschauern stiegen sogar bisweilen auf seinen Rücken. Wenn es nicht fraß, oder absichtlich von den Leuten aufgejagt wurde, so hielt es sich gewöhnlich in den weiten Aushöhlungen auf, die seine Bewegungen in dem weichen Boden verursacht hatten. An Wasser hatte es eine große Menge nöthig. Als das Thier schnell bedeutend größer geworden war, war der Graben von 3 Fuß nicht mehr hinreichend, um es abzuschließen, und indem es seinen Wohnplatz verließ, kam es häufig an die Wohnungen der Eingebornen, und zerstörte ihre Obst- und Gemüsegärten. Auch brachte

es manchmal solche Leute in Schrecken, die ihm zufällig begegneten, und von seinen Verhältnissen nichts wußten; doch zeigte es keinen bössartigen Charakter und ließ sich bereitwillig wieder in seinen Stall, wie ein Büffel, zurücktreiben. Die großen Aushöhlungen, die es fortwährend durch Wälzen im Schlamme verursachte, und die Anhäufungen faulender vegetabilischer Stoffe, wurden zuletzt für den Eingang in die Residenz lästig, und der Kaiser ließ es deshalb auf ein benachbartes Dorf bringen, wo es zufälliger Weise in einem Flusse ertrank.

---

b) Nashörner mit zwei Hörnern.

3.

**Das breitfragige Nashorn. *Rhinoceros cucullatus.***

Tab. CCCXVII. F.

---

*Rhinoceros cornibus duobus, capite sensim elevato, plicis cutis profundis, clypeo scapulari indiviso supra latiori, epidermide verrucis parvis obsita.*

Als ich vor zwei Jahren bei der hiesigen zoologischen Sammlung angestellt wurde und eine kritische Revision der in derselben aufgestellten Säugethiere vornahm, ergab sich bald, daß das einzige daselbst vorhandene Nashorn zu keiner der bekannten vier Arten gezählt werden konnte. Auch mein Vorfahrer, Professor Wagler, hatte dieses Exemplar, wie ich in Erfahrung brachte, bereits für eine eigenthümliche Spezies gehalten, und eine kleine Zeichnung davon fertigen lassen, die indeß durch seinen unglücklichen Tod nicht ins Publikum gekommen ist.

Was das erwähnte Exemplar, so wie es in der königlichen Sammlung aufgestellt ist, bei dem ersten Blicke von den bisher bekannten Arten unterscheidet, ist der Umstand, daß es sowohl die Merkmale der einhörnigen, als der zweihörnigen Arten in sich vereinigt: mit ersteren hat es nämlich den Faltenwurf, mit letzteren die zwei Hörner gemein.

Um die Selbstständigkeit dieser neuen Art festzusetzen, waren vor Allem folgende Fragen zu beantworten: 1) aus welchem Lande ist unser Exemplar herbeigebracht worden, 2) sind die Hautfalten beim Ausstopfen unverändert geblieben, und 3) kommen ihm wirklich 2 Hörner von Natur zu.

Auf die erste Frage konnte keine sichere Antwort erlangt werden. Der Katalog von der königlichen Sammlung ist erst unter der Direktion des gegenwärtigen k. Conservators, Hofraths von Schubert angelegt worden, und kann also über früher aufgestellte Thiere, beim Mangel aller Nachrichten über dieselben, keinen Aufschluß geben. Nach mündlichen Erkundigungen habe ich indeß soviel in Erfahrung gebracht, daß das Fell von diesem Nashorn durch katholische Missionäre gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der kurfürstlichen Sammlung in Mannheim zum Geschenk gemacht und bei der Verlegung der Residenz nach München mit hieher gebracht worden ist. Weil zu damaliger Zeit katholische Missionäre in Ostindien, China und an der Ostküste Afrikas wirksam waren, so hat man einen weiten Spielraum für Vermuthungen übrig, durch welche man eine Bestimmung des Vaterlandes dieses Nashorns versuchen könnte. Da indeß dieser Punkt im Lauf der Zeiten schon noch ermittelt werden wird, so ist es besser, ihn einstweilen so unbestimmt zu lassen, als er es nun einmal ist.

Die zweite Frage läßt sich desto sicherer beantworten. Das besprochene Exemplar hat eine solche dicke Haut, mit so bestimmt markirten und tiefen Falten, daß es gar keine Möglichkeit ist diesen beim Ausstopfen einen andern Verlauf zu geben, als er bereits von der Geburt an bezeichnet ist. Wohl mögen die weicheren Halsfalten etwas ausgedehnt worden seyn, aber die starren Rückenfalten, die selbst noch stärker ausgedrückt sind, als an der indischen Art, widerstehen jeder Verzerrung ihrer ursprünglichen Lage; noch weniger aber könnten an der dicken Haut erst künstliche Duplikaturen angebracht werden. Der Faltenwurf an unserm Exemplare ist also noch der ursprüngliche.

Ueber den dritten Punkt bin ich selbst längere Zeit unentschieden gewesen, und habe meine Meinung einigemal geändert. Bei der Abnahme der Hörner zeigte es sich nämlich, daß das hintere ganz bestimmt dem Thiere angehört hat. Dieß läßt sich leicht dadurch erweisen, weil die Haut auf der Grundfläche dieses Hornes eine ganz andere Beschaffenheit annimmt,

indem sie knorpelig wird und als ein Höcker hervorragt, der ganz genau in die Aushöhlung des Horns hineinpaßt. Rings um diese knorpelige Hervorragung herum sieht man die Haut sich auffasern und diese Fasern in das gleichfalls aus zusammengeleimten Fibern bestehende Horn hineinfließen. Die Richtigkeit desselben kann also keinem Zweifel unterliegen.

Anders ist es mit dem vorderen Horne. Bei Abnahme desselben zeigte es sich, daß die ganze Grundfläche der Haut, auf welcher es zu sitzen kommt, sammt den Nasenbeinen herausgeschnitten war, so daß man aus der Beschaffenheit des Kopfes selbst keinen Grund für die Richtigkeit dieser Waffe ableiten konnte. Es fragt sich also nun, ist das Horn wirklich auf dieser Stelle ursprünglich vorhanden gewesen, oder hat man nur ein anderes von einer ganz verschiedenen Art aufgesetzt, um dem Thiere dadurch ein furchtbarereres Ansehen zu geben.

Ich gestehe, daß ich längere Zeit hindurch Letzteres vermuthete, weil es mir verdächtig vorkam, daß man auf dem Nasenrücken Haut und Knochen kreisförmig ausgeschnitten hatte, um das vordere Horn zu befestigen. Es schien mir, daß es weniger Umstände würde gemacht haben, wenn man das vordere, gleich dem hinteren, auf seinem natürlichen Knorpelzapfen hätte sitzen lassen, und so ordnete ich es denn auch bei unserer Abbildung an, daß das erste Horn weggelassen, und bloß unten nebendaran beigefügt wurde. Ich nahm also unser Exemplar für einhörinig an, wozu ich auch gute Gründe hatte, da man bis jetzt keine geharnischte Art kannte, die mit 2 Hörnern versehen gewesen wäre.

Bei weiterem Nachdenken über diesen Gegenstand erschien mir jedoch die eben mitgetheilte Vermuthung weniger wahrscheinlich, als die gegenheilige. Es konnte nämlich durch ein unvorsichtiges Aufweichen der Kopfhaut der vordere Knorpel so sehr zerstört worden seyn, daß er beim Ausstopfen dem Horne keinen Halt mehr gab, wodurch man denn das Ausschneiden für nothwendig hielt. Es wäre auch möglich, daß man vorn ein größeres Horn, als das ursprüngliche, hätte aufsehen wollen, weshalb man ebenfalls zu dem fatalen Ausschneide sich genöthigt sah. Nimmt man ferner bloß das hintere, über den Augen stehende Horn als das einzige an, so hat man die Analogie gegen sich, indem bei den beiden bisher ge-

kannten einhörigen Arten das Horn nicht über den Augen, sondern ziemlich weit davon über den Nasenlöchern steht.

Es kommt noch eine dritte Vermuthung hinzu, nach welcher mir es selbst wahrscheinlich wird, daß unsere gegenwärtige Art vielleicht gar schon früher beschrieben worden ist. Bruce<sup>1)</sup> spricht nämlich von einem gehäufnischten und zugleich mit 2 Hörnern versehenen Nashorn, das in Abyssinien einheimisch seyn soll, und von dem er auch eine Abbildung liefert, mit der Versicherung, daß sie nach dem Leben entworfen sey. Dieses letztere ist nun zwar richtig, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß nicht er, sondern Buffon das Original, als die einhörige Art, zeichnen ließ und Bruce nichts weiter that, als daß er diese Abbildung kopirte und ihr ein zweites Horn aufsetzte.

Wegen dieser und vieler anderer falschen Angaben hat der englische Reisende freilich mit Recht alle Glaubwürdigkeit verloren, so lange sie nicht durch eine andere Autorität unterstützt wird, und man hat daher sein zweihörniges Nashorn entweder für ein erdichtetes Thier, oder doch nur für das gewöhnliche afrikanische gehalten, dem er unrichtiger Weise Falten, wie den einhörigen Arten, beigelegt habe. Gleichwohl spricht er so bestimmt von den doppelten Hörnern und den Falten seines Rhinoceros, und führt eine so lange Polemik gegen Sparmann, weil dieser dem afrikanischen Nashorne die Falten ganz abspricht, daß sich das eigne moralische Gefühl dagegen sträubt, die ganze Schilderung Bruce's von einem solchen Thiere für eine freche Lüge zu halten. Da in neueren Zeiten sich manche Angaben desselben, denen man kein Vertrauen geschenkt hatte, sich als wahr erproben, so könnte dieß auch im gegenwärtigen Falle stattfinden, und wir hätten demnach unser breitfragiges Nashorn vielleicht in Abyssinien zu suchen.

Nach dieser ziemlich langen Discussion, die jedoch nöthig war, um die Richtigkeit und Integrität unsers Exemplares darzuthun, soll jetzt die Beschreibung des äußern Ansehens desselben folgen.

Der Kopf ist verhältnißmäßig lang und fällt vom Hinterhaupte allmählig nach vorn ab. Die Ohren sind zu einem halben Cylinder, der sich

1) Travels to discover the source of the Nile. Vol. V. p. 85.



sich oben erweitert, zusammengerollt; eine Bildung, die zwar von der der übrigen Arten abweicht, sehr leicht aber, sowie der Mangel von Behaarung an diesem Theile, bloß als Folge unrichtigen Ausstopfens entstanden seyn kann. Die Augen haben die gewöhnliche Lage. Die Oberlippe ist über die untere verlängert, und endigt sich in einen spitzigen Fortsatz. Das vordere Horn ist ziemlich hoch, etwas rückwärts gekrümmt, und hat eine rundliche Grundfläche; es sieht, wie bei den übrigen zweihörnigen Arten, über den Nasenlöchern. Das hintere Horn folgt unmittelbar dem vordern und ragt mit seinem hintern Rande etwas über das Auge hinaus; es ist nur halb so hoch, als das vordere, aber gleichfalls etwas rückwärts gekrümmt, jedoch stärker als dieses seitlich zusammengedrückt.

Der Rumpf ist ziemlich lang mit kurzen Füßen, wodurch das Thier ein sehr gestrecktes, aber niederes Ansehen gewinnt. Die Hufe sind nicht hoch, aber sehr in die Quere ausgedehnt; am obern und untern Rande sind sie stark abgerundet und unterscheiden sich dadurch deutlich von denen des indischen Nashorns, die am untern Rande scharf abgeschnitten, keineswegs hier zugerundet sind, und überhaupt nicht die große Ausdehnung in die Quere haben.

Der Schwanz ist nicht sonderlich lang, scheint aber nicht vollständig zu seyn; am untern Ende ist er zusammengedrückt, und an den Ranten mit Borsten besetzt. In den Weichen stehen zwei kleine Zehen.

Sehr markirt ist der Faltenwurf, in welchen die Haut durch die außerordentlich starken Duplikaturen gelegt ist. Zuerst laufen um den Hals 2 Falten, von denen die vordere ganz herumgeht, die hintere aber nur den unteren Theil umfaßt. Gleich dahinten zieht eine sehr tiefe Falte über den Rücken hinweg, und läuft beiderseits vor dem Schulterblatt nach unten herab bis zu der Stelle, wo der Fuß aus dem Rumpfe heraustritt; hier nimmt sie eine andere Richtung an, indem sie horizontal über die Breite des Beins verläuft, dann wieder senkrecht hinter dem Schulterblatte mit einer tiefen Ausfurchung in die Höhe zieht, und sich über dem Rücken mit der gleichnamigen von der andern Seite verbindet. Hiedurch entsteht ein breiter Gurt, der wie eine frei über die Schultern gelegte Panzerschiene ausseht.

Eine dritte sehr starke Falte, die über den Rücken wegzieht, läuft von

der Kruppe schief vorwärts gegen die Weichen herab, und erstreckt sich auf den Leibesseiten, freilich viel schwächer, in horizontaler Richtung bis gegen die Schultersehne. Vom After läuft beiderseits eine schwache horizontale Falte gegen die erwähnte, von der Kruppe herabziehende, und aus der Vereinigungsstelle beider entspringt eine dritte senkrecht herablaufende Falte, die horizontal über den Fuß hinweggeht, dann hinten etwas aufwärts sich wendet, aber bald darauf verschwindet. An den Seiten des Leibes finden sich 9 — 10 schiefe, unbestimmte, von den Rippen herrührende Längseindrücke, wie sie Gordon vom afrikanischen Nashorn beschrieben, und wir sie hier am indischen gesehen haben.

Die Haut wird durch eine Menge sich kreuzender schwacher Furchen in lauter kleine warzige, nur einige Linien große Felderchen abgetheilt, die an den Seiten des Leibes, des Kopfes und auf den Füßen sehr deutlich hervortreten, auf dem ganzen Rücken aber vermischt und abgerieben sind. Ueber die Schnauze, um die Augen und von den Ohren herab, verlaufen etwas tiefere Furchen. Haare zeigt unser, freilich ziemlich abgenutztes Exemplar nirgends, als am Ende des Schwanzes.

Die Farbe dieses sehr abgebleichten und vom Wasser ausgezogenen Stückes ist bräunlich, das auf dem Bauche und an den Kopfseiten ins Gelbliche übergeht.

Seine hauptsächlichsten Dimensionsverhältnisse sind folgende:

Länge des Kopfs bis hinter die Ohren	.	2' 0" 0"
— von da bis zur Schwanzwurzel (über den Rücken gemessen)	.	5 2 0
— gerade, von der Schnauze bis zum After	.	6 11 0
Höhe an der Schulter		3 4 6
— an der Kruppe		3 4 6
Größte Höhe des Hinterkopfs	.	1 4 6
— Breite des Kopfs hinter den Augen		0 11 0
Längsdurchmesser der Basis des ersten Horns		0 5 10
— — — des zweiten Horns		0 6 0
Queerdurchmesser der Basis des ersten Horns	.	0 5 6
— — — des zweiten Horns		0 5 0
Gerade Höhe des ersten Horns		1 5 0

Gerade Höhe des zweiten Horns	0' 7" 0'''
Obere Breite des Schultergürtels	1 5 0
— — zwischen diesem und der Kreuzfalte	2 3 0
Länge des Schwanzes	1 7 0
Obere Breite des mittlern Fuß vom Vorderfuß	0 5 2
— — des äußern — — —	0 4 1
— — des innern — — —	0 3 8
Höhe des mittlern — — —	0 2 6

Ob das hier beschriebene Thier mit Schneidezähnen versehen ist, oder nicht, darüber kann ich keinen bestimmten Aufschluß geben. Das Oberkieferbein mit den Zähnen fehlt ganz, und in der Unterkinnlade sind zwar die Backenzähne vorhanden, die vorn eine große Lücke lassen, allein da der Schädel mehrere Verstümmelungen erlitten hat, so kann der Mangel an Schneidezähnen nur ein zufälliger seyn.

4.

Das sumatranische Nashorn. *Rhinoceros Sumatranus.*

Tab. CCCXVII. G.

*Rhinoceros bicornis*, dentibus primoribus utrinque quatuor, cute undique villosa, plicis minus distinctis.

Double horned *Rhinoceros* of Sumatra. BELL philos. Transact. 1793. p. 3 t. 1 — 3. (Thier und Schädel).

Sumatran *Rhinoceros*. SHAW. gen. Zoolog. I. 1. pag. 207. t. 62. (Kopie nach Bell).

*Rh. sumatrensis*. Cuv. règn. anim. I. p. 240 — 2<sup>o</sup> éd. pag. 247.

*Rhinoceros* from Sumatra. HOME philosoph. Transact. 1821. p. 270. t. 21 (Magen), t. 22 (Skelet).

*Rh. sumatrensis*. Cuv. recherch. II 1. p. 24. t. 4. f. 8 (Schädel, Kopie nach Bell) — III. p. 384. t. 78 (Skelet), t. 79. f. 3 (Schädel).

Rhinoceros sumatranus. RAFFLES. Transact. of the Linn. Soc. of London. XIII.  
(Jahrg. 1822) p. 268.

- de Sumatra. FR. CUV. et GEOFFR. mammif. Févr. 1822.
- — — DESMAR. Dict. des sc. nat. XLV. p. 360.
- sumatrensis. FISCHER syn. mammal. p. 415.

Badak auf Sumatra (Raffles).

Daß auf Sumatra, wie am Kap, ein Nashorn mit 2 Hörnern vorkomme, hat zuerst Karl Miller in einem von Pennant <sup>1)</sup> mitgetheilten Briefe bekannt gemacht, allein man wußte nicht, ob beide zu einer und derselben, oder zu verschiedenen Arten gehören.

Ueber letztern Punkt konnte man indeß bald ins Reine kommen, seitdem Bell, Wundarzt in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie zu Benkulen, im Jahr 1793 eine ziemlich detaillirte Beschreibung des sumatranischen Nashorns geliefert hatte, die von einer guten Abbildung des Thiers und Schädels begleitet war. Verglich man diese mit den von Sparrmann und Gordon gelieferten Beschreibungen und Zeichnungen des afrikanischen Nashorns, so konnte man keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, daß hier 2 verschiedene Arten zu unterscheiden wären. Shaw führte sie als solche zuerst ins System ein.

Seit dieser Zeit sind wenige Beiträge zur Kenntniß des sumatranischen Nashorns geliefert worden. Raffles theilte einige schätzbare Bemerkungen und Berichtigungen zu Bell's Abhandlung mit, und eine sehr unvollständige Beschreibung lieferte Fr. Cuvier nach einem handschriftlichen Aufsatze, den die mehrmals genannten französischen Reisenden eingeschickt hatten. Da er von diesem Manuscript selbst rühmt, daß man demselben zuerst eine strenge und vollständige Vergleichung der Nashörner des ostindischen Archipels verdanke, so ist es unbegreiflich, daß er dasselbe nicht ganz abdrucken lassen, sondern sich mit der Mittheilung einiger ungenügenden Notizen begnügen mochte.

Original-Abbildungen sind bis jetzt bloß zwei vorhanden: die erste von Bell, welche Raffles als ausnehmend correct schildert, nur dürften

1) Uebers. der vierfüßigen Thiere, übers. von Bechß. I. S. 145.

die Falten bestimmter angegeben seyn, und dann die von Fr. Cuvier, welche gut zu seyn scheint, und von uns auf **Tab. 317. G.** kopirt worden ist; bei dieser sind vielleicht die Falten etwas zu stark ausgedrückt<sup>2)</sup>.

Die folgende Beschreibung der äussern Beschaffenheit des zweihörnigen sumatranischen Nashorns rührt von Bell her; sie ist nach einem Männchen entworfen, das einige Stunden vom Fort Marlborough entfernt mit einer Bleikugel erlegt worden war.

Im äussern Ansehen hat es eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Schweine. Der Kopf nimmt nach vorn ganz allmählig an Höhe ab, wie bei der einhörigen javanischen Art; die Augen sind klein, und die Haut um dieselben ist gerunzelt; die Nasenlöcher sind weit, und die Oberlippe ist zugespitzt und über die untere herabhängend. Die Ohren sind klein und zugespitzt, und wie die des einhörigen gestellt. Die Zunge ist ganz glatt.

Die Hörner sind doppelt vorhanden<sup>3)</sup>: das erste steht unmittelbar über der Nase, spitzt sich aufwärts zu, ist etwas rückwärts gekrümmt, und an diesem Exemplar ohngefähr 9" lang. Das kleine Horn ist pyramidal, etwas abgeplattet, und über die Augen gestellt, doch etwas mehr vorwärts, in einer geraden Linie mit dem vordern und unmittelbar hinter demselben; es war 4" lang. Beide waren fest an den Schädel geheftet, ohne eine Spur von Gelenk oder Muskeln, um sie bewegen zu können.

Der Hals ist dick und kurz; der Leib schwer und rund. Die Beine sind dick, kurz und ausserordentlich kräftig; der Fuß hat 3 getrennte Hufe, welche die eine Hälfte desselben umgeben.

Den Faltenwurf giebt Bell etwas unbestimmt also an: Der Hals ist auf der untern Seite in ziemlich runzelige Falten gelegt. Von der

---

2) Fr. Cuvier giebt zwar noch eine dritte Abbildung an, die Horsfield im 6ten Hefte seiner *Zoolog. Researches in Java* geliefert haben soll, allein dieß ist ein Verstoß, da daselbst die einhörige javanische Art abgebildet ist. Wenn jener ferner sagt: *MM. Raffles et Horsfield nomment en latin cette espèce Sondaica, nom qu'elle conservera sans doute*, so ist hier abermals ein Fehler begangen, denn Horsfield's *Rhinoceros sondaicus* ist die einhörige javanische Art, Raffles aber spricht gar nicht von einem solchen, sondern er führt blos unsere gegenwärtige Art, und zwar unter dem Namen *Rhinoceros sumatranus* an.

3) Die Eingebornen versichern, daß bisweilen ein drittes Horn vorkommt, und an einem jungen Exemplar wurde wirklich ein Ansatß der Art wahrgenommen. (Raffles a a 2)

Schulter läuft eine Linie oder Falte, wie in dem einhörnigen Nashorn herab, doch ist sie viel schwächer bezeichnet. Einige andere Falten zeigen sich außerdem am Leibe und an den Beinen, und das Thier hat nicht das geharnischte Aussehen, wie die einhörnige Art. Ein Weibchen, das er später sah, hatte nicht so viele Falten als das Männchen, und seine Haut daher noch weniger den Anschein eines Panzers.

Raffles<sup>4)</sup> sagt: „die Haut des sumatranischen Nashorns ist viel linder und biegsamer als die des indischen, und nicht, gleich diesem, in Panzerschienen abgetheilt. Doch hat sie einige Duplikaturen oder Falten, besonders um den Hals, Schultern und Hüften, die bestimmter und deutlicher sind, als in Bells Zeichnung.“

Cuvier, der 3 von Diard und Duvaucel aus Sumatra eingeschickte Felle vergleichen konnte, äussert in dieser Beziehung: die Falten des Halses sind nicht stark; die hinter der Schulter und vor den Schenkeln wenig tief, und es giebt keine querverlaufende, weder auf der Schulter, noch auf der Kruppe.

Ganz das Gegentheil hievon zeigt die 3 Jahre später erschienene Abbildung von Fr. Cuvier, indem diese nicht blos die Falte hinter den Schultern, sondern auch die vor den Schenkeln über den Rücken quergestellt hinweglaufen und einen stark markirten Vorsprung daselbst, fast wie bei der indischen Art, bilden läßt. Auffallender Weise gedenkt aber die ohnedieß sehr mangelhafte Beschreibung dieses wichtigen Umstandes nicht besonders indem sie blos sagt: „die Hautfalten haben sehr wenig Tiefe; es giebt eine vor den Schenkeln und eine andere hinter der Schulter; alle andern sind schwach und unvollständig, ausgenommen die beiden, welche sich wie eine Art Wamme unter dem Halse zeigen.“

Ohne auf die Widersprüche seiner Vorgänger Rücksicht zu nehmen, beschreibt Desmarest<sup>5)</sup>, der doch dieselben Exemplare, wie die beiden Cuvier betrachten konnte, und von dem einen auch die Maaße genommen hat, den Faltenwurf kürzlich also: „die Haut zeigt eine sehr bestimmt markirte Falte hinter der Schulter, während die der Schenkel nur auf den Seiten des Leibes, und auch da ziemlich schwach angegeben ist.“

4) Transact. of the Linn. Soc. XIII p. 268. 5) Dict. des sc. nat. XLV (1827) p. 360.

Sieht man endlich bei Lesson<sup>6)</sup> nach, der gleichfalls Gelegenheit hatte die eingeschickten Felle dieser Art zu besichtigen, ob er nicht vielleicht sich bemüht hätte, bestimmte Angaben hinsichtlich des fraglichen Punktes zu liefern und die Verschiedenheit in den Beschreibungen und Abbildungen auszugleichen, so findet man weiter nichts als die Versicherung, daß die Haut weniger tief mit Falten versehen sey, als bei den vorhergehenden Arten. So wenig helfen selbst Originale von Thieren, wenn man sich nicht die Mühe nimmt, von ihnen mit Beziehung auf frühere Angaben, eine den Anforderungen der Wissenschaft genügende Beschreibung zu entwerfen.

Diese Verschiedenheit in den Angaben des Faltenwurfes mag zum Theil wohl davon herrühren, daß bei den mit keinen eigentlichen Schienen bekleideten Arten derselbe nicht die bestimmte Anordnung hat, wie bei den geharnischten, daß er ferner im Alter deutlicher sich auszubilden scheint, als in der Jugend, und daß er endlich, wie sich aus einer Beobachtung von Bell schließen läßt, im männlichen Geschlecht schärfer ausgesprochen ist, als im weiblichen. Weitere Untersuchungen an lebenden Thieren sind nöthig, um zuverlässige Angaben hierüber zu erlangen.

Die Haut nennt Bell zwar rauh, doch ist sie weder mit Höckern, noch Schilderchen, dafür aber ganz dünne mit kurzen schwarzen Haaren überall bekleidet, die am Ohrenrande und am untern Schwanzende allein eine größere Länge erreichen<sup>7)</sup>. Die Haut des von Bell beschriebenen Männchens hatte an den stärksten Theilen nicht mehr als 1" Dicke, am Bauche aber kaum  $\frac{1}{4}$ "; jeder Theil konnte mit einem gewöhnlichen Secir=messer leicht durchschnitten werden.

Die Farbe ist, nach Bell, ein bräunlich=aschgrau; unter dem Bauche, den Beinen und den Falten schmutzig fleischfarben. Die Augen sind braun; Horn und Hufe schwärzlich. Das Weibchen, welches jünger als dieses Männchen war, hatte mehr eine Bleifarbe (lead colour). Fr. Cuvier giebt die Färbung als dunkelbraun an.

---

6) Dict. class. d'hist. nat. XIV. (1828) p. 559. 7) Cuvier (Rech. III. p. 384) sagt, daß die Haut an einigen Stellen wie rüdig, aber überall mit dünngestellten schwarzen, steifen, fast 1" langen Haaren besetzt sey, die auf den Beinen ziemlich gedrängt ständen.

An Größe scheint die sumatranische Art der zweihörnigen afrikanischen nachzustehen. Diard und Duvaucel<sup>8)</sup> unterscheiden zwei Spielarten, von denen die größere fast das Maaß der javanischen Art erreicht, während die kleinere, die übrigens der andern vollkommen ähnlich ist, geringer als ein Ochs von mittlerer Größe erscheint. Bell giebt die Länge seines noch nicht ausgewachsenen Männchens von der Nasenspitze bis zum Schwanzende auf 8' 5'', die Schulter- und Kreuzhöhe auf 4' 4'' an.

Fr. Cuvier setzt die Länge von der Schwanzwurzel bis zur Basis der Ohren = 5' 6'', von da bis zum Schnauzenende = 1' 8'', die mittlere Höhe = 3' 10'', und die Schwanzlänge = 1' 8''.

Folgende Maaße hat Desmarest<sup>9)</sup> von dem im pariser Museum aufgestellten Exemplare abgenommen:

Länge des Kopfes	2' 0''
— des Hinterhauptes bis zur Schulterfalte	2 0
— von da bis zur Schwanzwurzel	3 4
— des Schwanzes	1 10
— der Ohren	0 5½
— von der Schnauze bis zum Auge	0 9
— vom Auge bis zur Basis der Ohren	0 8½
— des ersten Horns	0 8
— des zweiten Horns	0 2½
Höhe am Widerrist	4 0
— der Ferse über den Boden	1 0
— des Knies der Vorderfüße	0 10
Durchmesser der Füße von vorn nach hinten.	0 7

Vom Skelet war lange Zeit hindurch nichts weiter bekannt, als der Schädel, von dem Bell eine schöne Zeichnung entworfen hatte, die nach Raffles<sup>10)</sup> Bemerkung nur darin fehlerhaft ist, daß sie den Zwischenkiefer gekrümmt darstellt, während er gestreckt und horizontal ist. Die erste Zeichnung vom Knochengeriiste dieser Spezies lieferte Home<sup>11)</sup>, ohne jedoch

8) Cuv. rech. III. p. 385.  
the Linn. soc. XIII. p. 268.

9) Dict. des sc. nat. XLV. p. 360.

10) Transact. of

11) Philosoph. Transact. 1821. p. 274. t. 22.



doch eine weitere Vergleichung mit den übrigen Arten anzustellen. Noch in der letzten Auflage seiner **Recherches** mußte Cuvier bei der Bearbeitung der Gattung Rhinoceros mit der Kopie von Bell sich begnügen; bald darauf aber erhielt er nicht weniger als fünf Skelete von der sumatranischen Art, die der unermüdete Eifer von Diard und Duvaucel für ihren großen Lehrer zusammengebracht hatte. Schon im nächsten Bande<sup>12)</sup> erschien nun die schöne Abbildung des Knochengerüsts dieser Art, in Verbindung mit einer vergleichenden Beschreibung desselben, wodurch seine Ähnlichkeit mit dem des javanischen Nashorns nachgewiesen, zugleich aber auch bemerkt gemacht wurde, daß sich das Skelet der sumatranischen Art von letzterem auf den ersten Anblick schon dadurch unterscheiden lasse, daß es schlanker erschiene, daß die Rippen schwächer und die Knochen der Gliedmassen dünner wären.

Der Schädel<sup>13)</sup> nähert sich in seinen Verhältnissen gleichfalls am meisten der javanischen Art, und weicht dagegen auffallend von dem des zweihörnigen ab, indem letzteres an allen Theilen, namentlich an Stirn- und Nasenbeinen, eine beträchtlichere Breite zeigt.

Schneidezähne hat Bell im Ober- und Unterkiefer nur 2 gefunden. Die ursprüngliche Anzahl ist aber nach Raffles's Bemerkung, die von Cuvier bestätigt wird, wie bei den andern Arten 4. Von diesen sind 2 sehr klein und fallen bald aus. Die kleinern Schneidezähne sind, wie bei den übrigen Nashörnern, im Oberkiefer ausserhalb, im Unterkiefer zwischen die größern gestellt. Nach einer fernern Bemerkung von Raffles hat das Thier zu keiner Zeit 7 vollständige Backenzähne in einem Kieferaste beisammen, indem der erste, sobald der letzte anfängt hervorzubrechen, verkümmert und ganz ausfällt, bevor noch der letzte seine volle Größe erreicht hat.

Die Eingeweide hat Home<sup>14)</sup> kurz beschrieben, und auch den Magen abgebildet; das Wichtigste davon ist schon in der allgemeinen Einleitung angegeben.

Die Geschlechtstheile scheinen, nach Bell's Beschreibung, von

12) Recherch. III. (1822.) p. 385. t. 88. (Skelet), t. 89. f. 3. (Schädel). 13) Vergl. Tab. 317. H. fig. 3. 14) A. a. O.

gleicher Beschaffenheit, wie bei den übrigen Arten zu seyn. Die Ruthe kommt in ihrem sonderbaren Baue mit der von Parsons und Wolf beschriebenen überein, und scheint sich nur dadurch zu unterscheiden, daß ohngefähr 9" von der Oeffnung der Harnröhre entfernt zwei Körper, ähnlich den Zigen einer Milchkuh, sich finden, die anschwellen, wenn das Glied steif geworden ist. Das Männchen hat zwischen den Hinterfüßen gleichfalls 2 Zigen wie das Weibchen. Die Schamöffnung ist bei letzterem gegen den After gerückt.

Ueber die Lebensweise dieser Art fehlen uns alle Angaben. Sie scheint nicht besonders muthig zu seyn, da wenigstens Raffles erzählt, daß ein Thier der größten Art sich von einem einzigen wilden Hunde verjagen ließ.

Zufolge den weitern Bemerkungen des ebengenannten Beobachters ist die einhörige Art den Eingebornen von Sumatra in den Gegenden, in welchen sich die zweihörige aufhält, nicht bekannt. Gleichwohl ist in den innern Waldungen der Insel an verschiedenen Stellen ein Thier gesehen worden, das in Gestalt und Größe dem Nashorn gleicht und nur ein Horn haben soll. Als besonderes Merkmal wird überdieß angegeben, daß ein schmaler weißer Gürtel um den Körper herumläuft. Es ist den Einwohnern im Innern von Sumatra unter dem Namen Tenu bekannt. Obschon diese Benennung auf Malakka, und hie und da bei den Leuten von Benkulen, dem Tapir gegeben wird, und man also bloß auf dieses Thier zu schließen hätte, so scheint eine solche Vermuthung doch nicht zulässig zu seyn, da man im Innern, wo die Thiere am besten gekannt sind, verschiedene Namen für beide hat: man heißt nämlich dort das weißbindige Nashorn allein Tenu, während der Tapir mit dem Worte Gindol oder Babi Alu bezeichnet wird. Auch über diesen Punkt sind also weitere Untersuchungen nöthig, um ins Reine zu kommen.

---

## 5.

Das afrikanische Nashorn. *Rhinoceros Africanus*.

Tab. CCCXVII. H. fig. 4.

*Rhinoceros bicornis*, dentibus primoribus utrinque nullis, cute pilis destituta, plicis subnullis.

Ταῦροι Διδοπικολ. PAUSAN. Boeotic. p. 297. edit. Wechel. — Eliac. p. 159.

*Rhinoceros*. MARTIAL. epigr. XXII.

— COSMAS INDOPLEUSTES citirt in MONTFAUCON collect. Patr. II. p. 334.

— SCHROECK Ephemer. med. - phys. nat. curios. Dec. II. (1687) p. 468.

— OLIGER JACOBÆUS mus. reg. Danic. Hafn. 1696.

— Kolbe Vorgeb. S. 159. tab 4. f. 2.

L'Abada s. Bada. LOBO Abissin. I. p. 290.

*Rhinoceros* β. *bicornis*. LINN. syst. nat. ed. XII. p. 104.

Two-horned Rh. PENNANT syn. quadr. p. 75. Uebers. v. Bechst. I. S. 142. t. 19.

*Rhinoceros africanus*. CAMPER act. Petropol. 1777. 2. p. 193.

— *bicornis*. SPARRMANN K. Svensk's Vetensk. Academ. Handl. 1778. p. 303. t. 9. — Reise nach dem Berg. S. 410. t. 9.

— d'Afrique. ALLAMAND hist. nat. de BUFF. suppl. V, pl. 5, nouv. éd. Amst. 1781.

— BUFF. suppl. VI. p. 78. t. 6.

— *bicornis*. DONDORF zoolog. Beiträge. S. 116.

Afrikanisches Nashorn. Blumenbach Abbild. naturhist. Gegenst. Nr. 7. t. 7. (Schädel).

Two-horned Rh. SHAW gen. Zoolog. I. 1. p. 202 t. 61. (Kopie nach Buffon).

Rhinocéros a deux cornes. CAMPER oeuvres I. p. 197. mit Abbildg. des Kopfes.

Rhinoceros. Lichtenstein's Reisen im südlichen Afrika. I. S. 138, 157, 583, 590.

Rhinocéros bicornne du Cap. CUV. règn. anim. I. p. 240. 2<sup>d</sup> éd. p. 248. — Recherch II. 1 p. 27, 29. tab. 2. f. 1, 2, 5; tab. 4. f. 6—7, und tab. 16 (Skelet).

— bicornne ou du Cap. BLAINVILLE Journ. de Physique. 1817. p. 167.

— africanus. DESMAR. Mammalog. p. 400.

— *bicornis*. Burcheil's Reisen. Weim. 1822. II. S. 95.

Afrikanisches Rhinoceros. Campbell's zweite Missionsreise. Weim. 1823. S. 147.

Common two-horned Rhinoceros. GRIFFITH anim. kingd. III. p. 422.

Rhinoceros africanus. DESMAR. Dict. des sc. nat. XLV. p. 358.

— bicornis. FISCHER synops. mammal. p. 415.

Nabal. Bei den Hottentotten (Gordon).

K'homba. Bei den Betschuanen (Lichtenstein).

Arwe haris in Tigre. Aweer haris in Amharic (Salt).

Gargatan im Sudau (Clapperton).

Pausanias <sup>1)</sup> ist der erste Schriftsteller, der von zweihörnigen Nashörnern spricht; er giebt die Stellung der Hörner richtig an. Außer ihm erwähnt dieser Art Martial <sup>2)</sup> in seinem Epigramm, in welchem er den unter Domitian's Regierung veranstalteten Kampf des Rhinoceros mit dem Bären also besingt:

namque gravem gemino cornu sic extulit ursum,  
jactat ut impositas taurus in astra pilas.

Führen wir noch die Angabe von Cosmas <sup>3)</sup>, eines Zeitgenossen von Justinian an, der in Aethiopien selbst ein Rhinoceros mit 2 Hörnern gesehen hat, so sind hiemit alle Stellen angegeben, welche bei den ältern Schriftstellern vom zweihörnigen Nashorn handeln. Gleichwohl haben wir noch einige Dokumente aus jener Zeit, die gleichfalls auf diese Art hinweisen. Es sind dieß erstens mehrere Münzen von Domitian, die das Rhinoceros mit 2 Hörnern darstellen<sup>4)</sup>; dann der Mosaikboden des Tempels der Fortuna zu Praenestina, wo nach Montfaucon's <sup>5)</sup> Zeichnung

1) Boeotic. p. 297. edit. Wechel: „Ich sah auch äthiopische Stiere, welche sie deshalb Rhinoceros nennen, weil sie am Ende der Nase ein Horn, und etwas höher ein anderes, tiewohl nicht großes, haben.“ 2) Libr. de spectacul. epigr. XXII. 3) Montfaucon collect. patr. t. II. p. 334.

4) Parsons (S. 41.), führt eine solche Münze an. Camper (Oeuvres I. p. 220.) erwähnt mehrerer derselben und bildet zwei auf Tab. V. fig 4 und 5 getreu nach ihrer Größe ab. 5) Suppl. au livre de l'antiquité. 1724. Tom. IV. p. 159. tab. 57.

diesem Thiere gleichfalls 2 Hörner gegeben sind, und endlich ein kleines antikes zweihörniges Rhinoceros von Bronze, das Camper <sup>6)</sup> 1779 in der landgräflichen Sammlung zu Kassel sah.

Dieses zweihörnige Nashorn der Alten hat ihren spätern Erklärern viel zu schaffen gemacht. Denn da die bildlichen Denkmale übersehen, die Stelle bei Pausanias nicht beachtet oder anders gedeutet, und zunächst nur das Epigramm von Martial berücksichtigt wurde, so suchten die Ausleger an dieser Stelle so lange zu drehen und umzuändern, bis sie dieselbe in Uebereinstimmung mit der Angabe von Plinius und Strabo gebracht hatten, die beide dem Nashorn nur ein einziges Horn beilegten. Hierzu kam, daß alle Thiere dieser Gattung, die man seit der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung nach Europa brachte, sämmtlich vom indischen Festlande, also von der einhörigen Art, waren; ein Grund mehr, warum man sich befugt hielt das „gemino cornu“ für verfälscht zu erklären und durch Aenderungen ein Rhinoceros mit nur einem einzigen Horn daraus zu machen.

Der große Aufwand von Scharfsinn, den die Commentatoren zur Restauration und Erklärung der gedachten Stelle bei Martial aufboten <sup>7)</sup>, wurde auf einmal ganz unnöthig, seitdem Schroeck <sup>8)</sup> bekannt gemacht hatte, daß ein gewisser Michel, Apotheker in Wien, ein Stück von einer Rhinoceroshaut vorgezeigt habe, an welcher 2 Hörner befestigt waren, von denen das größere 24 Zoll, das kleinere 8 Zoll lang war. Schroeck schloß daraus ganz richtig, daß es zweihörnige Nashörner gäbe, und daß demnach die fragliche Stelle bei Martial keiner Aenderung bedürfte.

Ausser allen Streit wurde aber die Sache gesetzt, seitdem Kolbe <sup>9)</sup> die am Kap vorkommenden Nashörner als zweihörnig beschrieben hat, wiewohl seine Angabe keineswegs genau ist. Eine umständliche und in den

6) N. a. D. S. 222. Diese Bronze-Arbeit ist 2 Zoll hoch, 4 lang und ruht auf einem Fußgestell von demselben Metall; es ist indeß nicht besser ausgeführt, als es gewöhnlich die antiken Bronzen sind. Das vordere Horn ist sehr lang und rückwärts gekrümmt, wie es in der Natur sich verhält; das zweite Horn ist kurz, gerade und genau über die Augen gestellt. Der Schwanz ist geringelt, die Hufe sind nicht wahrnehmbar, und man sieht auf keiner Stelle des Körpers Falten.

7) Vergl. Boeh. Hierozoic.

8) Ephemer. med. - phys. nat.

curios. Dec. II. 1687. p. 468.

9) Beschreib. des afrik. Vorgeb. S. 159.

meisten Stücken verlässige Beschreibung erhielten wir jedoch nicht eher, als durch Sparrmann <sup>10)</sup> und den holländischen Hauptmann Gordon, die beide am Vorgebirge der guten Hoffnung sich aufhielten. Allamand hat die Beobachtungen des letztern mitgetheilt und von ihm hat sie Buffon <sup>11)</sup> entlehnt. Auch Camper <sup>12)</sup> erwarb sich um die weitere Kenntniß des afrikanischen Nashorns ein Verdienst, indem er einen Kopf desselben, den er von dem Baron von Plettenberg, Gouverneur des Kap, erhalten hatte, mit großer Genauigkeit beschrieb und den von Sparrmann bereits bemerkten Mangel der Schneidezähne bestätigte. Seitdem haben mehrere Reisende in Südafrika Beiträge zur Naturgeschichte dieser Art geliefert; die Beschreibung und Abbildung des Skelets aber war Cuvier vorbehalten, für den Delalande ein solches am Kap präparirt hatte.

Noch ist jedoch die Naturgeschichte des afrikanischen Nashorns keineswegs vollständig dargelegt. Am besten ist sein Knochengerüste bekannt; nicht so genau ist in einzelnen Punkten seine äußere Beschaffenheit geschildert; eine gute Abbildung ist noch nicht einmal vorhanden, und in seiner Lebensgeschichte bleibt manches aufzuklären übrig. Gleichwohl ist es nach dem indischen Nashorn diejenige Art, von der wir verhältnißmäßig noch am meisten wissen.

Die äußere Gestalt des afrikanischen Nashorns kommt durch den Mangel der starken Hautduplikaturen, die sich an den vorher beschriebenen Arten finden, mehr als diese mit dem Flußpferde und Schweine überein. Der indischen Art steht es an Größe gleich, und das Verhältniß der Höhe zur Länge ist ebenfalls, wie bei dieser, größer als an der javanischen Art.

Der Kopf ist von der gewöhnlichen Form. Die Ohren sind groß und beweglich, und an den Rändern mit einigen Vorsten besetzt. Die Augen sind klein und ziemlich tief liegend. Die Schnauze wird sowohl von oben und unten, als auch von beiden Seiten allmählig schmaler <sup>13)</sup>; die Mundöffnung ist sehr groß; die Oberlippe läuft, wie gewöhnlich, in einen spitzigen Fortsatz aus, und die untere ist abgestumpft.

10) Reise nach dem Vorgeb. der guten Hoffnung. S. 410.

11) Suppl. VI. p. 78.

12) Oeuvres. I. p. 197.

13) Sparrmann's Reise S. 411.

Sehr ausgezeichnet ist diese Art durch die 2 Hörner, welche auf der Schnauze befestigt sind. Das vordere Horn steht auf den Nasenbeinen oberhalb der Nasenlöcher; das hintere ruht auf der Vereinigung der Stirnbeine und springt mit dem hintern Theil seiner Grundfläche über das Auge hervor. Wie alle Rhinoceroshörner haben auch diese an der Basis eine Aushöhlung, die in eine knorpelige Erhöhung der Haut an diesen Stellen hineinpast, und auf solche Weise die Hörner befestigt. Läßt man den Kopf faulen, so lösen sich bei ihrer lockern Verbindung dieselben von freien Stücken ab<sup>14)</sup>. Diese Hörner kommen beiden Geschlechtern zu, ohne daß man in Form und Größe einen Unterschied wahrnehmen könnte; wo sich ein solcher findet, ist er bloß individuell. Das vordere Horn ist das größere und gewöhnlich rückwärtsgekrümmt, doch führt auch Camper<sup>15)</sup> einen Fall an, wo dasselbe mit seiner Spitze vorwärtsgekehrt war<sup>16)</sup>. Das hintere ist, besonders bei alten Thieren, gewöhnlich abgenutzt, das vordere

---

14) Von dieser lockern Verbindung der Hörner mit dem Schädel mag auch die Sage herühren, daß das Thier dieselben nach Willkühr bewegen könne. Cosmas sagt (Montfaucon suppl. au livre de l'antiquité. IV. l. 7. p. 159.) hierüber folgendes: Hoc animal Rhinoceros a cornibus naso haerentibus vocatur; eo autem ambulante cornua subagitantur, cum autem furore plenum obtuctur cornua vibrat, ipsaque immobilia et firma consistunt, ut etiam arbores eradicare possit. — Auch Sparrmann hat am Kap etwas Aehnliches gehört, allein mit Recht die ganze Erzählung bezweifelt. 15) Oeuvres. p. 238. 16) Eine andere Abänderung beschreibt Campbell (zweite Missionsreise. Wein. 1823. S. 147). Während er sich in Maschau aufhielt, erlegten seine Jäger ein Nashorn, von dem sie ihm den Kopf überbrachten. Hier war das vordere Horn, das etwa 10 Zoll über der Nasenspitze aufsaß und 3 Fuß lang war, nicht gekrümmt, sondern gerade, und glich dadurch dem des Einhorn im englischen Wappen. Gleich dahinter befand sich das andere, das wie gewöhnlich niedriger, aber dicker, horniger und nur 8 Zoll lang war. Der Kopf kam an Größe einem Faß von 9 Gallonen gleich, maasß vom Mund bis zum Ohre 3 Fuß, und da er weit größer war, als der von einem krummhörnigen Nashorn, das 11 Fuß lang war, so muß das Thier, dem er angehörte, beträchtlich größer gewesen seyn. Home, der denselben Kopf in der Sammlung der Missionsgesellschaft zu London sah, ist der Meinung, daß wegen der, wie beim angeblichen Einhorn, vorwärts gekehrten Richtung des vordern Hornes, dieses Thier wohl zu einer besondern Art gehören könne (Philosoph. Transact. 1821. p. 272). Da jedoch die Richtung der Hörner bei den Nashörnern nicht gleichförmig ist, so könnte das erwähnte Exemplar weiter nichts, als eine zufällige Abänderung des gemeinen afrikanischen Rhinoceros seyn.

aber nicht. Im ehemaligen Kabinet des Prinzen Statthalters zu Haag sah man an ein Stück Haut drei Hörner befestigt, von denen jedoch das dritte nur ein kleiner horniger Auswuchs war <sup>17)</sup>. Schon das ganz junge Thier ist mit diesen Waffen versehen, von denen die vordere bis zu einer Länge von  $2\frac{1}{2}$  Fuß, und noch darüber, heran wachsen kann.

Was diese Art, außer ihren Hörnern, von den vorhergehenden recht auffallend unterscheidet, ist, daß der Haut die starren Duplikaturen, wodurch breite Gürtel gebildet werden, abgehen, und daß sie also in dieser Beziehung der des Elephanten sich annähert. Ueber diesen Punkt sind alle neueren Beobachter einverstanden. Sparmann <sup>18)</sup> giebt etwas unbestimmt bloß an, daß die Haut keineswegs die großen Falten habe, die in den ältern Beschreibungen und Abbildungen des zweihörnigen Nashorns demselben das Ansehen gäben, als ob es mit einem Harnische bedeckt wäre. Gordon <sup>19)</sup> spricht sich hierüber bestimmter aus. Ihm zu Folge sieht man bloß ganz schwache Falten, die wahrscheinlich nur durch die Bewegungen des Thiers entstanden seyn möchten. Eine solche zeigt sich bei den Erwachsenen vor den Schenkeln und hinter den Schultern, von denen die erstere 3", die andere 1" tief ist; außerdem eine unbeträchtliche hinter den Ohren, 4 kleine vor der Brust, und 2 über der Ferse. Am meisten bemerklich sind 9 Falten an den Seiten, von denen die tiefste nur  $\frac{1}{2}$ " hat; um die Augen giebt es mehrere Furchen, welche nicht für Falten gelten können <sup>20)</sup>.

Die Haut ist, wie Sparmann angiebt, auf dem Rücken  $1\frac{1}{2}$  Zoll dick, auf den Seiten aber etwas dicker, obgleich weniger fest. Trotz dieser Dicke gehen jedoch Flintenkugeln nicht schwer hindurch, und es braucht öfters nur einen einzigen Schuß, um ein Thier zu erlegen. Die Oberfläche der Haut nennt der gedachte Naturforscher rauh und schroff, ohngefähr wie bei den Elephanten; trocken aber wird sie weit härter und dichter. Allamand sagt nach Gordon, daß der ganze Leib bedeckt ist mit solchen Inkrustationen in Gestalt von Knoppem oder Rauigkeiten, welche sich auf  
den

---

17) Camper S. 242. 18) S. 411. 19) Buff. suppl. VI. p. 79. 20) Auch die auf den Münzen von Domitian und dem praenesinischen Mosaik dargestellten zweihörnigen Nashörner, so wie die Bronze in Kassel sind ohne Falten.



den asiatischen Nashörnern finden, mit dem Unterschiede, daß sie in diesen nicht gleichförmig vertheilt sind; auf der Mitte des Leibes giebt es weniger und unten an den Beinen gar keine.

Die Haare fehlen diesem Thiere fast ganz, nur an den Ohrenrändern, zwischen und um die Hörner, über den Augen, hie und da zwischen den Rauigkeiten der Haut, und am Schwanze kommen welche vor; letzterer ist oben rundlich, unten aber zusammengedrückt und hier an den Seiten mit 1 — 2" langen Borsten eingefaßt.

Die Farbe ist dunkelbraun, am Bauche und in den Falten fleischfarben; da das Thier indeß sich öfters im Schlamm herumwälzt, so bekommt es eine Erdfarbe, welche die wahre verdeckt <sup>21)</sup>.

An Größe steht diese Art keiner andern nach, da sie 11 — 12 Fuß Länge und noch mehr erreicht. Folgende Maaße hat Gordon von einem Individuum genommen, das er selbst erlegte.

Länge des Körpers von der Lippe bis zur Schwanzwurzel in gerader Linie . . . . .	9' 3" 0"
Länge nach der Krümmung des Körpers . . . . .	11 0 3
Höhe am Vordertheil . . . . .	5 3 0
— — Hintertheil . . . . .	4 8 0
Länge des Kopfs . . . . .	2 0 0
Umfang des Kopfs zwischen den Hörnern . . . . .	3 6 3
— hinter den Ohren . . . . .	5 0 6
Länge des vordern Horns . . . . .	1 4 0
Umfang desselben an der Basis . . . . .	2 1 6
Länge des hintern Horns . . . . .	0 8 0
Umfang der Basis . . . . .	1 6 6
— des obern Theils der Schnauze . . . . .	1 6 0
— des untern Theils . . . . .	1 2 6
Länge der Nasenlöcher . . . . .	0 2 6
— der Ohren . . . . .	0 9 0
Entfernung zwischen den Grundflächen der Ohren . . . . .	0 11 0
Umfang des Leibs hinter den Vorderfüßen . . . . .	8 5 9

21) Gordon in Buff. suppl. VI. p. 81.

Umfang der Hinterfüße	7' 11" 0'''
— in der Mitte	9 9 0
Breite des Leibs vor der Brust	2 1 0
— des Hintertheils, in gerader Linie	2 4 0
Umfang der Vorderfüße am Leibe	3 6 3
— an der Handwurzel	1 9 6
— an der dünnsten Stelle	1 6 0
— der Hinterfüße am Leibe	3 9 9
— über der Ferse	1 10 0
— an der dünnsten Stelle	1 4 0
Länge der Sohle des Vorderfußes	0 9 0
Breite derselben	0 9 0
Länge der Sohle des Hinterfußes	0 8 6
Breite derselben	0 7 9
Länge der Ruthe	2 3 0
Umfang derselben am Leibe	1 7 0

Der Schädel ist beim afrikanischen Nashorn etwas mehr in die Länge gestreckt, als beim indischen, weil der Kamm des Hinterhauptes bei diesem vertikal, bei jenem schief nach hinten steht. Die beiden Stellen, auf welchen die zwei Hörner aufsitzen, sind etwas gewölbt und rauh.

Verschieden von allen vorhergehenden ist dieser Schädel durch den gänzlichen Mangel an Schneidezähnen, und der Zwischenkiefer selbst ist so klein, daß er gar keine enthalten könnte, und auch im Unterkiefer sind sich die Backenzähne beider Seiten, die bei den vorhergehenden Arten durch einen ansehnlichen Zwischenraum von einander getrennt sind, so genähert, daß nur ein kleiner Raum zur Aufnahme von Schneidezähnen übrig bliebe, und sie mithin unmittelbar an die Backenzähne anstoßen müßten. Es sind also hier von Zähnen keine andern, als die letztern vorhanden, deren sich, wie bei den übrigen Arten, in Allem 28 finden. So, wie eben angegeben, wird der Zahnbau von Camper<sup>22)</sup>, Sparrmann<sup>23)</sup>, Cuvier<sup>24)</sup> und Burchell<sup>25)</sup> beschrieben. Etwas abweichend hiervon scheint die Angabe

22) N a. O S. 260.

23) S. 418.

24) Recherch. II. 1. p. 27.

25) I S. 98.

von Gordon <sup>1)</sup> Es giebt, sagt dieser Beobachter, in Allem 28 Zähne, nämlich 6 Backenzähne jederseits, und sowohl oben als unten 2 Schneidezähne. Anstatt mit Blainville <sup>2)</sup> auf diese Angabe hin gleich eine neue Art errichten zu wollen, ist es mir auffer allem Zweifel, daß Gordon den vordersten Backenzahn für einen Schneidezahn angesehen hat, was er seiner Stellung nach bei andern Thieren wohl seyn könnte. Daher kommt es denn auch, daß er auf jeder Seite des Kiefers nur 6 Backenzähne gezählt hat, weil er den vordersten nicht mit in Rechnung brachte; diesen könnte man allenfalls einen Vorder-, aber keineswegs einen Schneidezahn nennen.

Die gegenwärtige Art scheint fast dieselbe Verbreitung zu haben, als der afrikanische Elephant. Am häufigsten ist sie im südlichen Afrika, zumal in den Kafferländern, gefunden worden; dort haben sie alle Reisenden gesehen. Aus der Kapkolonie ist sie fast ganz verschwunden. Sie breitet sich von da an gegen Norden allenthalben aus, ist in Congo schon in ältern Zeiten angetroffen worden <sup>3)</sup>, und reicht auf der Ostseite bis an die Sahara, wie denn aus dem Sudan Denham und Clapperton <sup>4)</sup> die Hörner mitgebracht haben, in Abyssinien, nach Salt <sup>5)</sup>, dieselbe Art als am Kap einheimisch ist, und sie ebenfalls in Darfur und den Sümpfen des Baher Abbiad vorkommt <sup>6)</sup>.

Die Lebensweise ist wie bei den andern Arten. Gewöhnlich sieht man nur 2 — 3 Stück beisammen, manchmal jedoch kommen sie auch in etwas größerer Anzahl vor. Im Gehen tragen sie den Kopf, wie die Schweine, gesenkt, und sind im Laufe schneller als das Pferd. Sie wenden hiebei den Kopf von einer Seite zur andern, und reißen mit ihren Hörnern Furchen in die Erde. Ihre Stimme ist eine Art von Grunzen, das von einem starken Pfeifen begleitet ist <sup>7)</sup>. Wasser zum Schwimmen ist ihnen unentbehrlich.

Die Weibchen werfen nur ein einziges Junge, und unter den beiden Geschlechtern ist hinsichtlich der Größe keine erhebliche Verschiedenheit <sup>8)</sup>.

---

1) Buff. suppl. VI. p. 81.    2) Journ. de Physique. 1817. p. 168.    3) Pigafetta Congo. p. 29    4) Reisen. Weim. S. 680.    5) Voy. to Abyssin. Append. 38.    6) Rüppell's Reisen in Nubien. S. 161.    7) und 8) Gordon. S. 82.

Die Nahrung besteht in Baumzweigen und Wurzeln, doch frißt es auch saftige Pflanzen, wie z. B. Stapelien und die Stoebe *Rhinocerotis* Lin. Am Tage ruht es, und geht erst gegen Abend seinem Futter nach<sup>9)</sup>.

Der Nutzen, den man vom afrikanischen Nashorn zieht, besteht im Gebrauch seiner Haut, seines Fleisches und Horns. Aus der Haut werden dünne Streifen geschnitten, die gehörig abgeschabt, mit Del getränkt und gereckt die bekannten Reitgerden abgeben, die am Kap mit einem malayischen Namen, Schambof, genannt werden. Da man 2 — 4 Schilling für eine solche Peitsche bezahlt, so ist ein Rhinoceros allerdings den Schuß Pulver wohl werth<sup>10)</sup>. Auch Schilde werden aus der Haut verfertigt.

Das Fleisch wird von den Eingebornen allenthalben zu den Delikatessen gezählt; die europäischen Kolonisten genießen es aber gewöhnlich nur auf ihren Reisen, wo der Lebensunterhalt allein durch die Ergebnisse der Jagd erworben werden kann. Burchell<sup>11)</sup> erklärt dieses Fleisch für trefflich, und im Geschmack dem Rindfleisch viel ähnlich; die Zunge meint er, würde selbst ein Epikuräer für einen Leckerbissen halten. Von einem alten Exemplar fand er das Fleisch zwar zähe, wozu indeß der Umstand mitbeitragen mochte, daß es frisch getödtet war, allein von einem Weibchen, das fetter war, war es äußerst wohlschmeckend und verdaulich.

Auch in Afrika ist der Glaube verbreitet, daß Becher aus dem Horne des Rhinoceros verfertigt, gegen Vergiftung schützen, indem sie durch starkes Aufbrausen der Flüssigkeit die Schädlichkeit derselben anzeigen sollen<sup>12)</sup>.

Wenn man die Jagd auf dieses Thier mit Erfolg betreiben will, so muß man es mit Kugeln schießen. Die Eingebornen stellen ihm zwar auch mit ihren Lanzen und Pfeilen nach, ohne aber damit in der Regel etwas Sonderliches auszurichten; am ersten gelingt es ihnen noch, wenn sie ganz in der Nähe vergiftete Waffen abschießen können. Da das Nashorn einen ausgezeichnet guten Geruch hat, so muß man ihm gegen den Wind beizukommen suchen, und wegen der damit verbundenen Gefahr greift man es nicht leicht auf offenem Felde an, sondern schleicht sich durch das Gebüsch dicht an dasselbe heran, damit der Schuß mit voller Kraft die dicke Haut

9) Pennant übers. v. Wechstein I. S. 143.  
Afrika. I. S. 157.

11) Reisen. Weim. II. S. 96.

10) Lichtenstein's Reisen im südl.  
12) Lichtenst. I. S. 138.

leichter durchbohrt und einen edlen Theil verletzt. Trifft es der Jäger gut in den Kopf, so kann es ein einziger Schuß todt niederstrecken. Verfehlt er es aber, oder verwundet er es nicht tödtlich, so stürzt es wüthend nach dem Orte hin, wo der Schuß fiel, und spürt seinem Gegner nach. Erblickt es ihn, so ist an keine Flucht mehr zu denken, indem das wüthige Thier mit Leichtigkeit das Gebüsch niedertritt, das der Mensch oder das Pferd umgehen muß. Mit gesenktem Kopfe rennt es gerade vorwärts, und furcht mit seinem Horne die Erde auf; hat nun der Jäger Geistesgegenwart genug, so darf er nur auf die Seite springen, und das Nashorn schießt an ihn vorüber. Vermeidet er dabei sich auf die Windseite zu wenden, damit ihn dasselbe nicht gleich auswittern kann, so bleibt ihm Zeit nochmals zu laden, und es gelingt ihm öfters auf diese Weise nicht bloß sich selbst zu retten, sondern auch noch das Thier zu erlegen<sup>13)</sup>.

#### Bemerkungen über zweifelhafte Nashorn-Arten.

Blainville hat in einem früheren Aufsatze (*Journal de Physique* 1817. vol. 85. p. 163.) an zweifelhaften und gut bestimmten lebenden Arten sieben aufgezählt, also drei mehr, als vorher bekannt waren. Ueber diese habe ich folgende Bemerkungen zu machen.

1. Das *Rhinoceros simus*, welches Burchell<sup>1)</sup> in Südafrika wahrgenommen hat, und das mit dem gewöhnlichen zweihörnigen afrikanischen durch das Tragen zweier Hörner und den Mangel an Hautfalten übereinkommen, von demselben aber durch die abgestuzte Form der Schnauze und beträchtlichere Größe sich unterscheiden soll, scheint mir bei der Unbestimmtheit dieser wenigen Angaben weiter nichts zu seyn, als ein größeres und älteres Exemplar vom gewöhnlichen afrikanischen Nashorn, das seinen Fortsatz an der Oberlippe ganz eingezogen hat, wie dieß das bei uns zur Schau ausgestellte Individuum von der indischen Art in der Ruhe gleich-

13) Lichtenst. I. S. 590. — Burchell II. S. 94. 1) Erwähnt hat Burchell diese Art zuerst in einem Briefe an Blainville (*Journ. de Phys.* 85. p. 163.) und eine Abbildung des Kopfes daselbst beigelegt; einige Worte hierüber sind auch in seiner Reise II. S. 100 zu finden.

falls zu thun gewohnt war. Die Länge von 134 engl. Zoll, welche Burchell seinem *Rhinoceros simus* beilegt, ist keineswegs eine ungewöhnliche, da nach verlässigen Angaben das gemeine afrikanische Nashorn gleichfalls 11—12 par. Fuß lang wird.

2. Blainville ist nicht abgeneigt die von Gordon<sup>2)</sup> beschriebenen Nashörner gleichfalls für eine eigne Art zu halten, weil sie mit 2 Schneidezähnen in jeder Kinnlade versehen seyn sollen. Ich habe jedoch schon S. 339 bemerkt gemacht, daß da Gordon blos 6 Backenzähne in jeder Kieferseite zählt, er ohne Zweifel den vordersten für einen Schneidezahn angesehen hat, was er nach seiner vorgerückten Stellung wohl seyn könnte, indem er fast am vordern Kieferende steht. Nur die Untersuchung des Schädels allein, die Gordon indeß nicht vorgenommen zu haben scheint, ist im Stande nachzuweisen, daß der vorderste Zahn nicht als Schneidezahn erklärt werden könne, weil er oben nicht im Zwischenkiefer steckt.

3. Ueber das von Bruce beschriebene abyssinische Nashorn, welches Blainville als seine dritte zweifelhafte Art aufstellt, ist beim *Rhinoceros cucullatus* das Weitere bereits gesagt worden.

4. Campbell's neue, und auch von Home als solche anerkannte Art, bei der das vordere Horn vorwärts gerichtet ist, wird wohl weiter nichts seyn, als eine zufällige Abänderung des gemeinen afrikanischen Nashorns.

5. Eher könnte man auf die Vermuthung kommen, daß in Ostindien eine zweite Art sich aufhielte, bei der wenigstens Weibchen und Junge ohne Horn wären, wenn auch hier nicht etwa das Fehlen desselben blos zufällig ist. L'Amare-Picquot<sup>3)</sup> erlegte nämlich vor wenig Jahren auf einer Insel an der Mündung des Ganges ein Weibchen mit dem Jungen, die beide ohne Horn waren und deren Felle er mit nach Paris brachte.

2) In Buff. suppl. VI. p. 78.

3) Nach einem handschriftlichen Katalog von Jsid. Geoffroy über die von L'Amare-Picquot gesammelten Säugthiere und Vögel.

## Dritte Gattung.

## Das Flußpferd. Hippopotamus.

LINN. syst. nat. XII. p. 101. — ILLIG. prodom. p. 98. — CUV. règn. anim. 2°. éd. I. p. 242.

Borderzähne giebt es in jeder Kinnlade vier; sie sind cylindrisch, die untern schief vorwärts gerichtet und die beiden mittleren derselben am längsten.

Eckzähne finden sich in beiden Kiefern; die untern sind von ungewöhnlicher Größe.

Backenzähne sind in jeder Kieferhälfte sechs oder sieben vorhanden; sie sind von einem zusammengesetzten Bau.

Die Füße haben sowohl vorn als hinten vier Zehen mit eben soviel Hufen, die in einer Reihe liegen.

Die Haut ist dick, nackt und nur an einigen Stellen mit Borsten versehen.

Die Schnauze ist hoch angeschwollen, so daß sie die großen Schneide- und Eckzähne gänzlich bedeckt, zugleich trägt sie weder ein Horn, noch endigt sie sich in einen Rüssel.

Ob schon die ganze Ordnung der Dickhäuter keine zierlichen Formen aufzuweisen hat, so hat doch unter ihnen das Flußpferd wieder die schwerfälligste, plumpeste Gestalt. Der Kopf ist groß und endigt vorn in eine hoch angeschwollene Schnauze, welche die großen Schneide- und Eckzähne gänzlich bedeckt. Der Hals ist äußerlich kaum angedeutet und verläuft unmerklich in den unförmlich dicken Leib, der von so kurzen, plumpen Füßen getragen wird, daß er fast den Boden berührt. Die Haut ist nackt, und nur an einigen Stellen finden sich vereinzelte Haare. Die Augen sind klein, die Ohren mittelmäßig und zugespitzt, und der Schwanz ist kurz. Die Füße haben 4 fast gleich lange und sämtlich vorwärts gerichtete Zehen, die von der Haut umwickelt sind, und äußerlich nur durch die kleinen Hufe unterschieden werden.

Der Bau der Zähne unterscheidet die Flußpferde sehr auffallend von den andern Gattungen dieser Ordnung, und jene Theile sind nach dem Alter der Thiere an Zahl und Form vielen Abänderungen unterworfen <sup>1)</sup>. In Allem finden sich 36 Zähne, nämlich 8 Schneidezähne, 4 Eckzähne und 24 Backenzähne, und rechnet man die vordern Milch-Backenzähne hinzu, welche ausfallen, ohne ersetzt zu werden, so hat man im Ganzen 40 Zähne <sup>2)</sup>.

Schneidezähne sind  $\frac{4}{4}$  vorhanden. Die obern sind cylindrisch, kurz, etwas gekrümmt, abwärts gerichtet und schief abgeschnitten; die hintern sind kleiner und rückwärts gestellt. Die untern Schneidezähne sind größer, als die obern, von cylindrischer, allmählig in eine Spitze auslaufender Gestalt, und mit Längsfurchen versehen, welche am gebrauchten Theil zuletzt verschwinden. Sie sind, wie beim Tapir und Schwein, schief vorwärts gerichtet, und die mittlern sind an ihrem vorragenden Theil 3 — 4 mal länger als die äußern.

Eckzähne  $\frac{4}{4}$ . Die obern sind auf dem Durchschnitt abgerundet dreieckig, etwas nach vorn gekrümmt und abwärts gerichtet. Auf ihrer Innenseite zeigen sie eine tiefe Längsfurche und außerdem in ihrem ganzen Umfang viele schwächere Längsfurchen. Durch Abreibung an den untern sind sie vorn mit einer schiefen Fläche abgestuht. Die untern Eckzähne sind von einer enormen Größe, und bei weitem länger als die obern; der Krümmung nach gemessen werden sie an 27" lang.

Backenzähne sind bei erwachsenen Thieren  $\frac{6}{7}$ , und wenn man die vordersten Milchzähne mitrechnet, welche ausfallen, ohne ersetzt zu werden,  $\frac{7}{7}$ . Dieser vorderste Milch-Backenzahn ist klein, von den andern abgerückt, und der untere, wie dieß unsere beiden Schädel ausweisen, verschwindet mit seinem Fach eher, als der obere. Die 3 hinter ihm stehenden Zähne werden gewechselt, die 3 letzten aber nicht. Es giebt demnach 4 Milchzähne, von denen

---

1) Der Zahnbau ist sehr genau beschrieben von Cuvier in seinen Recherch. I. p. 287. tab. 2. fig. 3. 4. — Minder ausführlich von Fr. Cuvier in seinen Dents des Mammif. p. 206. t. 84. Ihre Angaben habe ich sorgfältig verglichen mit dem Gebiß der beiden Schädel unserer Sammlung. 2) Fr. Cuvier zählt in Allem 38 Zähne, weil er die beiden ersten Milchzähne in der Oberkinnlade, welche später ganz verloren gehn, mitgerechnet, die entsprechenden untern aber übersehen hat.



denen jedoch nur 3 ersetzt werden, und 3 bleibende Zähne. Die 3 ersten Milchzähne, so wie ihre Ersatzzähne sind kegelförmig und viel einfacher gestaltet, als die hintern Zähne, die zusammengesetzt sind; der 4te Milchzahn aber kommt in seinem Bau mit letztern überein, jedoch beim Wechsel tritt gleichfalls ein einfacher kegelförmiger Zahn an seine Stelle, so daß also in jeder Altersperiode, oben wie unten, 3 einfache und 3 zusammengesetzte Zähne anzutreffen sind.

Die 3 ersten Milch=Backenzähne sind kegelförmig und an den Seiten zusammengedrückt. Die 3 Ersatzzähne, welche auf den 2ten, 3ten und 4ten Milchzahn folgen, haben gleichfalls eine kegelförmige Gestalt, sind aber minder zusammengedrückt, und da sie auf der Außenfläche mit 2 Furchen bezeichnet sind, so erhält ihre Krone bei der Abnutzung eine gelappte Figur.

Die 3 hintersten Backenzähne, welche bleibend sind, nebst dem 4ten Milchzahn, welcher vor ihnen steht, haben einen zusammengesetzteren Bau. Sie bestehen nämlich aus 2 Paaren von kegelförmigen Hügeln, die hinter einander liegen, unten zwar verwachsen, oben aber geschieden sind. Jeder einzelne Hügel hat auf seiner vordern, so wie auf seiner hintern Fläche eine tiefe Auskehlung; bei seiner Abnutzung zeigt er daher auf seiner Kaufläche die Figur eines Kleeblatts. Geht die Abreibung im Lauf der Zeit bis zu der Stelle, wo sich dieser Hügel mit dem andern verbindet, so bildet sich durch das Zusammenfließen beider Kleeblätter eine 4lappige Figur. Wenn endlich die beiden Hügelpaare sich vereinigen, so zeigt die ganze Zahnkrone nur noch ein großes krummliniges Viereck.

Der Bau der Backenzähne ist sich in beiden Kinnladen gleich<sup>3)</sup>, nur haben die beiden letzten Zähne des Unterkiefers hinten noch einen einfachen kegelförmigen Ansaß, der bei der Abnutzung eine ovale Figur darstellt.

3) Friedr. Cuvier ist im Irrthum, wenn er sagt, daß sich im Unterkiefer nur 2 fausses molaires d. h. einfache, kegelförmige Zähne finden, von denen der erste ausfällt, ohne ersetzt zu werden, so daß also der Unterkiefer anfangs 6, endlich nur 5 Backenzähne hätte. Die beiden einfachen Zähne, von denen er spricht, werden beim Wechsel wieder ersetzt und der letzte Milchzahn wird gleichfalls mit einem einfachen Ersatzzahn ausgetauscht; dagegen liegt vor ihnen ein kleinerer, der frühzeitig ganz verloren geht, so daß es also eine sehr kurze Periode giebt, wo das Thier 7 Backenzähne, außerdem aber 6 im Unterkiefer hat.

Bemerken muß ich auch noch, daß der 4te oder letzte Milch=Backenzahn des Unterkiefers, welcher sich in dem kleinern Schädel unserer Sammlung vorfindet, nicht aus 2, sondern aus 3 Hügelpaaren zusammengesetzt ist; eine Eigenthümlichkeit, die beide Cuvier's nicht angeben. Diese 3 Hügelpaare sind gleichfalls hinter einander gestellt, wie bei den übrigen zusammengesetzten Zähnen; das hinterste ist am größten, und die beiden vordern sind unter sich gleich.

Am Skelet ist für unsern Zweck noch Folgendes zu bemerken. Der Schädel weicht in seiner Form merklich von dem der übrigen Pachydermen ab, indem er flach niedergedrückt ist, so daß eine Linie von dem Kamm des Hinterhauptbeins bis zu der Spitze des Nasenbeins fast wagrecht ist, und demnach eine ziemlich gleiche Richtung mit der Längsachse der Unterkinnlade hat. Durch diese Entwicklung in horizontaler Richtung bildet der Schädel des Flusspferdes einen direkten Gegensatz von dem des Elephanten, bei welchem die Entwicklung in senkrechter Lage vor sich geht. Augenhöhlen und Jochbögen sind stark vorspringend, und die Schnauze bildet an ihrem vordern Ende 4 stark aufgetriebene Wülste, von denen die beiden mittlern die obern Schneidezähne, und die beiden äußern die Eckzähne enthalten. Die Unterkinnlade bietet vorn eine ungewöhnlich breite Fläche dar, welche die untern Schneide- und Eckzähne trägt, und die stark aufgetriebenen Fächer der letztern springen noch über die Linie hinaus, in welcher die Schneidezähne liegen.

Wirbel sind 47 vorhanden, nämlich 7 Hals-, 15 Rücken-, 4 Lenden-, 7 Kreuzbein- und 14 Schwanzwirbel. Rippen finden sich 15 Paare, wovon 8 ächte und 7 falsche sind.

Von den Knochen der Gliedmassen ist zu erwähnen, daß sich dieselben sowohl dem des Ochsen als des Schweines annähern, obwohl die einzelnen Theile meist Merkmale genug darbieten, um sie von denen der letztgenannten Thiere zu unterscheiden.

Schulterblatt und Oberarm sind groß und stark. Ulna und Radius verwachsen frühzeitig, und lassen zwischen sich nur eine ziemlich tiefe Furche. Die Handwurzel ist kurz, und besteht aus 8 Knochen, welche wie gewöhnlich in 2 Reihen liegen. Die Mittelhand hat 4 dicke und kurze Knochen, an welche sich die kurzen Finger anschließen.

Der Schenkelknochen ist lang, gerade und schlank. Das Schienbein ist kurz und an seinen beiden Enden breiter als bei irgend einem andern Thier. Das Wadenbein dagegen ist sehr dünne, und zugleich ziemlich abgerückt. Die Fußwurzel, welche nach dem Typus des Schweins gebildet ist, hat die gewöhnlichen Knochen. Der übrige Fuß kommt mit den gleichnamigen Theilen der Hand überein.

Vom Bau der Eingeweide kennen wir weiter nichts, als ihre Beschaffenheit beim Foetus, den Daubenton<sup>4)</sup> zergliedert hat, und bei einem jungen Thiere, das erst 2—3 Wochen alt war, eine Länge von 3½ Fuß hatte, und von Sparrmann<sup>5)</sup> untersucht wurde. In neuerer Zeit ist über die Anatomie dieser Theile nichts weiter bekannt geworden, denn selbst Meckel<sup>6)</sup> wiederholt nur die Beschreibung von Daubenton.

Der Magen des Foetus, den Lezterer beschreibt, hatte einige Aehnlichkeit mit dem des Nabelschweins. Er war aus 3 Theilen zusammengesetzt, von denen der größte sich vom Grunde des Blindsacks bis zum Pfortner in einer Länge von 8½" quer ausdehnte und eine darmähnliche Gestalt hatte. An ihm waren die beiden andern Anhänge, welche die Form von Blinddärmen hatten, befestigt; der größte, welcher 4" lang war, entsprang an der rechten Seite der Speiseröhre, der kleinere, der nur 1" 5'" lang war, gieng vom Grunde des großen Blindsacks ab. Die innere Beschaffenheit dieses Magens war auffallend. Aus der Speiseröhre nämlich gelangt man in eine kleine mittlere Höhle und von hier aus in die beiden Seitenhörner, die durch eine unvollkommene queere Scheidewand von einander und dem queeren Magentheile so geschieden sind, daß sich die Speiseröhre zunächst in die mittlere Höhle, das große Horn und den queeren Magentheil öffnet, indem die Mündung von dem großen Horn über der Scheidewand liegt. Die Deffnung des kleinen Horns befindet sich dagegen unter dieser, und demnach scheint es, daß die Speisen zu ihm erst von der großen Höhle aus gelangen können. Die untere Wand der letztern wird durch 9—10 Vorsprünge in Zellen abgetheilt; übrigens ist die ganze innere Fläche des Magens, mit Ausnahme des dem Pfortner zunächst liegenden Stückes, faltig und runzelig.

4) Buff. hist. nat. XII. p. 50. t. 4 und 5. 5) Reise nach dem Vorgeb S. 568. 6) Syfem der vergl. Anat. IV. S. 588.

Abweichend hiervon ist die Beschreibung, welche Sparrmann von dem Magen des erwähnten jungen Thiers giebt. „Es hatte 4 Magen, mit hin einen mehr, als die von Daubenton untersuchte Leibesfrucht. Die beiden ersten Magen, welche den von Buffon untersuchten etwas ähnlich waren, hatten ein jeder die Länge von ungefähr 7'' und einen Durchmesser von 3''. Der 3te war 9'' lang und etwas breiter als jene beide. Der 4te war 7'' lang und vorn 5'' breit, wurde aber nach und nach an der einen Seite schmaler, bis er sich in die untere Magenöffnung endigte, welche 1'' weit, also ungefähr anderthalbmal weiter als der obere Magenmund war. Zwischen den beiden ersten und dem 3ten Magen bemerkte ich keine solchen Klappen als Daubenton angegeben hat. Der 1ste Magen war beinahe leer, auffer daß ich einige Stück geronnene Milch darin fand; er unterschied sich inwendig von den 3 andern durch die feinere Haut. Die inwendige Haut des 2ten Magens war beinahe gröber und hatte mehr kleine Falten, enthielt auch mehr Klumpen geronnener Milch und überdem eine Menge Sand und Schlamm. Der 3te hatte inwendig sehr merkliche, sowohl in die Länge als Queere gehende Falten, enthielt auch gelbere und härtere Klumpen geronnener Milch, ingleichen einige völlig ganze und frische Baumblätter nebst einigem Schlamm. Die inwendige Haut des 4ten Magens war sehr platt, aber doch etwas in Falten gelegt; er hielt sehr viel Schlamm, aber wenig Milch, welche aufferdem weißer als in den vorhergehenden war. Dieser 4te Magen bedeckte größtentheils die andern und hatte seinen Platz in der rechten Seite des Bauches; an dem obern inwendigen Rande war der obere Theil der Milz festgewachsen.“

Bei der Differenz, die in den beiden mitgetheilten Beschreibungen herrscht, muß es künftigen Untersuchungen überlassen bleiben, uns weitere Aufschlüsse zu gewähren. Soviel geht jedoch hervor, daß der Magen des Hippopotamus sehr complicirt ist, und in dieser Hinsicht sich dem der Wiederkäuer annähert.

Ueber die übrigen Eingeweide sagt Sparrmann Folgendes: „Die Milz war 1' lang und 3'' breit, und gieng in einer Beugung nach der linken Seite hinunter. Das Gedärme war 109' lang. Das Maaß der Leber war 14'' von der Rechten nach der Linken gemessen, und von hinten nach vorn etwa 8''. An dem vordersten Rande hatte sie eine große runde

Aushöhlung, war übrigens ungetheilt, der Gestalt nach aber schief, und auf der linken Seite, wo ich eine 5" lange Gallenblase entdeckte, am breitesten. Bei der Mutter war eben nichts zu bemerken. Euter fand ich 2. Das Herz war verhältnißmäßig mit weit mehr Fett, als das Glennherz (*Antelope Oreas Pall.*) umgeben; die Länge betrug 5" und die Breite gegen  $4\frac{1}{2}$ ". Die sogenannte eiförmige Oeffnung zwischen den Herzohren hatte einen Diameter von 1". Jede Lunge war 11" lang und ungetheilt; die rechte aber hatte oben und nach aussen  $2\frac{1}{2}$ " hohe Lappchen oder Fortsätze, und die linke oberwärts einen kleinen zugespitzten Auswuchs; etwas unterhalb dieses letztern fand ich auch einen  $\frac{1}{2}$ " großen Fortsatz; quer über der untern Verbindung war ein 1" hoher Kamm oder Stachel (*crista*) zwischen der rechten und linken Lunge."

Der Aufenthalt des Flußpferdes ist mehr an das Wasser gebunden, als bei jedem andern Thier aus dieser Ordnung. Seine Bewegungen sind schwerfällig und seine Seelenfähigkeiten geringe, wie beim Schwein und Nashorn. Die Lebensgeschichte desselben ist noch nicht vollständig gekannt, ja es ist sogar noch ungewiß, ob die Gattung nur aus einer oder mehreren Arten besteht. Desmoulins<sup>7)</sup> fand an den beiden pariser Skeleten, wovon das eine vom Kap, das andere vom Senegal kam, manche Differenzen, welche ihm zur Errichtung zweier Arten hinreichend schienen. Diese Trennung beruht jedoch, meines Ermessens, noch auf sehr schwachen Gründen, da an einem einzigen Exemplar es unmöglich bestimmt werden kann, welche Abweichungen der Art überhaupt und welche bloß dem Geschlecht, dem Alter oder gar nur dem Individuum zukommen. Bis wir demnach genaue, nach vielen Exemplaren aus verschiedenen Gegenden entworfene Beschreibungen des äußern und innern Baues, so wie eine vollständige Kenntniß der Lebensgeschichte dieser Thiere erlangt haben werden, müssen wir sie vor der Hand als eine einzige Art ausmachend ansehen.

Bis jetzt kennt man mit Zuverlässigkeit nur Afrika als die Heimath dieser Thiere. Zwar hat Marsden<sup>8)</sup> das Hippopotamus auch als einen Bewohner von Sumatra aufgeführt, allein es ist dieß, wie schon früher bemerktlich gemacht wurde, weiter nichts, als der zweifarbige Tapir.

7) Dict. class. d'hist. nat. VIII. p. 219. 8) History of Sumatra. edit. 3. p. 116.

## 1.

## Das gemeine Flußpferd. Hippopotamus amphibius.

Tab. CCCXVIII.

---

- בהמות. Behemoth. *Hiob* 40, 15. BOCHART Hierozoic. ed. ROSENM. III. p. 705.
- "*Ἴππος ποτάμιος*. HERODOT. II. c. 71.
- — ARISTOTEL. hist. anim. II. c. 7. 12.
- — DIODOR. biblioth. hist. I. p. 42 ed. Weseling.
- Hippopotamus. PLIN. hist. nat. VIII. c. 25. (c. 39 Hard), c. 26 (c. 40 Hard),  
XI. c. 12 (c. 14 Hard), c. 37 (c. 61 Hard), c. 39 (c. 93 Hard),  
XXXII. c. 11 (c. 53 Hard).
- "*Ἴππος ποτάμιος*. PAUSANIAS Messen. p. 364. Arcad. 694.
- — AELIAN. anim. V. c. 53.
- "*Ἴππαγρος*. OPIAN. carid. de venation. III. vers. 251.
- "*Ἴππος τοῦ Νείλου*. TATIUS, de Clitoph. et Leucipp. amoribus. lib. 4. p. 221.  
edit. Salmas
- Hippopotame. ABDALLATIF. relat. de l'Égypte, trad. par de Sacy. p. 143.
- Hippopotamus. BELLON. de aquatil. I. p. 22.
- GESN. aquat. p. 494. cum fig.
- L'hippopotame ou cheval marin. THEVET cosmogr. I. fol. 64.
- Cheropotamus et Hippopotamus. ALPIN. hist. Aegypt. nat. I. p. 245. t. 22.  
fig. 1, 2; t. 23, 24, 25.
- Hippopotamo. ZERENGHI descript. dell. hippop.
- Hippopotamus antiquorum. COLUMN. aquat. p. XXVIII. fig. p. XXX.
- Hippopotamus. ALDROV. digit. p. 181. mit mehreren Fig.
- JONST. quadr. 76. t. 49.
- Hippopotame, cheval marin. THEVENOT voy. I. p. 491.
- Cheval Marin. MARMOL Afr. I. p. 51.
- Hippopotamus. CHARLET exerc. p. 14.
- LUDOLF. hist. aethiop. I. c. 10. n. 1. mit Fig. — comment. p. 155.
- GREW. mus. reg. soc. p. 14. t. 1. Abbild. des Schädels.
- RAI. syn. quadrup. p. 123.

- Hippopotami or River-horses. Water-Elephants, Kerkamonou. **BARBOT** Guin. p. 73. 117.
- Seeuh. Kolbe Vorgeb. S. 168. t. 6. fig. 1. schlecht.
- Hippopotame. **JUSSIEU** mém. de l'acad. 1724. p. 209. Beschreib. und Abbild. des Schädels.
- Le cheval marin ou l'Hippopotame. **LOBO** voy. hist. d'Abissinie I. p. 288.
- The Hippopotamus. **SHAW** trav. p. 427.
- Hippopotamus. **LINN.** syst. nat. II p. 48. — VI. p. 11.
- **KLEIN** quadrup. p. 34. t. 3. schlecht.
- **BRISS.** regu. anim. p. 122.
- Hippopotame ou cheval marin. **ADANS.** Seneg. p. 73.
- Hippopotamus (amphibius) **LINN.** syst. nat. X. p. 74.
- L'Hippopotame. **BUFF.** hist. nat. XII. p. 22. t. 3. (Jung); t. 6. f. 1. (Schädel), 2, 3 (Fuß). — Suppl. III. t. 62 u. 63. Suppl. VI. t. 4. 5.
- Hippopotamus amphibius pedibus quadrilobis. **LINN.** syst. nat. XII. p. 101.
- Wasserochse. **KNORR** Delic. II. t. K. 12.
- Das Nilpferd. Berl. Samml. I. S. 514 mit Fig.
- The Hippopotame. **PENN.** syn. quadr. p. 78. — Uebers. v. Besch. I. S. 149. t. 20.
- L'Hippopotame. **ALLAMAND.** hist. nat. du Gnou, du grand Gerbo et de l'Hipp. t. 3.
- Hipp. amphibius. **ERXL.** syst. regn. anim. p. 195.
- — **SPARRMANN.** Kongl. Sueenskf. Vetenskf. Acad. Handl. 1778. XXXIX. p. 329. t. 10. — Reise S. 553. 562 — 572. t. 13. 14.
- Hippopotamus. **CHEMNIZ** Naturf. XXI. S. 84.
- Hipp. amphibius. **LINN.** ed. **GMEL.** XIII. p. 214.
- L'Hippopotame. **LEVAILL.** voy. I. p. 349.
- Hipp. amphibius. **DOUENDORFF** zoolog. Beitr. I. S. 730.
- — **SPALOWSKY** erster Beitr. z. Naturgesch. S. 45. t. 55. (Abb. des Thiers); 56 a u. 56 b. (Schädel).
- — **BLUMENBACH'S** Handb. d. Naturgesch. 5te Aufl. S. 126.
- — **SHAW** gen. zoolog. II. 2. p. 442 mit Fig.
- — **THUNBERG.** mém. de l'Acad. de St. Pétersb. p. 321.
- L'Hippopotame. **CUV.** rech. sur les ossem. foss. I. p. 270 mit Abbild. des Skeletts. — Règn. anim. ed. 2. p. 242. Uebers. v. Voigt. S. 275.
- **DESMAR.** Mammalog. p. 386. — Enc. méth. t. 40. f. 4.
- Hippopotamus or River Horses. **MAXWELL** Edinb. phil. Journ. V. p. 271.

Flußpferd. *Burchell* neue Biblioth. d. wichtigsten Reisebesch. XXXII. S. 302.

Hipp. amphibius. *FR. CUV.* Dict. des sc. nat. XXI. p. 189 mit Fig.

— — *DESMOUL.* Dict. class. d'hist. nat. VIII. p. 215.

— — *BONELLI* mem. dell. real. Acad. di Torino. XXIX. (1825) p. 243.

— — *GRIFF.* anim. Kingd. III. p. 397. V. n. 735.

— — *FISCH.* syn. mammal. p. 425.

Milpferd, Flußpferd, Seefuh im Deutschen.

Foras l'bar, Abu mner bei den Egyptern.

Aus der vorstehenden langen Reihe von Schriftstellern, die noch durch Zufügung mehrerer unwichtigeren, welche Erleben und Donndorff aufgenommen haben, ansehnlich hätte vergrößert werden können, sollte man schließen, daß unsere Kenntniß von den afrikanischen Flußpferden ganz befriedigend wäre, während im Gegentheil dieselbe noch sehr mangelhaft ist, und künftige reisende Naturforscher zu ihrer Vervollständigung wesentliche Beiträge zu liefern haben<sup>9)</sup>.

Die erste Erwähnung des Hippopotamus geschieht in der heiligen Schrift, wo im 40ten Kapitel Hiob's, B. 15—19, ein Thier unter dem Namen **Behemoth** beschrieben wird, von dem Bochart mit großer Gelehrsamkeit nachgewiesen hat, daß hierunter kein anderes, als das Milpferd zu verstehen wäre.

Unter den Profan=Schriftstellern beschreibt Herodot (II. cap. 71.) am ersten das Hippopotamus. „Die Flußpferde,“ sagt er, „werden in der papremitischen Praefektur für heilig gehalten, in den übrigen nicht so. Ihre Körperbeschaffenheit ist folgende. Sie sind vierfüßig, aber mit gespaltene Klauen wie beim Ochsen Geschlechte, mit aufgeworfenem (*συῖον*) Gesicht, Pferdemaßne, vorragenden Zähnen, Pferdeschwanz und Pferdestimme, von der Größe eines sehr großen Ochsens, und mit so dicker Haut, daß aus der getrockneten Wurffspieße verfertigt werden“<sup>10)</sup>.

Daß

9) Die geschichtliche Darstellung der Kenntnisse, welche das Alterthum und das Mittelalter vom Flußpferd hatte, hat *Schneider* (P. Artedi synonymia piscium p. 217) sehr gründlich und umfassend bearbeitet. 10) *Porphyrus* (bei *Euseb.* in praeparatione evangelica X. p. 466.) bemerkt, daß *Herodot* seine Beschreibung des Hippopotamus von dem Nilöser *Heatacus* entlehnt habe.



Daß diese Beschreibung des alten Historikers fast durchgängig unrichtig ist, wird aus der spätern Charakteristik des Flußpferdes hervorgehn; gleichwohl treffen wir bei dem Naturforscher, der zunächst nach Herodot dieses Thier beschrieben hat, keine bessere an. „Das egyptische Flußpferd,“ sagt Aristoteles, „hat eine Mähne wie das Pferd, gespaltene Klauen wie die Ochsen, ein aufgeworfenes Gesicht, ein Sprungbein wie die Thiere mit gespaltene Klauen, etwas vorragende Zähne, den Schwanz des Schweines, die Stimme des Pferdes und die Größe des Esels. Die Haut ist so dick, daß aus ihr Schilder verfertigt werden. Die innern Theile sind dem Pferd und Esel ähnlich.“

Es erhellt auf den ersten Anblick, daß diese Beschreibung dem größten Theile nach mit der von Herodot übereinstimmt. Einiges ist indeß verändert oder zugefügt, indem Aristoteles den Schwanz nicht mit dem des Pferdes, sondern des Schweines vergleicht, die Größe bloß der eines Pferdes gleich schätzt, und das Sprungbein, so wie die innern Theile anführt. Diese Abänderungen und Zusätze kann Aristoteles keineswegs aus Astopfie entworfen haben, sonst würde keine so falsche Beschreibung bei ihm zu finden seyn, sondern er muß sie aus einer andern Quelle genommen haben, die wir jetzt mit Zuverlässigkeit nicht mehr ausmitteln können.

Außer der erwähnten Stelle kommen bei Aristoteles noch 2 andere vor, die nicht richtiger als jene sind. In der einen (Hist. anim. II. 1.) wird das Hippopotamus mit dem Schaf, der Ziege und dem Hirsche unter die Thiere mit gespaltene Hufen gerechnet. In der andern (VIII. 2.) wird behauptet, daß das Flußpferd so wenig als die Meerschilfroste, das Krokodil und der Seehund entfernt vom Wasser aushalten und leben könne.

In manchen Stücken richtiger, wenn gleich noch mit einigen starken Irrthümern vermischt, ist die Beschreibung, welche wir bei Diodorus finden. „Das Nilpferd,“ heißt es daselbst, „ist nicht kleiner als 5 Ellen (πνχών), vierfüßig und mit gespaltene Klauen, wie die Ochsen. Es hat vorragende und größere Zähne als das Wildschwein, und zwar drei auf jeder Seite; Ohren, Schwanz und Stimme wie beim Pferd, die übrige Körpermasse nicht unähnlich dem Elephanten, die Haut die dickste und stärkste unter allen Thieren. Es lebt im Wasser wie auf dem Lande; bei Tage bewohnt es das Wasser und beschäftigt sich auf dem Grunde, bei

Nacht aber steigt es an's Land und frißt die Saaten und Kräuter ab, so daß es, wenn das Thier mehrere Junge und in jedem Jahr gebären würde, den Feldern der Egypter den größten Schaden zufügen könnte<sup>11)</sup>.

Die vierte Notiz vom Hippopotamus, welche wir bei den Profan-Schriftstellern antreffen, giebt Plinius, und es läßt sich schon im voraus vermuthen, daß bei einem Autor, der ohne Selbstbeobachtung, ohne Kritik und ohne Sachkenntniß seine Naturgeschichte zusammenschrieb, keine genauere Beschreibung, als die bisher angeführten, vorkommen wird. „Größer an Höhe als das Krokodil,“ sagt er<sup>12)</sup>, „wird im Nil das Hippopotamus gefunden, mit zweifachen Klauen wie die Ochsen, mit dem Rücken, der Mähne und dem Wiehern des Pferdes, mit aufgeworfener Schnauze, mit dem Schwanze und den gekrümmten Zähnen der Eber, die aber weniger gefährlich sind; die Haut zu Schildern und Helmen geeignet, weil sie undurchdringlich ist, außer wenn sie durch Wasser erweicht wird.“ Außerdem kommen bei Plinius noch mehrere Stellen vom Flußpferd vor, wie z. B. **XI. cap. 37**, wo er dessen Zähne vorragend, wie beim Schwein und Elephanten nennt, dann **IX. cap. 12**, wo er ihm gar eine Bedeckung von Haaren zuschreibt u. s. w.

Nach Plinius treffen wir bei den spätern lateinischen und griechischen Schriftstellern, wie Helian<sup>13)</sup>, Plutarch<sup>14)</sup>, Porphyrius<sup>15)</sup> und Pausanias<sup>16)</sup>, wenig Erhebliches und meist Abgeschriebenes an. Die wilden Pferde, deren Dypian<sup>17)</sup> an den äthiopischen Grenzen mit zwei vorstehenden Zähnen, gespaltenen Klauen und langer Mähne gedenkt, können nichts anders als Flußpferde seyn. Auch Ammianus Marcellinus<sup>18)</sup>, der im 4ten Jahrhundert schrieb, legt dem Hippopotamus noch die Form des Pferdes und gespaltene Klauen bei. Er führt ferner an, daß diese Thiere zuerst dem römischen Volke unter der Medilität des M. Scaurus gezeigt, nachher öfter eingebracht worden seyen, jetzt aber nicht mehr

---

11) Bibliothec. historic. Tom. I. p. 42. ed. Wesseling. 12) Hist. nat. VIII. c. 25. (c. 39 Hard.). 13) Hist. animal. VII. 19. 14) De solertia animal. p. 962. 15) De abstinentia lib. 3. 16) Messeniae. p. 364. 403. — Arcad. p. 694. 17) Carmen de venatione III. vers. 251. 18) Hist. roman. lib. 22. cap. 15.

gefunden wurden, da sie, um der Verfolgung zu entgehen, ausgewandert wären.

Ueber die in Rom vorgezeigten Flußpferde finden wir, außer den Angaben der eben genannten Schriftsteller, noch einige Notizen bei andern Autoren. Dio Cassius (T. I. p. 655.) schreibt, daß in Rom das erste Hippopotamus bei Augustus Triumph über die Cleopatra gesehen worden sey. In diesem Punkt verdient jedoch Plinius mehr Glaubwürdigkeit, dem zu Folge das erste Flußpferd während der Aedilität von Scaurus nach Rom gekommen ist, womit auch Ammianus Marcellinus, wie eben angeführt, übereinstimmt. Dio (T. II. p. 1211. ed. Reimari) bemerkt ferner, daß Commodus 5 Flußpferde getödtet habe. Julius Capitolinus berichtet, daß unter Antoninus Pius und Gordian Krokodile und Flußpferde in Rom gesehen worden seyen. Daß Helio-gabal Hippopotamus gehabt habe, erzählt Lampridius. Endlich besingt Calpurnius<sup>19)</sup>, ein Dichter aus dem Zeitalter des Kaisers Carus, das zu Rom vorgezeigte Flußpferd<sup>20)</sup>.

An Gelegenheit genaue Beobachtungen über das Hippopotamus anzustellen, fehlte es demnach den Römern nicht, da sie aber keinen Sinn für eine wissenschaftliche Betrachtung der Natur hatten, so half ihnen diese Gelegenheit zu nichts.

Die verhältnismäßig am mindesten unrichtige Beschreibung, welche wir aus diesem Zeitraume übrig haben, ist die von dem Alexandriner Achilles Tatius\*), der im 4ten Jahrhundert lebte. Obwohl nicht nach Autopsie entworfen, läßt sie doch das fragliche Thier nicht verkennen.

Besser als die Schriftsteller haben die alten Künstler das Hippopotamus dargestellt. An der Basis des vatikanischen Nilus<sup>21)</sup> erkennt man z. B. deutlich die Flußpferde, welche im Fluße mit Krokodilen kämpfen,

19) „Spectavi vitulos et equorum nomine dictum  
Sed deforme pecus, quod in illo nascitur amne,  
Qui sata riparum vernantibus irrigat undis.“  
Eclog. VII. vers. 66.

20) Vergl. Schneider a. a. O. S. 257. \*) De Clitoph et Lencipp. amoribus. lib. IV. p. 221. edit. Salmas. 21) S. die Abbild. bei Schneider a. a. O. tab. 3. fig. 1.

von denen das eine bereits von einem Hippopotamus gepackt und in die Höhe gehoben ist; außerdem sieht man Ibiße und die Lotuspflanze. Auf der Gemme, welche im Besitz der Familie Orleans ist, kommt ebenfalls ein Flußpferd vor, das vom Lotus umgeben ist und ein Krokodil im Rachen trägt<sup>22)</sup>. Die Münzen von Adrian zeigen gleichfalls öfters ziemlich kenntlich das Hippopotamus mit dem Krokodil und dem Nilus. Auf einer solchen Münze, welche Belon<sup>23)</sup> abgebildet hat, sieht man den Nilus auf einer Sphinx sitzen, in der Linken das Füllhorn haltend, und im Wasser kommt wieder das Flußpferd mit dem Krokodil vor. Und daß man in der Deutung dieser sehr kenntlich gezeichneten Thiere keineswegs geirrt habe, geht aus Lucian<sup>24)</sup> und Philostratus<sup>25)</sup> hervor, die ausdrücklich sagen, daß man den Nil nicht anders, als in der Begleitung des Hippopotamus und Krokodils dargestellt habe. Bemerkenswerth ist es noch, daß die alten Künstler in den uns hinterlassenen Denkmalen, von denen hier nur einige angeführt sind, das Flußpferd häufig im Kampf mit dem Krokodil vorgestellt haben, während sich bei den Schriftstellern keine Notiz von einer solchen Feindschaft findet.

Als Wohnort geben die alten Autoren gewöhnlich den Nil an, doch kommen auch einige andere Angaben vor. Nearchus, ein Feldherr und Begleiter Alexanders auf seinem indischen Zuge, und Eratosthenus behaupten, daß im Indus keine Flußpferde gefunden werden; das Gegentheil versichert Dnesicritus, der gleichfalls ein Begleiter Alexanders war<sup>1)</sup>. Dem Nearchus stimmt Pausanias bei, dem Dnesicritus aber Philostratus und Nonnus. Ein Landsee bei Licha an der äußersten Küste von Afrika soll, nach Strabo<sup>2)</sup>, Flußpferde und Krokodile ernähren. Der Bambotus, ein Fluß am Atlas, soll voll Krokodile und Flußpferde seyn<sup>3)</sup>. Diese letztern Angaben mögen, wenigstens zu jenen Zeiten, begründet gewesen seyn; hinsichtlich des Indus sind jedoch schon die Zeitgenossen Alexanders nicht einig, und von den neuern Reisenden hat keiner in demselben die fraglichen Thiere wahrgenommen.

22) Ebenda Fig. 2, und außerdem Fig. 3 und 4. 23) De aquatilibus p. 23. 24) Praecepta rhetorica p. 311 ed. Graevii. 25) Ic. lib. 1, imag. V edit. Olear. p. 769.  
1) Strabo Geograph. XI. p. 1012 und 1033. 2) Ebenda XVI. 3) Plinius lib. V. cap. 1.

In den folgenden Jahrhunderten ist die Kenntniß unsers Thiers von den christlichen Schriftstellern so wenig vervollkommenet worden, daß es nicht der Mühe lohnt sie anzuführen. Nur bei dem Araber Abd allatif<sup>4)</sup>, der zu Ende des 12ten Jahrhunderts Egypten durchreiste, treffen wir eine umständliche Beschreibung, die, weil sie nach der Natur entworfen ist, einen naturhistorischen Werth hat, und die richtigste von allen ist, welche bis zu dieser Zeit erschienen waren.

Der erste christliche Schriftsteller, der das Glück hatte ein lebendiges Flußpferd zu sehen, ist Belon<sup>5)</sup>, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sein Buch schrieb. Es war zu Konstantinopel, wo ihm die Gelegenheit eröffnet wurde ein lebendiges Hippopotamus zu beobachten, das der türkische Kaiser vom Nil her erhalten hatte. Seine Beschreibung ist jedoch nicht an Ort und Stelle, sondern wahrscheinlich erst später aus dem Gedächtniß entworfen, daher sehr oberflächlich. Nicht einmal eine Zeichnung dieses Thiers ist beigefügt, sondern dasselbe ist bloß nach einer Münze von Adrian und nach dem vatikanischen Nilus abgebildet.

Gylius, der nach einem Briefe an den Kardinal d'Armagnac (cirtirt von P. Alpin I. p. 248), gleichfalls ein Flußpferd zu Konstantinopel, und vermuthlich dasselbe Exemplar als Belon sah, benützte diese Gelegenheit zur Entwerfung einer genauen Beschreibung so wenig, daß er bloß die von Diodor kopirte<sup>6)</sup>.

Erst mit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts erschien eine gute Beschreibung von einem italienischen Chirurgen Serenghi<sup>7)</sup>, welcher in der Nähe des Nils bei Damiette zwei Flußpferde in einer Grube selbst gefangen und erlegt hatte. Er brachte die beiden Häute nach Stalien, und fügte seiner Abhandlung eine Zeichnung des Weibchens bei.

Fabius Columna<sup>8)</sup>, der die Häute dieser beiden Thiere zu sehen bekam, entwarf nach denselben drei Jahre später gleichfalls eine Beschreibung und gab eine Abbildung des Weibchens. Da die kleine Abhandlung

4) Relat. de l'Egypte, trad. par M. de Sa cy, p. 143. 5) De Aquatilibus. Paris. 1553. p. 12. 6) Aelian. Gylius, lib. XI. c. 45. 7) In seinem Abriss der Chirurgie, 1603, wo S. 55 die Beschreibung des Nilpferds beginnt. Buffon (XII. p. 24) hat von dieser seltenen Abhandlung einen Auszug mitgetheilt. 8) Aquatil. et terrest. animal. observ. 1616. p. 28.

Berenghi's in einem Werke stand, in welchem man sie nicht vermuthen konnte, so wurde sie bald vergessen, und F. Columna wurde daher die Ehre zu Theil, als erster genauer Beschreiber des Nilpferds aufgeführt zu werden, bis Buffon für den Chirurgen die Priorität mit Recht in Anspruch nahm.

Aldrovand hatte, nach Berenghi's Angabe, von der Haut des Weibchens ebenfalls eine Zeichnung vorfertigen lassen. Die Abbildung jedoch, welche derselbe in seinen *Quadruped. digit. vivip. lib. I. p. 184* und *185* mittheilt, ist nicht nach derselben, sondern nach einer Zeichnung entworfen, die er aus Padua erhalten hatte. Letztere rührt wahrscheinlich von Prosper Alpin her, der sich 3 Jahre in Egypten aufgehalten hatte, im Jahr 1583 zurückkehrte und 1617 als Professor zu Padua starb. Vergleicht man seine Abbildungen mit denen von Aldrovand, so sieht man, daß letztere bloße Kopieen von den erstern sind.

Nach der Reihenfolge der Publikation kommt jetzt Jean de L'hevenot<sup>9)</sup>, der eine kurze, aber ziemlich gute Beschreibung von einem Flußpferd entwarf, das 1658 bei Girge gefangen und von ihm in Kairo gesehen wurde. Rudolf<sup>10)</sup> gab Abbildungen, welche denen seiner Vorgänger vorzuziehen waren.

Nicht eher als hundert Jahre nach Prosper Alpini's<sup>11)</sup> Tode, von dem bereits gesprochen worden ist, gelangte sein Werk zur Publikation. Er hatte in Kairo bei dem Pascha von Egypten zwei mit Spreu ausgestopfte Flußpferde gesehen, von denen das eine ein erwachsenes Weibchen, das andere ein Foetus aus demselben war; beide sind im angeführten Werke auf Tab. 22 sehr mittelmäßig abgebildet. Da Alpin an diesen Exemplaren keine vorragenden Zähne, wie sie nach den alten Schriftstellern sich finden sollten, wahrnahm<sup>12)</sup>, so kam er auf die Vermuthung,

9) Relation d'un voy. fait au Levant. 1665. p. 491. — 10) Historia aethiopia 1681. — Ferner ad suam hist. aethiop. commentar. 1691. — 11) Hist. Aegypt. natural 1735. p. 245.

12) P. Alpin drückt sich über die Zähne dieser beiden Exemplare nicht deutlich aus, so daß man nicht weiß, ob sie ganz gefehlt haben, oder nur bedeckt waren. In den angeführten Figuren fehlen die Zähne gänzlich, so daß dieselben wahrscheinlich zugleich mit dem Schädel weggenommen waren. In der Beschreibung heißt es bloß: „Non fuisse vero Hippopotamum vel eo argumento deprehendebatur, quod non habent dentes exertos, ut omnes veteres de equo fluviali unanimiter tradidisse visi sunt.“

daß diese unter dem Hippopotamus ein ganz anderes Thier verstanden hätten. Als er später selbst eine Haut zu sehen bekam, welche diese vorragenden Zähne zeigte, so würde er noch mehr in seiner Meinung bestärkt, und er errichtete daher 2 Gattungen von Flußpferden, von denen er die eine ohne vorspringende Zähne *Cheropotamus*, und die andere mit solchen *Hippopotamus* nannte. Daß übrigens dieser Unterschied nicht begründet ist, sondern alle Flußpferde von den Lippen bedeckte Zähne haben, ist jetzt ausgemacht.

Die bisher genannten Schriftsteller hatten keine Gelegenheit das Thier in seinem freien Zustande genügend beobachten zu können; mit der zunehmenden Reiselust aber wurde eine solche immer mehr eröffnet, und während die bisher beschriebenen Flußpferde sämtlich vom Nil waren, wurde jetzt das Kapland der Ort, von wo aus eine genauere Kenntniß derselben erlangt wurde. Es mag genügen hier nur noch die wichtigern Schriftsteller namhaft zu machen, da man die übrigen aus der Aufzählung der Synonyme ersehen kann.

Schon Kolbe <sup>13)</sup> beschreibt die Flußpferde vom Kap und giebt brauchbare Aufschlüsse über ihre Lebensweise; seine Abbildung ist jedoch ohne Werth. Sparrmann <sup>14)</sup> bekam ein Junges lebendig in seine Gewalt, das er anatomirte und mittelmäßig abbildete. Die genaueste Beschreibung aber verdanken wir den Beobachtungen des holländischen Hauptmanns Gordon <sup>15)</sup>, der auf seinen Reisen im Innern der Südspitze von Afrika diese Thiere häufig zu sehen bekam, indem er selbst 9 derselben tödtete, und mit Plettenberg, dem Gouverneur vom Kap, bei einer Jagd anwesend war, wo ihrer nicht weniger als 21 erlegt wurden. Die beiden Zeichnungen, welche er 1780 an Allamand mittheilte, sind nach frischen Exemplaren verfertigt worden, während sie früher bloß nach getrockneten Fellen entworfen waren; diese Figuren sind fast von allen spätern Schriftstellern kopirt worden, wie denn auch Schreber's Abbildung davon ent-

---

13) Reise an d. afrikan. Vorgeb. S. 167. 14) Reise nach dem Vorgeb. S. 560. 15) Seine Beschreibungen und Abbildungen hat Allamand mitgetheilt, von wo sie in Buffon's Naturgeschichte (Suppl. VI. p. 68. t. 4 und 5; ferner Ausgabe von Sonnini. XXX. p. 73) übergegangen sind.

nommen ist. Von den neuern Reisenden am Kap ist nur noch Burchell<sup>16)</sup> anzuführen, der einige Notizen über die äußere Gestalt, die Lebensweise und die Abbildung eines Kopfs mittheilte, über den so wenig gekannten innern Bau aber leider keine Aufschlüsse gab.

Aus der bisherigen Darstellung geht demnach hervor, daß wir über das Flußpferd eine sehr reiche Litteratur besitzen, in welcher die äußere Gestalt und Lebensweise desselben seit den frühesten Zeiten erörtert worden ist, wenn gleich das Aeltere jetzt fast durchgängig als unbrauchbar erscheint und nur noch in historischer Beziehung einen Werth hat. Desto ärmer dagegen ist derjenige Theil der Litteratur dieses Thieres, welcher die anatomischen Verhältnisse behandelt, und nur von der Osteologie läßt es sich sagen, daß sie vollständig gekannt ist.

Grew<sup>17)</sup> war der erste, der im Jahre 1681 eine Abbildung und Beschreibung des Schädels lieferte. Besser abgebildet und vollständiger beschrieben wurde derselbe von Anton de Jussieu<sup>18)</sup>, der zugleich Bemerkungen über die Zähne und Zehen des Vorderfußes beifügte. Noch genauer bearbeitete 1764 Daubenton<sup>19)</sup> die Osteologie des Schädels, der vordern und hintern Zehen und der 2ten Reihe der Handwurzel; auch präparirte er den Femur eines Foetus, der im pariser Kabinet aufbewahrt wurde. Pallas<sup>20)</sup> und Buffon<sup>21)</sup> publicirten 1777 jeder die Zeichnung eines Backenzahns, und Spalowsky<sup>22)</sup> gab 1794 abermals eine Figur vom Schädel und von einem Backenzahn.

Dies war Alles, was von der Osteologie des Hippopotamus gekannt war, als Cuvier bei seinen Untersuchungen über die fossilen Knochen sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den ganzen Knochenbau dieses Thieres aufs genaueste zu studieren. Zu diesem Behufe ließ er an dem Foetus, von dem Daubenton einen Knochen bereits herausgearbeitet hatte, das vollständige Skelet präpariren, und da der Kopf desselben noch nicht gehörig ausgebildet und verhältnißmäßig zu groß war, so ließ er die Zeichnung

des

16) Reisen in das Innere von Südafrika I. S. 301. 17) Mus. regal. sociét. p. 14. t. 1. 18) Mém. de l'Académ. 1724. 19) Buff. hist. nat. XII. p. 50. t. 6. fig. 1—3. 20) Mem. de Pétersb. 1777. part. II. pl. 8. fig. 3. 21) Suppl. V. pl. 6. 22) Erster Beitrag z. Naturgesch. der vierfüß. Thiere. S. 46. t. 56.



des Schädels nach einem ausgewachsenen Exemplar verfertigen. Mit dieser Zeichnung und Beschreibung<sup>23)</sup>, die natürlich beide keineswegs ganz befriedigend seyn konnten, mußte man sich so lange behelfen, bis es Cuvier im Jahr 1820 gelang sich das vollständige Skelet von einem ganz ausgewachsenen Flußpferd zu verschaffen, welches Delalande am Berg-Rivier, 40 Stunden von der Kapstadt, erhalten hatte. Nach diesem Skelet sind die neuen Zeichnungen und die verbesserte Beschreibung in den *Rech. sur les ossem. foss. I. p. 270* entworfen.

Vom Bau der Eingeweide kennen wir weiter nichts, als was Daubenton in seiner Zergliederung eines Foetus und Sparvman in seiner Untersuchung eines jungen Thieres mitgetheilt hat. Ueber die innere Beschaffenheit des Hippopotamus sind demnach unsere Kenntnisse noch sehr unvollständig.

Nach dieser geschichtlichen Darlegung unserer Kenntnisse vom Hippopotamus gehen wir jetzt zu der eigentlichen Naturgeschichte desselben über.

Das Flußpferd kommt in seiner äußern Gestalt mit dem Elephanten und Rhinoceros überein, ist aber noch plumper und massiver als letzteres, zu dem es übrigens, besonders zu den ungepanzerten Arten, eine nahe Verwandtschaft zeigt. Die Haut ist außerordentlich dick und stark<sup>24)</sup>, und fast nackt zu nennen, da sich auf dem Rumpfe nur wenige kleine und vereinzelte Haare finden, die selbst an den Füßen und am Bauch fehlen und bloß am Halse etwas größer sind; an den Lippen stehn kleine, auseinander gerückte Haarbüschel, die etwas länger sind als die übrigen Haare, obgleich die längsten nicht mehr als  $5\frac{1}{2}$  Linien betragen. Am Schwanz kommen gleichfalls Haare vor, so wie auf der innern Ohrenfläche<sup>25)</sup>.

Der Kopf ist groß und vorn abgerundet, die Ohren sind kurz, und die Augen klein. Der Rachen ist weit gespalten, und die großen Zähne werden bei geschlossenem Munde von den angeschwollenen Lippen ganz be-

---

23) Ann. du Mus. IV. p. 299. 24) Berenghi giebt sie auf dem Rücken 1 Zoll und am Bauch 7 Linien dick an. Nach Klockner wird sie noch stärker, da er die Haut am Unterleib 1" 9'" amsterdamer Maasß dick gefunden hat. 25) Berenghi, Klockner, Gordon (vgl. Buff. suppl.). Nach Bonelli (Mem. dell'Acad. di Torino XXIX. p. 243) sind die Haare der Schnauke und des Schwanzes nicht einfach, sondern sie bestehen aus in viele Fäden getheilten Vorsten.

deckt, von denen die obere um einen Zoll über die untere vorragt. Seitwärts vor den vordern Schneidezähnen des Oberkiefers giebt es 2 fleischige Vorrangungen, welche in 2 Nushöhlungen der Unterkinnlade passen, wenn der Rachen geschlossen ist <sup>1)</sup>).

Unter dem Halse ist die Haut sehr weit und bildet, wenn das Thier den Kopf senkt, Querefaltten, die an eine ähnliche Beschaffenheit bei dem Nashorn erinnern <sup>2)</sup>. Der Rumpf ist unförmlich dick und in der Mitte am meisten angeschwollen.

Die Füße sind plump und unverhältnißmäßig kurz, so daß das Thier dadurch eine geringe Höhe bekommt. Sie endigen in 4 kurze, und neben einander gestellte Zehen, von denen jede mit einem Hufe versehen ist; die untere Fläche des Fußes bildet eine sehr harte Sohle, die von den Zehen durch eine tiefe Spalte getrennt wird, und nicht horizontal, sondern etwas schief ist.

Der Schwanz ist kurz und nicht rund, sondern von der Mitte bis zum Ende abgeplattet, fast wie der eines Aales. Auf dem ersten Anblick scheint er mit Schuppen bedeckt, welche aber weiter nichts als Hautfalten sind.

Die männlichen Geschlechtstheile sind in der Ruhe in den Unterleib gezogen und kommen deshalb äußerlich nicht zum Vorschein. Das Weibchen hat keine hängenden Brüste, sondern bloß 2 kleine Zitzen am Unterleib; unterhalb der Schaamöffnung findet sich eine blinde Grube von ohngefähr 2 Zoll Tiefe <sup>3)</sup>.

1) Zu Folge Bonelli ist es ein lappenartiger Rand der Unterlippe, welcher im Stande ist das Maul so von den Seiten zu verschließen, daß der von vorn gesehen ungeheuer große Rachen bei der Ansicht von der Seite verhältnißmäßig klein erscheint. Dieser auf seiner innern Fläche mit melonenkernförmigen Papillen besetzte Lappen bildet an den Seiten des Mundes eine bis zum untern Eckzahn vorspringende und beliebig bewegliche Wand, welche bei geschlossenen oder mäßig von einander entfernten Kiefern den Mund von den Seiten verschließt. Durch diesen Lappen soll nicht allein das seitliche Einfließen des Wassers in den Rachen etwas abgehalten werden, wenn das Thier in der Tiefe des Flusses mit den Vorderzähnen Pflanzen abweidet, sondern es soll ihm auch dadurch ein freieres Athmen möglich werden, wenn es beim Rauen nur vorn den Mund über der Wasserfläche öffnet. 2) Bonelli a. a. D.

3) Gordon.

Die Männchen übertreffen immer an Größe die Weibchen. Die größten, welche Gordon erlegte, hatten eine Länge von 11' 4" 9''' ; das von Berenghi gemessene Weibchen war 11' 2" paris. Maaß lang, und wenn seine Angabe, daß das Männchen um  $\frac{1}{3}$  größer war, richtig ist, so hätte dieses an 15' Länge gehabt. Die relativen Dimensionen eines solchen Thieres ergeben sich aus folgenden Messungen, die Gordon von dem größten männlichen Thier, das ihm vorkam, entnommen hat.

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge des Körpers von dem Anfang der Schnauze bis zur Schwanzwurzel	11	4	9
Höhe des Vordertheils	5		=
— des Hintertheils	5	11	=
Länge des Kopfs	2	8	=
Entfernung des tiefsten Theils des Bauches von der Erde.	2	=	9
Umfang des Körpers hinter den Schultern	10	5	6
— vor den Hinterfüßen	9	8	
— der Mitte des Halses	6	8	6
— der Vorderfüße an der Brust	3	4	4
— an der Hand	2	=	6
— der Hinterfüße am Bauche	3	4	4
— über dem Knie	3	3	=
Länge des Schwanzes	1	3	6
Umfang desselben am After	1	7	=
Länge der Eckzähne des Oberkiefers	0	2	6
Umfang derselben an ihrer Basis	0	5	=
Länge der Schneidezähne des Oberkiefers	0	2	
Umfang derselben	0	3	6
Länge der Eckzähne des Unterkiefers nach der Krümmung gemessen	0	8	9
— der Schneidezähne	0	7	6
Umfang der Eckzähne	0	7	3

Folgende Dimensionen, welche Gordon nicht bestimmt hat, sind von Berenghi gemessen, dessen Angaben sehr gut mit den eben angeführten übereinstimmen, und daher hier hinzugefügt werden. Sie sind von ei-

nem Thier entnommen, das ein Weibchen, und nur um 2" 9''' kleiner war.

	Fuß	Zoll	Lin.
Länge der Ohren	0	2	9
Breite derselben	0	2	3
Umfang des Kopfes	5	8	:
Höhe der Beine von der Sohle bis zur Brust	1	10	6
Länge der Klauen	0	2	2
Breite derselben	0	2	2

Buffon's<sup>4)</sup> Angabe, daß ein Backenzahn mehr als 3 Pfund wiege, so wie eine andere von Lhevenot entlehnte, daß ein Eckzahn wohl 13 Pfund schwer werden könne, ist falsch. Einer der ansehnlichsten Zähne letzterer Art, welchen Sparrmann<sup>5)</sup> mitbrachte und der stockholmer Akademie schenkte, wog nur 6 Pfund und 9 Unzen, und maasß doch nach der vordern Krümmung 27 Zoll, während Buffon den größten, der ihm bekannt war, bloß zu 16 Zoll angiebt.

Die Färbung des Flußpferdes wird ziemlich verschieden angegeben. Gordon<sup>6)</sup>, der wohl die meisten gesehen hat und dessen Angaben große Genauigkeit zu verrathen scheinen, beschreibt sie folgendermassen: „Wenn die Thiere aus dem Wasser kommen, so ist der Obertheil des Körpers von einem bläulich Braun, welches gegen die Seiten herab heller wird und in einen leichten Anstrich von Fleischfarbe übergeht; der Bauch ist weißlich. Diese verschiedenen Farben aber werden durchgängig dunkler, sobald die Haut trocken wird.“

Kolbe<sup>7)</sup> nennt die Farbe schwarzbraun. Burchell<sup>8)</sup> sagt, daß sie durchgängig einerlei sey, und mit einer schwachen Lage chinesischer Tusche richtig dargestellt werden könnte.

Desmoulins<sup>9)</sup> giebt an, daß sich zwischen den beiden Häuten im pariser Museum, die vom Kap herrühren, ein großer Unterschied hinsichtlich der Färbung zeige. Die ältere, welche von Klockner in Holland präparirt und beschrieben, und bei der gewaltsamen Wegnahme der Samm-

4) Hist. nat. XII. p. 38. 5) Seite 563. 6) Buff. suppl. VI. p. 69. 7) Seite 16.

8) A. a. D. S. 302. 9) Dict. class. d'hist. nat. VIII. p. 221.

lung des Prinzen von Dranien nach Paris gebracht wurde, ist von einer schönen schwarzen Farbe; die andere, welche von Delalande eingeschickt wurde, ist lohfarben (*couleur tannée*), ins Rothe übergehend. Diese Verschiedenheit scheint nicht von der Art des Praeparirens herzurühren, da Gailliaud<sup>10)</sup> im Nil ebenfalls 2 rothe Flußpferde sah, obgleich er die übrigen alle, deren an 40 gewesen seyn mögen, von einem schönen Schiefer-schwarz fand. Auch Thevenot<sup>11)</sup> vergleicht die Farbe des Hippopotamus mit der des Lohes. Da diese rothe Färbung keiner sexuellen Verschiedenheit zukommt, indem man Männchen von beiden Farben gesehen hat, so schließt Desmoulins daraus, daß man verschiedene Arten annehmen müsse. Dagegen ist jedoch zu bemerken, daß schon Gordon in dieser Beziehung zwischen der nassen und trocknen Haut eine Verschiedenheit gefunden hat, und daß eine rothe Färbung bei einem Thiere in seltenen Fällen wohl eintreten könne, das ohnedieß an den Seiten eine leichte Fleischfarbe zeigt. Man hat alsdann eine Spielart, aber keineswegs eine gesonderte selbstständige Art. Dieser Gegenstand ist indeß künftigen Reisenden zur weitem Prüfung zu empfehlen, damit wir endlich die Naturgeschichte eines der am längsten bekannten Thiere erschöpfend kennen lernen.

Der Wohnort des Flußpferdes sind alle großen Flüsse und Seen Afrikas, vom Kap an bis zu dem untern Theile des Nils und der unermesslichen Sandwüste. Vom Nil her ist es seit den ältesten Zeiten bekannt, und hat von diesem Strome auch seinen besondern Namen bekommen. Im untern Theil desselben zwischen den Katarakten und dem Meere scheint es jedoch zu keiner Zeit häufig gewesen zu seyn, da es den Römern nur selten gelang ein solches Thier in den Festspielen aufzuführen, und da schon Ammianus Marcellinus angiebt, daß die Hippopotamus, um den Verfolgungen zu entgehen, ausgewandert seyen. Gleichwohl hat sie Abdallatif<sup>12)</sup>, welcher zu Ende des 12ten Jahrhunderts Egypten durchreiste, im untersten Theil des Flusses bei Damiette wieder gefunden. Von demselben Orte waren auch die beiden ausgestopften Nilpferde, welche Prosper Al-

---

10) *Ebenda.* S. 222. 11) *Voy. au Levant* p. 492: „cet animal étoit de couleur quasi tannée.“ 12) *Relat. de l'Egypte*, traduite par S. de Sacy. 1810. Die hieher gehörige Stelle findet man im *Diet. class. d'hist. nat.* VIII. p. 217.

pin, der im Jahr 1583 aus Egypten zurückkehrte, bei dem Pascha in Kairo gesehen hatte. Ebenfalls bei Damiette war es, wo Zerenghi am 20. Juli 1600 seine zwei Flußpferde in einer Grube sieng. Weiter den Strom hinauf bei Girge war es, wo 1658 das Hippopotamus gefangen wurde, das Thevenot in Kairo zu sehen bekam, bei welcher Gelegenheit er sagt, daß man schon lange keine solchen Thiere am Nil gefunden hätte. Von dieser Zeit an scheinen sie aus Egypten ganz verschwunden zu seyn, wenigstens hat man von ihnen daselbst nichts mehr gehört.

Hasselquist <sup>13)</sup> erhielt auf seine Erkundigungen von einem glaubwürdigen Manne, der 12 Jahr in Egypten gelebt hatte, die Versicherung, daß unterhalb der Katarakten kein Hippopotamus mehr zum Vorschein käme. Hiemit übereinstimmend ist Cuvier's <sup>14)</sup> Angabe, daß die Gelehrten, welche der französischen Expedition beigegeben waren und bis über Syene vordrangen, kein einziges von diesen Thieren gesehen hätten. Dasselbe berichten alle spätern Reisenden, und um so auffallender ist daher Cailliaud's <sup>15)</sup> Aussage, daß bei seiner Rückkehr nach Kairo neuerdings wieder an dem Flusse bei Damiette ein männliches Nilpferd gefangen worden sey. Wahrscheinlich mag dieses Individuum während der Ueberschwemmung des Nils den Strom herab bis zu seiner Ausmündung gewandert seyn.

Weiter den Fluß hinauf bis zu seinen Quellen sind die Nilpferde noch immer, wie in den alten Zeiten, anzutreffen. Cailliaud <sup>16)</sup> hat mehr als 40 derselben sowohl in dem eigentlichen Nil, als in dem Bahar el Abiad (weißen Fluß) gesehen. Rüppell <sup>17)</sup> hat sie in Dongola, jedoch nur sparsam, gefunden, indem jährlich bloß 1 bis 2 Stücke erlegt werden. Bruce <sup>18)</sup> versichert, daß sie im abyssinischen Nil und zumal in dem großen Tzana-See häufig seyen; viel früher hat sie schon Ludolf <sup>19)</sup> in den Flüssen Abyssiniens aufgeführt.

Senseits der großen Sahara hat der kühne englische Reisende Den-

13) Reise nach Palaestina. S. 280.

14) Recherch. sur les ossem. foss. I. p. 278.

15) Dict. class. d'hist. nat. VIII. p. 222.

16) A. a. O. S. 222.

17) Reisen in Nubien.

S. 54.

18) Nach Cuv. recherch. I. p. 279.

19) Hist. aethiop. I. c. 10.

ham<sup>20)</sup> diese Thiere im Eschad=See, so wie im Muggaby=See, in der Nähe des Yeou=Flusses, häufig wahrgenommen.

Vom Senegal ist der Foetus gekommen, den Daubenton<sup>21)</sup> beschrieben hat, so wie das junge Flußpferd, das in der Sammlung des Prinzen von Condé zu Chantilly aufgestellt war und von Buffon<sup>22)</sup> abgebildet wurde. Adanson<sup>23)</sup> hat sie an demselben Flusse getroffen, und von daher ist auch neuerdings in's pariser Kabinet das Skelet gekommen, dessen Herbeischaffung der Seeminister, von Cuvier dazu aufgefordert, dem Gouverneur der französischen Besitzungen am Senegal dringendst anempfohlen hatte.

Weiter an der Westküste herab hat Barbot<sup>24)</sup> die Flußpferde häufig in Guinea wahrgenommen. Im untern Laufe des Nigerstroms (Quorra) bei Kabba unterhalb Boussa sind die Gebrüder Lander<sup>25)</sup> auf ihrer kühnen Schiffahrt durch eine große Anzahl dieser Thiere angefallen und in nicht geringe Gefahr gebracht worden. Maxwell<sup>1)</sup> giebt sie als häufig in Loango und Congo an. Luckey<sup>2)</sup> auf seiner unglücksvollen Reise auf dem Zaire= oder Congoflusse sah sie in zahlreichen Gruppen von 10 bis 12 Stücken beisammen.

An der Südspitze Afrikas, nämlich in der Kapkolonie, im Buschmannsland und in den Kafferländern, sind die Flußpferde häufig beobachtet und beschrieben<sup>3)</sup>, und mehrere Exemplare derselben nach Europa gebracht worden. Von daher war das erwachsene Individuum, welches in Leyden aufbewahrt und von Allamand abgebildet wurde, so wie ein anderes in der Sammlung des Statthalters, das Klockner beschrieben hat. Nach frischen Thieren daselbst sind die Zeichnungen von Sparrmann, Gordon, und (hinsichtlich des Kopfes) von Burchell verfertigt worden. In der Kapkolonie selbst sind die Flußpferde so selten geworden, daß ihre Jagd

20) Neue Biblioth. d. wichtigsten Reisebeschr. Weimar. Band 43. S. 242. 269. 452.

21) Buff. hist. nat. XII. p. 52. 22) Suppl. III. t. 62. 23) Voy. au Sénégal. p. 73.

24) Nach Zimmermann. 25) Journ. of an expedit. to explore the course and terminat. of the Niger. 1832. III. p. 10. 1) The Edinburgh philosoph. Journ. V. p. 271. 2) Narrative of an expedit. to explore the River Zaire. p. 359.

3) Von Kolbe, Sparrmann, Gordon, Levaillant, Burchell u. c.

verboten worden ist, und daß Delalande, der für Cuvier daselbst ein Skelet herbeischaffen sollte, hiezu eine besondere Erlaubniß vom englischen Gouvernement nöthig hatte. Am Orange-Strom, so wie an seinen Zuflüssen sind sie dagegen noch immer häufig vorhanden. Im Natal-Flusse<sup>4)</sup>, so wie in den Flüssen längs der Küste von Mozambique sind sie schon von frühern Reisenden, und zum Theil in ziemlicher Anzahl getroffen worden.

Die Flußpferde sind nicht blos auf süßes Wasser beschränkt, sondern gehen auch in's Meer, wie schon ältere Beobachter angegeben haben. Gordon<sup>5)</sup> tödtete ein solches Thier an der Mündung des Gambous-Flusses, wo das Wasser salzig war; andere fand er in der St. Helena-Bai, und wieder andere sah er aus dem Meere hervorkommen in einer Entfernung von 2 Stunden von einem Flusse. Uehnliche Beobachtungen machte auch Sparrmann<sup>6)</sup>. Indes ist es den Flußpferden nicht möglich weit in's Meer hinaus zu gehen, da sie ihrer Nahrung wegen gezwungen sind an's Land zu kommen.

Sie halten sich am liebsten im Wasser auf, in welchem sie geschickt schwimmen, tauchen und selbst auf dem Boden herum laufen<sup>7)</sup>. Ihre Nahrung besteht jedoch nicht in Fischen, wie man früher geglaubt hat, sondern blos in Vegetabilien, weshalb sie auch häufig an's Land kommen. Gordon ließ die Mägen von 30 erlegten Stück öffnen, und fand in denselben weiter nichts als Gras, aber keine Spur von einem Fisch. Ebenso entdeckte Burchell<sup>8)</sup> in den Mägen zweier von ihm erlegter Individuen blos halb verdautes Gras. Sie gehen bei Nachtzeit gern in die Pflanzungen, und richten wegen ihrer Gefräßigkeit großen Schaden daselbst an.

Das Weibchen trägt nur ein einziges Junges, wie sich Gordon<sup>9)</sup> davon selbst durch das Öffnen mehrerer trächtigen Mütter überzeugte. Ein solcher fast vollkommen ausgebildeter Foetus war bereits 3' 2" lang; die Nabelschnur war mit kleinen rothen Warzen besetzt, die Klauen waren weich und elastisch, und man konnte schon die Zähne fühlen. Das Junge wird

---

4) Dampier voy. III. p. 359. 5) Buff. hist. nat. suppl. VI. p. 73. 6) Reise-  
S. 566. 7) Covent bei Damp. III. p. 360. 8) N. a. D. S. 304. 9) N. a. D. S. 74.



wird am Lande geworfen, und läuft gleich nachher mit der Mutter in's Wasser, wo es sich bisweilen auf ihren Rücken setzt.

Wenn das Thier Gefahr wittert, so steckt es aus dem Wasser nur die Nasenlöcher, indem es Augen und Ohren in horizontaler Richtung hält. Begegnen sich zwei derselben auf dem Grunde des Wassers, so weichen sie sich aus, auf dem Lande aber kommt es bisweilen zu fürchterlichen Kämpfen. Man sieht daher wenige, die nicht zerbrochene Zähne oder Schrammen auf dem Leibe hätten; im Kampfe richten sie sich auf die Hinterfüße und in dieser Stellung beißen sie<sup>10)</sup>.

Hinsichtlich seiner Fähigkeiten und seines Charakters ist das Flusspferd als ein stupides, aber friedfertiges Thier zu bezeichnen, welches ungereizt dem Menschen nicht leicht etwas zu Leide thut. Wenn es aber gereizt wird, so geht es mit blinder Wuth auf seinen Feind los, und beißt mit den gewaltigen Zähnen fürchterlich zu. Zuweilen erregen jedoch ganz harmlose Gegenstände seinen Zorn, wie denn ein Hippopotamus in der Gegend von Amara mehrere Stück Rindvieh, welche bei einem Wasserrade angebunden waren, zerknirschte<sup>11)</sup>.

In den Gegenden, wo diese Thiere wenig beunruhigt werden, sind sie nicht sonderlich scheu. Wenn man auf sie zielt, so kommen sie herbei, um zu sehen, was es giebt; sobald sie aber einmal die Wirkung des Feuergewehrs kennen gelernt haben, so fliehen sie vor dem Menschen, indem sie schwerfällig, wie die Schweine, einen Trott einschlagen. Zuweilen galoppiren sie auch, aber immer unbehülflich, doch muß ein Mann sehr schnell laufen, wenn er ihnen folgen will<sup>12)</sup>.

Der Nutzen, welcher von diesem Thiere gezogen wird, ist ohngefähr derselbe wie beim Nashorn. Das Fleisch ist eine sehr wohlschmeckende und gesunde Speise, und giebt so viel aus, als 4 bis 5 Stück Ochsen; besonders werden Füße und Schwanz geschätzt. Ueber die Rippen zieht sich, wie beim Schwein, eine dicke Fettschicht, der sogenannte Seekuh-Speck, welcher sowohl bei den Kolonisten, als den Hottentotten für eine ausgesuchte Leckerei gilt. Aus der zolldicken Haut werden in Dongola sowie am Kap vorzügliche Peitschen geschnitten, deren man aus einem Fell 350 bis 500 Stücke

10) Gordon ebenda. 11) Rüppell. S. 53. 12) Gordon. S. 74.  
Abthlg. VII.

erhalten kann. Die Eckzähne werden in manchen Gegenden als Elfenbein benützt, in Dongola aber nicht.

Da von dem Hippopotamus ein ansehnlicher Nutzen zu ziehen ist, so ist es fast allenthalben ein Gegenstand der Jagd, die jedoch nur da mit bedeutendem Erfolg betrieben werden kann, wo Feuergewehre im Gebrauch sind. Die Buschmänner legen tiefe Fanggruben an solchen Stellen an, wo das Thier aus dem Wasser hervorkommt, und stecken zuweilen noch einen spitzigen Pfahl hinein, damit es sich daran spieße. Die Erlegung eines Hippopotamus ist übrigens selbst für den Flintenschützen schwierig, da es den Fluß, wenigstens in bewohnten Gegenden, fast bloß bei Nachtzeit verläßt, und bei Tage selten mehr als den Kopf aus dem Wasser hervorstreckt, so daß bloß nach diesem gezielt werden kann. Sobald es verwundet ist, taucht es unter, und wenn die Wunde nicht tödtlich ist, bekommt es der Schütze gewöhnlich nicht mehr in seine Gewalt.

In den obern Gegenden Egyptens, erzählt Hasselquist<sup>13)</sup>, wo noch Nilpferde vorkommen, streuen die Einwohner Lupinen an solchen Orten aus, wohin sich das Thier seiner Nahrung wegen gewöhnlich begiebt. Wenn es sich davon vollgefressen hat, so geht es wieder ins Wasser, und da die trockenen Lupinen ihm einen großen Durst verursachen, so muß es ungewöhnlich viel trinken; hiedurch quellen dieselben auf und in kurzer Zeit findet man das Flußpferd hoch aufgeschwollen und todt am Ufer. Auch am Kap hatten einige Pflanze Kennntniß von dieser Art des Fangs; da jedoch ein Schuß weniger kostet, so hält man denselben für das wohlfeilste Mittel<sup>14)</sup>.

In Dongola bedienen sich die Hippopotamus-Jäger einer Harpune, an deren oberen Vorsprung ein starker langer Strick und am andern Ende ein Holzkloß befestigt ist, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tag leichter wieder aufzufinden. Die Jäger machen ihren Angriff sowohl bei Tag als bei Nacht, doch thun sie es lieber zur erstern Zeit, weil sie dann besser den Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. Einen Theil des Strickes, nebst dem Holzschast der Harpune, nimmt der Jäger in die rechte Hand, in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzkloß; so

13) Reise nach Palästina S. 281.

14) Sparrmann a. a. O. S. 567.

nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tag auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Saatzfeldern zu weiden. Ist er bis auf etwa 7 Schritte herangekommen, so wirft er mit aller Kraft die Lanze nach demselben, deren Harpune geschickt geschleudert bis hinter den Widerhacken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluthen; die Holzlanze fällt ab, aber der an das Harpuneisen gebundene Klotz schwimmt oben auf und bezeichnet die Richtung, in welcher das Hippopotamus geht. Große Gefahr beim Anwerfen ist dann, wenn der Jäger von dem Thiere bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist: zuweilen dringt es in einem solchen Falle mit Wuth auf seinen Gegner los, und zermalmt ihn in dem weit geöffneten Rachen. Ist es aber glücklich angeworfen, so eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne und befestigen an den schwimmenden Holzklotz ein langes starkes Seil, mit dessen anderem Ende sie nach der großen Barke fahren, auf welcher sich ihre Gehülften befinden. Jetzt zieht man mit dem Stricke das Thier an, das durch den dadurch verursachten Schmerz voll Wuth auf die Barke losdringt und sie mit den Zähnen faßt; zuweilen gelingt es ihm dieselbe zu zertrümmern oder umzuschlagen. Mittlerweile werden noch mehr Harpunen eingeworfen, und mit einem scharfen langen Eisen sucht man das Nackenband zu spalten, oder den Schädel einzustößen, und so tödtet man endlich das Thier<sup>15)</sup>.

Zum Schluß dieser Beschreibung möge noch die Darstellung eines nächtlichen Kampfes mit einem 13' langen Thier folgen, bei welchem Ruppell selbst Theilnehmer war. Als das angeworfene Nilpferd die Jäger in dem kleinen Kahne erblickte, welche das Seil an den Holzklotz anbinden sollten, schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn; die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt, so daß das Thier nun bei jeglichem Schnauben reichliche Blutströme auf die große

15) Ruppell's Reisen in Nubien. S. 52.

Barke spritzte; alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Endlich bediente man sich eines Standrohres, dessen Gebrauch man anfangs in so kleiner Entfernung für überflüssig glaubte, aber nur nachdem 5 seiner Kugeln, in einer Entfernung von wenig Fuß abgefeuert, die schrecklichste Verwüstung in dem Kopf und Körper des Thieres angerichtet hatten, endete es sein Leben.

Woher dieses Thier den Namen Hippopotamus (Flußpferd) bei den Alten bekommen hat, darüber sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Von der Gestalt kann er nicht hergenommen seyn, da diese keine Aehnlichkeit mit dem Pferde, sondern eher mit dem Schweine hat. Sparrmann hält dafür, daß er dem Thiere seines Vieherns wegen gegeben worden sey, was einigermaßen mit der Pferdestimme verglichen werden könne. Burchell dagegen will in dem obern Theile des Kopfes, wenn dieser allein über den Wasserspiegel hervorrägt, einige Aehnlichkeit mit einem Pferdekopfe gefunden haben, und leitet daher den Namen Hippopotamus. Nicht richtiger ist die Benennung Zeekoe (Seekuh), welche die Holländer am Kap diesem Thiere beilegen, da es mit einer Kuh so wenig als mit einem Pferde verglichen werden kann.

---

## Vierte Gattung.

# Der Tapir. Tapirus.

LINN. GMEL. syst. nat. XIII. p. 216. — ILLIG. prodrom. p. 98. — Cuv. règn. anim. 2<sup>o</sup> éd. I. p. 250.

Vorderzähne sind sowohl oben als unten sechs vorhanden. Eckzähne giebt es in beiden Kinnladen; sie sind aber nicht groß. Backenzähne finden sich in jeder Seite der obern Kinnlade sieben, der untern sechs; also in Allem sechs und zwanzig. Die Kauflächen sind mit Querreisten besetzt.

Die Nase ist in einen beweglichen vorstreckbaren Rüssel verlängert.

Die Vorderfüße endigen sich in vier, die hintern in drei Zehen, mit eben so viel, deutlich unterschiedenen Hufen.

Die Haut ist dick und behaart.

Deutlicher als in den vorhergehenden Gattungen tritt bei dieser die Aehnlichkeit mit dem Schweine hervor, mit dem sie auch in der Lebensweise übereinstimmt. Die Haut, welche beim Elephanten, Nashorn und Flusspferd nur mit einzelnen Borsten besetzt ist, ist hier dicht mit Haaren bekleidet, die gewöhnlich glatt angedrückt sind, bei einer Art aber auch in reichlicherer Fülle erscheinen. An Größe stehen die Tapire den bisher abgehandelten Gattungen nach, übertreffen aber in dieser Beziehung die sämtlichen Arten, welche zur Gattung des Schweins gehören.

In ihrem äußern Baue zeigen die verschiedenen Tapire eine große Uebereinstimmung. Der Kopf ist ziemlich lang und an den Seiten zusammengedrückt; die Ohren sind zugespitzt und sehr beweglich; die Augen klein und tief liegend; die Nase ist in einen kurzen Rüssel verlängert, der zum Ergreifen tauglich ist. Der Hals ist länger als in den vorhergehenden Gattungen, und deutlich von dem ziemlich langen und runden Kumpfe unterschieden. Die Beine sind stark und mittlerer Länge; vorn mit 4, hinten mit 3 Hufen. Der Schwanz ist sehr kurz.

Die Zahnformel ist folgende: Schneidezähne  $\frac{2}{2}$ , Eckzähne  $\frac{1}{1}$ , Backenzähne  $\frac{7}{7}$ ; also in Allem 42 Zähne <sup>1)</sup>).

**Vorderzähne  $\frac{2}{2}$ .** Im Oberkiefer sind die 4 mittlern Zähne schneidend; die beiden äußern sind zugespitzt und viel größer als die vorigen, daher sie auch Azara für Eckzähne hielt, deren Stelle sie in der That beim Beißen vertreten müssen. Im Unterkiefer sind die 4 mittlern Zähne, wie die gleichnamigen der Oberkinnlade, schneidend, kurz und stark; der äußere jederseits ist rundlicher, nur halb so groß als die vorigen, und fällt selbst mit dem Alter aus, ohne eine Spur von seinem Fache zurückzulassen. Die untern Schneidezähne haben eine ziemlich horizontale Lage, und erinnern in dieser Beziehung an die der Schweine,

**Eckzähne  $\frac{1}{1}$ .** Der obere Eckzahn ist von den Schneidezähnen abgerückt, zusammengedrückt, stumpf zugespitzt, und viel kleiner als der hinterste Vorderzahn <sup>2)</sup>. Der Eckzahn des Unterkiefers dagegen ist größer als dieser, mit dem er sonst in der Form übereinkommt, indem er gleichfalls zusammengedrückt ist und in eine stumpfe Spitze ausläuft.

**Backenzähne  $\frac{7}{7}$ .** Zwischen ihnen und den Eckzähnen bleibt ein ansehnlicher Zwischenraum. Im Oberkiefer ist der 1ste Backenzahn von dreieckiger Gestalt und besteht auf der Kuffenseite aus einem starken, gedehnten und oben zugespitzten Kamm, dem innen und rückwärts ein kleiner

1) Maregrave legte dem Tapir nur 40 Zähne bei, nämlich 10 Schneidezähne in jedem Kiefer, und 5 Backenzähne in jeder Kieferhälfte, ohne Eckzähne. Diese irrige Angabe gieng in alle folgenden Schriften über, wie man sie denn bei Brisson, Linné, Pennant u. s. w. findet, die sämtlich keine Gelegenheit hatten einen Schädel zu betrachten. Selbst Buffon, der unter seinen Augen einen Tapir zergliedern ließ, hielt es nicht der Mühe werth die Zähne genauer anzusehen, und konnte somit den Irrthum nicht berichtigen. Ihre wahre Anzahl hat zuerst Azara angegeben, dessen Arbeit nicht eher als 1801 durch die französische Uebersetzung bekannt wurde, so daß ihm Geoffroy (Bulet. de la société philomat. pour ventose an. IV.) zuvorkam, indem er nachwies, daß dem Tapir 2 Schneidezähne und außerdem 4 Eckzähne zustünden. — Ueber den Zahnbau vergl. Azara hist. nat. de Parag. p. 8; Cuv. rechech. II. 1. p. 145; Fréd. Cuv. dents des mammif. p. 216. t. 68. 2) Fried. Cuvier sagt a. a. O.: la canine supérieure dépend presque autant de l'inter-maxillaire que du maxillaire. In meinem Exemplar eines Schädels vom gemeinen Tapir, dessen Nähte sehr gut erhalten sind, sitzt der Eckzahn zwar am Rande, aber doch völlig ausserhalb des Zwischenkiefers und ganz im Oberkieferbeine.

Höcker angefügt ist. Die 6 folgenden Backenzähne kommen unter sich in Gestalt und Zusammensetzung überein; sie sind viereckig, und ihr Durchmesser von aussen ist größer, als der von vorn nach hinten. Sie sind aus zwei Querrügeln zusammen gesetzt, die parallel von aussen nach innen laufen; diese Hügel sind zusammen gedrückt, in der Mitte schneidend, und an den Enden erweitert und in einen stumpfen Höcker ausgehend. Sie sind etwas gekrümmt und richten sich mit ihrer Concavität nach hinten. An der Aussenfläche sind die beiden Hügel eines solchen Zahns durch eine schmale Leiste verbunden, übrigens in ihrer weitem Erstreckung durch eine tiefe Querrfurche geschieden. Um die Vorder-, wie um die Hinterfläche eines Zahnes legt sich an der Basis der Krone noch ein schmaler Umschlag, wovon der vordere an seiner Aussenfläche einen flachgedrückten Höcker bildet, so daß es, wenn man einen Backenzahn von seiner Aussenfläche betrachtet, den Anschein hat, als ob er aus 3 Höckern bestünde, von denen der vorderste verkümmert, die beiden hintern aber stark entwickelt sind. Hinsichtlich der Größe ist noch zu bemerken, daß der 1ste Backenzahn am kleinsten, der 3te größer als der 2te, der 4te etwas größer als sein Vorgänger und von gleichem Umfange mit den folgenden ist.

Im Unterkiefer ist der erste Backenzahn dreieckig, und besteht aus 3 hintereinander liegenden, an Größe wachsenden Hügel. Die 5 folgenden Zähne sind in Gestalt und Zusammensetzung sowohl unter sich, als den obern ähnlich, von denen sie sich nur dadurch unterscheiden, daß a) ihr Durchmesser von vorn nach hinten der größere ist, b) daß die leichte Concavität der Hügel nach vorn sieht, c) daß die Leiste, welche die beiden Querrügel auf der Aussenfläche des Zahns verbindet, fehlt, so daß also diese ganz getrennt sind, d) daß auf der Aussenfläche der dritte kleinere Hügel mangelt, und e) daß die Zähne der untern Kinnlade überhaupt kleiner sind als die obern. Der Umschlag an der Basis der Krone ist am 2ten und 3ten Backenzahn bloß vorn zu finden, an den folgenden zeigt sich hinten noch ein kleiner Ansaß. An Größe sind diese Zähne, den ersten abgerechnet, nicht auffallend verschieden<sup>3)</sup>.

3) Cuvier hat a. a. O. t. 2 den Zahnbau des gemeinen Tapirs sehr gut abgebildet, und sein Bruder hat a. a. O. den des indischen Tapirs dargestellt.

Wenn diese Backenzähne sich abnützen, so zeigen sie anfangs noch 2 Ellipsen auf ihrer Kaufläche; geht aber die Abnützung bis auf die Basis der Krone herab, so fließen dieselben ineinander.

Die Milchzähne hat Cuvier beschrieben. Im Oberkiefer finden sich ihrer 4, im untern 3, so daß also in beiden Kinnladen nur 3 bleibende Zähne jederseits vorhanden sind, von denen der erste, wie gewöhnlich, vor dem Ausfallen des letzten Milchzahns hervorbricht. Uebrigens sind die Milchzähne den bleibenden auffallend ähnlich; nur der erste im Unterkiefer ist viel größer als der bleibende Zahn, der ihm nachfolgt.

Die Anzahl der Zähne erscheint erst nach dem zweiten Altersjahre vollständig. Bei einem, ohngefähr ein Jahr alten Individuum fand Kengger<sup>4)</sup>, ausser den Schneide- und Eckzähnen, in der obern Kinnlade schon die 3 und in der untern die 2 ersten bleibenden Backenzähne, von denen keiner im Geringsten abgenutzt war; der 4te obere und der 3te untere lagen mit ganz ausgebildeter Krone unter dem Zahnfleische und hätten dieses in wenigen Tagen durchbrochen. Der Zahnwechsel fängt also beim Tapir schon vor Ende des ersten Jahres an.

Im Bau der Backenzähne läßt sich die Annäherung an die des Nashorns nicht verkennen, so wie sie auch eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zähnen eines zu einer ganz andern Ordnung gehörigen Thiers, nämlich des Känguruh's, zeigen.

Ueber die Beschaffenheit des Magens sind die Angaben im Widerspruche, wie dieß bei den einzelnen Arten umständlicher erörtert werden soll.

In seiner Lebensweise kommt der Tapir mit dem Schweine überein, und hält sich nicht in großen Heerden, sondern familienweise zusammen.

Während die vorhergehenden Gattungen bloß auf die alte Welt beschränkt sind, hat diese eine viel größere geographische Verbreitung, indem man die Tapire nicht bloß im südlichsten Theile von Asien, sondern vorzüglich in Amerika findet, wo sie die ganze südliche Hälfte dieses Kontinents bis über den Aequator hinaus bewohnen. Auch diese und nah verwandte

4) S. 148.



verwandte Gattungen, welche keine Repräsentanten in der gegenwärtigen Thierwelt mehr haben, sind einst in unseren Gegenden zu Hause gewesen.

Lange Zeit hindurch kannte man nur die einzige Art, welche allenthalben in Südamerika anzutreffen ist. Erst in diesem Jahrhundert wurden zwei andere Spezies aufgefunden, so daß also im Nachfolgenden drei Arten zu beschreiben sind.

## 1.

Der gemeine Tapir. *Tapirus Suillus*.  
(*Tapirus Americanus* Auct.)

Tab. CCCXIX.

- Tapirus unicolor fuscus, pilis brevissimis vestitus, cervice acuminata;*  
*Tapihires.* THEVET cosmogr. II. fol. 937 b.  
*Tapiroussou.* LERIUS hist. navig. in Brasil. p. 112.  
*Danta.* ACOSTA hist. nat. de las Ind. p. 288. Uebers. v. Regnaud. S. 199.  
*Tapyrete.* LAET. Ind. occid. p. 551.  
*Danta.* NIEREMBERG hist. nat. p. 187.  
*Antes.* NIEUHOFF Brasil. p. 23.  
*Tapirete Brasiliensibus, Lusitanis Anta.* MARCGR. Bras. p. 229 mit mit-  
 telm. Fig.  
*Tapirete.* PISO de Indiae utriusque re nat. p. 101 mit der Figur von Marcgr.  
*Tapierete Brasiliensibus, Anta Lusitanis.* RAI syn. quadr. p. 126.  
*Anta, la gran bestia.* GUMILLA el Orinoco. I. p. 300.  
*Sus aquaticus multisulcus, Tapir, Maypouri.* BARRÈRE, hist. nat. de la  
 France équin. p. 160.  
*Tapirus, le Tapir ou Manipouris.* BRISS. regn. anim. p. 119.  
*Hippopotamus terrestris pedibus posticis trisulcis.* LINN. syst. nat. X. I. p. 74.  
 Le Tapir ou l'Anta. BUFF. hist. nat. XI. p. 444. t. 43 mit unrichtiger Fig. —  
 Suppl. VI. 1 mit verbesserter Figur. — Ausgabe von SONNIN. XXIX.  
 p. 303. t. 16.

Wasserschwein. **KNOX** Delic. nat. tab. K. 13.

The longnosed Tapir. **PENNANT** syn. quadr. p. 82. n. 60. — Uebersetz. v. **Bechst.** I. S. 154.

Hydrochaerus Tapir. **ERXL.** syst. regn. anim. p. 191.

Tapir americanus. **LINN. GMEL.** syst. nat. XIII. p. 216.

— **Suillus.** Blumenbach Handb. d. Naturgesch. 5te Aufl. S. 123.

American Tapir. **SHAW** gen. Zoolog. II. 2. p. 449.

Mborebi. **AZARA** hist. nat. trad. par **MÉRY.** I. p. 1.

Tapir d'Amérique. **CUV.** règn. anim. I. p. 242. — ed. 2. p. 250. Uebersetz. v. **Voigt.** S. 284.

Tapirus americanus. **DESMAREST** Mammalog. p. 410. — Enc. méth. t. 40. f. 2. — **Dict. des scienc. nat.** LII. p. 230.

— — **Prinz v. Neuwied** Beitr. z. Naturgesch. Bras. II. S. 549.

— — **GRIFFITH** anim. Kingd. III. p. 432 mit Fig. und V. 749. 1.

— — **FR. CUV. et GEOFFR.** Mammif. fasc. 52.

— — **FISCHER.** syn. mammal. p. 409.

— — **LESSON** Dict. class. d'hist. nat. XVI. p. 52.

— — **Reugger** Naturgesch. v. Parag. S. 312.

Tapir of America. **YARRELL** zoolog. Journ. IV. p. 210.

American Tapir. **OWEN** proceedings of the zoolog. soc. of London. I. p. 161.

Anta bei den Portugiesen in Brasilien (Azara).

Danta im spanischen Südamerika <sup>5)</sup>.

Maipuri, Manipuri in Guiana.

Mborebi bei den Guaranis (Azara <sup>6)</sup>).

---

5) Nach Azara sind Ent, Danta und Ante Corruptionen von Anta. **Houlin** (Ann. des scienc. nat. XVIII. p. 40) bemerkt, daß Danta nicht vom portugiesischen Anta abzuleiten sey, sondern daß ersteres Wort eben so gut als Ante und im Femininum Anta schon vor der Entdeckung Amerikas in der spanischen Sprache einheimisch gewesen sey, und sich ohne Unterschied auf den Büffel und das Elenn bezogen habe. Weil nun in der damaligen Zeit ein Büffelwammis ein nothwendiges Kleidungsstück eines Kriegsmanns war, so gaben die Spanier bei der Entdeckung Amerikas dem Tapir gleichfalls den Namen Danta, indem er ebenfals mit einer dicken Haut bekleidet ist. Die Ähnlichkeit lag also nicht in der Form dieser Thiere, sondern in ihrer Benutzungsweise. Auch die Holländer nannten den Tapir in ihren amerikanischen Kolonien Büffel, und **la Condamine** gab ihm den Namen Elenn. 6) **Reugger** (S. 312) sagt: „in der guaranischen Sprache wird der Tapir Mborevi genannt, ein

Tapiirete in der Lingoa Geral (Neuwied) 7).

Hochmereng Botocudisch 8).

Tschaa bei den Maschacarië.

Amachy bei den Pataschos.

Amajo bei den Malalië.

Tia bei den Maconis.

Hera bei den Camacaus.

Uariari Tamanackisch 9).

Kiema Maypurisch.

Apolicanagi-guaga in der Mbaya-Sprache.

Samo in der Moro-Sprache.

Oquitopauis in der Chiquito-Sprache.

---

Bei der weiten Verbreitung über einen halben Continent, bei einem in vielen Länderstrichen nicht seltenen Vorkommen, und bei einer ansehnlichen Größe, die alle andern mit ihm zusammenwohnenden Thiere übertrifft, mußte der gemeine Tapir den ersten Entdeckern Amerikas bald in die Augen fallen. Schon Oviedo<sup>10)</sup> gedenkt im Jahre 1526 eines Tapirs, den er Beori nennt; es läßt sich jedoch nicht mit Sicherheit ausmitteln, ob er diese, oder die nächst folgende Art vor Augen gehabt hat. Dagegen ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß Fr. Hernandez die andere Art beschrieben hat, und die sehr confus und bloß nach dem Hörensagen von Dampier geschilderte Vache montagnarde kann gleichfalls

---

schmutziger Name, dessen Uebersetzung ich hier weglasse.“ Azara ist der Meinung, daß Mborebi fast derselbe Name ist, wie Beori, dessen sich schon Oviedo im Jahr 1526 zur Bezeichnung des langhaarigen Tapirs auf der Terrafirma bediente, und der mit Unrecht in das Verzeichniß der Thiere von Neuspanien gekommen ist, da hier kein Tapir sich aufhält.

7) Buffon erklärt Tapiirete als großer Tapir. Azara hält dies nicht für richtig, und da ihm zu Folge Tapiire kein einheimisches Wort ist, so sieht er es für ein verändertes an, eben so wie Tapihire, was Chevet gebraucht hat. Tapiroussou, das Lery anführt, bedeutet großer Tapir.

8) Diese und die folgenden 4 Namen sind vom Prinz von Neuwied angeführt. 9) Die von hier an kommenden Namen sind in v. Humboldts Voy. au nouv. cont. II. p. 371 zu finden. 10) De la natural Historia de las Indias. p. 20. — Oviedo's Beschreibung des Thiers wird bei der nächstfolgenden Art mitgetheilt werden.

nicht auf den gemeinen Tapir bezogen werden. Dieser ist dagegen von Thevet (1575), von Perius<sup>11)</sup> (1586), wahrscheinlich auch von Neosta (1590) und Anderen an Ort und Stelle beobachtet, und mit wenig Worten beschrieben worden.

Obwohl demnach der Tapir von früheren Schriftstellern bereits gekannt ist, so ist doch Marcgrave<sup>12)</sup> der erste, von dem wir eine ausführliche und in den meisten Stücken richtige Beschreibung im Jahr 1648 erhalten haben; seine Abbildung dieses Thiers ist jedoch mißrathen, und Piso hat dieselbe bloß kopirt. Barrère<sup>13)</sup>, welcher gleichfalls nach Autopsie berichtet, hat im Jahr 1749 einige Notizen mitgetheilt, doch scheint er bloß das junge Thier gekannt zu haben. Buffon<sup>14)</sup> konnte in seiner ersten Ausgabe bloß von den ebengenannten Schriftstellern seine Beschreibung entlehnen, und die von La Condamine ihm gelieferte Abbildung ist schlecht.

Der erste Tapir, welcher nach Europa kam, ist wahrscheinlich der, welcher im Jahr 1704 in Amsterdam unter dem Namen Meerpferd gezeigt wurde, und von dem ein Maler eine sehr unkenntliche Zeichnung entwarf. Die erste gute Abbildung, nebst einer vollständigen, in der naturhistorischen Kunstsprache entworfenen Beschreibung hat Allamand<sup>15)</sup> nach dem Leben geliefert. Es wurden nämlich zwei Tapire nach Holland gebracht, von denen der eine von Stadt zu Stadt geführt wurde, um auf den Jahrmärkten gezeigt zu werden, der andere aber in die berühmte Menagerie des Prinzen von Dranien kam. Bald nachher hatte Buffon selbst

---

11) Er charakterisirt den Tapir folgendermassen: Hanc (belluam) Tapiroussou appellant, pilo subrubescenti atque promisso (?), vaccam magnitudine ac forma valde referentem. Attamen cum cornibus carcat, sitque contractiore collo, auriculis longioribus et pendulis, siccioribusque tibiis atque gracilioribus, ungula continua et asini ungulae persimili, merito quis eam vaccae asinique naturae participem esse diceret. Differt nihilominus ab utroque plurimum, quod et brevissimam gerat caudam et dentes habeat multo acutiores, nec hominibus propterea quidquam periculi ab ea potest creari, cum in fuga potius quam in viribus salutem ponere consueverit. 12) Hist. rerum natural. Brasil. p. 229. 13) Essai sur l'hist. nat. de la France équinox. p. 160. 14) Hist. nat. Tom. XI. 15) Holländische Ausgabe von Buffon, woraus letzterer und Sonnini diese Beschreibung in die spätern Zusätze und Auflagen aufgenommen haben.

Gelegenheit einen Tapir zu sehen, welcher lebendig nach Frankreich gebracht worden war, aber noch vor der Ankunft in Paris starb, und nach dem jener Naturforscher eine gute Abbildung entwerfen ließ.

Hatte man nun gleich von dem äußern Ansehen des Thiers eine richtige Darstellung, so kannte man doch nichts von seiner Lebensgeschichte und von seinen frühern Ständen. Diese Lücke verstand Azara durch seine schönen, in Paraguay angestellten Beobachtungen auszufüllen, und eine Menge unrichtiger Angaben wurden dadurch widerlegt. Als würdige Nachfolger dieses verständigen Beobachters traten später Prinz Maximilian von Neuwied und Rengger auf, von denen der erstere Brasilien und der andere Paraguay durchreiste; durch ihre Schilderungen ist jetzt die Naturgeschichte des Tapirs vollkommen gekannt.

Während durch die eben genannten Naturforscher der äußere Bau und die Lebensgeschichte dieses Thieres zur vollständigen Kenntniß gebracht wurde, war es Cuvier<sup>16)</sup> vorbehalten, uns mit den Verhältnissen des Knochengerüsts bekannt zu machen, und dieselben in Abbildungen darzulegen.

Der gemeine Tapir ist das ansehnlichste Thier, welches Südamerika aufzuweisen hat. In seinem Aussehen hat er einige Aehnlichkeit mit dem Schweine, doch ist der Hals länger als der Kopf; die Gestalt ist robust. Der Kopf ist lang und hoch, an den Seiten etwas zusammengedrückt, und längs der Pfeilnaht mit einem scharfen Grate versehen, welcher durch das Emporsteigen der Scheitelbeine entsteht, und sich längs der Mittellinie des Nackens bis zum Anfange des Rückens fortsetzt, indem er in dieser Erstreckung durch die starke Nackensehne gebildet wird. Gegen den Anfang der Schnauze ist der Kopf buckelförmig aufgetrieben. Die Nase geht in einen Rüssel aus, an dessen Ende die Nasenlöcher liegen; in der Ruhe ragt er fast an 3 Zoll über den Unterkiefer hervor und hat eine große Beweglichkeit. Dieser Rüssel kann sich auf die Hälfte zusammenziehen, oder um's Doppelte ausstrecken, so daß er dann an 6 Zoll lang wird; im ruhigen Zustand ist er voll kreisförmiger Runzeln. Der Tapir bedient

---

16) Ann. du Mus. III. p. 122. t. 10 und 11. — Rech. sur les ossem. foss. II. 1. p. 145. t. 1—3.

sich seines Rüssels, wie der Elephant, um damit Gegenstände zu ergreifen; da er jedoch keinen fingerförmigen Anhang an demselben hat, wie letzterer, so packt er mit dem untern Ende seiner Nase an, welche sich zu diesem Behufe einwärts umbiegt. Allamand sah ihn auf diese Art mehrere Stücke Brod nehmen<sup>17)</sup>. Das Auge ist klein und tiefliiegend, und soll nach Azara bei Nacht leuchten, was jedoch Kengger bei mehreren zahmen Tapiren nicht wahrnahm. Die Ohren sind lang und sehr beweglich.

Der Hals ist lang, dicker als der Kopf, und wegen des Grates oben schneidend. Der Rumpf ist ziemlich lang, rund und dick. Der Schwanz ist sehr kurz und walzenförmig.

Die Beine sind stark und ziemlich kurz; an den vordern Füßen sind 4, an den hintern 3 mit Klauen versehene Zehen. Die äußere Zehe des Vorderfußes ist sehr klein und kurz, und berührt, nach Azara<sup>18)</sup>, den Boden nicht.

Der Tapir ist mit sehr kurzen anliegenden Haaren bedeckt, die bloß auf der Mittellinie des Hinterkopfs und Nackens eine Länge von ungefähr 15 Linien erreichen und somit eine Art Mähne bilden<sup>19)</sup>.

Die Haut ist dicker als die des Stiers, und das Weibchen hat zwei Rippen zwischen den Hinterfüßen.

Die herrschende Farbe ist die braune, doch kommen manche Schattierungen vor, daher die Schriftsteller nicht ganz übereinstimmen, weshalb ihre Angaben hier wörtlich aufgenommen werden sollen.

---

17) Buffon hist. nat. par Sonnin. Tom. XXIX. p. 338. — Azara p. 8. — Desmarest ist also im Irrthum, wenn er (Diet. des sc. nat. Tom. LII. p. 228) behauptet, daß der Rüssel des Tapirs keineswegs zum Ergreifen tauglich sey. 18) A. a O. S. 6. 19) Bajon, Chirurg zu Cajenne, behauptete in einer der pariser Akademie zugeschiedten Abb., daß die Mähne des Männchens länger und dichter sey (Buffon von Sonnini XXIX. p. 323). Nach Desmarest (Diet. des sc. nat. LII. p. 231.) soll dem Weibchen diese Mähne fehlen. Allamand hat ebenfalls nur an dem Männchen in der Menagerie des Prinzen von Oranien dieselbe wahrgenommen, während sie dagegen dem größeren Weibchen abgieng, indem an dieser Stelle bloß einige lange und entfernte Haare standen. Neuwied und Kengger, die uns am ersten härten aufklären können, sagen nichts über diesen Punkt. Dagegen führt Azara die Angabe von Bajon an, um sie zu widerlegen, indem er sagt: „diese Haare sind in beiden Geschlechtern nicht auffallend verschieden“ (Seite 17).

Marcgrave beschreibt die Farbe bei den erwachsenen Thieren als einförmig braun oder schwärzlich<sup>20)</sup>.

Allamand nennt sie dunkelbraun an dem männlichen Exemplar, welches er zu beobachten Gelegenheit hatte; die Mähne ist ihm zu Folge schwärzlich, an den Ohren findet sich eine weiße Einfassung, und über der Klaue einer jeden Zehe ein weißer Strich<sup>21)</sup>.

Azara vergleicht die Farbe mit der des Wolfes, d. h. sie ist von einem dunklen Braun, mit Ausnahme der Unterfläche des Kopfs, der Kehle und des Ohrenrandes, welche weiß sind; auch die Kopfseiten sind von derselben Färbung, obgleich schwächer. Die Weibchen sind von einer hellern Schattierung als die Männchen, weil unter den fahlen Haaren weiße eingemengt sind<sup>22)</sup>. Auf dieselbe Weise giebt Roulin die Färbung der Weibchen an, doch geht aus seiner Beschreibung nicht hervor, ob er aus Autopsie oder nach voriger Angabe berichte, und ob er junge oder alte Thiere vor sich gehabt habe<sup>23)</sup>.

Der Prinz von Neuwied, der viele dieser Thiere gesehen hat, sagt hierüber Folgendes: „Azara glaubt bei beiden Geschlechtern einen Unterschied in der Farbe wahrgenommen zu haben, doch glaube ich dieses für bloße Spielart in der Farbe halten zu müssen, da man einige findet, die mehr fahl, andere die mehr graulich, und noch andere, die mehr gelblich oder bräunlich gefärbt sind, gerade wie wir dieses auch bei uns an allen wilden Thieren, Hirschen, Rehen, Füchsen, Wölfen u. s. w. beobachten; dieses bestätigt selbst die *Corografia brasilia* (T. I. p. 62)“<sup>24)</sup>.

Noch genauer drückt sich hierüber Kengger aus, dessen Beobachtungen mit musterhafter Genauigkeit angestellt sind. „Die Farbe,“ sagt er, „ist im Allgemeinen graulichbraun; die Backen sind bräunlichgrau, die Kehle, die untere Seite des Halses und der obere Ohrrand blaß aschgrau; die Augen haben eine schwarze, die Klauen eine schwärzlichbraune Farbe. Azara hält das Weibchen für heller gefärbt als das Männchen, worin er sich aber irrt. Vermuthlich waren ihm nur Weibchen zu Gesicht ge-

---

20) Color in adultis fuscis sive nigricans sine maculis. Hist. Brasil. p. 229. 21) A. a. O. Seite 337 und 339. 22) A. a. O. Seite 10. 23) Annal. des scienc. nat. XVIII. 24) A a O. Seite 555.

kommen, die ihr Jugendkleid noch nicht vollständig gewechselt hatten. Dieses ist nämlich von demjenigen der erwachsenen Thiere ziemlich verschieden. Der Säugling zeigt an seinen oberen und äußeren Theilen die nämliche Grundfarbe wie die Alten; die obere Seite des Kopfes aber ist mit weißen, kreisförmigen Flecken besprengt; die Backen ziehen sich ins Graulichweiße; auf jeder Seite des Körpers laufen 3 weiße, unterbrochene Streifen von der Schulter bis an den hintern Rand des Schenkels; die Aussen- seite der Extremitäten ist gleichfalls mit weißen Flecken besetzt; die Kehle, die untere Seite des Halses, die Brust, der Bauch und die innere Seite der Extremitäten endlich sind graulichweiß. Diese Flecken, so wie die helle Farbe der unteren Theile des Körpers, verlieren sich allmählig mit zunehmendem Alter; gänzlich aber verschwinden sie erst nach dem 2ten Jahre<sup>25)</sup>. Kengger hat mehr als halb ausgewachsene Individuen getödtet, an denen man immer noch weiße Flecken an den Seiten des Rumpfes und eine blaßaschgraue Farbe an der Brust und am Bauche wahrnahm; hingegen waren die Zeichnungen auf dem Kopfe und an den Beinen verschwunden. Diese Beobachtungen, welche alle Altersperioden umfassen, sind hinreichend, um manche scheinbare Widersprüche früherer Angaben zu beseitigen, und eine sichere Kenntniß von der Färbung dieser Thiere zu liefern.

Hinsichtlich der Größe ist zu erwähnen, daß nach zuverlässigen Angaben das Männchen etwas kürzer und niedriger ist als das Weibchen, was bei Säugthieren als eine seltene Erscheinung auffallend seyn muß<sup>1)</sup>.

Von folgenden Dimensions-Angaben ist die erste von einem erwachsenen Männchen<sup>2)</sup>, die zweite von einem Weibchen<sup>3)</sup> genommen:

	I.		II.	
	Fuß	Zoll	Fuß	Zoll
Länge vom Schnauzenende bis zum After	6	1	5	1
Schwanz	0	2 $\frac{3}{4}$	0	2 $\frac{1}{2}$
				Höhe

25) A. a. O. Seite 312 und 313 — Die gefleckte Zeichnung der Jungen kannte schon *Marcegrave*, indem er sagt: *color pilorum in junioribus est umbrae lucidae, maculis variegatus albicaulis ut capreolus.* Hist. Brasil. p. 229. 1) Die Weibchen sind 4 bis 5 Zoll länger. *Azara* S. 5. — Ferner *Kengger* S. 313. 2) *Azara* S. 5. 3) *Allamand* in *Buff. hist. nat. par Sonnin.* p. 344.



	I.		II.	
	Fuß	Zoll	Fuß	Zoll
Höhe des Vordertheils	3	4 $\frac{1}{2}$	2	8
— — Hintertheils	3	6	2	9 $\frac{1}{2}$
Umfang am Vordertheil	3	9	3	9
— in der Mitte	0	0	4	3
— am Hintertheil	4	2 $\frac{1}{2}$	4	$\frac{1}{2}$
Länge des Kopfs von der Schnauze bis zu den Ohren	1	2 $\frac{1}{2}$	1	2
— der Ohren	0	4 $\frac{3}{4}$	0	3 $\frac{1}{2}$
Breite der Ohren	0	3	0	3
Umfang des Kopfes vor den Ohren	0	0	2	3
— — Halses an den Schultern	0	0	2	10
Höhe der Vorderbeine bis zur Brust	0	0	1	2
— — Hinterbeine	0	0	1	4
Länge der größten Klaue am Vorderfuß	0	1 $\frac{1}{3}$	0	1 $\frac{1}{4}$
— — — — — Hinterfuß	0	0	0	1 $\frac{2}{3}$

Der Zahnbau des Tapirs ist schon bei der Beschreibung der Gattung angegeben worden; hier nur noch einige Bemerkungen über den Zahnwechsel nach den Mittheilungen von Kengger. Die Anzahl der Zähne erscheint erst nach dem zweiten Altersjahre vollständig. Bei einem, ohngefähr ein Jahr alten Individuum fand der genannte Beobachter, ausser den Schneide- und Eckzähnen, in der oberen Kinnlade schon die 3 und in der unteren die 2 ersten bleibenden Backenzähne, von denen keiner im Geringsten abgenutzt war; der 4te aber und der 3te untere lagen mit ganz ausgebildeter Krone unter dem Zahnfleische und hätten dieses in wenigen Tagen durchbrochen. Der Zahnwechsel fängt also beim Tapir schon vor Ende des ersten Jahres an.

Ueber die Beschaffenheit des Magens vom gemeinen Tapir finden sich bei den Schriftstellern, die Gelegenheit hatten dieses Eingeweide zu untersuchen, sehr widersprechende Angaben. Bajon<sup>4)</sup> nämlich, ein französischer Chirurg zu Cayenne, schickte im Jahr 1774 an die pariser Akademie eine Abhandlung ein, in welcher er behauptete, daß er bei der

4) Buff. hist. nat. par Sonnini XXIX p. 317.

Sektion des Tapirs zu seinem Erstaunen drei Mägen, statt eines einfachen, gefunden hätte; er hielt daher auch dieses Thier für wiederkäugend. Dagegen erklärte sich jedoch Buffon<sup>5)</sup>, sowohl nach Beobachtungen an einem lebenden Individuum, als auch nach den Resultaten, welche die anatomische, von Mertrud geführte Untersuchung geliefert hatte. Diesem zu Folge ist der Magen keineswegs dreifach, sondern nur einfach, und bildet eine große, an zwei Stellen eingeschnürte Höhlung. In der weitern Beschreibung sagt er: „zwischen der Speiseröhre und dem Pfortner findet sich ein sehr merklicher Winkel, der eine Art Einschnürung veranlaßt, und der linke Theil ist viel geräumiger als der rechte.“ Cuvier und Meckel hatten keine Gelegenheit einen Tapir-Magen zu untersuchen, doch scheint letzterer<sup>6)</sup> geneigt der Angabe von einem dreifachen Magen Glauben zu schenken. Nach den neuern Beobachtungen von Garrell<sup>7)</sup> und Owen<sup>8)</sup> jedoch hat Buffon vollkommen Recht, wenn er dieses Eingeweide als einfach erklärt, indem beide Anatomen von keinen Abtheilungen desselben sprechen; nur zeigt die von ersterem beigefügte Abbildung des Magens, daß dieser zwischen der Speiseröhre und dem Pfortner, wie bereits Buffon erwähnt hat, mit einer kleinen Einschnürung versehen ist. Es ist demnach die Beschaffenheit des Magens vom gemeinen Tapir mit der vom zweifarbigen in Uebereinstimmung.

Die Verbreitung des Tapirs erstreckt sich fast über ganz Südame-

---

5) Ebenda S. 320. 6) System der vergl. Anatom. IV. S. 585. 7) Zoological Journal IV. p. 211. t. 7. fig. 3. Die Worte des Originals lauten also: „The oesophagus was narrow, the stomach a single cavity, and rather small, measuring, when moderately distended with air, but eight inches from right to left, and 15½ inches in circumference; the parietes thickened about the pylorus, but as it was considered desirable to preserve this organ entire, its internal surface was not examined.“ 8) Proceedings of the Committee of science and corresp. of the zoolog. soc. of London. I. (1830 — 1831) p. 162: „The oesophagus enters the stomach about one third from the left extremity. The cuticular membrane is continued from it into the stomach, for the extent of 3 inches towards the left end, and for 7 inches towards the pylorus; the rest of the cavity had a smooth or compact villous surface, with a few narrow but well defined rugae; the villous coat became thicker and apparently more glandular towards the pylorus. The pyloric end of the stomach had a tendinous lustre on each side.“

rifa; der nördlichen Hälfte des neuen Welttheils ist er dagegen fremd. Zwar hat ihn Herrera als Bewohner von Vera-Paz aufgeführt, allein nur, weil ihn die allgemeine Benennung Danta, womit noch andere größere Thiere belegt werden, hiezu verleitet hat. Laet<sup>9)</sup>, welcher gleichfalls dieses Vorkommen angiebt, hat bloß die Worte Herrera's kopirt, und noch den Namen Beori hinzugefügt, welchen er von Oviedo entlehnt hat.

Nach allen sichern Nachrichten geht der gemeine Tapir nördlich nicht über den 13ten Breitegrad hinaus, was um so auffallender ist, da er am linken Ufer des Utrato sehr häufig ist, während er bereits am Rio de Chagre nicht mehr vorkommt<sup>10)</sup>. Diese Abgrenzung kann weder durch Flüsse, noch durch die Andeskette hervorgebracht worden seyn, da zwischen den genannten Flüssen kein anderer beträchtlicher Strom vorkommt, welcher überdies vom Thier nicht gemieden wird, und auch an der Westküste die dreifache Kette der Cordilleren den Tapir nicht abgehalten hat, in das lange Magdalenen- und Caucathal einzudringen und sich an der Küste des großen Ozeans auszubreiten. Auch Mangel an passenden Nahrungsmitteln kann es nicht seyn, was dieses Thier verhindert hätte nach Mexiko überzugehen, da es dort an denselben keinen Mangel gelitten, und außerdem als animal omnivorum sich leicht an eine andere Kost gewöhnt hätte.

Der Tapir ist also auf Südamerika beschränkt, wo er fast bis zur Südspitze vorkommt. In Muriedo<sup>11)</sup> (am rechten Ufer des Utrato und nicht weit von seiner Ausmündung) ist er so gemein, daß er dort ein Hauptnahrungsmittel der farbigen Leute ausmacht; man trifft ihn bis zu dem Kleinen, von den unabhängigen Indiern von Darien bewohnten Bezirke, auf dessen anderer Seite, seitwärts von Panama und Porto bello, man ihn nicht mehr sieht. An der Ostküste scheint er allenthalben nicht selten zu seyn. In Guiana<sup>12)</sup> hat man ihn weit verbreitet gefunden. Aus Brasilien<sup>13)</sup> ist er seit langer Zeit bekannt und Prinz Maximilian sagt, daß er in den Gegenden des Mucuri bei seinen Jagdschiffahrten auf den Flüssen und Landseen, wenn er frühe ausfuhr, diese Thiere gewöhnlich zu sehen bekam. In Paraguay<sup>14)</sup> ist der Tapir gleichfalls nicht sel-

9) A. a. O. S. 328.

10) Roulin Ann. d. sc. nat XVIII. p. 35.

11) Ebenda.

12) Gümilla, Buffon u. a.

13) Lery, Maregrave, Prinz v. Neuwied u. a.

14) Charlevoix, Azara, Kengger.

ten, da Kengger in den wenig bevölkerten oder ganz öden Theilen dieses Landes seine Spuren häufig angetroffen und beinahe jede Nacht seine Stimme gehört hat. Von Patagonien<sup>15)</sup> wird ebenfalls angegeben, daß sich daselbst viele Antas aufhalten. In Columbien<sup>16)</sup> und Peru<sup>17)</sup> kommen sie gleichmäßig vor.

Zum Aufenthaltsorte liebt der Tapir dichte Waldungen, welche nahe an Flüssen, Seen und Sümpfen liegen, oder die wenigstens von mehreren Bächen durchschnitten werden. Freie, offene und trockene Gegenden wählt er sich nicht zu seinem Wohnorte aus, sondern besucht sie bloß auf seinen Streifereien. Wasser ist ihm unentbehrlich, um sich baden zu können, daher wälzt er sich auch, wie ein Schwein, in Pfützen herum, und wenn man ihn erlegt, findet man öfters seine Haut mit Erde und Schlamm bedeckt. In den Mittagsstunden schläft er im dichten Gebüsch verborgen, und in bewohnten Gegenden streift er nur bei Nacht umher; in einsamen Bezirken aber hat ihn Kengger Morgens nach neun Uhr und Abends vor Sonnenuntergang am Saume der Waldungen angetroffen, und der Prinz von Neuwied hat ihn in den innern großen Urwäldern zu allen Zeiten des Tages gesehen; doch fügt auch letzterer Beobachter hinzu, daß das Thier während der Mittagshitze ausruhe<sup>18)</sup>.

Da der Tapir von seinem Lager aus denselben Hin- und Herweg nimmt, so macht er sich in den dichten Waldungen gebahnte Wege, die man recht wohl erkennt, wie denn auch unser europäisches Wildpret solche Pfade, welche der Jäger Wechsel nennt, einzuhalten pflegt<sup>19)</sup>.

---

15) Falkner's Besch. v. Patagon. Gotha 1775. S. 111: „Es halten sich auch viele Antas daselbst auf, deren Felle die Tehuelhets den andern Puelchen verhandeln, die daraus ihre Harnische machen. Der Anta ist eine Art Hirsch, aber ohne Geweihe. Er ist von der Größe eines großen Esels, der Kopf sehr lang und zugespitzt, mit einer kleinen Schnauze: sein Körper ist sehr stark, die Schultern- und Schenkelknochen breit, lang und stärker als beim Hirsch; seine Hufe sind, wie bei diesem gespalten, wiewohl etwas breiter; sein Schwanz ist eben so kurz, wie beim Rothwildpret.“ Außerdem wird ihm eine große Stärke und Geschwindigkeit beigelegt. Diese Beschreibung, obgleich in einzelnen Theilen unrichtig, kann weder auf den Büffel, noch auf das Elenn, welchen gleichfalls der Name Anta zukommt, bezogen werden, sondern gilt vom Tapir. 16) Koulin a. a. O. 17) La Coudamine. 18) Marcgrave Seite 229 und 101; Kengger S. 314, und Prinz v. Neuwied S. 550. 19) Prinz v. Neuw. S. 551.

Einen großen Theil des Jahres hindurch lebt der männliche Tapir allein, der weibliche hingegen wird gewöhnlich von seinen Jungen begleitet. Gegen den Winter hin suchen sich die beiden Geschlechter auf, und leben dann während einiger Wochen paarweise <sup>20)</sup>. Nach Azara wirft das Weibchen im November ein einziges Junges; nach Kengger geschieht dieß in der Mitte des Frühjahres. Das Junge begleitet bald seine Mutter und bleibt bei ihr bis zum nächsten Winter. Zur Brunstzeit hört man diese Thiere den einzigen ihnen eigenthümlichen Ton, der einem gedehnten Pfeifen ähnlich ist, häufig wiederholen.

Wie der Tapir in der Gestalt Aehnlichkeit mit dem Schweine hat, so auch in den Manieren, in der Haltung und im Gange. Er hat einen langsamen Schritt, und zeigt auf seinen Streifereien viele Vorsicht, indem er sich überall umsieht, die Ohren in beständiger Bewegung hält, und seinen Rüssel nach allen Seiten dreht, um seine Feinde zu wittern. Stößt er auf solche, so stellt er sich ihnen nicht entgegen, sondern flieht mit gesenktem Kopf durch das Dickigt des Waldes davon. Gewöhnlich nimmt er seine Zuflucht nach dem Wasser, indem er nicht nur vortrefflich schwimmen, sondern auch lange untertauchen kann.

Wird der Tapir jung eingefangen, so wird er gleich zahm, und verläßt seinen Wohnort nicht, selbst wenn er erwachsen ist. Jedermann kann ihn anfassen und er läßt sich gern hinter den Ohren krähen. Er zeigt jedoch wenig Intelligenz, und keine Folgsamkeit; will man ihn von einer Stelle weghaben, so muß man ihn fast hinwegzerren. Er beißt nicht, sondern wenn er incommodirt wird, so läßt er jenes gedehute Pfeifen hören, welches er sonst nur in der Brunstzeit ausstößt. Seinen Wärter lernt er allmählig von andern Personen unterscheiden, sucht ihn auf, und folgt ihm auf kleinen Entfernungen nach; wird ihm aber der Weg zu lang, so kehrt er allein nach der Wohnung zurück <sup>21)</sup>. Seine Lebensart verändert er im

---

20) Kengger S. 315. 21) Kengger S. 316. Neuwied S. 555. — Azara hatte behauptet, daß der zahme Tapir gar keine Anhänglichkeit an Personen zeige; indef beide genannte Reisende widersprechen ihm in dieser Beziehung. Auch Bajan versichert (Buffon S. 326), daß er einen jung eingefangenen Tapir aufgezogen hätte, der viel Anhänglichkeit zeigte, seinem Herrn nachfolgte und die Hand leckte; er gieng allein in den Wald spazieren und manchmal sehr weit, kehrte aber jeden Tag zeitig wieder zurück.

gezähmten Zustand in soweit, daß er den größten Theil der Nacht schlafend zubringt.

Unter den Sinnen sind beim Tapir Geruch und Gehör am schärfsten, das Gesicht dagegen reicht nicht weit<sup>22)</sup>. Der empfindlichste Theil ist der höchst bewegliche Rüssel, welcher zugleich als Tastorgan dient, und mit dem er, wie schon früher angeführt, kleine Gegenstände anfassen kann, indem er sie gegen die Lippen drückt.

Die Nahrung des Tapirs besteht in Vegetabilien; besonders liebt er Melonen und das Zuckerrohr, weshalb er oft den Pflanzungen großen Schaden zufügt. Er genießt auch häufig, wie Azara und Kengger erwähnen, verschiedene Arten von Salz, ohne Zweifel als Verdauungsmittel. Man findet nämlich in allen tiefliegenden Gegenden von Paraguay Stellen, wo das Erdreich kohlenfaures, schwefelfaures und salzfaures Natron enthält. Bei trockner Witterung blühen zuweilen diese Substanzen aus, und der Tapir besucht deshalb solche Gegenden, welche man in Paraguay Barreros nennt, um jene Salze aufzulecken.

Im gezähmten Zustande genießt der Tapir, wie das Schwein, Alles was ihm vorgelegt wird, ohne im geringsten wählerisch zu seyn. Das Weibchen in der Menagerie im Haag bekam Roggenbrod, gekochte Gröhe, Kräuter u. s. w. und liebte besonders Äpfel, die es von weitem roch; es kam zu den Personen, welche damit versehen waren und steckte seinen Rüssel in ihre Taschen, um die Äpfel herauszuholen. Uebrigens fraß es Alles, was man ihm vorwarf, Rüben, Fische, Fleisch und selbst seine eignen Exkremente, wenn es Hunger hatte<sup>23)</sup>. Wasser muß der Tapir im Ueberfluß haben, nicht bloß um davon zu trinken, sondern vorzüglich des Badens wegen. Kann er frei herumlaufen, so sucht er es sich selbst auf, und bleibt halbe Tage in einer Pfütze liegen, wenn sie beschattet ist.

Der Nutzen, welchen der Tapir liefert, besteht in seinem Fleisch und der Haut. Das Fleisch schmeckt, nach Neuwied's und Kengger's Angaben,

---

22) Azara legt ihm ein ausgezeichnetes Gesicht bei (S. 3). Dagegen sagt Kengger: „Azara muß nie ein lebendes Individuum einige Zeit lang beobachtet haben, sonst hätte er ihm keineswegs ein so scharfes Gesicht gegeben.“ 23) Allamand bei Buffon, Ausgabe v. Sonn. S. 342.

ungefähr wie Rindfleisch; von einem jungen Thiere steht es, wie Lestterer mehrmals erprobt hat, dem Kalbfleische an Schmachhaftigkeit keineswegs nach<sup>24)</sup>. Auch wird dasselbe nicht allein von den Indianern, sondern ebenfalls von der ärmeren Volksklasse unter den weissen Einwohnern gegessen. Von besonderem Werthe ist auch die Haut wegen ihrer Dicke und Stärke, und gewöhnlich werden aus ihr Peitschen und Säume geschnitten; ja sie wird sogar gebraten von den Indianern verzehrt<sup>25)</sup>. Aus den Hufen machen die Camacans ihre musikalischen Instrumente, mit welchen sie sich beim Tanze den Takt angeben<sup>26)</sup>. Das gemeine Volk schreibt den Klauen, den Halshaaren und andern Theilen des Tapirs verschiedene Heilkräfte zu.

Dieser mehrfachen Nuzungen wegen werden auf den Tapir häufig Jagden angestellt. Man jagt denselben in Paraguan, nach Rengger, gewöhnlich, indem man ihn mit Hunden aus dem Walde ins Freie treibt, wo ihn einige Reiter mit Schlingen fangen. Zuweilen schießt man ihn auch vor den Hunden oder auf dem Anstande, oder man sucht ihn zu Wasser an seinen Badestellen auf. Gewöhnlich ergreift er beim Anblick der Säger und Hunde die Flucht; wenn er indes seinen Verfolgern nicht mehr entgehen kann, so stellt er sich muthig zur Wehre, packt Hunde und Menschen an, zerrt sie herum und reißt ihnen das Fleisch auf. Besonders kühn sind die Weibchen, wenn sie ihr Junges mit sich führen.

Als besonders unzuweckmäßig schildert der Prinz Maximilian die Art, wie von den Brasilianern die Tapirjagd betrieben wird. Um nämlich nöthigenfalls auch größere Vögel schießen zu können, bedienen sie sich nicht der Kugeln, mit welchen man das ermüdete Thier in einiger Entfernung sehr sicher erlegen könnte, sondern sie schießen es mit grobem Schrot. Dieß geschieht gewöhnlich, wenn sie den Tapir schwimmend in den Flüssen am frühen Morgen oder am Abend überraschen. Er sucht zwar schnell zu enteilen, allein die Brasilianer rudern in ihren Rähnen mit möglichster Geschwindigkeit heran und schließen ihn ein. Alsdann sucht er sich durch geschicktes Tauchen,

---

24) Nicht so schmachhaft geben es Azara und Marcgrave an. Lestterer sagt: caro comeditur, sed ingrati saporis est. Vielleicht bezieht sich dieses Urtheil blos auf das Fleisch von alten abgemagerten Thieren, doch kann auch hier das alte Sprichwort Recht haben: de gustibus non est disputandum. 25) UND 26) Prinz v. Neuw. S. 554.

selbst oft unter den Röhren hindurch, zu retten und bleibt lange unter dem Wasser; da er jedoch an die Oberfläche kommen muß, um Luft zu schöpfen, so werden alle Feuerröhre sogleich gegen die Ohrgegend abgeschossen. Oft erhält ein Tapir auf diese Art 12 bis 20 Schüsse, bevor er getödtet wird, und häufig entkommt er dennoch, wenn nicht ein Jagdhund bei der Hand ist.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß der Name *Tapirus americanus* nicht beibehalten werden kann, da wir jetzt eine zweite amerikanische Art kennen; es ist daher am besten ihn als *Tapirus Suillus*, wie ihn Blumenbach benannt hat, zu bezeichnen.

## 2.

Der langhaarige Tapir. *Tapirus villosus*.

Tab. CCCXIX. B.

- Tapirus fusco-ater*, pilis longis densissimis vestitus, cervice rotundato.  
 Beori. OVIEDO de la natural hystoria de las Indias. Toled. 1526. c. 22. p. 20.  
 Tlacaxolotl s. fera rotunda facie. FR. FERNANDEZ hist. animal. cap. 8. p. 3.  
 La vachie montagnarde. DAMP. voy. III. p. 356 mit ganz unkenntlicher Abbildung.  
 Nouvelle espèce de Tapir. CUV. rapport sur un mém. de M. ROULIN (Ann. des sc. nat. XVII. p. 107).  
 Tapir pinchaque. ROULIN mém. pour servir à l'hist. du Tapir. (Ann. des sc. nat. XVIII. p. 26. tab. 1—3). — Uebers. in der Isis von 1833. S. 213.  
*Tapirus Roulinii*. FISCH. syn. mamm. Addend. p. 606.  
 Tapir Pinchaque. LESS. Dict. class. d'hist. nat. XVI. p. 52.

Obgleich dieser Tapir erst seit einigen Jahren den Naturforschern als eine von der vorigen verschiedene Art bekannt geworden ist, so scheint er doch schon viel früher, wenn gleich mit dem vorigen für identisch gehalten, beschrieben worden zu sein.



Dviedo<sup>1)</sup> in seiner Beschreibung der Terra-Firma vom Jahre 1526 gedenkt zuerst des Tapirs und legt demselben ein dunkles und dichtes Haar bei, was allerdings dem langhaarigen Tapir zukommt, und sofern die Beschreibung vollkommen genau ist, nicht füglich auf den gemeinen Tapir bezogen werden kann. Mit Gewißheit läßt sich jedoch hierüber nicht absprechen, da die Beschreibung zu unvollständig ist, und beide Arten auf der Terra-Firma neben einander vorkommen.

Dagegen ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß Fr. Fernandez<sup>2)</sup>,

---

1) Da das Werk dieses Schriftstellers höchst selten geworden ist, so will ich die ganze hieher gehörige Stelle in einer wörtlichen Uebersetzung wiedergeben: „Die Spanier auf der Terra-Firma nennen Danta ein Thier, welches die Indier Beori heißen, weil die Haut dieses Thieres sehr dick ist, doch sind es keine Büffel, und so haben sie dem Beori den Namen Danta eben so uneigentlich gegeben als Ochi dem Lieger. Diese Thiere sind so groß, als ein mittelmäßiges Maulthier. Das Haar ist sehr dunkel graubraun und dichter als das des Büffels (el pelo es pardo muy escuro y mas espesso que el del Bufano), und der Beori hat keine Hörner, obgleich ihn Einige Kuh nennen. Sein Fleisch ist sehr gut, jedoch etwas zweicher, als das des Rinds aus Spanien; die Füße des Thiers sind ein sehr gutes schmackhaftes Essen, doch muß es 24 Stunden kochen, nachher kann man es Jedermann geben, der eine recht gute, schmackhafte und leicht verdauliche Speise genießen will. Man tödtet diese Beoris mit Hunden, und wenn sie gestellt sind, muß der Jäger behutsam herankommen, um das Thier mit der Schlinge zu fangen, bevor es in's Wasser geht, sofern dieß in der Nähe seyn sollte. Denn wenn es im Wasser ist, so gewinnt es über die Hunde, und tödtet sie mit starken Bissen, und es trägt sich wohl zu, daß es dem Jagdhunde einen Fuß mit der halben Schulter in einem Bisse wegreißt, oder daß es einem andern ein oder zwei handgroße Stücke vom Fell mitnimmt, gerade, als wenn man ihn geschunden hätte. Ich habe beides gesehen. Außer dem Wasser können sie sich nicht so gut helfen. Bis jetzt weiß man die Haut dieses Thieres nicht zu gerben und nicht zu benützen, denn sie ist noch dicker als die des Büffels.“

2) Die Stelle heißt folgendermaßen: „Animal est Tlacaxolotl tauro vastius capite magno, proluxo rostro, latis auriculis, atrocibus dentibus, humana pene facie, unde sumpsit nomen, crasso collo, manibus pedibusque et in his taurinis unguibus, sed majoribus, clunibus magnis latisque, cauda crassa et proluxa ac pelle crassa, fulvoque hispida pilo; rarum animal, saxorumque et solitudinum iucola, Atzaceani, Tepotzotzontle et Tlaquelapani non procul a regione, quam a situ profundiore vocant de Honduras, vescitur montano Cacaoatl, Quapachtli et Oriente Tlaolli (Mais), vastatis passim arvis satisque et cum horum non adest copia, foliis arborum et fruticum. Caro ejus edulis est, quadrupedumque et pariter volatiliu saporem praeferens, hominum conspectum non reformidat neque sagittarum ictibus

Leibarzt Philipps II., den langhaarigen Tapir bei seiner Beschreibung vor Augen gehabt hat, da er ihn *saxorum incola pelle fulvo pilo hispida* nennt, und überdieß in den von ihm genannten Gegenden der gemeine Tapir nicht vorkommt.

Auch Dampier<sup>3)</sup> kann unter seiner *Vache montagnarde* nicht wohl ein anderes Thier als den langhaarigen Tapir verstanden haben, denn obgleich seine Beschreibung und noch mehr seine Abbildung sehr ungenau und in vielen Stücken unrichtig ist, so kann sie doch auf kein anderes Thier, als einen Tapir passen, und da er demselben ein dichtes Haar zuschreibt, und den Tobascofluß, so wie die Flüsse der Honduras-Bai als seinen Aufenthaltsort angiebt, so kann er nur die langhaarige Art meinen.

Diese so eben mitgetheilten Beschreibungen waren allerdings nicht scharf genug, um darnach eine zweite amerikanische Tapir-Art annehmen zu können, und es bleibt daher einem französischen Naturforscher, Dr. Roulin<sup>4)</sup>, der vor wenig Jahren Südamerika bereiste, die Ehre diese Spezies im Systeme festgestellt zu haben. Schon länger vermuthete derselbe,

---

*occumbit, adeo est illi tergum impenetrabile, quamobrem defossa terra ac desuper contacta ramis ac frondibus et subaggerata capitur, haud aliter ac apud Indos Elephantes.*“

3) Dampier selbst hat keines von diesen Thieren gesehen, daher er so wohl seine Beschreibung als Abbildung bloß nach den Mittheilungen seiner Gefährten, die mehrere Tapire getödtet hatten, entwirft, was auch der Grund ist, daß beide sehr unrichtig ausgefallen sind, wiewohl sich das rechte Thier nicht verkennen läßt. Seine Beschreibung ist folgende: „*Cette bête est de la grosseur d'un taureau de deux ans, elle ressemble à une vache pour la figure du corps, mais sa tête est beaucoup plus grosse, plus ramassée et plus ronde et sans cornes; elle a le muffle court, les yeux ronds, pleins, et d'une grandeur prodigieuse, elle a de grosses babines, mais non pas si épaisses, que celles d'une vache ordinaire. Ses oreilles sont plus larges à proportion de sa tête, que celles de la vache commune. Elle a le col épais et court, ses jambes sont plus courtes que celles de nos vaches, sa queue est assez longue, peu garnie de poil et sans touffe au bout. Elle a le corps tout couvert d'un gros poil clair semé; sa peau et de l'épaisseur de deux pouces ou environ. Elle a une chair rouge dont le grain est fort menu, sa graisse est blanche, et tout ensemble c'est un manger sain et de bon goût. Il y en a qui pesent jusqu'à cinq ou six cens livres. On trouve toujours cette vache dans les bois auprès de quelque grande rivière*“ etc. etc.

4) *Ann. des sc. nat.* XVII. p. 107. XVIII. p. 26.

wie er a. a. D. erzählt, die Existenz einer zweiten amerikanischen Tapir-Art, da ihm bekannt war, daß ältere spanische Schriftsteller dem Tapir ein dichtes Haar von einer braunen, dem Schwarzen sich nähernden Farbe zuschreiben, was keineswegs auf die in ebenen Gegenden von Südamerika gewöhnliche Art paßt. Die dichte Behaarung des Thiers mußte den Reisenden auf die Muthmaßung führen, daß dasselbe den Gebirgshöhen eigenthümlich seyn möchte, und wirklich erfuhr er auch, daß in dem Theil der Cordilleren, welche die Provinz von Mariquita durchziehen, ein Tapir in einer sehr beträchtlichen Höhe, über dem Paramo de Quindiu, erlegt worden sey. Als Roulin diese Gebirgskette überstieg, um sich in das Thal von Cauca zu begeben, fand er häufig die Spuren von Tapiren, und die Cargueros, welche öfters den Weg über die höchsten Gebirgsköpfe zurücklegen, versicherten ihm, daß sie nicht selten solche Thiere sähen, und ihre Beschreibung stimmte mit der von Dviedo überein.

Als sich der Reisende im Jahr 1828 zu Bogota befand, hörte er, daß zwei Tapire eine Tagereise von dieser Stadt, in dem Paramo de Suma-Paz, das höher noch als das von Quindiu gelegen ist, getödtet worden seyen. Sogleich reiste er dahin ab, und erkannte auf den ersten Anblick das von den Cargueros und Dviedo beschriebene Thier, eine neue, den hohen Regionen der Andeskette eigenthümliche Tapir-Art. Die Beschreibung derselben gebe ich in wörtlicher Uebersetzung.

„Die beiden Individuen,“ berichtet Roulin, „waren Männchen, das eine kaum erwachsen und das andere schon ziemlich alt; an diesem letztern waren die Zähne abgenützt und selbst an einigen Stellen cariös, es war auch um ein Sechstel ohngefähr größer als das erstere. In der Gestalt waren sich beide vollkommen ähnlich. Ich hätte gerne das eine Stück nach Bogota transportiren lassen, um es mit Muße beschreiben zu können, allein man wollte es mir nicht verkaufen, und ich sah mich also genöthigt gleich an Ort und Stelle eine kurze Beschreibung zu entwerfen und mit Bleistift einen einfachen Umriss abzunehmen. Doch erhielt ich Kopf und Füße des größern, und vermittelst dieser Stücke konnte ich am andern Tage meinen ersten Entwurf vollenden<sup>5)</sup>. Um das Profil des

5) Dies ist die Figur auf unserer Tab. CCCXIX. B.

Kopfes genau zu erhalten, bediente ich mich der Camera = Lucida von Wollaston.“

„Man sieht, daß dieser Kopf von dem des gemeinen Tapirs sowohl im ganzen Umriß, als auch in den einzelnen Theilen verschieden ist. Die Schnauze ist von einer etwas abweichenden Form, und der Rüssel hat keineswegs auf beiden Seiten die Runzeln, welche anzeigen, daß das Thier ihn für gewöhnlich zusammen zieht. Das Kinn hat einen weißen Fleck, der bis zum Mundwinkel reicht und wieder zur Mitte der Oberlippe läuft. Am Ohr fehlt die weiße Einfassung, welche sich beim gemeinen Tapir findet; auch sieht man nicht die auffallende Leiste, welche beim gemeinen Tapir vorkommt, und jene beträchtliche Leiste, welche an der Stirn beginnt und sich bis gegen den Widerrist erstreckt, fehlt ebenfalls. Der Hals der neuen Art ist vollkommen abgerundet, und die Haare haben daselbst auf der Mittellinie weder eine größere Länge, noch eine verschiedene Richtung. Das Haar ist auf dem ganzen Körper dicht gedrängt, lang, schwärzlichbraun, an der Spitze dunkler als an der Wurzel, und giebt der Haut die Farbe, welche man bei den Pferden im Französischen *zain* nennt. Auf dem Kreuz findet sich über der *fossa iliaca externa* jederseits ein kahler, aber nicht schwieliger Fleck von doppelter Handbreite; beim jüngeren Thier war er eben so symmetrisch als beim alten und von verhältnißmäßiger Größe. Ueber der Theilung der Beinen zeigt sich, wie beim gemeinen Tapir, ein weißer haarloser Streif.“

„Noch scharfer als durch die äußerlichen Merkmale unterscheiden sich die beiden Tapir = Arten durch den Schädelbau. Um die Differenzen recht augenfällig zu machen, habe ich die Schädel vom neuen, vom gemeinen und vom sumatranischen Tapir, letztere beide nach den Exemplaren in der zootomischen Sammlung, abgebildet. Als ich diesen Kopf dem Baron Cuvier zeigte, war er überrascht von der Aehnlichkeit desselben mit dem des *Palaeotherium*, und da er mir die kostbaren Fragmente, welche sich in der schönen Sammlung fossiler Thierüberreste finden, zur Vergleichung gestattete, so füge ich die Zeichnung eines ganzen Schädels von diesem Thiere bei. Ich habe durch ein zweites Fragment das dem besterhaltenen Stücke Fehlende ergänzt; um jedoch nicht durch eine unrichtige Combination

einen Irrthum zu veranlassen, habe ich das Ergänzte durch eine punktirte Linie angedeutet."

„In Rücksicht auf die Größe, so wie auf die äußern Umrisse nähert sich der Schädel des neuen Tapirs sehr dem des Palaeotheriums, und wenn bei dem letztern der von Zähnen entblöste Kiefertheil eine größere Länge hätte, so wäre die Aehnlichkeit, auf den ersten Anblick, vollständig. Mit dem Schädel der beiden andern Tapire verglichen, kommt er mehr mit dem der sumatranischen als der gemeinen Art überein. Diese Aehnlichkeit zeigt sich besonders in der Richtung und Breite der Stirn, im Mangel der *crista biparietalis*, in der Dimension der Nasenbeine und in der Form des Unterkiefers, dessen unterer Rand bei beiden gerade ist, während er sich beim gemeinen Tapir stark gebogen zeigt."

„Wollte man bloß nach den Dimensionen des Schädels urtheilen, so könnte man glauben, daß die neue amerikanische Art der alten an Größe sehr nachstehe; allein dieß wäre irrig, da sie nur wenig kleiner ist. Das abgebildete Individuum war von der Spitze der Schnauze bis zu der des Schwanzes 5 Fuß 6½ Zoll lang; vom Widerrist bis auf den Boden 2 Fuß 9 Zoll. Die Vorderfüße hatten eine Länge von 1 Fuß 4 Zoll; oben waren sie sehr stark und hatten einen Umfang von 16 Zoll. Die Hinterfüße waren etwas länger und viel dünner; die Einlenkung des Schienbeins und des Tarsus gestattete beiden Knochen vollkommen in gleiche Flucht zu kommen. Die Dicke des Leibes habe ich nicht gemessen. Um den Transport zu erleichtern, hatte man das Thier ausgeweidet, und so ohne Eingeweide wog es noch 240 bis 250 Pfund. Ich bedauerte es, den Magen nicht untersuchen zu können, um dadurch die Nahrungsmittel dieser Tapire zu erfahren, allein ein Jäger beruhigte mich deshalb, indem er mir sagte, daß er sie beim Abfressen des Chusque, einer Art Bambus, getroffen hätte. Er versicherte mir auch, daß diese Thiere vom Franlejon (*Espeletia*) sich nährten, einer Pflanze, welche wegen ihrer harzigen Bestandtheile das große und kleine Hornvieh, die Pferde, Maulthiere und Esel verschmähen und die selbst die Gebirgs-Hirsche nicht anrühren. Es ist jedoch nicht zu verwundern, daß der Tapir davon frißt, da er sehr gefräßig und durchaus nicht wählerisch ist. In den Menagerien sah man sie ihren Koth genießen, und zwar nicht etwa in Folge einer Ausartung ihrer Lebensweise, indem

man in den Wäldern nicht leicht eines dieser Thiere erlegt, welches nicht in seinem Magen Holzstücke, Thon, kleine Steine und zuweilen sogar Knochen enthielte."

„Es scheint, daß der Bergtapir nicht ganz dieselbe Lebensweise als der gemeine hat, der den Tag über schläft und nur bei Nacht seiner Nahrung nachgeht. Diejenigen, welche man zu Suma-Paz erlegte, waren eben im Fressen begriffen, als sie von den Jägern bemerkt wurden, und dieß war ohngefähr um 10 Uhr Morgens. Ich selbst habe auf dem Wege von Quindiu um 9 Uhr noch rauchenden Mist angetroffen, und die Gestalt der Fährte zeigte einen ruhigen Gang des Thieres an, und daß es also nicht aus Furcht sein Lager zu einer ungewöhnlichen Tageszeit verlassen hatte<sup>6)</sup>. Uebrigens versteht es sich, daß eine Art, die bloß die hohen Gebirgsgipfel bewohnt, nicht so zahlreich an Individuen seyn kann, als die, welche in Ebenen und Thälern sich aufhält; da indeß die Andeskette sich durch ganz Südamerika hindurch zieht, so wäre es möglich, daß die neue Art unter denselben Breitegraden zu finden wäre als die alte. Ich konnte jedoch in dieser Beziehung nichts Bestimmtes erfahren; ich weiß nur, daß man sie bis gegen den 2ten Grad nördlicher Breite antrifft, und es ist wahrscheinlich, daß sie bis zum 15ten Grad reicht, denn als Oviedo davon sprach, hatten die Spanier von der Terra-Firma nur die der Küste am nächsten gelegenen Gegenden untersucht."

So weit geht Roulin's Beschreibung von dem neuen Tapir, wobei es nur zu bedauern ist, daß er dieselbe unter ziemlich ungünstigen Umständen entwerfen mußte, und sie deshalb nicht vollständig liefern konnte. Er ist jedoch auch über manche Punkte hinweggeeilt, über die er uns wohl hätte Aufschluß geben können. So ist z. B. nichts gesagt von der Länge des Rüssels und des Schwanzes, von der Färbung der nackten Stellen des Kopfes und am Kreuze, von der Zahl und Beschaffenheit der Zähne u. s. w.

Aus seinem Stillschweigen über letztern Punkt läßt sich jedoch schließen, daß das Gebiß mit dem des gemeinen Tapirs übereinstimmend seyn

---

6) Daß der gemeine Tapir in abgelegenen Gegenden gleichfalls zu allen Zeiten des Tages gesehen wird, ist bei der Beschreibung desselben bemerkt worden, und der von Roulin angegebene Unterschied in der Lebensweise zwischen beiden Arten ist demnach unbegründet.

möchte. Cuvier, welcher in der Akademie den Bericht über Roulin's Abhandlung zu erstatten, und Kopf und Füße des Thiers zur Vergleichung erhalten hatte, stimmt in der Beschreibung des Schädels ganz mit dem Reisenden überein. Er macht ebenfalls darauf aufmerksam, daß die neue Art durch die viel niedern Schläfe-Leisten, welche keineswegs wie beim gemeinen Tapir in einen einzigen hohen Kamm zusammenstoßen, durch den geradlinigeren Unterrand des Kiefers, durch die stärkern und längern Nasenbeine mehr der sumatranischen Art gleiche. Eben so macht er darauf aufmerksam, daß der Schädel des Berg-Tapirs mehr als die gemeine Art dem Palaeotherium sich annähere, und daß dieses, das Lophiodon, der Tapir und das Pferd in vielen Beziehungen vier sehr nah verwandte Gattungen und in gewisser Hinsicht eine kleine Familie unter der Ordnung der Pachydermen ausmachen könnten.

Ob schon demnach unsere Kenntniß von dem neuen, die Andeskette bewohnenden Tapir noch lange nicht vollständig ist, so wissen wir doch aus vorliegendem Bericht so viel, daß er allerdings eine selbstständige Art bildet, welche sich von der gemeinen merklich unterscheidet. Künftigen Forschungen bleibt es aber überlassen die Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thieres in ein helleres Licht zu setzen. Auffallend ist es immer, daß ein so großes Geschöpf, das bereits den ersten Entdeckern Amerikas bekannt gewesen zu seyn scheint, nachher in gänzliche Vergessenheit gerathen konnte, so daß es erst in der gegenwärtigen Zeit wieder aufgefunden und als eine neue Entdeckung anzusehen ist.

Bei den Spaniern werden, nach Roulin's Angabe, beide Tapir-Arten unter dem Namen Danta begriffen, auf dessen unrichtige Anwendung bereits Diedo aufmerksam gemacht hat. Der französische Reisende schlägt vor, der neuen Art den Namen Tapir Pinchaque beizulegen. Dieses Wort bedeutet bei den Indianern von Neu-Granada ein fabelhaftes, gespenstiges, großes Thier, welches sich auf den Gebirgshöhen aufhalten und dessen Erscheinung Unglück verkündigen soll. Jäger, die es gewagt hatten auf die Verfolgung des Pinchaque auszugehen, fanden große Rothballen, in welchen Roulin die Ueberreste vom Franlejon und vom Chusque, also von Pflanzen, die dem langhaarigen Tapir zur Nahrung dienen, antraf. Er vermuthet daher, daß dieses Thier es sey, welches die Veranlassung

zu der Sage von dem Pinchaque gegeben habe, und will es deshalb durch diesen Namen bezeichnet wissen. Da es jedoch nicht ausgemacht ist, ob seine Vermuthung Grund hat, und da man solche hart auszusprechende Namen möglichst entfernt halten muß, so wird es zweckmäßiger seyn, die neue Art, wegen ihrer reichlichen Behaarung, als den langhaarigen Tapir, *Tapirus villosus*, zu bezeichnen.

## 3.

Der zweifarbige Tapir. *Tapirus bicolor*.

Tab. CCCXIX. A.

*Tapirus niger, tergo, lateribus abdominis, uropygio auriumque apicibus albis.*  
Cuvier. Marsden Beschreib. der Insel Sumatra. (1785) S. 129.

Le Maiba. FR. CUV. et GEOFFR. mammif. (1819) mit Abbild.

*Tapirus indicus.* DESMAR. mammalog. p. 411.

— Malayanus. RAFFLES Transact. of the Linn. soc. of Lond. XIII.  
p. 270.

— — HORSFIELD zoolog. research. in Java mit Abbild.

Tapir of Sumatra. HOME philosoph. Transact. 1821. p. 272. t. 21 (Magen),  
22 (Skelet), 23 (Schädel).

— indicus. CUV. rech. II. p. 143, 155. t. 4 (Skelet), t. 5 (Schädel).

— de l'Inde. FR. CUV. dents des mammif. p. 216. t. 88.

*Tapirus Malayanus.* GRIFFITH anim. Kingd. III. p. 434. mit Abbild.

— indicus. FISCHER syn. mammal. p. 610.

— — CUV. règn. anim. 2<sup>o</sup> éd. I. p. 250.

Salabang. Bei den Einwohnern von Timun.

Gindol. Im Innern von Manna.

Babi Mlu. Im Innern von Benfulen.

Tennu. Auf Malacca <sup>1)</sup>.

Während

1) Die letzten vier Namen hat Raffles angegeben.



Während Cuvier die Behauptung aufstellte, daß nicht leicht ein neues großes Säugthier mehr entdeckt werden würde, war bereits ein solches aufgefunden, und zwar nicht etwa in vorher ganz unbekanntem Gegenden, sondern in Ländern, welche seit dreihundert Jahren von Europäern besucht werden und größtentheils in ihrer Gewalt sind. Es ist dieß der sogenannte malayische oder indische Tapir; Namen die nicht füglich beibehalten werden können, weil es erwiesen ist, daß diese Art auch in China vorkommt, und mithin jene Bezeichnungen zu beschränkt sind. Aus diesem Grunde habe ich den Namen geändert, und das Thier nach seiner Färbung den zweifarbigen Tapir (*Tapirus bicolor*) genannt.

Die französischen Schriftsteller sind durchgängig der Meinung, daß die Entdeckung eines Tapirs der alten Welt von Diard und Duvauzel gemacht worden sey<sup>1)</sup>. Dieß ist jedoch unrichtig, indem die Engländer viel früher diese Art aufgefunden und beschrieben hatten.

Die erste Anzeige von dem Daseyn dieses Thieres auf Sumatra rührt von Whalfeldt her, welcher mit der Aufsicht der Küste beauftragt war, und im April des Jahres 1772 der Residentenschaft des Fort Marlborough bei Benkulen einen Bericht über die Plätze südlich von Sawur abstattete, wo er den Tapir an der Mündung eines der Flüsse angetroffen hatte. Er hielt ihn für das Hippopotamus und beschrieb ihn auch unter diesem Namen; allein die Zeichnung, welche er dem Berichte beilegte, weist nach, daß nicht von diesem, sondern vom Tapir die Rede ist. Marsden, welcher zu derselben Zeit Sekretär der Residentenschaft von Benkulen war, brachte die Existenz dieses Thieres, jedoch gleichfalls unter dem Namen des Hippopotamus, in seiner Geschichte von Sumatra zur öffentlichen Kunde<sup>2)</sup>.

---

1) Wenn Cuvier seinen Schülern, den obengenannten französischen Reisenden, die Ehre der Entdeckung beilegte, so rührte dieß bloß davon her, daß er durch sie mit dieser Art zuerst bekannt gemacht wurde, und da Kaffles Katalog der sumatranischen Thiere gleichzeitig mit seiner dritten Auflage der Recherches, in welcher (II. p. 133) er den zweifarbigen Tapir zum erstenmal beschrieb, erschien, so konnte er nicht wissen, daß die Engländer schon lange vorher denselben gekannt hatten. Diese Entschuldigung gilt freilich nicht für Desmarest und Lesfon, die beide mehrere Jahre nach dem Erscheinen des Katalogs von Kaffles noch immer ihren Landsleuten die Priorität der Entdeckung einräumen. 2) Horsfield *zoolog. research.* unter dem Artikel *Tapirus Malayanus*.

Im Jahre 1805 erhielt Kaffles zuerst Nachricht von diesem Tapir, indem dem Lieutenant-Gouverneur von Penang ein lebendes Exemplar zugesandt wurde. Später wurde derselbe in der Umgebung von Malakka durch den Major Farquhar entdeckt. Eine Zeichnung und Beschreibung theilte derselbe der Asiatic Society im Jahre 1816 mit, und ein lebendes Exemplar wurde später von Benkulen aus in die Menagerie zu Barrackpore bei Calcutta geschickt<sup>3)</sup>. Hier war es, wo Diard den zweifarbigen Tapir im Jahr 1818 zuerst sah, und eine Zeichnung nebst Beschreibung nach Paris sandte. Beide wurden von Fr. Cuvier im März 1819 in seinem bekannten Säugethierwerke mitgetheilt. Diese Abbildung ist indeß mißrathen, indem sie dem Thiere im Verhältniß zu seiner Höhe eine viel zu geringe Länge beilegt. Später hat Fr. Cuvier diese mißlungene Figur durch eine sehr gute ersetzt, ohne daß jedoch im Text hierüber etwas aufzufinden ist.

Das erste Exemplar von dieser Art, welches nach Europa kam, war dasjenige, welches im September 1820 Kaffles nach London einschickte, und von dem Horsfield<sup>4)</sup> im Jahr 1821 eine Abbildung bekannt machte. Sie ist viel besser als die vorhin angeführte, obgleich sie an einiger Steifheit leidet. Mit dem erwähnten Exemplare kam auch ein vollständiges Skelet, nebst den im Branntwein aufbewahrten Eingeweiden der Brust und des Unterleibes an. Home<sup>5)</sup> gab von diesen eine kurze Beschreibung, und fügte schöne Zeichnungen des Magens, des Skelets und des Schädels hinzu.

Im folgenden Jahre lieferte Cuvier<sup>6)</sup> eine ausführlichere Beschreibung des Skelets, und theilte von demselben gleichfalls eine Abbildung mit.

Eine dritte Abbildung gab Griffith nach einer Zeichnung von Hamilton Smith, welche gut ausgefallen ist; der Text enthält jedoch nichts Neues.

Der zweifarbige Tapir kommt in seinen äußern Formen mit dem gemeinen amerikanischen überein, und die Konstruktion des Rüssels, der

3) Transact. of the Linn. Soc. XIII. p. 270.

4) In seinen zoolog. researches in Java. 5) Philosoph. Transact. 1821. p. 272. tab. 21 — 23.

p. 156. t. 4.

6) Recherch. 1822. II. 1.

Sehen und der Zähne ist dieselbe. Die Gestalt ist schwerfällig und massiv, und gleicht ebenfalls einigermaßen der des Schweines. Der Kopf ist gegen die Stirne gewölbt und höher aufgetrieben, als bei der amerikanischen Art; die Augen sind klein, die Ohren abgerundet und der Rüssel stärker als bei dieser. Von dem gemeinen Tapir unterscheidet er sich auch noch durch den Mangel der Nackenmähne, welche bei diesem vorhanden ist. Der Schwanz ist sehr kurz und ohne alle Haare; die Beine sind gleichfalls kurz, aber stark. Die Haut ist dick und fest, und nur mit kurzem Haar dünne bedeckt.

Der zweifarbige Tapir ist durch seine Färbung von den beiden amerikanischen Arten auffallend verschieden. Er ist nämlich am ganzen Körper schwarz<sup>7)</sup> oder dunkelbraun<sup>8)</sup>, ausgenommen am Hintertheil, indem sich hinten von den Schultern an ein großer Fleck, wie eine Schabracke, um den Rücken, die Kruppe, den Obertheil der Schenkel, die Flanken und den Bauch rings herum zieht; dieser Fleck hat eine weiße Farbe<sup>9)</sup>, oder wie sich Cuvier ausdrückt, er ist aschfarbig, fast weiß, gegen das Rückgrath etwas graulich gewölkt. Die Ohren sind an ihrem Rande gleichfalls mit weißlichen Haaren eingefasst.

Das Jugendkleid ist nach den Beobachtungen des Majors Farquhar, die derselbe an einem ganz jungen, in seinem Hause gehaltenen Tapir anstellte, in ähnlicher Weise verschieden, wie bei der gemeinen amerikanischen Art. Bis zum Alter von 4 Monaten ist es nämlich schwarz, und mit Flecken und Streifen von einer fahlen (fawn) Farbe oben, und weiß unten, hübsch bezeichnet. Nach diesem Zeitpunkte fängt die Färbung an sich zu verändern, die Flecken verschwinden, und mit 6 Monaten hat das Junge die Farbe der Erwachsenen<sup>10)</sup>.

Die Größe des zweifarbigen Tapirs ist beträchtlicher als die des gemeinen amerikanischen, und es ist bei ihm, wie bei diesem, die Bemerkung gemacht worden, daß die eingefangenen Weibchen gewöhnlich größer als die Männchen sind. Folgende Maße, nach englischem Werthe, sind von einem Männchen, das Farquhar beschrieben hat, und von einem Weibchen, welches bei Venkulen erlegt wurde, genommen<sup>11)</sup>.

7) Glossy black. Kaffles. S. 270. 8) Cuv. rech. p. 144. 9) Kaffles a. a. O.  
10) Kaffles. S. 271. 11) Ebenda.

	Männchen	Weibchen
Länge vom Rüssel bis zum Schwanz über den Rücken gemessen	6' 10½"	8' 1"
Umfang des Körpers	6 0	6 3
Höhe an der Schulter	3 2	3 5
— am Kreuz	3 4	3 9

Von gleicher Länge und Umfang als dieses Weibchen ist das von Raffles an das Museum der ostindischen Compagnie eingeschickte Exemplar, nur hat es, nach Horsfield, an Schultern und am Kreuze einige Zoll weniger Höhe<sup>12)</sup>.

Das Knochengerüste des zweifarbigen Tapirs zeigt, den Schädel ausgenommen, keine wesentlichen Verschiedenheiten von der amerikanischen Art. Dieser ist besonders ausgezeichnet durch die starke Wölbung der Stirne, die höher emporsteigt als das Hinterhaupt, was bei den andern Arten gerade das Gegentheil ist<sup>13)</sup>. Dadurch stehen auch die Nasenbeine höher ab von dem Kiefer, und auf ihrer Basis findet sich an der Vereinigung mit den Stirnbeinen und an jeder Seite eine tiefe Grube, welche dieser Spezies allein zukommt. Wegen des geringern Aufsteigens des Hinterhauptes ist auch dieses verhältnismäßig viel breiter, als bei dem amerikanischen Tapir. Der Zahnbau ist übrigens diesem vollkommen ähnlich.

Eine auffallende Erscheinung wäre es gewesen, wenn nach Home's<sup>14)</sup> Un-

12) Sehr abweichend hievon sind die Dimensionsverhältnisse von Fr. Cuvier angegeben, indem er bei einer Körperlänge (von der Spitze des Unterkiefers bis zum Schwanzende gerechnet) von 3' 3" und einer Ausdehnung des Bauches zwischen den Beinen von nur 1' 6", doch die Schulterhöhe auf 2' 8" festsetzt. Dadurch hätte das Thier bei ansehnlicher Höhe eine unverhältnismäßig zusammengedrückte, kurze Gestalt, und ein auffallend anderes Ansehen, als die beiden amerikanischen Arten. In diesen Dimensionsangaben waltet jedoch ein bedeutender Fehler ob, da sie weder mit den Messungen von Farquhar, Raffles und Horsfield, noch mit den Zeichnungen der Skelete von Home und Cuvier in Uebereinstimmung zu bringen sind; die Länge des Körpers ist im Verhältniß zu seiner Höhe offenbar zu klein angegeben. Es ist schon weiter oben bemerkt worden, daß Fr. Cuvier später im dritten Bande der Mammif. eine verbesserte, sehr gut gelungene Abbildung geliefert hat, welche vollkommen zu den englischen Beschreibungen und Abbildungen paßt. Dadurch hat er stillschweigend, da kein Textbogen beigelegt ist, die früheren Messungen als irrig zurückgenommen. 13) M. vgl. auf unserer Tab. 319 B. die 3 Tapir: Schädel miteinander. 14) A. a. O. S. 273. tab. 21.

terfuchung, welche durch eine schöne Zeichnung belegt ist, der Magen des asiatischen Tapirs wirklich eine ganz andere Beschaffenheit, als der des gemeinen gezeigt hätte; es ist jedoch jetzt als irrig anerkannt, daß bei diesem der Magen in 3 Abtheilungen zerfällt. Auch bei dem asiatischen Tapir ist er einfach, und gleicht sehr dem des Nashorns. Die Oberhaut der Speiseröhre endigt sich rings um die Cardia herum in einer ovalen Ausbreitung. Der Magen ist 1' 8" lang, und seine größte Breite beträgt 9".

Von der Lebensweise dieses Tapirs ist bis jetzt nur das Wenige bekannt geworden, was Kaffles mitgetheilt hat, und woraus ersichtlich ist, daß er in dieser Beziehung mit dem amerikanischen übereinkommt. Farquhar sagt, daß er das Thier, welches er in seinem Hause aufzog, von einem sehr milden und sanften Charakter gefunden hätte, daß es zahm und familiär wie ein Hund wurde, ohne Unterschied alle Arten von Vegetabilien fraß, und bei Tische sehr aufmerksam war, um Brod, Kuchen und dergleichen zu erlangen. Das lebende Exemplar, welches von Benkulen nach Bengalen geschickt wurde, war jung und gleichfalls sehr lenksam. Es wurde ihm manchmal gestattet in dem Park von Barrackpore herumzustreifen, und von dem Manne, welcher die Aufsicht über dasselbe hatte, erfuhr Kaffles, daß es häufig die Teiche besuchte und daß es schien auf dem Boden unter dem Wasser herumzugehen, ohne einen Versuch zum Schwimmen zu machen.

Die Nahrung kann dieselbe seyn, wie von den Arten der neuen Welt. Das Fleisch wird von den Eingebornen auf Sumatra gegessen.

Als Heimath des zweifarbigen Tapirs ist bis jetzt Sumatra und die Halbinsel Malakka bekannt, wo er in den Waldungen nicht selten angetroffen wird. Nach den Untersuchungen von Abel Remusat<sup>15)</sup> scheint es jedoch außer Zweifel zu seyn, daß er auch, und zwar ziemlich häufig, in den südwestlichen Provinzen von China gefunden wird. Es enthalten nämlich die chinesischen Sammlungen aus der medizinischen Naturgeschichte, so wie die Elementarbücher für die Kinder und die chinesischen und japanischen Encyclopädien auch die Abbildung dieses Thieres unter der Zahl der bekanntesten Säugthiere, und dasselbe läßt sich nicht verkennen, ob-

---

15) Journ. Asiat. 1824, und daraus Isis 1825. S. 1087. tab. 11.

gleich die Zeichnung, nach Chinesen Weise, etwas fantastisch ausgefallen ist. Eben so treten in den Beschreibungen, wenn man von den Uebertreibungen absieht, die charakteristischen Züge des zweifarbigen Tapirs deutlich hervor. Ein sehr altes Wörterbuch mit dem Titel: Gul-Ya giebt den Namen Me einem weißen Panther, aber die gleichfalls sehr alten Commentarien hiezu sagen: der Me gleiche einem Bären, habe jedoch einen kleinen Kopf und kurze Füße; er sey weiß und schwarz gefleckt; seine Haut halte sehr gut Feuchtigkeit ab. Nach dem Chue-Wen, einem andern sehr alten Wörterbuch, gleicht der Me einem Bären, sieht aber gelblich, und findet sich im Lande Chou, welchen Namen die Provinz Sse-Tchouan vor der vierten Dynastie trug. Bestimmter drückt sich das Pen-thsaokang-mou oder das allgemeine Werk über die Naturgeschichte aus, indem es sagt: der Me gleicht einem Bären, der Kopf ist klein und die Füße kurz, das Haar kurz und glänzend, schwarz und weiß gefleckt; Einige sagen, er sey gelblichweiß; Andere graulichweiß; er hat einen Elephantenrüssel, Nashornaugen, einen Kuhschwanz und Füße wie ein Tieger.

---

## Fünfte Gattung.

## Das Schwein. S U S.

LINN. syst. nat. ed. XII. p. 102. — ILLIG. prodrom. p. 99. — COV. règn. anim. 2° éd. I. p. 243.

Vorderzähne an Zahl verschieden: oben 6, 4, 2, 0, unten 6 oder 0; die untern vorwärts gerichtet.

Eckzähne sind oben wie unten vorhanden, stark, zugespitzt, und bei den meisten durchgängig aufwärts gerichtet.

Backenzähne wechseln von 3 bis 7; die hintern sind höherig.

Die Nase ist in einen beweglichen, knorpeligen, scheibenförmig abgestuften Rüssel geendigt.

Die Füße sind vier- oder auch nur dreizehig, und in zwei Reihen gestellt; die beiden vordern Zehen sind allein auftretend, die beiden hintern oder (beim dreizehigen Fuß) die einzige hintere in die Höhe gerückt.

Die Haut ist mit Borsten bedeckt.

Nach dem Vorgange der ältern Naturforscher habe ich alle Arten dieser Thiere in einer einzigen Gattung beisammen gelassen, obschon die neuern Zoologen fast durchgängig von den eigentlichen Schweinen die Babilussa, Warzen- und Bisamschweine getrennt haben. Da jedoch diese Sonderung auf minder hauptsächlich Kennzeichen, wie z. B. Warzen, Drüsen, Form und Zahl der Zähne beruht, welche letztere insbesondere bei den Pachydermen vielen Aenderungen unterliegen und daher als keine wesentlichen Merkmale zu betrachten sind, so habe ich es für naturgemäßer gehalten die innige Verwandtschaft, welche alle diese Thiere sowohl in ihrem äußern und innern Baue, als in ihrer ganzen Lebensweise zeigen, auch durch die Vereinigung derselben zu einer Gattung gleich auszusprechen. Wollte man den Unterabtheilungen, in welche man die Schweine gebracht hat, die Rechte gesonderter Gattungen zugestehen, so würden diese eine

zu hohe und eben deshalb falsche Stellung gegen die übrigen Genera der Dickhäuter erlangen, und um diesen Uebelstand auszugleichen, müßte man die Gattungen Elephant, Nashorn, Flußpferd und Tapir zu Familien erheben, was weder zulässig, noch nothwendig ist. Dagegen sind jene Abtheilungen als Untergattungen füglich beizubehalten, weil durch sie die Abweichungen in einzelnen Stücken des Körperbaues, sowie zum Theil selbst in der geographischen Verbreitung bezeichnet werden.

Alle Arten von Schweinen zeigen im äußern Habitus eine auffallende Aehnlichkeit. Der Körper ist plump und schwer; der Kopf gestreckt und zugespitzt; die Ohren sind von mittlerer Länge, die Augen sind klein, der Hals ist kurz, die Füße sind gleichfalls kurz und verhältnißmäßig dünne, der Schwanz wechselt von mittlerer Länge bis zum Rudiment, und die Haut ist mit langen steifen Borsten besetzt.

Ganz eigenthümlich ist der Bau der Hände und Füße, indem die paarweise hinter einander gestellten und gespaltenen Klauen äußerlich den Anschein veranlassen, als ob diese Theile ganz wie bei den Wiederkäuern gebaut seyen. Löst man jedoch die weichen Bedeckungen ab, so fällt bei Betrachtung der knöchernen Theile die Aehnlichkeit mit letzterer Ordnung hinweg. Während nämlich bei den Wiederkäuern die Mittelhand und der Mittelfuß nur aus einem einzigen langen Hauptknochen bestehen, und bloß zwei kurze vollkommene Finger und außerdem noch zwei kürzere und meist sehr unvollkommene Nebenfinger vorhanden sind, so finden sich dagegen beim Schweine vier vollkommene Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes mit vier vollständigen und langen Fingern, ja am Tarsus zeigt sich sogar noch die Spur von einer fünften Zehe<sup>1)</sup>.

Sehr ausgezeichnet ist diese Gattung ferner durch den Rüssel, der nackt, knorpelig, vorn gerade abgestutzt, von den beiden Nasenlöchern durch-

---

1) Als Uebergang zu den Wiederkäuern führt Cuvier (Recherch. II. 1. p. 124) die Fußbildung des Pekari an, bei dem er die beiden mittlern Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes zu einem Hauptknochen verschmolzen fand. Diese Bemerkung kann jedoch bloß vom *Dicotyles torquatus* gelten, denn an dem Skelet eines alten *D. labiatus* in unserer Sammlung finde ich die genannten Knochen gleichfalls, wie bei den Schweinen der alten Welt, getrennt.



durchbohrt und mit einem schwieligen Rande eingefasst ist. Er kann nicht, wie beim Elephanten, ein- und ausgezogen werden, indem er von einer ganz andern Construction ist, dafür aber dient er zum Aufwühlen der Erde, was mit Kraft und Schnelligkeit geschieht. Der Rüssel hat viel Aehnlichkeit mit dem des Maulwurfs, nur sind seine Knorpel verhältnißmäßig kürzer. Er besitzt 4 Längsmuskeln, welche vom Thränen-, Oberkiefer- und Nasenbeine entspringen, und diese Muskeln sind nebst der knorpeligen Röhre des Rüssels von Ringfasern umgeben, welche Fortsetzungen des Kreismuskels der Lippen sind<sup>2)</sup>.

Die Zähne finden sich bei den verschiedenen Arten nicht in gleicher Anzahl vor und weichen auch in der Form ab. Für die ganze Gattung geltende Merkmale sind die vorwärts gerichteten Schneidezähne des Unterkiefers, welche nur bei einer Art fehlen, die starken, zugespitzten, vorspringenden und meist aufwärts gekrümmten Eckzähne, und die mit stumpfen Höckern versehenen Backenzähne, welche das Schwein zu einem animal omnivorum stempeln. In den Eckzähnen besitzen die Arten der alten Welt eine furchtbare Waffe.

Unter der Haut kommt, wie bei den Wallen, eine dicke Specklage vor, dagegen findet sich viel weniger fettiges Zellgewebe in den Zwischenräumen oder selbst in der Dicke der Muskeln als bei andern Säugthieren.

Die Zahl der Saugwarzen steigt von einem (?) bis auf sechs und sieben Paare<sup>3)</sup>.

Der innere Bau, zumal der Eingeweide, soll nach einer alten Sage viel Aehnlichkeit mit dem des Menschen haben, allein diese ist bei weitem nicht so groß, als es angegeben worden ist.

Der Magen ist bei den meisten Arten einfach, beim Nabelschwein jedoch aus drei Abtheilungen zusammengesetzt, was an den complicirten Bau des Flußpferdes, sowie der Wiederkäuer erinnert. Der Blinddarm hat viel Aehnlichkeit mit dem des Pferdes. Die übrigen anatomischen

---

2) Cuvier's vergl. Anatom. übers. von Meckel. II. S. 643. tab. 12. fig. 1. 3) Fr. Cuvier hat am geringelten Nabelschwein nur ein Paar Zitzen gezählt, was eine zu auffallende Verschiedenheit von den andern Schweinen wäre, als daß diese Angabe nicht einer fernern Bestätigung bedürfte.

Verhältnisse der weichen Theile — so weit sie für gegenwärtiges Werk Bedeutung haben — sind bei den Untergattungen aufgeführt.

Am Skelet fällt der fast einer vierseitigen Pyramide vergleichbare Schädel auf, dessen Stirn- und Nasenbeine lang gestreckt sind, und dessen Zwischenkiefer noch einen besondern Knochen, den Rüsselknochen, trägt, welcher zur Unterstützung des knorpeligen Rüssels bestimmt ist. Der übrige Theil des Skelets, namentlich die Knochen der Gliedmassen, mit Ausnahme der Hand- und Fußparthieen, zeigen große Aehnlichkeit mit denen der Wiederkäufer, und somit vermittelt das Schwein auch von dieser Seite den Uebergang zur leßtern Ordnung.

Im Charakter und Lebensweise kommen alle Arten miteinander überein. Es sind störrige, unlenksame und eckelige Thiere, von einer geringen Intelligenz, die sich zunächst auf Stillung einer unersättlichen Freßbegierde und einer wüthenden Brunst zu beschränken scheint. Sie lieben feuchte und sumpfige Gegenden, und halten sich in Rudeln zusammen. Geruch und Gehör sind vortrefflich, das Gesicht dagegen ist, wie beim Tapir, schwach. Im Laufen tragen sie den Kopf gesenkt, und rennen immer gerade aus; Trott ist ihr gewöhnlicher Gang. Ihre Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß, und durch Mästung können sie eine bedeutende Schwere erreichen. Sie sind über die ganze Erde, theils im wilden, theils im gezähmten Zustande verbreitet; nur auf Neuholland haben die Europäer keine Schweine vorgefunden. Als eigentliches Hausthier wird jedoch nur eine Art gehalten, welche auf das Mannigfaltigste abgeändert hat.

Man kann die Schweine in folgende vier Untergattungen abtheilen:

- 1) Das eigentliche Schwein (**Sus**).
  - 2) Der Hirscheber (**Babirussa**).
  - 3) Das Warzenschwein (**Phacochoerus**).
  - 4) Das Nabelschwein (**Dicotyles**).
-

## Erste Untergattung.

## Das eigentliche Schwein. Sus.

Vorderzähne  $\frac{6}{6}$ , Eckzähne  $\frac{1:1}{1:1}$ , Backenzähne  $\frac{7:7}{7:7}$ ; in Allem also 44 Zähne. Die Eckzähne sind über die Lippen vorragend, kantig, gekrümmt und aufwärts gerichtet; die Füße sind vierzehig, und der Schwanz ist kurz.

Da die Zähne hauptsächlich diese Abtheilung charakterisiren, so soll ihre genaue Beschreibung vorangehen<sup>4)</sup>.

Die Vorderzähne im Oberkiefer haben wegen der schmalen Schnauze nicht Raum genug zum Nebeneinanderstehen, daher sind die beiden äußern auf jeder Seite (der Mittel- und der in der Veterinärkunde sogenannte Eckzahn) hinter einander und noch überdieß etwas entfernt von einander gestellt. Die 4 mittlern Schneidezähne (die Zangen- und Mittelzähne) sind die größten, hakig gebogen und abwärts geneigt; der äußere ist am kleinsten und vertikal. Alle diese Zähne nützen sich horizontal ab.

Im Unterkiefer sind die sämtlichen 6 Schneidezähne vorwärts gerichtet und bilden eine gedrängte Reihe; sie sind schneidend, auf ihrer Innenseite gefurcht, und stellen zusammen eine Art Schaufel vor, welche vom Grunde der Krone bis zu ihrem Ende sich merklich verschmälert.

Die Eckzähne (Haken-, Hanzähne) sind im Oberkiefer stark, pyramidal, nach außen und aufwärts gekrümmt, und durch Reibung an den untern Eckzähnen schief und glatt abgestuht. Diese letzteren sind gleichfalls auswärts und aufwärts gebogen, dreikantig, und durch Reiben der Hinterseite an dem oberen Eckzahn sind sie gegen die scharfe Spitze hin glatt abgeführt.

Backenzähne kommen sowohl oben als unten in jedem Kiefer 7 vor. Sie nehmen nach hinten an Größe zu, und bestehen aus mehr oder minder entwickelten Höckern, von denen jeder größere wieder aus kleineren,

4) Cuv. rech. sur les ossem. foss. II. 1. p. 120. — Fr. Cuv. dents des mammif. p. 208. t. 85. — Schwab's Lehrb. der Anatom. der Hausth. 2te Aufl. S. 58.

durch Furchen abgetheilte Höckerchen zusammengesetzt erscheint. Im Oberkiefer folgen sich 4 Lückenzähne, von denen die beiden ersten flach zusammengedrückt und schneidend sind, der 3te und 4te aus 3 gekerbten Höckern besteht, und der letztere bereits eine ziemliche Breite erlangt. Der 5te und 6te Zahn sind sich gleich, und jeder besteht aus vier, paarweise gestellten Höckern und einem kleinen Ansaß. Der letzte Zahn hat gleichfalls zwei Höckerpaare, und einen gekerbten, warzigen Ansaß.

Im Unterkiefer zeigen sich zuerst 4 Lücken-Backenzähne, die zusammengedrückt und schneidend sind, und von denen der erste verkümmerte entfernt von den andern steht. Der 5te und 6te Zahn kommen mit den gleichnamigen des Oberkiefers überein, doch sind beide schmaler. Der letzte hat 3 Höckerpaare und einen kleinen Ansaß, wie beim *Mastodon angustidens*, mit dem überhaupt die drei hintern Zähne eine große Aehnlichkeit zeigen.

Durch den Gebrauch werden alle diese Zähne sehr abgenützt und ihre Kaufläche glatt geschliffen.

Von dieser Beschaffenheit, wie sie eben angegeben wurde, sind die bleibenden Zähne; ziemlich verschieden hievon sind die Milchzähne.

Von den Milch-Schneidezähnen sind im Oberkiefer die 4 mittleren breit, schief und zugespitzt; der äußere ist schwächlich, vertikal oder schief hinterwärts gerichtet und spitzig.

Im Unterkiefer sind die 4 mittleren schief vorwärts gerichtet und schneidend; der äußere ist fast gerade, klein und zugespitzt.

Die Milch-Eckzähne sind sehr klein, zugespitzt, anfangs gerade, nehmen aber bald die spätere Richtung an.

Die Milch Backenzähne, welches die 4 vordern Backenzähne (Lückenzähne) sind, brechen nicht zu gleicher Zeit hervor, sondern die beiden hintern kommen zuerst zum Vorschein, und der erste fehlt selbst zuweilen im Unterkiefer noch, wenn schon der 5te Backenzahn durchgebrochen ist. Im Oberkiefer sind die beiden ersten schneidend, der 3te besteht aus 3 Höckern, die jedoch schon im vorhergehenden angedeutet sind, und der 4te ist 4eckig zusammengesetzt. Im Unterkiefer sind die 3 ersten Milchzähne schneidend; der 4te ist lang gestreckt und besteht aus 3 Höckerpaaren nebst einem Ansaß, wodurch er mit dem letzten bleibenden Backenzahn im Unterkiefer übereinkommt.

Die Zeit des Ausbruches der Milchzähne ist folgende<sup>5)</sup>:

Das Schwein bringt bei der Geburt die hintersten Schneidezähne (sogenannte Eckzähne) des Unterkiefers, die Haken, und den 1sten, 3ten und 4ten Backenzahn mit auf die Welt.

Im 3ten Monat erscheinen die 4 vordern Schneidezähne (Zangen und Mittelzähne), der hinterste Schneidezahn des Oberkiefers und der 2te Backenzahn.

Der Wechsel der Milchzähne und der Ausbruch ihrer Ersatzzähne geschieht in folgenden Perioden:

Im 1sten Jahre werden gewechselt die Haken, die Zangen beider Kiefer und die Mittelzähne des Unterkiefers.

Im 2ten Jahr: die Mittelzähne des Oberkiefers, die hintersten Schneidezähne (sog. Eckzähne) des Unterkiefers, und die 3 ersten Backenzähne.

Im 3ten Jahr: die hintersten Schneidezähne des Oberkiefers<sup>6)</sup>.

Die bleibenden Backenzähne brechen in folgenden Zeiten hervor:

Der 5te Backenzahn erscheint im 6ten Monat; der 6te Backenzahn mit 1 Jahr, und der 7te Backenzahn im 3ten Jahr<sup>7)</sup>.

Nach 3 Jahren erkennt man das zunehmende Alter der Schweine an der Größe und Länge der Hautzähne, die stärker werden; der erste Backenzahn (Ueberbackenzahn) fällt aus, und zwar bei den Ebern früher als bei den Säuen.

Zu den Merkmalen, welche diese Untergattung auszeichnen, gehört auch noch die Beschaffenheit der Füße. Diese sind sowohl an den vordern als hintern Extremitäten mit 4 Zehen und eben so viel Klauen versehen.

5) Nach Schwab's Lehrb. S. 62. — Vgl. Wiborg's Anleit. zur Erzieh. des Schweins S. 26, und Erdelyi's Zoophysiol. S. 129, die beide von ersterem etwas abweichen.

6) Nach Schwab. S. 63. — Infolge Erdelyi werden mit 6 Monaten die hintersten Schneidezähne (sog. Eckzähne) des Unterkiefers gewechselt; mit 1 Jahr die Haken und der erste Backenzahn des Oberkiefers; mit 2 Jahren die Zangen, Mittelzähne und der zweite, dritte und vierte Backenzahn; mit 3 Jahren die hintersten Schneidezähne (sog. Eckzähne) des Oberkiefers und der erste Backenzahn. 7) Nach Wiborg, Erdelyi und Schwab.

Die Haut ist mit langen starren Borsten bedeckt, welche einzeln sitzen und zuweilen mit feinem Haaren untermengt sind. Der Schwanz ist nicht sonderlich lang.

Die Luftröhre hat einen dritten überzähligen Bronchus, der vorn entspringt und zur rechten Lunge geht; was eine Aehnlichkeit mehr mit den Wiederkäuern ist<sup>8)</sup>.

Die rechte Lunge ist in 3, auch 4, die linke in 2 Lappen abgetheilt.

Der Magen ist verhältnißmäßig viel größer als beim Pferd, und sein linkes Ende hat noch einen besondern kleinen haubenförmigen Sack. Die Schlundöffnung ist trichterförmig, liegt fast mitten in der kleinen Krümmung, und hat auf jeder Seite 2 Querspalten<sup>9)</sup>. Das Zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie sie deutlich beim Nabelschwein zu sehen sind, ist hier nur unvollkommen angedeutet.

Der Blinddarm ist dem des Pferdes ähnlich, jedoch verhältnißmäßig kleiner.

Die Milz ist lang, schmal und braunroth. Die Bauchspeicheldrüse groß und dreiästig.

Die Leber ist rothbraun und in 4 große Lappen getheilt, und während dem Elephanten, Nashorn, Tapir und Nabelschwein die Gallenblase fehlt, ist sie beim gemeinen Schwein ansehnlich.

Die Nieren sind regelmäßig bohnenförmig. Die Nebennieren länglich und schmal. Die Harnblase verhältnißmäßig größer als beim Pferd.

Die Geschlechtsorgane sind meist sehr entwickelt. Die Hoden sind sehr groß und schon bei der Geburt im Hodensack enthalten, der ganz hinten zwischen den Schenkeln liegt. Die Samenblasen sind ansehnlich und in viele Zellen getheilt. Die Vorsteherdrüse ist in Lappen gespalten. Die Cowperschen Drüsen sind ungemein groß. Die Vorhaut ist an der Öffnung mit langen Haaren besetzt. Die Ruthe ist dünn und knochenlos.

Die Scham ist nicht groß; der Kihler sehr klein; die Scheide lang

---

8) Dieselbe Bildung kommt auch beim Nabelschwein vor. Vgl. Meckel's System der vergl. Anat. VI. S. 388. — K. Wagner's Lehrb. der vergl. Anat. I. S. 233. 9) Schwab S. 212.

und geschlängelt; die Hörner des Fruchthälters sind sehr lang und bilden mehrere halbkreisförmige Bögen; die Muttertrompeten sind lang und weit, und die Eierstöcke größer als bei der Kuh. Zehen sind 5 bis 7 Paare vorhanden.

Die Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 14 bis 15 Rücken-, 6 Lenden-, 4 bis 5 Kreuzbein- und 14 bis 18 Schwanzwirbeln.

Zu dieser Untergattung gehören zwei Arten, welche ursprünglich in der alten Welt zu Hause sind.

## 1.

Das gemeine Schwein. *Sus Scrofa*.

Tab. CCCXX—CCCXXIV. A.

*Sus cauda pilosa, protuberantia sub oculis nulla.*

a) Die Art überhaupt.

*Sus dorso antice setoso, cauda pilosa.* LINN. syst. nat. 2. p. 49.

Le Cochon. BUFF. hist. nat. V. p. 99. t. 14—17.

— — DAUBENTON ebenda. S. 125. t. 18—24.

*Sus Scrofa.* LINN. syst. nat. ed. X. p. 49. — XII. p. 102.

Common Hog. PENNANT syn. quadr. p. 68. — Uebers. v. Beschf. I. S. 132.

*Sus Scrofa.* ERXL. syst. regn. anim. p. 176.

— — SHAW gen. Zoolog. II. 2. p. 459. t. 221—222.

— — Blumenb. Handb. der Naturgesch. 5te Aufl. S. 121.

— europaeus. PALLAS Zoograph. ross. p. 260.

— *Scrofa.* CUV. règn. anim. I. p. 235. — 2<sup>o</sup> éd. I. p. 243.

— — FR. CUV. Dict. des sc. nat. IX. p. 510. mit Fig.

— — DESMAR. Mammalogie. p. 389.

— — A. DESMOULINS Dict. class. d'hist. nat. IV. p. 270.

— — GRIFFITH anim. Kingd. III. p. 402. — V. 736. 1.

**Sus Scrofa.** Brandt und Nathgeb. med. Zoolog. I. S. 80 mit Fig.

— — FISCHER syn. mammal. p. 421.

β) Wildschwein.

Τὸ ἀγρίοσ s. Κάπρος. ARIST. hist. anim. I. c. 2. n. 23. — II. c. 9. n. 45; c. 11. n. 71. — V. c. 13. n. 137.

**Sus ferus s. Porcus.** PLIN. hist. nat. VIII. c. 51 (c. 78. Hard.). — XVIII. c. 35 (c. 88. Hard.).

Σὺς ἀγρίοσ. AELIAN. anim. V. c. 45.

Κάπρος. OPPIAN. cyneg. III. p. 364.

Aper. GESN. quadrup. p. 1039. fig. p. 1040.

— ALDROV. bisulc. p. 1013. fig. p. 1025.

— JONST. quadrup. ed. Amst. p. 47.

**Sus agrestis s. Aper.** RAI syn. quadr. p. 96.

Cochons sauvages, ou marons, ou sangliers. DES MARCH. voy. III. p. 296.

Wildes Schwein. Ridinger jagdb. Th. t. 6.

— — Cetti Naturgesch. v. Sard. I. S. 185.

— — Mellin Anweis. zur Anlegung der Wildbahnen. S. 172.

— — Bechst. gem. Naturgesch. Deutschl. 2te Aufl. I. S. 528.

Wilde Sau. Winckell Handb. für Jäger, 2te Aufl. I. S. 303.

Le Sanglier. FR. CUV. et GEOFFR. mammif. livr. 30.

Schwarzwild, wilde Sau. Keuler (Männchen), Bache (Weibchen), Frischling (Junges).

Wild Zwyn (M.). Holländisch.

Vild Sviin (M.). Dänisch.

Will-Swin (M.). Schwedisch.

Wild Boar (M.); Wild Sow (W.). Englisch.

Sanglier (M.), Laye (W.), Marcassin (S.). Französisch.

Porco silvatico, Cinghiale (M.). Italienisch.

Puerco montés, Puerco silvestre, Jabali, Javali, Xavali (M.); Jabalina, Xavalina (W); Lechon de Jabali (S.). Spanisch.

γ) Gewöhnliches Hauschwein.

**Sus, Verres.** PLIN. hist. nat. VIII. c. 51 (c. 77. Hard.). — X. c. 63 (c. 83), c. 73 (c. 93). — XI. c. 37 (c. 61), c. 39 (c. 95).

Sus.



- Sus. GESN. quadrup. p. 982. fig. p. 983.  
 — ALDROV. hisulc. p. 937. fig. p. 1006.  
 — s. Porcus domesticus. RAT syn. quadr. p. 92.  
 Das Schwein. Meyer Thiere I. t. 49.  
 Le Cochon domestique. BRISS. regn. anim. p. 106.  
 The Hog. PENN. brit. Zool. p. 19.  
 Das Schwein. Cetti Naturgesch. v. Sard. I. S. 119 mit Fig.  
 Das Ganze der Schweinezucht von Gotthard. Alton. 1798.  
 Unterricht über die Zucht, Wartung und Stallung der Schweine, von Riem und  
 Reutter. Ppz. 1800.  
 Das zahme Schwein. Bechst. gem. Naturgesch. I. S. 506.  
 Cullen, über die Auswahl und Züchtung der vorzügl. Hausth. übers. von Daum.  
 S. 141.  
 Anleitung zur Erziehung und Benützung des Schweins, von Viborg. Copenh. 1806 mit Kupf.  
 Das Schwein. Schweizer Landwirthsch. II. S. 85.  
 — — Krüniß Encyclopädie CLI. S. 5.  
 Eber, Rempe (M.); Sau (W.); Ferkel (Junges); Spanferkel (Säugling).  
 Beer (M.); Zeug (W.); Big, Speenvarken (S.). Holländisch.  
 Rone, Orne (M.); Soe, Purke (W.); Griis (S.). Dänisch.  
 Swin. Schwedisch.  
 Boar (M.); Sow (W.); Pig (S.). Englisch.  
 Verrat (M.); Truie (W.); Cochon de lait (S.). Französisch.  
 Verro (M.); Porca, Scrofa (W.). Italienisch.  
 Barraco, Berraco, Verraco, Cerdo (M.); Puerca, Cochina (W.); Cochinillo  
 (S.); Lechon, Lechoncillo, Lechoncito (S.). Spanisch.

δ) Chinesisches Schwein.

- Chinesisches Schwein. Linné Reisen durch Westgothland. S. 73.  
 Le Cochon de la Chine. BRISS. regn. anim. p. 108.  
 Chinesisches Schwein. Viborg a. a. D. S. 21. Fig. 5.  
 Sus indicus. PALLAS Zoograph. ross. I. p. 268.  
 Le Cochon de Chine. FR. CUV. et GEOFFR. mammif. livr. 24.

δδ) Siamisches Schwein.

- Le Cochon de Siam. BUFF. hist. nat. V. p. 99. t. 15.  
 — — — — DAUBENTON ebenda. S. 130, 137.

## δδδ) Kapisches Schwein.

Le cochon domestique du Cap. FR. CUV. et GEOFFR. mammif. livr. 25.

## ε) Papu-Schwein.

Ben. FORREST voy. p. 97. t. 2—3<sup>1)</sup>.

Sus Papuensis. LESSON voy. autour du monde par DUPERRÉY. Zoolog. I.  
p. 171. t. 8.

— — FISCHER syn. mamm. p. 423.

## ζ) Guineisches Schwein.

Porcus guineensis. MARCGR. Bras. p. 230 mit Fig.

— — JONST. quadrup. t. 46 (vorige Fig.)

— — RAI syn. quadr. p. 96.

Sus dorso pone setoso, cauda nuda. LINN. syst. nat. ed. II. p. 49. — VI. p. 12.

Sus Porcus. LINN. syst. nat. X. p. 50. — XII. p. 103.

Le Cochon de Guinée. BUFF. hist. nat. XV. p. 146.

The Guinea Hog. PENN. syn. quadr. p. 69. — Uebers. v. Beschf. I. S. 134.

Sus Porcus. ERXL syst. regn. anim. p. 184.

Guineisches Schwein. Viborg S. 8. Fig. 3. (Kopie nach Marcgr.).

Wenn es bei den übrigen Hausthieren eine Seltenheit ist, wilde Stämme zu finden, so ist dagegen bei gegenwärtiger Art eine wilde Rasse allenthalben, soweit als ihr nur das Klima und die Lokalität zuträglich ist, wahrzunehmen. Wir haben deshalb auch beim gemeinen Schwein, wie beim Pferde, eine doppelte Betrachtung anzustellen, indem wir zuerst diese Art in ihrem wilden Zustande, und dann in ihrem domestizirten abhandeln.

## α) Wildschwein (Tab. CCCXX. CCCXXII.).

Das einzige Wild, welches aus der Ordnung der Pachydermen unsere Wälder bewohnt, ist das wilde Schwein. Zu allen Zeiten ist die Jagd auf dasselbe für einen Haupttheil des Weidwerkes gehalten worden,

1) Nach Lesson's Angabe; das Werk selbst ist mir nicht zu Handen.

und der Jäger ist stolz darauf, wenn er nach alter Weise das ritterliche Thier, wie es seines Muthes wegen genannt wird, im offenen Kampfe niederstößt. Wie bei allen jagdbaren Thieren von Bedeutung hat der Weidmann auch bei dieser Art eine eigne Kunstsprache sich geschaffen, von der das Wichtigste hier erläutert werden soll<sup>2)</sup>.

Wenn man von der Art im Allgemeinen sprechen will, ohne auf das Geschlecht Rücksicht zu nehmen, so heißt man sie wilde Sau, Schwarzwild, Schwarzwildpret.

Das weibliche Geschlecht heißt Bache. Man sagt von ihr nicht, daß sie Junge wirft, sondern sie frischet.

Aus diesem Grunde werden auch die Jungen beiderlei Geschlechts Frischlinge genannt. Vom zweiten Jahre an nennt man den weiblichen Frischling Bache, und zwar ein Jahr lang zweijährige und im folgenden dreijährige. Nach vier Jahren spricht man bloß von starken oder groben Bachen.

Der männliche Frischling heißt, wenn er 2 volle Jahre alt ist, zweijähriger Keuler, ein Jahr später dreijähriger. Ist er 4 Jahre alt, so nennt ihn der Jäger angehendes Schwein, ein Jahr später hauen= des oder gutes Schwein, und vom 7ten Jahre an Haupt= oder gro= bes Schwein.

Der Rüssel wird Gebreche genannt; mit diesem brechen die Sauen in der Erde, während die zahmen wühlen. Die Hanzähne nennt der Jäger bei den ältern Männchen das Gewehr oder Gewerft, bei den Bachen Haken.

Die langen steifen Haare des Körpers heißen Borsten, die noch längern auf dem Rückgrathe Federn, der Schwanz Pürzel, auch Federlein.

Eine Gesellschaft von Keulern, Bachen und Frischlingen nennt man weidmännisch Rudel. Besteht das Rudel nur aus Keulern und Bachen, so heißt es ein Rudel starker Sauen.

Die einzelne Sau hat ein Lager; das Rudel einen Kessel.

---

2) Vgl. Winkell's Handb. für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 2te Aufl. I. S. 303.

Die Nahrung wird Gefräß oder Fraß genannt.

Im allgemeinen Ansehen kommt das wilde Schwein<sup>3)</sup> ziemlich mit unserem zahmen überein, doch ist bei jenem der Kopf länger und spiziger, der Nasenrücken etwas gewölbter, die Ohren sind kürzer und aufrecht gestellt, die Eckzähne sind größer, die Beine (Läufe) sind zwar nicht höher, aber stärker, die Borsten steifer und mit mehr wolligem Haar untermischt, und der Schwanz ist kürzer.

Wie bei der zahmen Rasse unterscheidet sich der Keuler und noch mehr das Schwein (der alte Keuler) durch sein Gewehr von der Bache. Schon im zweiten Jahre ragen beim Keuler die Eckzähne aus dem Maule merklich hervor. Im dritten Jahre sind die untern doppelt so lang als die obern, und durch Anstreifen an den letztern spizig und scharf, wie ein Messer. Diese Zähne, namentlich die untern, wachsen immer fort, so daß sie im vierten Jahre wohl an drei Finger breit über die obern hervorragen. Ihrer aufwärts gerichteten Krümmung wegen muß das Thier nach oben hauen, und kann auf diese Weise gefährlich verwunden. Je älter aber das Schwein wird, desto stärker krümmen sich die Enden der Eckzähne halbmondförmig nach den Augen zu, und benehmen ihm dadurch den schädlichen Gebrauch seiner Waffen.

Die Bache hat blos kurze Haken, und haut daher mehr unter sich.

Die Haut ist dick, und mit Borsten besetzt, welche an der Spitze gespalten und insbesondere längs des Rückens stark und lang sind. Zur Winterszeit verlängern sich die Borsten, und alsdann findet man auch unter denselben eine reichlichere Lage von kurzen, feinen, wolligen Haaren, welche zum Schuß gegen die Kälte dienen, und bei zahmen Schweinen niemals von Bedeutung sind. Wenn diese Wollenhaare nebst den Borsten bei alten Keulern durch Verwundungen, durch Reiben an harzigen Bäumen, durch Wälzen im Schlamm u. s. w. zusammenkleben und eine feste Kruste bilden, so nennt der Jäger solche Thiere Panzer- oder Harnischschweine.

---

3) In der folgenden Beschreibung ist zunächst das mitteleuropäische wilde Schwein, von dem wir allein eine genaue Kenntniß haben, gemeint.

Der Schwanz ist ziemlich kurz, dicht behaart und am Ende mit sehr langen Haaren behangen. Sind die wilden Schweine flüchtig und nicht verwundet, so tragen sie ihn geringelt, wie die zahmen. Wenn sie wühlen, so halten sie ihn etwas abstehend und hinten herunterhängend; sobald ihnen aber etwas verdächtig vorkommt, so werfen sie den Kopf in die Höhe, und der Schwanz ringelt sich.

Die gewöhnliche Färbung unserer wilden Schweine ist die schwarzbraune, daher sie auch den Namen Schwarzwild tragen. Das ausgestopfte Exemplar in der königlichen Sammlung dahier zeigt folgende Färbung: Die einzelnen Haare am Kopf und auf dem ganzen Leibe sind braunschwarz mit hellgelblichen Enden, wodurch die dunkle Grundfarbe lichter wird. Die stark behaarten Ohren sind dunkelbraun; der größte Theil der Schnauze, die Unterfüße und die Klauen sind schwarz.

Es giebt jedoch auch einzelne Farbenabänderungen, indem man zuweilen graue, und am seltensten rostfarbene, weiße und gefleckte Wildschweine antrifft<sup>4)</sup>. Von diesen hat man die Vermuthung, daß sie Nachkömmlinge von solchen zahmen Schweinen seyn möchten, welche in frühern Jahren, wo mehr auf die Jagd als auf die Landwirthschaft Rücksicht genommen wurde, zur Verwilderung ausgefetzt worden sind.

Anders ist die Färbung der Frischlinge. Auf dem grauröthlichen oder röthlichbraunen Grunde laufen der ganzen Länge des Leibes nach hellfahle Streifen, und längs dem Rückgrath gewöhnlich ein schwarzer Strich. Diese Streifen verschwinden indeß in den ersten Monaten, so daß man sie bereits gegen Ende des Sommers nicht mehr wahrnimmt. Nur diejenigen Frischlinge, welche in der Folge eine weiße oder graue Färbung erhalten, sind in ihrer frühesten Jugend, gleich den Spanferkeln, weiß oder gelblich<sup>5)</sup>.

Die Größe und Schwere, welche ein Wildschwein erreichen kann, ist nach Alter, Jahreszeit und Nahrungsmitteln sehr verschieden. Angenommen wird, daß ein angehendes Schwein im Oktober und November 250 Pfund wiegen soll. Hauptschweine hat man öfters an 500 Pfund und mehr schwer gefunden. Die Länge eines ausgewachsenen Thieres beträgt 5 Fuß und darüber.

4) Winckell. S. 306. — Vchst. gen. Naturgesch. I. S. 530. 5) Winckell. S. 314.

Da mir gerade gegenwärtig kein frisches Wildschwein, nach welchem ich die Dimensionsverhältnisse bestimmen könnte, zu Handen ist, und ausgestopfte nicht die hinlängliche Sicherheit geben, so halte ich mich an Daubenton's<sup>6)</sup> Angaben:

Länge vom Rüssel bis zum After in gerader Linie	5'	9"	0'''
Höhe am Vordertheil	2	3	6 <sup>7)</sup>
— — Hintertheil	2	6	3
Länge des Kopfes bis zur Gegend zwischen den Ohren	1	4	0
Umfang am Ende der Schnauze	0	9	0
— über den Mundwinkeln	1	3	6
— unter den Augen	2	0	0
— des Kopfes zwischen Augen und Ohren	2	6	0
Entfernung des Rüssels vom vordern Augenwinkel	0	10	6
Länge der Ohren	0	5	0
— des Halses	0	6	0
Umfang hinter den Ohren	2	7	0
— vor den Schultern	3	1	0
— des Leibes hinter den Vorderfüßen	3	6	6
— an der dicksten Stelle	4	1	0
— vor den Hinterfüßen	3	3	0
Länge des Vorderarms vom Ellbogen bis zur Handwurzel	0	9	6
— von da bis zum Ende der Klauen	0	7	0
— des Schienbeins vom Knie bis zur Ferse	0	10	4
— von da bis zum Ende der Klauen	1	0	0
— der Schweiffräbe	0	10	4

Das Alter, welches eine wilde Sau erreichen kann, wird auf 20 bis 30 Jahre angegeben; eine Lebensdauer, zu welcher das zahme nicht kommt.

Unter den Sinnesorganen ist Geruch und Gehör von auszeich-

---

6) Buff. hist. nat. V. p. 134. 7) Diese Bestimmung ist abweichend von den gewöhnlichen Angaben. Bechstein setzt bei  $4\frac{1}{2}$  par. Fuß Länge die Höhe zu fast 3 Fuß an. Brandt und Rugeburg, welche einen über Gips gezogenen Hals des berliner Museums vor sich hatten, fanden bei einer Länge von  $5' 5\frac{1}{4}''$  die Höhe des Vordertheils zu  $2' 11''$ , und des Hintertheils zu  $2' 7\frac{1}{2}''$

neter Güte; das Auge dagegen ist ohne Schärfe, weshalb das Schwein oft an den Jäger, wenn derselbe ruhig steht und unter dem Winde sich hält, dicht heran rennt.

Die Stimme kommt mit der des zahmen Schweines überein. Das Wohlbehagen drücken die wilden Sauen durch Grunzen aus, und bei Wahrnehmung unerwarteter Gegenstände lassen sie ein Schnaufen hören, Angst und Schmerz preßt ihnen ein Gekreisch aus, doch nur den Bachen und schwachen Sauen; das Schwein dagegen giebt selbst bei den schmerzhaftesten Verwundungen und in Todesnoth keinen Klagelaut von sich.

Das wilde Schwein ist der alten Welt eigenthümlich und hat eine weite Verbreitung; doch hält es sich nur in warmen und gemäßigten Klimaten auf, und kommt in kalten nicht mehr zum Vorschein. In Europa mangelt es den brittischen Inseln<sup>8)</sup>, Dänemark, Schweden<sup>9)</sup>, überhaupt allen Ländern, die nördlich von der Küste der Ostsee liegen. Südlich dagegen breitet es sich durch ganz Europa aus, und ist auch auf den Inseln des mittelländischen Meeres anzutreffen<sup>10)</sup>. In Rußland und Sibirien<sup>11)</sup>, wie in der sogenannten großen Tartarei ist es durch alle gemäßigten Länderstriche vom Kaukasus an bis zum Baikalsee häufig einheimisch. Besonders zahlreich ist es am Kaukasus, am asowschen, sowie am kaspischen Meere und an den übrigen großen Seen und Sümpfen der tartarischen Steppen. Jenseits der Lena wird es indeß nicht mehr gefunden<sup>12)</sup>. Dagegen erstreckt sich die Verbreitung des wilden Schweins durch das ganze mittlere und südliche Asien hindurch von Syrien<sup>13)</sup> an bis nach Persien und Indien<sup>14)</sup>, wo es häufig vorkommt, und die in Cochinchina<sup>15)</sup>

---

8) Nach Fleming gab es in England Wildschweine noch zur Zeit Heinrichs II.; jetzt keine mehr (Edinburgh philosoph. Journ. XI p. 287.) 9) Friedrich I. hatte das wilde Schwein nach Deland verpflanzen lassen, es ist aber wieder ausgerottet worden (Linn. Faun. suec. ed. Retz p. 28). 10) Auf Sardinien ist das Wildschwein die zahlreichste Art unter dem größeren Wilde, jedoch wie alle sardinischen Säugthiere weder besonders groß, noch schwer (Cetri Naturgesch. von Sardinien I. S. 185.). 11) Sievers Briefe in den neuesten nord. Beiträgen III. S. 210. 12) Pallas Zoograph. rossica. p. 266. 13) Bell trav. I. p. 279. — Ehrenberg symb. physic. Dec. II. 14) Elphinstone Gesch. der engl. Gesandtsch. an den Hof von Kabul, übers. von Kähz. I. S. 225. 15) Koffler hist. Cochinchinae descript. ed. Muir. p. 31.

einheimische wilde Rasse wird wohl von gleicher Art seyn. Auf Ceylon, Celebes und Java sind die wilden Schweine sehr zahlreich, aber im Ganzen kleiner als die europaischen, doch von derselben Spezies<sup>16)</sup>, wie denn auch die auf Sumatra einheimischen keine Auszeichnung darbieten<sup>17)</sup>.

In Afrika wird das wilde Schwein im nördlichen Theile dieses Kontinents weit verbreitet gefunden. In den Sümpfen um Rosette und Damiette soll es nicht selten seyn<sup>18)</sup>. In Marokko werden die Sauen zum Zeitvertreib gejagt, oder auch deshalb, um den Kopf an die Christen zu verkaufen<sup>19)</sup>. Wie weit sie in Afrika gegen Süden hin vorkommen, läßt sich nicht genau ermitteln, da die Warzenschweine öfters mit ihnen verwechselt worden sind; am Kap kommen sie indeß nicht mehr vor<sup>20)</sup>.

Amerika besaß vor der Bekanntwerdung mit Europa diese Spezies nicht; an ihre Stelle traten hier die Nabelschweine. Seitdem ist sie jedoch allenthalben eingeführt worden, und hat sich in vielen Gegenden wieder verwildert.

Auf Neuholland war gleichfalls diese Art nicht bekannt. Auf Neuguinea und mehreren Inseln der Südsee wurden dagegen wilde Schweine bereits vorgefunden, die jedoch zu andern Varietäten gehören als die ist, welche unser europaisches Wildschwein ausmacht.

Zu ihrem Aufenthaltsort erwählt sich die wilde Sau die größten Dickungen des Waldes, und trockene Stellen in Gründen und Brüchen. Hier bereitet sie sich ihr Lager, indem sie eine Vertiefung auswählt, und dieselbe, wo möglich, mit Laub, Moos, Gras oder Reißern ausfüttert.

Auf ähnliche Weise richtet sich ein Rudel einen Kessel zu, in welchem alle Sauen sich so zu legen pflegen, daß die Köpfe gegen die Mitte gekehrt sind. Im Winter graben sie sich auch in zusammengerechte Streuhaufen ein, um sich dadurch gegen die Kälte zu schützen. Die einzelne Sau sucht fast täglich ihr Lager wieder auf; ein Rudel ändert aber öfters,  
ausge-

16) Pennant's allgem. Uebers. der viersüß. Thiere, übers. von Bechst. I. S. 133.

17) Raffles Linn. Transact. XIII. p. 272.

18) Ehrenberg a. a. O.

19) Hüb.

Nachricht von Marokko. S. 294.

20) Mourad (Gemälde der Küste von Guinea S. 151)

erzählt, daß es auf Guinea rothe und schwarze Wildschweine giebt, von denen er einzelne gesehen hätte, die wohl 260 Pfund wogen.



ausgenommen im Winter, wo die gefrorene Erde das Graben unmöglich macht, oder der Rüssel dadurch gefährliche Verletzungen erleiden könnte. Zur Aenderung ihres Aufenthaltsortes werden die Wildschweine gewöhnlich durch andere Jahreszeit, Auffuchung beliebter Nahrungsmittel und um Nachstellungen zu entgehen, veranlaßt. Sind sie ungestört, so bleiben sie den ganzen Tag in ihrem Lager oder Kessel ruhig liegen. Mit Wasser erfüllte Sümpfe sind ihnen unentbehrlich, um sich darin wälzen zu können, was ihnen ein besonderes Behagen gewährt. Um solche Suhlen zu finden, streifen sie oft weit umher. Nach einer Bemerkung von Pallas<sup>21)</sup> sind die Wildschweine, welche sich in Sumpfgenden aufhalten, viel größer als diejenigen, welche trockene Wälder bewohnen, auch sind sie von Farbe heller, ja fast graulich.

Die Sauen halten sich in Gesellschaften (Rudeln, Kotten) zusammen, welche öfters aus 30 bis 40 Stücken bestehen, und die sich gemeinschaftliche Hülfe leisten. Sobald eine einzelne Sau ihren Nothruf hören läßt, kommen die übrigen, welche zum Trupp gehören, herbei, um dem in Gefahr befindlichen Mitgefährten beizustehen. Ein solcher Rudel besteht aus etlichen Bachen mit ihren Frischlingen, und aus zwei bis dritthalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen. Mit dritthalb Jahren<sup>22)</sup> geht der Keuler vom Rudel ab, und die alten Männchen leben bis zur Brunstzeit einsiedlerisch allein.

Ihrer Nahrung gehen die Sauen mit einbrechender Nacht nach, und sie kommen alsdann aus den Waldungen und Gebüsch auf Felder und Wiesen hinaus; mit Tagesanbruch eilen sie wieder dem Holze zu. Im Frühjahr müssen sie bei uns mit bloßem Gras, Wurzeln, Kräutern, Würmern, Insekten und deren Larven sich begnügen, denen sie oft mehrere Fuß tief mit ihrem starken Rüssel nachgraben. Hiedurch verursachen sie auf den Wiesen, welche in der Nähe ihres Aufenthaltsortes liegen, großen Schaden, indem eine kleine Familie im Stande ist durch Wühlen, namentlich nach den Wurzeln des Kummels und der Eberwurz, in einer einzigen Nacht eine Wiese zu Grunde zu richten. Im Sommer besuchen die Sauen die Felder, und stellen in Kartoffel-, Getreide- und Hülsefrüchten-Neckern

21) Zoograph. ross. p. 267. 22) Nach Bechstein (S. 532) mit 2½ Jahren.

nicht bloß durch Aufstossen, sondern noch mehr durch übermüthiges Bertreten große Verheerungen an; Gerste auf dem Stiele ist allein davon ausgenommen. Im Herbst wird ihnen aber ihr liebstes Futter, dem sie meilenweit nachziehen, zu Theil, nämlich Eicheln, Bucheckern, Holzobst, und wo sich Gelegenheit hiezu giebt, auch Kofkastanien. Besonders feist werden sie durch die Erdmast, welche in Insektenlarven, Würmern, Trüffeln und selbst in Feldmäusen besteht. Im Winter gehen sie bei Noth auch an Aas, selbst von ihres Gleichen, doch fallen sie nie größere lebende Thiere an<sup>23</sup>).

Zu Ende Novembers fängt die Brunstzeit an und dauert ohngefähr vier bis fünf Wochen<sup>24</sup>). Während dieser Zeit suchen die alten Keuler (Schweine) die Bachen auf, und vertreiben die jüngern Männchen von den Rudeln. In dieser Periode seht es unter den Keulern furchtbare Kämpfe, und sie haben alsdann einen besonders starken Geruch, den die Hunde schon in der Ferne wittern. Wenn zwei zornentbrannte Schweine miteinander kämpfen, so streifen sie sich mit den Schultern und Rücken dicht aneinander, und suchen den Hals so zu drehen, daß die Hauer in die Schultern des Gegners eindringen. Die Wunden sind indeß selten gefährlich oder tödtlich, und nach der Jägerfage sollen die verletzten Sauen zur Heilung das Harz der Fichten auffuchen. Alte Keuler tragen oft viele Narben auf dem Leibe, welche sie sich in heftigen Kämpfen früherer Zeit zugezogen haben. Der schwächere Gegner weicht, während zwei Streiter von gleichen Kräften sich, wiewohl nicht in Eintracht, dulden.

Die Bache trägt 18 bis 20 Wochen und seht (frischt) um Lichtmef

---

23) Als Nahrungsmittel der Wildschweine im russischen Reiche giebt Pallas (a. a. O.) folgende an: In Sumpfgenden nähren sie sich hauptsächlich vom Potamogeton und den süßlichen Wurzeln der Typha und des Rohrs, ja selbst von Fischen, die auf seichte Stellen gerathen sind. In den Ebenen Sibiriens suchen sie sich Zwiebeln und die Wurzeln der *Bisforta*, der *Phlomis tuberosa*, des Wiesenknops und der Doldengewächse, und graben sich dieselben zum Theil aus den Wohnungen der Feldmäuse heraus, indem sie diese zugleich mit verschlingen. 24) Man hat hin und wieder, namentlich im Dessauischen (Winkel S. 312), Bachen beobachtet, welche zu unbestimmten Zeiten zweimal im Jahre in die Brunst kamen und Junge warfen. Ob diese Sauen, wie man vermuthet, Nachkommen von ausgefegten zahmen Schweinen seyn möchten, bleibt freilich problematisch.

oder Fastnacht 4 bis 6, oder bei stärkeren Thieren 8 bis 12 Junge (Frischlinge). Sobald sie ihre Zeit heran nahen fühlt, bereitet sie sich im Dickigt ein Lager von Moos, Laub oder Reißern, und trennt sich von ihrer frühern Gesellschaft. In den ersten vierzehn Tagen bleiben die Jungen im Lager, und die Mutter verläßt sie nur auf kurze Zeit, um sich ihr Futter zu suchen. Nach Verlauf der angegebenen Frist folgen sie der Bache überall nach, welche sie zwei Monate hindurch säugt, und sie so lange bei sich behält, bis sie abermals frischen will. Desters schlagen sich mehrere Mütter mit ihren Frischlingen zusammen, so daß man Rudel von 30 bis 40 Stück beisammen findet, die so einträchtig leben, daß wenn eine Bache aus dem Trupp das Leben verliert, die übrigen sich der verwaisten Jungen annehmen. Ueberhaupt hängt die Mutter mit großer Liebe an ihren Säuglingen, und zu ihrer Vertheidigung scheut sie keine Gefahr und geht wüthend auf jeden Gegner los.

Der weibliche Frischling geräth nach 18 bis 19 Monaten zum erstenmale in die Brunst, und der männliche würde in eben dieser Zeit im Stande seyn fruchtbar zu belegen, wenn er nicht von den alten Keulern vertrieben würde.

Der Nutzen, welcher vom Wildschweine gezogen werden kann, wiegt noch lange nicht den Schaden auf, welchen es den Feldern und Wiesen zufügt, daher mit Recht allenthalben zum Besten des Landmannes die Menge desselben vermindert worden ist. Am meisten benützt wird das Fleisch (Wildpret), das gesünder und verdaulicher als das von zahmen Schweinen ist; bei guter Erd- und Herbstmast setzt sich auch viel Speck an. Als besondere Delikatesse gilt der wilde Schweinskopf, so wie auch Schinken und Würste gesucht werden. Zur Brunstzeit muß man gleich die Hoden (Kurzwildpret) wegschneiden, weil außerdem das Fleisch einen sehr widrigen Geruch annimmt.

Die sehr dicke Haut (Schwarte) wird roh mit den Haaren zum Ueberziehen der Koffer und andern Decken verwendet; gegerbt braucht man sie zu Riemen, Sohlen und Einbänden. Die Borsten sind noch besser als bei den zahmen Schweinen, und werden wie diese benützt.

Von den Zähnen und dem Fette wird derselbe Gebrauch wie beim Hauschweine gemacht.

Da die wilden Schweine vom Oktober bis gegen Weihnachten am feiſteſten und wohlſchmeckendſten ſind, ſo iſt dieſe die angemefſenſte Zeit zur Jagd auf dieſelben. Dieſe iſt jedoch nicht ohne Gefahr für Jäger und Hunde, denn obſchon die Sauen ungereizt den Menſchen nicht anfallen, ſondern ihm aus dem Wege gehen, ſo rennen ſie dagegen mit blinder Wuth auf ihn los, ſobald er ſich als ihr Feind zeigt, und ſie kämpfen mit einem Muth und einer Stärke, die ihnen ſeit alten Zeiten den ehrenden Beinamen des ritterlichen Thieres erworben hat.

Sonſt als das Waidwerk zum großen Schaden des Landes in höherer Achtung ſtand als gegenwärtig, gehörten Saujagden zu den beliebteſten Vergnügungen, ſo koſtſpielig und grausam ſie auch mitunter ſeyn mochten. Zu großen Jagden, welche zu Pferde abgehalten werden, bedient man ſich am beſten eigner Heshunde, die ſtark und flüchtig ſind, und zum Theil in einem halbwildem Zuſtande gelaffen werden. Eine Anzahl ſolcher Hunde, welche man gemeinſchaftlich zum Packen und Feſthalten einer Sau gebraucht, nennt man eine Haſe; von guten Hunden ſind hiezu 8 bis 9 Stück nöthig. Sobald eine Haſe gepackt hat, ſteigt ein Reiter vom Pferde ab, und geht an das Schwein von hinten heran. Dann ſetzt er die Spitze des Hirschjägers dicht hinter dem Schulterblatte ein, ſtößt die Klinge mit aller Kraft nach dem Herzen zu, und wendet ſie ein wenig, bis die Sau verendet; man nennt dieſe das Abfangen. Zu bewundern iſt hiebei der Muth, mit dem die Hunde über das Wild herfallen, und die Tapferkeit, mit der ſich dieſes vertheidigt. Am ſchlimmſten bekommen es die erſtern, wenn die Sau Gelegenheit findet, den Rücken durch Anſtemmen gegen einen Baum oder durch Gebüſch zu ſichern; man weiß, daß in einem ſolchen Falle ſechs Hunde todt auf dem Platze blieben<sup>25)</sup>. Die Hunde verbeißen ſich hiebei öfters ſo ſehr in das Schwein, daß es nach dem Abfangen des letztern einige Mühe koſtet ſie wieder loſzumachen. Zum Auffinden der Sauen bedient man ſich eigner abgerichteter Hunde, welche Saufinder genannt werden.

Einfacher iſt es die aufgejagte Sau mit der Flinte zu erlegen; doch muß der Schüße ſeines Schuffes ſicher ſeyn, da ſie im Fall einer leichten

---

25) Winckell I. S. 334.

Verwundung mit Blitzesschnelle und schäumend vor Wuth auf ihn losgeht, so daß große Geistesgegenwart erforderlich ist, um der drohendsten Gefahr zu entgehen. Sonst gehörte es zu den ritterlichen Uebungen ein aufgejagtes Schwein auflaufen zu lassen, d. h. man hielt ihm einen Spieß entgegen, so daß er dem heraneilenden Thiere zwischen Hals und Blatt hineinfahren mußte; der Zuruf: Hun=Sau brachte dasselbe in solchen Zorn, daß es blindlings in den Spieß hineinrannte. Es versteht sich, daß große körperliche Kraft und eine nicht geringe Kaltblütigkeit erforderlich war, um ein solches starkes Thier zu durchbohren, und nicht von ihm umgerannt zu werden. Schwächere Sauen ließ man bloß auf den Hirschfänger anlaufen<sup>1)</sup>.

In den meisten Jagdordnungen wird das Wildschwein zur hohen Jagd gerechnet.

β) Zahmes Schwein (Tab. CCCXXI. CCCXXIII. CCCXXIV.).

Daß wildes und zahmes Schwein nicht zwei verschiedene, sondern nur eine und dieselbe Art ausmachen, kann keinem Zweifel unterliegen, da nicht bloß die letzteren sich leicht verwildern, sondern auch beide sich fruchtbar mit einander vermischen, überhaupt in allen wesentlichen Stücken ihrer Organisation, ihres Charakters und ihrer Lebensweise mit einander übereinkommen.

Wie alle Hausthiere ist das Hauschwein in eine Menge Rassen auseinander gegangen, die auffallend von einander abweichen, so daß man sie zum Theil als selbstständige Arten angesehen hat. Da jedoch das Schwein unter allen unsern Hausthieren die geringste Achtung genießt, so ist es bis jetzt so wenig berücksichtigt worden, daß eine vollständige und genaue Aufzählung aller Varietäten eine unmögliche Sache ist. Sa selbst die Doktoren und Lehrer der Veterinärkunde haben diesen verachteten Thieren bisher so wenig Aufmerksamkeit gewidmet, daß während wir über die meisten andern Hausthiere eine reiche Litteratur besitzen, mit diesem dagegen nur höchst wenige Schriftsteller sich befaßt haben. Eben so vernachlässigt war und ist zum Theil noch das Schwein in der Landwirthschaft, so daß seine

---

1) Wer die verschiedenen Arten des Jagdbetriebs auf wilde Schweine ausführlich kennen lernen will, der lese Döbel's Jägerpraktik und Winkell's mehrmals angeführtes Handbuch.

Zucht noch nicht allgemein den Nutzen abwirft, den man daraus ziehen könnte.

Die Verbreitung des Hauschweines erstreckt sich jetzt über den größten Theil der bewohnten Erde; nur bei Juden und Mahomedanern ist seine Haltung durch die Religion untersagt. Man findet es, wie Pferd und Esel, selbst da noch im Hausstande, wo es der Kälte wegen in der Freiheit nicht mehr aushalten könnte. In Europa und Asien reicht es bis zum 64<sup>o</sup> hinauf, indem man es in Norwegen bis über Bergen<sup>1)</sup>, in Sibirien bis Beresow<sup>2)</sup> findet. Südlich ist es in Asien und Afrika allenthalben, wo nicht mahomedanische Völker herrschend sind, in Menge anzutreffen. In Neuholland, wo es vor der Entdeckung der Europäer nicht einheimisch war, ist es jetzt gleichfalls verbreitet, und auf den übrigen Inseln der Südsee ist es zum Theil aus alten Zeiten, zum Theil auch erst seit ihrer Bekanntwerdung eingeführt. Nicht minder werden die Schweine in ganz Amerika, wo sie ebenfalls erst durch die Europäer eingebracht wurden, allenthalben im Hausstande und verwildert gefunden, und sie reichen hier von Kanada<sup>3)</sup> bis Chili<sup>4)</sup>, und haben sich in Patagonien<sup>5)</sup> wie auf den Maluinen-Inseln<sup>6)</sup> selbst im wilden Stande fortgehalten.

Die Stammrassen, welche das Hauschwein aufzuweisen hat, lassen sich im Allgemeinen in die nördlichen und in die südlichen abtheilen; zu ersteren gehören die europäischen und nordasiatischen Rassen, zu letzteren die südasiatischen und australischen. Da sich diese alle fruchtbar mit einander vermischen, auch durch allmälige Uebergänge aneinander gereiht sind, so lassen sich die einzelnen Formen derselben nicht als Arten, sondern bloß als Rassen einer und derselben Spezies unterscheiden. Um jedoch nicht zu Verwirrungen Anlaß zu geben, zumal da mehrere Abänderungen als besondere Arten aufgestellt worden sind, soll die Naturgeschichte der nördlichen und südlichen Varietäten getrennt abgehandelt, und der Anfang mit

---

2) Pontoppid. Norwegen II. S. 16. 3) Pallas Reise III. S. 19. 4) Schon im Jahre 1808 zählte man in Kanada 212,000 Schweine (Handb. der Erdbeschr. Weim. XVI. S. 264). 5) Molina Versuch einer Naturgesch. von Chili. S. 239. 6) Falkner's Patagonien. S. 156. 7) Duperrey voyage autour du monde. Zoolog. I. p. 537.

den erstern oder mit dem in Europa gewöhnlichen Hauschweine gemacht, und an dieses zuletzt die südlichen Rassen angeschlossen werden.

Das gewöhnliche Hauschwein, wie es sich in den meisten europäischen Ländern findet, zeichnet sich im Allgemeinen durch große hängende Ohren, durch verlängerte, über den Rücken hinlaufende Borsten und einen geringelten Schwanz aus. Die Färbung ist verschieden, doch sind helle oder bunte Farben nicht selten. Durch gute Mästung kann es zu einer Größe gebracht werden, wie sie keine der südlichen Rassen zu erlangen vermag. So ist die äußere Beschaffenheit dieses Schweines im Allgemeinen, aber eben, weil es nur eine Rasse ist, fehlt bald das eine, bald das andere Kennzeichen, und tritt dafür ein anderes, welches in der Regel die südlichen Abänderungen auszeichnet, ein. Ausartungen und Kreuzungen der verschiedensten Rassen bewirken hierin mannigfaltige Verschiedenheiten.

Die Unterschiede, welche unser Hauschwein in seinem äußern Baue von dem Wildschweine zeigt, sind bei diesem schon angegeben und werden daher hier übergangen. Wie bei diesem ist der Leib mit harten und steifen Borsten besetzt, die an den Seiten am dünnsten, auf dem Rücken aber am stärksten und längsten sind und daselbst eine Art Mähne bilden, welche vom Kopf bis zum Kreuz reicht, und nebst den hängenden Ohren das beständige Merkmal von dieser Rasse ist. Die Borsten sind entweder gar nicht oder nur mit wenig Wolle untermischt, und am Ende, wie bei dem wilden Schweine, in mehrere Spitzen getheilt. Die Schnauze, Kopfseiten, Ohrengegend, Kehle und Unterleib haben die wenigsten Borsten und sind öfters ganz nackt; der Schwanz ist gewöhnlich nur am Ende mit langen Haaren besetzt.

Die Farbe bietet viele Abänderungen dar: sie ist entweder ganz weiß, gelb, roth, grau und schwarz, oder bunt aus roth und weiß, schwarz und weiß u. s. w. Im Allgemeinen sind die Schweine der wärmern Länder schwarz, doch ist dieß keineswegs eine durchgängige Regel, wie Buffon meint, indem die sardinische Rasse meist weiß, und die von Paraguay<sup>8)</sup> gleichfalls von dieser Farbe ist.

Durch gute Mästung kann diese Rasse eine außerordentliche Größe

---

8) Azara hist. nat. des quadrup. du Paraguay. I. p. 33.

und Schwere erlangen, wie man denn Beispiele von solchen Schweinen kennt, welche über 9 Fuß Länge und ein Gewicht von 12 Centnern hatten.

Am tauglichsten für die Oekonomie hält man die Schweine, wenn der Kopf ist kurz und abgestumpft, die Ohren lang und herabhängend, der Hals dick, der Widerrist, Rücken und Lenden gerade und breit, der Leib lang, die Seiten breit, der Bauch herabhängend, die Beine kurz und stark, nur der Schweif lang und krumm. Bei Mutterschweinen müssen 10 bis 14 Zitzen vorhanden seyn, da die größere Anzahl eine größere Fruchtbarkeit anzeigt. Auch nimmt man es — wohl ohne Grund — für ein gutes Zeichen, wenn die Schweine unter dem Halse zwei Warzen, welche man Glöckchen oder Zitzen nennt, haben <sup>9)</sup>.

Ueber die Wahl der Farbe haben die Landwirthe verschiedene Meinung. In den meisten Gegenden wird die weiße am höchsten geschätzt, weil Thiere von dieser Farbe ein feineres Fleisch liefern sollen; dagegen zieht man an andern Orten schwarze und schwarzbuntscheckige Schweine vor. Uebrigens hängt die Güte dieser Thiere weniger von der Farbe, als dem Baue und der Rasse ab.

Die Schweinezucht theilt man in wilde, halbwilde, und zahme oder Hauszucht <sup>10)</sup>.

Bei der ersteren sind die Schweine das ganze Jahr hindurch sich selbst überlassen, und man sorgt nur dafür, daß sie sich nicht verlaufen. Beispiele hievon findet man im südlichen Ungarn, Bosnien und Servien.

Halbwild ist die Zucht, wenn die Schweine während des Sommers über geweidet, zur Winterzeit aber in eingehegte und zum Theil gedeckte Derter gebracht werden, wo man sie füttert, übrigens aber ihrer Paarung und Pflege keine weitere Aufmerksamkeit widmet. Beispiele hievon liefern mehrere Gegenden von Ungarn, Mähren und Böhmen.

Die Hauszucht der Schweine ist endlich die, wo man dieselben als vollkommene Hausthiere hält und in besondere Pflege nimmt; von letzterer, als

---

<sup>9)</sup> Wiborg Anleit. zur Erziehung und Benutzung des Schweins. Kopenh. 1806. S. 34. —  
 Gotthard das Ganze der Schweinezucht. Alton. 1798. S. 11.      <sup>10)</sup> Schweiger kurzer  
 Abriss eines Unterrichts in der Landwirthsch. Dresd. 1831. 2te Abth. S. 87.



als der in Deutschland allein gewöhnlichen, ist im Nachfolgenden ausschließlich die Rede.

Weil sich die Schweine als ursprüngliche Sumpftiere gern in Pfützen wälzen, um die Haut abzukühlen und vor dem Schäbigwerden zu bewahren, so hat man hie und da geglaubt, daß man bei ihren Ställen (Koben) auch nicht auf Reinlichkeit Bedacht zu nehmen habe, ja daß diese sogar nicht vortheilhaft seyn möchte. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß zum Gedeihen der Schweine reinliche, trockene und lüftige Koben ein unumgängliches Erforderniß sind. Es muß daher dafür gesorgt werden, daß der Urin leicht abfließen könne, und daß fleißig ausgemistet und frisch eingestreut wird; im Winter muß auch das Eindringen der Kälte sorgfältigst abgehalten werden, weil sonst die Schweine beim besten Futter nicht gedeihen. Um die eingestellten Thiere ohne Eröffnung der Thüren bequem füttern zu können, richtet man die Futtertröge so ein, daß sie halb in und halb außer dem Stalle zu stehen kommen und mit einer Fallthüre bedeckt werden<sup>11)</sup>.

Das Hausſchwein nimmt dieselben Nahrungsmittel zu sich als das wilde. Nach Hesselgreens<sup>12)</sup> Versuchen frißt es unter 243 Arten nordischer Pflanzen nur 72, so daß es also sehr wählerisch ist. Indessen hat Wiborg<sup>13)</sup> gefunden, daß das Schwein mehrere von den Pflanzen, welche es nach jenes Beobachters Angabe verabscheuen sollte, begierig frißt, und unter diesen geht es namentlich sehr gerne an die Haberdistel-Scharte (*Serratula arvensis*). Auch ist es unrichtig, daß mehrere Gänsefuß-Arten dem Schweine nachtheilig und selbst tödtlich seyn sollen; sie sind ihm bloß unangenehm, während es *Chenopodium viride* gerne frißt. Eben so ist die Behauptung älterer Naturforscher, daß der Pfeffer als Gift auf das Schwein wirke, nach den Untersuchungen von Ubbildgaard<sup>14)</sup> nicht begründet. Es kann ihn ohne Nachtheil in ganzen Körnern verschlucken;

---

11) Durch schöne Zeichnungen erläuterte Angaben zur zweckmäßigen Einrichtung von Schweinställen findet man in Riem's und Reutter's Unterricht über die Zucht, Wartung und Stallung der Schweine. Lpz. 1800. S. 9. — Schon Varro hat gute Winke in dieser Beziehung gegeben. 12) Linn. amoenitat. academ. VII. p. 225. 13) S. 66. 14) Wiborg's Samml. für Thierärzte und Oekonomen. I. S. 294.

nur als Pulver wird er durch den mechanischen Reiz auf die Luftröhre demselben tödtlich. Auch Flachs und Buchweizen wirken nicht, wie behauptet worden ist, nachtheilig auf diese Thiere.

Um die Zucht der Schweine recht ergiebig zu machen, muß man die Mast (Mästung) oder das Fettwerden derselben auf das Sorgfältigste betreiben. Keine Viehgart setzt nämlich so viel Fett an als diese, denn während bei fetten Ochsen auf 1 Theil Fett wenigstens 5 Theile Fleisch fallen, haben fette Schweine dagegen nicht selten eben so viel reines Fett als Fleisch. Man kann diese Thiere in jedem Lebensalter mästen; wenn man aber dabei vorzüglich die Erzeugung eines zarten mit Fett durchwachsenen Fleisches beabsichtigt, so muß man junge Schweine, die höchstens einjährig sind, auswählen. Ist es aber vorzüglich auf Speck und Schmeer abgesehen, dann muß man wenigstens zweijährige zur Mast einstellen. Noch ältere Schweine erlangen zwar mehr Schwere, Speck und Schmeer, allein das Fleisch wird dann gewöhnlich grobfaserig, hart und unschmackhaft <sup>15)</sup>).

Bei den mancherlei Nahrungsmitteln, welche das Schwein zu sich nimmt, hat der Dekonom bei der Mästung eine große Auswahl. In wärmern Ländern wird es mit Feigen, Traubenhülsen, Nams, Brodfrucht, Mais, Sago und namentlich mit den Abfällen vom Zuckerrohr u. s. w. gefüttert. Die alten Römer, welche eine feine Zunge hatten, aßen die Leber nur dann, wenn das Schwein mit Feigen gemästet worden war, oder mit Honig versüßten Wein zu trinken bekommen hatte.

In unsern Gegenden ist es die leichteste und wohlfeilste Art die Schweine durch die Waldmast fett zu machen. Eicheln geben einen festern Speck als Bucheckern, indem er von letztern im Rauchfange leicht tröpfelt, was man jedoch dadurch beseitigen kann, daß man zu Hause eine kurze Gerstenfütterung darauf folgen läßt. Auch Holzäpfel, Holzbirnen, und anderes Obst, wenn es im Ueberfluß geräth, und selbst Koffkastanien, wenn man ihnen zuvor durch Kochen die Bitterkeit benimmt, lassen sich zur Mast verwenden.

Da jedoch Eicheln und Bucheckern nicht alle Jahre gerathen, auch in vielen Gegenden Eichen- und Buchenwäldungen nicht vorkommen, so muß

---

15) Schweizer. S. 91.

man alsdann andere Futterstoffe gebrauchen, welche theils das Pflanzenreich gewährt, theils Abfälle bei verschiedenen ökonomischen Einrichtungen sind.

Unter den Erdfrüchten werden vorzüglich gelbe Möhren, Pastinacken, rother Mangold, Zuckermangold, Kartoffeln und Kohlrabi angewendet, nachdem man sie gekocht hat. Unter den Hülsenfrüchten sind Erbsen, Wicken und Pferdebohnen am gewöhnlichsten; erstere werden am häufigsten zur Mast benützt. Von Getreidearten mästet Roggen am stärksten, den man am besten gekocht oder geschrotet giebt. Gerste und Haber werden gewöhnlich geschrotet, und der Buchweizen auch gemahlen. Delfuchen machen die Schweine zwar fett, geben aber einen thranigen und triefenden Speck; Leinsamen dagegen macht ihn ziemlich fest und wohlschmeckend.

Abfälle bei verschiedenen ökonomischen Einrichtungen, welche zur Schweinemast dienen, sind Branntweinspülicht, Treber, Kleien, Molken, saure Milch, Blut, Fleisch und Gedärme. Sehr allgemein gebraucht man das Branntweinspülicht, sowohl von Getreide als Kartoffeln; auch die Stärkefabriken geben Treber und Spülicht, die sehr nahrhaft sind.

Uebrigens muß das Mästen mit abwechselndem Futter geschehen, indem man mit einem minder schmackhaften und nährenden anfängt, und mit dem endigt, das am besten schmeckt und am stärksten nährt. Ein Zusatz von Salz weckt die Freßlust, und macht deshalb schneller fett. Das Füttern muß regelmäßig zur bestimmten Stunde und viermal des Tags über geschehen. Reinlichhalten des Troges und Stalles ist dabei eine Hauptbedingung. Die beste Zeit zur Mastung ist der Herbst und Winter, sowohl weil die Schweine bei der Kälte ruhiger liegen und also viel eher zunehmen, als auch weil man alsdann am ersten Gelegenheit zum Räuchern hat. Bevor man diese Thiere zur Mast aufstellt, müssen jedoch wenigstens die männlichen verschnitten werden, und es ist vortheilhaft, wenn die Operation auch an den Weibchen vorgenommen wird.

So wie eben angegeben worden, werden die Schweine behandelt, welche zur Mastung aufgestellt sind. Anders verfährt man mit denjenigen, die zur Fortpflanzung (Nachzucht) bestimmt sind.

Das Schwein ist schon mit dem achten Monat im Stande sich fortzupflanzen; verständige Landwirthe lassen jedoch die Männchen nicht eher als

nach anderthalb und die Weibchen erst mit zwei Jahren zu. Die Männchen heißen Eber (Kempe, Maß, Bär, Hafs), und werden aus den muntersten jungen Schweinen ausgewählt. Da sie schon nach ein Paar Jahren sehr boshaft werden und auf die Menschen losgehen, so muß man ihnen zur Verhütung von Unglücksfällen die langen Hauer mit einer Zange abbrechen. Auf einen Eber rechnet man 12 Säue, wenn er unter ihnen los geht; hält man ihn aber allein, so kann er täglich 4 belegen und reicht deshalb für eine viel größere Anzahl aus. Zur Springzeit giebt man ihm auch besseres Futter, damit er bei Kräften bleibt. Ein guter Eber kann übrigens nur drei bis vier Jahre lang vollkommen zur Nachzucht verwendet werden; nach Verlauf dieser Zeit läßt man ihn schneiden und mästet ihn. Ihn älter werden zu lassen, ist nicht rathsam, da er sonst zu böse und sein Fleisch zu zähe und fast ungenießbar wird.

Das Weibchen, welches Sau (Schweinemutter, Tausche, Lofe, Muhr) genannt wird, gebraucht man zur Nachzucht auch nicht länger, als bis es in's fünfte oder sechste Jahr getreten ist; alsdann wird es verschnitten und gemästet. Es geht 16 bis 18 Wochen<sup>16)</sup> trächtig und kann deshalb jährlich zweimal werfen. Je nach den Fütterungsmitteln hat der Landmann März- oder Herbstferkel lieber.

Man muß es sich genau bemerken, wenn der Eber mit der Sau, welche gewöhnlich gleich zum erstenmal befruchtet wird, gelaufen hat, weil dieselbe zur Zeit des Werfens (Ferkelns) eine große Aufmerksamkeit bedarf, indem sie nicht bloß kein sorgfältiges Lager bereitet, sondern auch häufig so wenig Mutterliebe hat, daß sie ihre eignen Jungen auffrißt. Um dieses zu verhüten, muß man Wache halten, und ihr auch das Fressen der Nachgeburt nicht gestatten, weil sie dadurch Appetit zu den Jungen bekommt.

Unter allen Hausthieren giebt es keines von solcher außerordentlichen Fruchtbarkeit, als dieses, indem alte Mutterschweine 12 bis 15, ja sogar 20 bis 24 Junge<sup>17)</sup> geworfen haben; man nennt diese Ferkel und so lange sie an den Zitzen (Spänen) saugen, Spanferkel. Da indeß die Sau

16) Die einjährige Sau geht gemeiniglich 16 Wochen und 3 Tage trächtig, die zweijährige 3 Tage länger, und die noch ältern gehen doch selten über 18 Wochen (Wiborg. S. 37).

17) Sturm über Ragen, Kreuzungen und Veredlung der landwirthschaftl. Haush. S. 74.

in der Regel nur 12 Zügel hat, so sind ihr zu viel Junge lästig, und wenn sie nicht bereits einige aufgefressen hat, so nimmt man nach den ersten 8 Tagen die schwächsten davon weg und verkauft sie als Spanferkel zum Verspeisen. Auch verliert bald die Zügel, woran ein abgestandenes Junge gesogen hatte, den Milchzufluß, und ein anderes Ferkel saugt nicht mehr an dieser milcharmen Warze<sup>18)</sup>.

Die Jungen läßt man 4 Wochen ohne weitere Verpflegung an der Mutter saugen; alsdann gewöhnt man sie nebenbei auch an andere Nahrungsmittel, welche in Milch und ganzen Getreidekörnern bestehen. Nach 6 bis 7 Wochen nimmt man sie von der Alten ganz weg, und füttert sie mit den zuletzt angeführten Futterstoffen fort, denen man, wenn die jungen Schweine 3 Monate alt geworden sind, ein geringeres Futter zusetzt. Im Sommer werden sie mit auf die Weide geschickt.

Diejenigen jungen Schweine, welche nicht zur Nachzucht verwendet werden, sondern bloß zum Schlachten bestimmt sind, werden der Verschneidung unterworfen, und zwar wird diese bereits in einem Alter von 6 Wochen mit ihnen vorgenommen. Solche Schweine werden gewöhnlich schon mit einem Jahre geschlachtet, nachdem sie zuvor 8 bis 12 Wochen gemästet worden sind. Will man sie dagegen erst im zweiten Jahre schlachten, so wartet man mit dieser Operation, bis sie halbjährig geworden sind, weil sie alsdann stärker werden. Das Schneiden besteht darin, daß man dem Eber die Hoden und der Sau die Eierstöcke herausnimmt; von letzterer sagt man alsdann: sie ist ausgebeutelt oder ausgeschnitten. Der verschchnittene Eber heißt Borg (Porc), das Weibchen Gelsen (Gelte, Sauborg).

Der junge Eber, welcher zur Fortpflanzung bestimmt ist, muß bei Zeiten von den Muttersäuen entfernt werden, damit er sich nicht durch zu frühzeitiges Springen entkräftet, und man hält ihn deshalb für sich allein oder läßt ihn unter den Börgen gehen. Den für die Nachzucht bestimmten Schweinen muß man auf der Weide oder in Höfen Bewegung und freien Zutritt zum Wasser lassen, dagegen sie vor anhaltendem kaltem Regen zu schützen suchen. In Reinlichhaltung der Ställe und regelmäßiger Verab-

---

18) Erdelyi Zoophysiol. S. 131.

reichung des Futters muß man bei den Zuchtschweinen eben so sorgfältig als bei den Mastschweinen seyn.

Das Hausschwein kommt in seinem ganzen Charakter mit dem wilden überein; zeigt aber, da es seine Seelenkräfte nicht anzustrengen hat, um feindlichen Nachstellungen zu entgehen, oder sie zum Dienste des Menschen zu verwenden, noch weniger Intelligenz. Unter unseren Hausthieren hat es die wenigsten Fähigkeiten, und deshalb, so wie wegen seiner Unreinlichkeit, Geilheit und unerfättlichen Fressbegierde, welche die eckelhaftesten Gegenstände nicht verschmäht und der eigenen Jungen nicht verschont, ist es allenthalben verabscheut und zum beschimpfenden Sprichworte geworden. Mit Mühe lernt es seine Wohnung finden, und in allen seinen Handlungen zeigt es großen Eigensinn und Trägheit, so wie bei der geringen Beweglichkeit des Rückens Unbeholfenheit und Steifigkeit. Hierzu kommt noch das häßliche Grunzen, welches seine gewöhnliche Stimme ist, die bei Gefahr oder in Todesnoth in ein lautes gräßliches Geschrei übergeht, das selbst das Mitleid schwächt, welches man sonst mit einem gemarterten Thiere zu haben pflegt.

Um jedoch in diese ungünstige Schilderung auch einige Lichtparthieen zu bringen, muß ihre gegenseitige Zuneigung gerühmt werden, denn sobald ein Schwein aus der Herde seinen Nothruf hören läßt, so eilen, wie bei dem wilden Schlage, alle andern zu seiner Hülfe herbei<sup>19)</sup>. Auch ist es schon gelungen dasselbe zu einigen Kunststücken abzurichten, wie z. B. zum Tanzen, zum Zählen u. s. w., wobei man nicht weiß, wen man mehr zu bewundern hat: den Menschen, der die Geduld nicht verlor ein solches Thier abzurichten, oder das Schwein, welches trotz seines Eigensinnes und seiner Stupidität zum Künstler geworden ist.

---

19) Green erzählt (Silliman the American Journal of science IV. p.309), daß einer seiner Bekannten in den Wildnissen von Vermont, wo man die Schweine der Eichen wegen in den Wald laufen läßt, eine Herde dieser Thiere in großer Unruhe getroffen hätte. Sie bildeten eine kegelförmige Figur, bei der die Köpfe nach Außen gerichtet waren mit einer Menge Jungen in der Mitte. Dieß verursachte ein Wolf, welcher sich alle Mühe gab ein Schwein zu erhaschen. Bei der Rückkunft fand der Reisende die Herde zerstreut, und den Wolf todt mit aufgeschlitztem Bauche.

Ob schon man hie und da von den Kräften des Schweines Gebrauch machen soll <sup>20)</sup>, so ist doch sein eigentlicher Nutzen ein materieller. Das Fleisch und Fett desselben ist allenthalben ein unentbehrliches Lebensbedürfniß geworden; nur Juden und Mahomedanern ist der Genuß desselben durch ihre religiösen Gesetze untersagt. Bei keinem Hausthiere setzt sich im Verhältnisse zum Fleisch so viel Fett an, als bei diesem, und oft beträgt das letztere dem Gewicht nach mehr als das erstere. Dieses Fett häuft sich zwischen Haut und Muskeln (der Speck), so wie in der Verdoppelung des Bauchfells (der Schmeer) an, und nimmt mit der Mast in hohem Grade zu. Man hat in Ludwigsburg ein solches gemästetes Schwein geschlachtet, das 9' 4" lang, 4' 5" hoch und 884 Pfund schwer war <sup>21)</sup>. Ein anderes in Berlin wog 1000 Pfund, und in England wurde ein Mastschwein gezogen, welches bei 4' Höhe ein Gewicht von 1275 Pfund erreichte <sup>22)</sup>. Bei einem solchen Thiere ist der Speck fast einen Fuß hoch angewachsen und man erzählt, daß da es beständig ruhig in seinem engen Koben liegt und in dem Fette keine Empfindung hat, Mäuse sich zuweilen in demselben eingefressen haben sollen. Wenn man weniger auf vielen Speck, als vielmehr auf saftiges Fleisch und schmackhafte Schinken sieht, so schlachtet man die Schweine in einem Alter von 10 bis 12 Monaten. Die jungen Ferkel, welche nur 8 Tage bis 3 Wochen alt sind, werden häufig als Spanferkel auf die Tafel gebracht. Das Fleisch und der Speck wird überhaupt bekanntlich entweder frisch gegessen, oder eingesalzen und so aufgehoben, oder auch geräuchert. Das eingesalzene (eingebökelte) Schweinefleisch ist ein wichtiger Artikel für große Haushaltungen und für die Schifffahrt. Unter den Schinken stehen die westphälischen und englischen in besonderem Werthe. Das Schweineschmalz oder Schweinfett wird zum Kochen, zu Salben, Pomaden und allerlei anderen Schmierem verwendet.

---

20) Sprengel in seinen Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde (VI. t. 3.) zeigt auf einem Bilde, wie auf Minorca ein Schwein und ein Esel zusammen vor einem Pfluge gespannt sind. Auch in Schottland soll man hie und da ähnliche lächerliche Gruppen sehen können (Buff. par Sonnin XXIII, p. 161). — Wegen der Stärke seines Rüssels und des feinen Geruches benützt man ferner das Schwein zuweilen zum Trüffelgraben. 21) Gesch.-Naturgesch. Deutschlands. I. S. 524. 22) Wiborg's Anleit. S. 17.

Alle Eingeweide, mit Ausnahme der Geschlechtstheile, werden benützt, und selbst von diesen letztern galt bei den alten Römern die Mutterscheide als ein kostbares Gericht; auch das Blut wird nicht weggelassen. Bekannt sind die vielerlei Arten von Würsten, welche auf mannigfache Weise bereitet werden. Sehr geschätzt ist die Blase zum festen Bedecken der Gläser; auch gebraucht man sie zu Tabaksbeuteln, und als Haut zu Würsten.

Die gegerbten Schweinhäute benutzt man zu Pferdegeschirren, Sätteln, Sieben, Sohlen, Pergament, und zumal in früheren Zeiten zu dauerhaften Einbänden für Bücher.

Die Borsten braucht man zu Bürsten, Pinseln, Kehrwischen, und bei den Schustern und Sattlern dienen sie statt der Nadeln, um die Fäden durch die vorgebohrten Löcher zu ziehen.

Der Schweinemist ist higig, und schießt sich deshalb besser für einen feuchten und schweren, als für einen trockenen und leichten Boden.

Nach einer alten Sage sollen Krebse, wenn man sie durch eine Heerde Schweine trägt, Verzuckungen bekommen und sterben<sup>23)</sup>. Wiborg hat dagegen durch Versuche gefunden, daß die Ausdünstung des Schweines keineswegs giftig für Krebse ist, indem sie darinnen eben so lang leben können als in der atmosphärischen Luft<sup>24)</sup>.

Das Schwein ist vielen Krankheiten unterworfen, von denen hier nur die wichtigsten namhaft gemacht werden sollen.

1) Die *Bráune* (Kehlsucht, wildes Feuer)<sup>25)</sup> ist eine der gewöhnlichsten und gefährlichsten Seuchen unter den Schweinen. Sie besteht in einer Anthrargeschwulst, welche den Rachen und Luftröhrenkopf angreift, außerordentlich schnell und weit sich ausbreitet, und meist in kurzer Frist, zuweilen schon binnen 24 Stunden, tödlich ist. Diese Krankheit erscheint gewöhnlich als Epizootie, ist ansteckend, und rafftet öfters, so unter anderem in den Jahren 1770 und 71, vieles Borstenvieh hinweg.

2) Die weiße Borste (Kropfbrandbeule)<sup>1)</sup> ist ein den Schweinen eigen-

---

23) *Bechstein* gem. Naturgesch. I. S. 527.      24) *U. a. D.* S. 16.      25) *Wiborg*  
 S. 134. — *Weith's Handb. der Veterinärkunde*, 3te Aufl. II. S. 257.      1) *Wiborg*  
 S. 111. — *Weith*. II. S. 262.



eigenthümliches, höchst bössartiges Anthraxübel, das seinen Sitz am Halse hat, wo die Borsten büschelförmig sich aufsträuben, weiß und steif werden. Der Ausgang ist häufig tödtlich.

3) Der Milzbrand <sup>2)</sup> nimmt bei den Schweinen öfters einen so schnellen Verlauf, daß sie todt hinfallen, ehe man nur Zeit hat ein Mittel dagegen anzuwenden.

4) Die Finnenkrankheit <sup>3)</sup> ist ein sehr gewöhnliches cachektisches Uebel, wobei sich eine Menge Blasenwürmer (Finnen) in den zelligen Zwischenschichten der Muskeln, seltener im Fette, am häufigsten in der Rücken- gegend, an den Schultern, in der Weichen- und Schamgegend, in den Schenkeln, auch unter der Zunge, zwischen den Hirnlappen, in der Substanz des Herzens u. s. w. erzeugen. Jeder von diesen kleinen Blasenwürmern (*Cysticercus cellulosae*) ist wieder in eine besondere Hülle eingeschlossen, und das von einer großen Menge derselben durchwachsene Fleisch knirscht unter dem Schnitte. Wenn nicht die Cachexie in hohem Grade eingetreten ist, so ist dieses Uebel, selbst wenn es im ganzen Körper sich ausgebreitet hat, durch keine auffallenden Merkmale am lebenden Thiere zu entdecken. Auch die als besonders bezeichnend angeführten Finnenknötchen unter der Zunge und an der innern Fläche der Augenlider fehlen oft bei finnigen Thieren, so daß das Uebel erst beim Schlachten mit voller Bestimmtheit angegeben werden kann. So wenig die Ursache desselben mit Verlässigkeit ausgemittelt ist, eben so wenig kennt man sichere Heilmittel dagegen. Uebrigens ist finniges Fleisch und Fett zwar unappetitlich für den Genuß, sonst aber keineswegs schädlich. Merkwürdig ist es, daß sich beim Wildschweine keine Finnen finden; nur bei derjenigen Rasse, welche aus der zahmen entsprungen ist, kommen sie ebenfalls vor <sup>4)</sup>.

5) Erbrechen, Durchfall, Kolik, Klauenseuche u. s. w. sind ebenfalls Uebel, die sich öfters bei den Schweinen einstellen.

---

2) Wiborg S. 151. 3) Goetze neueste Entdeckung, daß die Finnen im Schweinefleisch keine Drüsenkrankheit, sondern wahre Blasenwürmer sind. Halle 1784. — Wiborg S. 152. — Weich S. 661. 4) Bechst. a. a. D. I. S. 536. — Der Blasenwurm, welcher die Finnen verursacht, ist jedoch nicht blos dem Hausschweine eigenthümlich, sondern er findet sich auch, wiewohl sehr selten, bei Menschen und Affen (Bremser über lebende Würmer im lebenden Menschen, S. 237).

Es ist schon erwähnt worden, daß das Schwein gleich allen andern Hausthieren eine Menge Rassen aufzuweisen hat, welche aber zum großen Theil noch so wenig gekannt sind, daß an eine umfassende Darstellung derselben gegenwärtig gar nicht zu denken ist. Soll einmal eine solche vollständig geliefert werden, so ist dabei, wie bei den andern Hausthieren, nicht bloß die horizontale Flächenverbreitung, sondern auch die vertikale, d. h. die von der Tiefe nach der Höhe gehende, zu berücksichtigen. Das Schwein gedeiht am besten in Niederungen; je höher es hinaufsteigt, desto mehr nimmt es, nach Sturm's<sup>5)</sup> Bemerkung, den Charakter der Bergthiere an. Der Körper wird nämlich kleiner und gedrungen, der Kopf minder spitz und lang, während die Stirnbeine breiter werden, der Hals wird kürzer und dicker, und das Hintertheil mehr abgerundet. Zum Beleg hiefür dienen die zu uns aus Spanien gekommenen Merinoschweine, welche dort mit den Merinos selbst auf den höchsten Berggrücken geweidet werden. Aber nicht bloß die äußern Formen ändern sich mit dem Aufenthaltsorte: jene Bergschweine haben auch ein zärteres, milderes Fleisch und werden schneller fett, haben jedoch weniger Schmeer; ihre Fruchtbarkeit nimmt ab, denn sie werfen selten über 6 bis 10 Junge, während friesische Schweine öfter in einem Wurfe bis 24 gebracht haben.

Folgende Rassen sind unter den bekannten die wichtigsten:

†) Die nördlichen Rassen der alten Welt.

**I.** Das gewöhnliche oder großohrige Schwein (Tab. CCCXXI) mit langen und meist hängenden Ohren, einer Borstenmähne und geringeltem Schwanz; die Färbung ist verschieden. Diese Rasse ist es, welche zunächst im Vorhergehenden gemeint ist, und sich durch den größten Theil von Europa findet; durch klimatische und lokale Einflüsse, so wie durch Kreuzung und Pflege ist sie indeß mannigfach modifizirt, und nimmt dadurch theilweise die Merkmale anderer Rassen an. Unter den Wichtigsten Unterrassen werden folgende aufgeführt.

a) Die englische große Rasse hat sehr lange, über den Augen

---

5) Ueber Rassen, Kreuzungen und Veredlung der landwirthschaftl. Hausth. Elberfeld 1825. S. 73.

herabhängende Ohren, und gelangt zu einer außerordentlichen Größe, wovon schon S. 442 einige Beispiele angeführt worden sind. Am zahlreichsten sind in England die Berkshire Schweine, welche durchgängig von rother Farbe mit schwarzen Flecken sind, kurze Beine, dünne Knochen und eine gute Disposition zum Fettwerden haben. Zu den bereits mitgetheilten Beispielen mag noch folgendes kommen. Im Jahre 1774 wurde in England ein Schwein dieser Unterrasse geschlachtet, welches 3 Yard 8" maß, und 4' 5½" hoch war. Lebendig wog dieses Thier 12½ Centner und 10 Pfund; nachdem es aber geschlachtet und aufgehauen war, wog es noch 10¾ Etn. und 11 Pfund 6). Ehe dieses Berkshire Schwein allgemein den Vorzug erlangte, fand sich eine andere, wenig nuzbare Sorte in England verbreitet, welches platte, dünne, häßliche Thiere mit sehr langen Beinen und von weißer Farbe waren; am meisten aber waren sie unterschieden durch zwei Glöckchen, den Zügen eines Ruheuters nicht unähnlich, welche am Halse herabhiengen.

b) Die jütländische Rasse (Biborg S. 20) ist langgestreckt, krummrückig, hochbeinig und hat etwas niederhängende Ohren. Sie gehört zu den großen Rassen, da sie im zweiten Jahre 200 bis 300 Pfund Speck giebt. Aus Jütland werden jährlich über 10,000 Stück und 4,000 Schiffpfund oder 1,200,000 Pfund Speck ausgeführt.

c) Die seeländische Rasse (Biborg S. 20) ist klein, hat aufrechtstehende Ohren 7), einen kurzen Leib, und einen starken borstenvollen Rücken. Im zweiten Jahre fett gemacht, wiegt es 100 bis 150 Pfund, und in größerem Alter kann es als fettes Schwein 160 bis 240 Pfund Speck geben.

d) Die bayerische Rasse hat feine Borsten, hängende Ohren, und ist gewöhnlich auf der Vorderhälfte weiß, auf der hintern rothbraun, das bis ins Schwarze verläuft. Sie wird in Bayern in Menge gezogen, hat ein zartes Fleisch, und erreicht bei guter Mast eine ausgezeichnete Größe und Schwere. Ein gut gemästetes Thier von dieser Unterrasse, welches ausgestopft in der königlichen Sammlung zu München steht, hat eine Länge von 6' 10".

---

6) Cullen über die Auswahl und Veredlung der vorzügl. Hausth. S. 141.

7) Die

aufrechte Stellung der Ohren läßt auf Vermischung mit südlichen Rassen schließen.

Unter den französischen Unterrassen bezeichnet Desmarest<sup>8)</sup> folgende:

e) Die Rasse von Auge (la race du pays d'Auge Desm.) hat einen kleinen und sehr spitzigen Kopf, schmale und zugespitzte Ohren, langen Leib und weiße Farbe. Sie wird über 600 Pfund schwer.

f) Die Rasse von Poitou hat einen langen und dicken Kopf, breite und hängende Ohren und langen Leib; wird nicht über 500 Pfund schwer.

g) Die Rasse von Perigord hat kurzen und dicken Hals, breiten untersehten Körper und schwarze Farbe.

h) Die Champagner Rasse ist groß, hat sehr lange und flache Flanken, breite hängende Ohren, weiße Haare und wird nicht sehr fett.

i) Die Boulogner Rasse, von der großen englischen und gemeinen französischen Rasse abstammend, ist groß, hat sehr breite Ohren, weiße Farbe und wird schnell fett.

Als ein merkwürdiger Bastard ist zu erwähnen:

k) Die schwedische halb wilde Rasse (Wiborg S. 25) ist in Schweden aus der Vermischung des großen Schweines mit dem Wildschweine entstanden. Der Kopf ist breitschnauzig und stülpnasig, die Ohren sind beinahe aufgerichtet, der Leib ist lang und die Beine hoch. Diese Bastardrasse ist von grimmigem Charakter, starker Natur und gedeiht gut.

Als Bastarde vom gemeinen und chinesischen Schweine, daher in mehreren Stücken diesem letzteren nachschlagend, sind folgende bekannt:

l) Die buntscheckige Rasse (Wiborg S. 24), welche wenig von dem gemeinen Schweine verschieden, und wahrscheinlich durch Paarung des zahmen mit dem siamischen, oder dem kurzbeinigen schwarzen, oder dem wilden Schweine entstanden ist, findet sich in mehreren Gegenden Deutschland, Englands und Dänemarks.

m) Das Wittsche Schwein (Wiborg S. 19, Fig. 12), welches der englische Landwirth Witt durch die Paarung des englischen mit dem chinesischen Schweine gebildet hat, hat einen geraden und feinen Kopf, etwas herabhängende Ohren von mittelmäßiger Größe, einen dicken, runden, oben mit Borsten versehenen und unten hervorstehenden Hals, breite und starke Schultern, breite Seiten, einen borstenlosen und geraden Rücken, ein lan-

8) Mammalogie. p. 390.

ges, breites und zugerundetes Kreuz. Der Körper ist lang, die Beine sind kurz, und das Haar hat eine weiße glänzende Farbe. Dieses Schwein ist sehr fruchtbar, wächst schnell, wird sehr fett, und ist größer als das folgende.

n) Das Kortright'sche Schwein (Viborg S. 17, Fig. 13) ist von Kortright durch die Paarung des wilden nordamerikanischen (eines verwilderten gemeinen) mit dem chinesischen hervorgebracht worden, und unterscheidet sich von den übrigen Schweinerrassen durch einen kurzen und zugespitzten Kopf mit einer schwach eingedrückten Nase und einem borstenvollen Nacken, durch kleine, kurze und aufrechtstehende Ohren, einen kurzen, dicken und unten stark hervorstehenden Hals, durch einen langen Körper, kurze Beine, und durch ein langes, breites und zugerundetes Kreuz, welches mit breiten Schenkeln versehen ist. Das Kortright'sche Schwein ist nur klein, giebt aber den Tafeln der Vornehmen ein sehr feinfaseriges und wohlschmeckendes Fleisch, daher es auch in England *Gentleman Pork* genannt wird. Es hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem siamischen Schweine, ist aber weiß und hat einen schöneren Körper.

o) Das schwarze kurzbeinige Schwein (Viborg S. 22. Bignette) hat viele Aehnlichkeit mit dem chinesischen und siamischen Schweine, von dem es auch wohl herkommt. Der Kopf ist kurz mit dicken Kiefern, die Stirne gerunzelt, die Ohren kurz und fast aufrecht, über den Augen stehen Falten, der Rücken ist breit, gerade und ohne Borsten, nur auf dem Hals und am Widerrist finden sich borstenähnliche Haare, der Leib ist rund und lang, die Haare dünn und kurz, die Seiten beinahe nackt, und der Schweif gerade. Diese Sorte ist gewöhnlich schwarz, doch giebt es einige darunter, welche ganz feuerroth sind. Man findet diese Rasse, welche klein, aber doch vortheilhaft zu halten ist, in Portugal, Spanien, Kalabrien, Toskana, Savoyen und mehreren andern Ländern von Europa und Amerika.

II. Das polnische und russische Schwein unterscheidet Desmarest, nach dem Vorgange von Parmentier und Sonnini<sup>9)</sup>, vom gewöhnlichen, sagt aber weiter nichts von ihm, als daß es rothbraun oder

---

9) Buff. hist. nat. par Sonnin. XXIII. p. 159.

gelblich sey, und nicht größer werde als die Frischlinge unserer Wälder. Pallas<sup>10)</sup> bemerkt vom russischen, daß es gewöhnlich hell oder braun sey; eine aus Natolien in die Krimm eingeführte Rasse ist am ganzen Körper lebhaft roth. In Sibirien haben, ihm zu Folge, die Schweine einen sehr zusammengedrückten mageren Leib mit langen Beinen.

**III.** Das Mongolischer Schwein (Biborg. S. 23. Fig. 6) ist von Mittelgröße mit vorzüglich gutem Körperbaue. Der Kopf ist kurz und dünn, die Ohren kurz, aufrechtstehend und zugespitzt, der Leib übertrifft an Länge nur wenig die Höhe des Thieres, die Beine sind niedrig und fein, die Haare dünn und kraus von grauer oder dunkelgrauer, feltner schwarzer und noch feltner braunrother Farbe. Es ist in der europäischen Türkei einheimisch und wird von da in großer Menge nach Ungarn gebracht. Bei gleichem Futter wird der Mongolischer doppelt so geschwind als unser gemeines Schwein fett, und erreicht ein Gewicht von 3 bis 400 Pfund; der Speck hat einen sehr angenehmen Geschmack. Die Spanferkel sind weißgrau oder braunroth, und haben an den Seiten schwarze Längsstriche, was an die Frischlinge unserer Wildschweine erinnert.

**IV.** Das sardinische Schwein zeichnet sich, nach Cetti<sup>11)</sup>, vor allen italienischen und dem gewöhnlichen Schweine überhaupt auf eine auffallende Weise schon dadurch aus, daß der Schwanz desselben weder geschlungen, noch kurz und dünnbehaart ist, sondern daß er gerade bis an das Fersengelenk herabhängt, dick, und gleich dem Pferdeshweif ganz mit Haaren besetzt ist. Eben so dicht ist der ganze Körper mit Borsten bedeckt, welche längs des Rückgraths steif wie Drähte stehn, und von denen an den Lenden ein Büschel hervorragt. Die meisten Thiere dieser Rasse sind weiß, andere auch roth, schwarz und gefleckt. Sie werden auf Sardinien in großer Menge gehalten, und im Herbst vorzüglich mit den Früchten der gemeinen, der Kork- und immergrünen Eiche gemästet. Das Fleisch ist derber und ungleich schmackhafter als das der italienischen Schweine; gut gemästete können an 500 Pfund schwer werden. Die Schweinezucht wird auf der Insel seit alten Zeiten betrieben, denn schon während der

---

10) Zoograph. ross. p. 267.

11) Naturgesch. von Sardinien. S. 119. tab. 4.

römischen Monarchie hatten die Suarii dafür Anstalten getroffen, deren Erhaltung durch kaiserliche Verordnungen gesichert wurde.

††) Die südlichen Rassen der alten Welt und Australiens.

V. Das indische Schwein macht sich durch kurze aufrechtstehende Ohren, glatten Rücken, geraden Schwanz und geringere Größe kenntlich. Hiedurch unterscheidet es sich von den gewöhnlichen europäischen Rassen, bei denen ein Vorkommen eines oder einiger der eben genannten Merkmale auf eine Ausartung oder auf Vermischung mit den südlichen Varietäten hindeutet. Pallas<sup>12)</sup> hat diese Rasse unter dem Namen *Sus indicus* spezifisch vom europäischen Schweine, das er *Sus europaeus* nennt, geschieden, indem er jene als *Sus dorso rotundato laevi, cauda recta brevicula*, diese als *Sus dorso setis cristato, cauda retorta setosa* charakterisirt. Da jedoch indisches und europäisches Schwein sich miteinander paaren und eine fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen, auch durch eine Menge Mittelglieder aneinander gereiht sind, so ist die spezifische Trennung derselben durchaus unstatthaft. Wir können sie mit Linné, Pennant und andern Zoologen bloß für Rassen ansehen.

Wenn es schon bei den europäischen Schweinen bemerklich gemacht werden mußte, daß zur Zeit an eine vollständige Aufzählung der Rassen und Unterrassen nicht zu denken ist, so ist dieß noch weniger bei den Schweinen des südlichen Theils der alten Welt der Fall. Nur so viel erhellt aus den vorliegenden Beschreibungen, daß die unter dem Namen chinesischer, siamischer, javanischer, kapischer und guineischer Schweine aufgeführten Thiere einen und denselben Grundtypus in ihrer äußern Beschaffenheit aufzuweisen haben, wie dieß folgende Darstellung zeigen wird.

a) Das chinesische Schwein ist, nach Biborg<sup>13)</sup>, dünnhaarig, sehr kurzbeinig und lang gestreckt; die Ohren sind klein, der Bauch hängt fast auf die Erde herab, der Rücken hat auf dem hintersten Theil keine Borsten, und der Schwanz ist sehr kurz. Die Farbe ist gewöhnlich schwarz oder schwarzgrau, zuweilen schwarz gestreift, am seltensten weiß. Der Hals ist dicker und länger und die Schnauze kürzer als bei unsern Schwein-

12) Zoograph. ross. p. 268.

13) S. 21. Fig. 5.

nen. Es ist außerordentlich fruchtbar, indem man in England einen Fall weiß, daß eine Sau in ihrem 11ten Jahre 355 Ferkel in 20 Würfen geworfen hatte, wovon der stärkste Wurf 24 Ferkel hielt. Die Schweine auf der Insel St. Helena, von denen Viborg mehrere Jahre hindurch einige gehalten hatte, sind ihm zu Folge vollkommen den chinesischen gleich. Obschon diese Rasse nicht zu großem Gewicht angemästet werden kann, so wird sie doch sehr schnell fett und liefert den besten Speck<sup>14)</sup>. Man schätzt deshalb die schwarzen chinesischen Schweine in England sehr hoch<sup>15)</sup>, und aus gleichem Grunde werden sie sogar in Schweden<sup>16)</sup> gehalten, und finden sich ebenfalls durch Rußland und Sibirien<sup>17)</sup> verbreitet.

b) Das siamische Schwein (Schreber Tab. CCCXXIV.) ist von Daubenton<sup>18)</sup> beschrieben. Der Kopf ist länger, die Schnauze dicker, die Augen nicht so klein, die Ohren minder groß, Hals und Vorderbeine kürzer, die Füße dicker, und der Schwanz länger als am gemeinen Schwein und ohne Krümmung. Die Ohren sind gerade aufgerichtet; die Kopfseiten und der ganze Unterleib dünn behaart oder ganz nackt; die verlängerten Borsten auf der Länge des Halses und Rückgrathes, welche Daubenton angiebt, scheinen bereits auf Vermischung mit europäischen Rassen hinzuweisen, was er selbst aus dem Umstande vermuthet, daß die sonst einförmige schwarze Farbe bei diesem Exemplar an Lippen, Schwanzende und Füßen fehlte, indem genannte Theile gelblich waren. Unter den Borsten findet sich keine Wolle, und das Ferkel hat gleich bei der Geburt seine schwarze Färbung. Desmarest hält das siamische und chinesische Schwein für identisch; nach vorliegender Beschreibung ist es jedoch in einigen Stücken verschieden und deshalb als besondere Unterrasse zu betrachten. Auch dieses Schwein ist, wie das vorige, kleiner als unser gewöhnliches, hat aber einen festern Speck, weshalb es auch hie und da in Europa, namentlich in Frankreich, gehalten wird. Die siamische Rasse ist übrigens nicht bloß in Hinterindien ausgebreitet, sondern nach Lesson's<sup>19)</sup> Zeugniß gehören hieher auch alle Schweine, welche auf den, von den sogenannten oceanici-

---

14) Cullen. S. 143.      15) Ebenda.      16) Linné Reisen durch Westgothland. S. 62.      17) Zoograph. p. 268.      18) Buff. hist. nat. V. p. 130. t. 14.      19) Duperrey voyage autour du monde. Zoolog. I. p. 121.



oceanischen Menschenstamme bewohnten Südseeinseln, als z. B. auf den Gesellschafts-, Freundschaftsinseln u. s. w., im zahmen Zustande von den Europäern bei der Entdeckung dieser Inselgruppen bereits angetroffen wurden; nur auf Neuseeland sollen, nach Cook's Angabe, keine Schweine vorgefunden worden seyn, jetzt sind sie aber daselbst ebenfalls vorhanden. Auf den Gesellschaftsinseln sind sie die Speise der Vornehmen und ein Festessen bei allen Ceremonien; sie werden in unterirdischen Defen gebraten, und nach Homerischer Weise ganz aufgetragen. Diese Rasse ist daselbst von kleiner Gestalt; die Haare, welche oft gekraust und hart sind, sind entweder mit Roth gemischt oder bisweilen durchaus schwarz. Sie lebt häufig ganz sich selbst überlassen in den Wäldern, woselbst alsdann die Hauer sich bei den Ebern entwickeln und als Zierrath geschätzt werden <sup>20</sup>).

c) Das kapische Schwein ist wohl nichts anders, als ein nach Südafrika verpflanztes siamisches oder chinesisches Schwein, welches hiedurch einige geringe Modifikationen erlitten hat <sup>21</sup>). Nach Fr. Cuvier's <sup>22</sup>) Beschreibung, welche von einer schönen Abbildung begleitet ist, werden die kapischen Schweine nicht größer als bei uns ein einjähriges Thier. Sie sind mit schwarzen oder dunkelbraunen Haaren bekleidet, die durchgängig borstig und steif, aber dünne gestellt sind. Die Ohren sind gerade, der Schwanz ist hängend und in eine Art gedrehter Quaste geendigt; dieß sind die einzigen Eigenthümlichkeiten, welche gedachte Rasse zeigt.

d) Unter dem Namen des guineischen Schweines (*Porcus guineensis*) hat Marcgrave eine Rasse beschrieben und abgebildet, welche sich nach seiner Angabe von der gemeinen dadurch unterscheidet, daß der

---

20) Forster (Bemerk. auf seiner Reise um die Welt. S. 166) sagt von diesen Schweinen: „Das Fleisch ist so saftig und das Fett so wohlschmeckend, als ich es sonst nirgends gegessen habe; man wird es daher auch gar nicht überdrüssig.“

21) Kolbe (Beschreib. des Vorgeb. der guten Hoffnung. Frankfurt. 1745. S. 336) erzählt, daß die zahmen Schweine am Kap theils aus Europa, theils aus Java eingeführt worden seyen. „Die javanischen Schweine,“ sagt er, „haben sehr kurze Beine, sind schwarz und ohne Borsten. Ihr Bauch, der sehr dick ist, hängt fast bis auf die Erde.“ — Auf Java wimmelt es, nach Boie (Zis 1828. S. 1029), von wilden Schweinen. Wegen einer weißen Binde über die Nase giebt er ihnen den Namen *Sus vittatus*, ohne sie weiter zu beschreiben. Wahrscheinlich sind sie bloß verwilderte Zweige von der indischen Rasse.

22) Mammif. Fevr. 1821.

Kopf nicht so erhöht ist, die Ohren dagegen lang, scharf zugespitzt und rückwärts gefehrt sind, der Schwanz lang, kahl und bis zu den Knorren reichend, und der ganze Körper mit kurzen, glänzenden Haaren, aber nicht mit Borsten bedeckt ist, ausgenommen auf dem Kreuze und am Halse, wo sie etwas länger sind. Marcgrave berichtet, daß dieses Schwein von Guinea nach Brasilien verpflanzt und daselbst einheimisch gemacht worden sey. Es ist merkwürdig, daß seit dieses thätigen Naturforschers Zeiten kein Beobachter weiter nach Autopsie Nachrichten von dem guineischen Schweine gegeben hat, denn alle folgenden Schriftsteller bis auf Viborg herab haben sich bloß an die Beschreibung und Abbildung von Marcgrave gehalten. Eben so auffallend ist es, daß Linné dasselbe für eine eigenthümliche Art, unter dem Namen *Sus Porcus*, erklärte. Vergleicht man es jedoch mit dem siamischen, javanischen und kapischen Schweine, so ergiebt sich, wie dieß auch schon Buffon, Pennant und Viborg wahrgenommen haben, seine große Aehnlichkeit mit letztgenannten Rassen. Wahrscheinlich ist also das guineische Schwein des Marcgrave weiter nichts als ein siamisches, das zur Zeit der Eroberung Brasiliens durch die Holländer von diesen aus ihren Besitzungen auf Java, oder am Kap, oder vielleicht selbst aus Guinea, wo es sonst nicht einheimisch scheint, nach Südamerika verpflanzt wurde. Die rothe Färbung mochte vielleicht von Mischung mit europäischen Rassen hergerührt haben. In neuern Zeiten ist nichts mehr von diesen sogenannten guineischen Schweinen bekannt geworden.

VI. Das Papu-Schwein (*Sus Papuensis*, Schreber Tab. CCCXXIV. A.), welches Forrest<sup>23)</sup> und Lesson<sup>24)</sup> beschreiben, ist nach der Angabe des letztgenannten Naturforschers von folgender Beschaffenheit.

Im Allgemeinen gleicht es dem siamischen Schweine, aber durch mehrere ihm eigene Merkmale, namentlich durch den Zahnbau, hält sich Lesson für berechtigt es als eigenthümliche Art anzusehen. „Der Schädel,“ sagt er, „ist bei übrigens gleichen Verhältnissen viel weniger lang als beim gemeinen Schwein. Die Seiten der Schnauze sind nicht so concav

---

23) Voyage to Newguinea during the years 1774 — 1776. Deutsch in der Neuen Samml. v. Reisebesch. Hambg. 3ter Theil, wo aber das Naturhistorische zu sehr verkürzt worden ist. 24) Duperrey voy. autour du monde. Zoologie I. p. 171.

und ohne Einsenkung auf der Oberkinnlade; sie sind gerade, und der Rand der zur Aufnahme der Hauer bestimmten Höhlen ist schwach erhöht, aber nicht, wie bei der gewöhnlichen Art, nach aussen gekrümmt." Die Länge des Schädels, von dem nachfolgende Beschreibung des Gebißes genommen ist, beträgt von der Hinterhauptsleiste bis zum Rüsselknochen  $9\frac{1}{2}$ " und die Länge des Unterkiefers 6".

„Die Zahnformel ist folgende: Schneide =  $\frac{6}{6}$ , Eck =  $\frac{1:1}{1:1}$ , Backenzähne  $\frac{7:7}{7:7}$ , im Ganzen = 36.“ Und in einer Anmerkung wird gesagt: „Hinter jedem letzten Backenzahn auf beiden Seiten beider Kiefer zeigt sich eine Deffnung in den Kinnladen, was zu beweisen scheint, daß die Keime eines sechsten Backenzahns noch im Fache verschlossen waren, wodurch also die Anzahl der Zähne bei dieser Art auf 40 gebracht werden würde.“

„Die beiden vordern Schneidezähne im Oberkiefer sind aneinander stoßend, dick und abgestuht, die beiden äußern sind kürzer und schief nach vorn gerichtet. Einige Linien von diesen 4 Schneidezähnen steht jederseits ein schmaler Zahn, der schief von vorn nach hinten in einem Fache des Zwischenkiefers enthalten ist, und den man für einen Schneidezahn halten muß, obschon er sich seiner Form nach von den vier vordern entfernt und dem Eckzahn gleicht. Dieser ist dünne, wenig sichtlich, richtet sich von hinten nach vorn, und nimmt einen leeren Raum auf jeder Seite der Kinnlade ein. Die vordern Backenzähne sind queer, mit einer einzigen Spitze, während die 3 hintern auf ihrer Krone vier stumpfe, durch tiefe Furchen getrennte Spitzen zeigen.“

„Im Unterkiefer sind die 4 vordern Schneidezähne von ziemlich gleicher Länge; die beiden andern sind kürzer und zeigen an ihrem Ende drei wenig deutliche und seitlich abgeplattete Spitzen. Der Eckzahn ist dünne, pyramidal, sehr schwächlich und wenig vorragend; ein kleiner Zwischenraum trennt ihn vom ersten Backenzahn, der selbst wieder von den vier andern entfernt ist. Die 3 ersten Backenzähne sind queer abgeplattet und haben eine stumpfe Spitze. Der 4te hat sechs, durch zwei Furchen getrennte, parallele Spitzen; und der letzte hat vier regelmäßige und eine fünfte kleinere nach hinten.“

„Die mittlere Größe dieser Art beträgt 18 bis höchstens 20 Zoll Höhe,

und ihre äußern Formen sind im Allgemeinen hager und leicht. Der Kopf verlängert sich in einen schwächtigen Rüssel, und die untere Kinnlade ist etwas kürzer als die obere. Der Nasenrücken ist gerade und nicht gewölbt, wie bei einigen Arten. Das Auge ist klein; die Ohren sind im Verhältniß zum Kopf sehr kurz, gerade, steif und am äußern Rande dünn. Der Leib ist rundlich, die Gliedmassen sind kurz und ziemlich dick, die Füße sind klein, mit kurzen und wenig markirten Klauen. Der Schwanz ist dünne und mit einem kleinen Busch geendigt."

„Die Haare dieses Schweines sind mäßig vorhanden. Die Borsten sind ziemlich starr, auseinander gerückt, häufiger als beim siamischen Schwein und dem Babiluffa, aber sparsamer als bei den gewöhnlichen Arten. Die Haut ist runzelig und von brauner Farbe; hinter den Ohren, auf den Backen und auf mehreren Stellen des Unterleibs ist sie nackt und röthlich. Das Ende der Schnauze ist mit langen schwarzen Haaren besetzt, welche am Unterkiefer und um die Augen häufiger sind. Ueber die Aeste der Unterkinnlade ziehen sich 2 schwarze Streifen. Die Borsten, welche häufiger, gedrängter und länger auf dem Rückgrath und zumal auf dem Nacken stehen, sind sehr schwarz. Die Haare an den Ohren sind außen kurz, innen verlängert und weiß. Auf den obern Theilen des Körpers und der Flanken sind sie gelegt, abwechselnd schwarz und röthlich, und auf der Außenseite der Gliedmassen mehr in's Braune fallend. Die Haare der Backen, der Kehle, des Unterleibs und der Flanken sind weiß, mit einigen schwarzen untermischt, oder weiß an ihrer Wurzel und schwarz am Ende. An den Halsseiten sind sie kurz, dicht und steif, nirgends aber gekraust; der Umkreis um die Augen ist braun. Man zählt 8 Bauchzitzen."

„Die Frischlinge haben in ihrem ersten Alter einen bunten Rock, wie die Jungen unserer Wildschweine. Ihr Fell ist gewöhnlich von einem mehr oder minder dunklen Braun, das auf dem Rücken 2 bis 5 ziemlich hellfahle Längsstriche zeigt."

Die Dimensionsverhältnisse sind folgende:

Ganze Länge von der Schnauze bis zum After	3' 0"
Höhe des Vordertheils	1 6 $\frac{1}{2}$ "
— — Hintertheils	1 8"
Länge des Kopfes	0 10"

Länge der Ohren	0' 3"
— des Vorderarms vom Ellenbogen bis zur Handwurzel	0 5 $\frac{1}{2}$
— von da bis zur Sohle der Klauen	0 5
— des Schienbeins vom Knie bis zur Ferse	0 5 $\frac{1}{2}$
— von der Ferse bis zur Sohle der Klauen	0 3 $\frac{1}{2}$
— des Schwanzes	0 3
Umfang des Kopfes	1 4
— der Brust	2 1
— des Unterleibs	2 2
Länge der hintern Klauen	0 $\frac{3}{4}$
— — vordern Klauen	0 1 $\frac{1}{4}$

Soviel, als eben angegeben wurde, sagt Lesson über die Beschaffenheit des Papu-Schweines, und es könnte keinem Zweifel unterliegen, daß dieses eine selbstständige Art wäre, wenn der beschriebene Zahnbau allen Altersperioden zukäme. Allein dieß ist keineswegs der Fall, sondern aus der sorgfältigen Vergleichung desselben mit dem Zahnsysteme unserer Hauschweine geht hervor, daß der einzige Schädel, nach welchem Lesson seine Beschreibung entworfen hatte, einem Individuum angehörte, welches erst zwischen dem 6ten und 12ten Monat seines Lebensalters stand. Während demnach der französische Reisende in dem großen Irrthum sich befand, daß er den Zahnbau eines alten Thieres beschrieben hätte, hatte er weiter nichts als einen jungen Schädel vor sich, der noch nicht seine Milchzähne, wenigstens nicht die Milchbackenzähne gewechselt hatte, und welcher von bleibenden Zähnen lediglich den fünften Backenzahn aufweisen konnte <sup>25)</sup>.

Daß diese Behauptung vollkommen richtig ist, beweist schon Lesson's eigene Angabe, daß hinter dem 5ten Backenzahn eine Grube vorkam, welche er selbst für das Zahnfach eines 6ten Backenzahnes ansah. Dieser Umstand allein hätte ihn darauf aufmerksam machen sollen, daß er hier mit keinem alten Thiere zu thun hätte, dessen Zahnbau als Typus einer neuen Art gelten könnte; würde er nachgesehen haben, so hätte er sich nicht bloß von der Existenz eines 6ten, sondern auch eines 7ten Backenzahnes überzeugt.

---

25) Vgl. die Beschreibung der Milchzähne unseres gewöhnlichen Hauschweines auf S. 412 u. 413, welche ich nach einem ganzen Schädel und einem einzelnen Unterkiefer entworfen habe.

Unsere obige Behauptung wird aber auch noch dadurch gerechtfertigt, wenn man Lesson's Beschreibung mit einem, noch nicht ein ganzes Jahr alten Schädel unsers gewöhnlichen Schweines vergleicht. Ich habe einen solchen vor mir liegen, der so genau zu der von dem französischen Reisenden gelieferten Charakteristik des Zahnbaues paßt, als ob sie davon entnommen worden wäre. Bei diesem jungen Individuum ist der hinterste Schneidezahn gleichfalls, wie es Lesson vom Papu-Schwein als etwas Besonderes angiebt, von hinten nach vorne gerichtet, und gleicht dem Eckzahn, der von vorne nach hinten sich kehrt. Im Unterkiefer hat der 4te Backenzahn ebenfalls an meinem Exemplare dieselben 6, durch 2 Furchen getrennten Spitzen, und zwar, weil er noch ein Milchbackenzahn ist; sein Ersatzzahn dagegen hat nur eine Furche mit 4 Spitzen. Kurz der Zahnbau des Papu-Schweines stimmt vollkommen mit dem des gewöhnlichen Hauschweines, und zwar in dessen jugendlichem Zustande, überein.

So wenig also das Zahnsystem einen spezifischen Unterschied nachweist, eben so wenig ist dies bei den übrigen Merkmalen der Fall. Zwar sagt Lesson, daß das Papu-Schwein nur 8 Zehen hätte; allein abgesehen davon, daß hier leicht ein Versehen statt finden könnte, so ist selbst bei unserm Hauschweine die Zahl derselben, so gut als beim Hunde, schwankend, indem sie zwischen 10 bis 14 angegeben wird. Auch die langbeinige Gestalt, wie sie die Abbildung zeigt, bietet keinen spezifischen Unterschied dar, da nach den mitgetheilten Maaßen die Beine etwas zu lang gezeichnet sind. Das Papu-Schwein ist demnach keine selbstständige Art, sondern eine Rasse des gemeinen Schweines, welche durch ihren kurzen Schwanz eine überaus große Ähnlichkeit mit dem sogenannten chinesischen Schweine bekommt, von dem sie wahrscheinlich nichts anderes als ein verwildeter Zweig ist.

Das Papu-Schwein, von den Anwohnern des Hafens von Dorey mit dem Namen Ben bezeichnet, ist übrigens in den Wäldern von Neuguinea überaus häufig. Die Papu halten einige derselben in einer Art von Hausstand, indem sie die Jungen in den Wäldern einfangen und sie in den Gehegen unter ihren Wohnstellen einschließen. Sie suchen jedoch keineswegs das Thier zu zähmen, das demnach bei ihnen seine wilden Sitten größtentheils beibehält. Daß es übrigens mit leichter Mühe domesticirt werden könnte, zeigte sich an jenen Individuen dieser Rasse, welche auf der französi-

schen Fregatte gehalten wurden. Sie wurden ganz vertraut, ließen sich schmeicheln, und zeigten namentlich eine besondere Anhänglichkeit an einen jungen Hund. Diejenigen Thiere, welche die französische Expedition im freien Zustande zu sehen bekam, waren einzeln; Forrest dagegen sah sie in ganzen Heerden beisammen. Ihm zu Folge schwimmen sie auch in einer Reihe von einer Insel zur andern, wobei das hintere Schwein den Rüssel auf das Kreuz des Vorgängers legt.

Das Fleisch des Papu-Schweines ist, nach Lesson's Urtheil, sehr delikats. Das Thier nährt sich vorzüglich von Früchten, welche in Ueberfluß auf dem Boden der Waldungen herumgestreut sind, und von den nahrhaften Wurzeln, auf welche man dort allenthalben stößt.

#### +++ Die amerikanischen Schweine.

Amerika hat das gemeine Schwein, wie schon erwähnt, vor seiner Bekanntwerdung mit der alten Welt nicht gekannt; es ist ihm dasselbe erst durch Spanier, Portugiesen, Engländer und andere europäische Nationen zugeführt worden. Wie mehrere unserer Hausthiere hat es sich daselbst zum Theil wieder verwildert (*cochons marrons*), und wiewohl es an seinem neuen Aufenthaltorte einige Ausartungen erlitten hat, so bietet es doch, soviel man weiß, keine besondern Eigenthümlichkeiten dar, die nicht auf den frühern Ursprung hinwiesen. Obschon von Kanada bis nach Patagonien hinab ausgebreitet, wird seine Zucht doch meistens vernachlässigt; nur in den vereinigten Staaten wird dieselbe in mehreren Provinzen mit großer Sorgfalt betrieben.

Ueber die Beschaffenheit der in Neugranada vorkommenden Schweine hat Roulin <sup>1)</sup> einige Bemerkungen mitgetheilt, die hier an rechter Stelle stehen mögen. „Die ersten Schweine,“ sagt er, „welche nach Amerika kamen, wurden im Jahre 1493 auf St. Domingo eingeführt. In den folgenden Jahren wurden sie allmählig in alle diejenigen Gegenden gebracht, in denen sich die Spanier niederließen, und im Verlauf eines halben Jahrhunderts hatten sie sich vom 25° n. Breite bis zum 40° s. Breite einheimisch ge-

---

1) *Annal. des scienc. nat.* XVI. p. 17.

macht. Nirgends scheinen sie vom Wechsel des Klimas zu leiden, und seit ihrer Einführung pflanzen sie sich mit derselben Leichtigkeit, wie in Europa fort."

„Die meisten Schweine, welche man in Neu-Granada verbraucht, kommen aus den heißen Thälern, wo man sie in Menge zieht, weil ihr Unterhalt daselbst wenig kostet. In manchen Jahreszeiten besteht er fast ganz in wild wachsenden Früchten, und besonders in denen verschiedener Palmenarten. Den ganzen Tag in den Wäldern herumirrend, hat dieses Thier fast alle Merkmale des Hausstandes verloren; seine Ohren haben sich aufgerichtet, der Kopf hat sich erweitert und am obern Theil erhöht, die Farbe ist beständig geworden, indem sie durchaus schwarz ist. Das Junge trägt auf demselben Grunde in fahlen Linien den bunten Rock, wie unsere Frischlinge. So sind die Schweine, welche man aus den Thälern von Tocayma, Cunday, Melgar u. s. w. nach Bogota bringt; ihre Behaarung ist dünne, außerdem haben sie ganz das Ansehen eines Wildschweines von demselben Alter (ein Jahr bis 18 Monate). Das Schwein der Paramos dagegen, d. i. der Gebirge, die über 7,500 Fuß Höhe haben, hat vielmehr Aehnlichkeit mit dem Wildschweine unserer Wälder durch die dichte Behaarung, welche fast kraus wird, und selbst bei einigen Individuen unten eine Art Wolle zeigt. Uebrigens ist das Schwein, das man in diesen Gegenden findet, klein und unansehnlich, in Folge des Mangels an gehöriger Nahrung und der beständigen Einwirkung einer heftigen Kälte."

„In einigen heißen Bezirken ist das Schwein nicht schwarz, wie das eben beschriebene, sondern roth, wie der Pekari in seinem Jugendkleide. Selbst in Melgar und den andern angeführten Orten ist das Schwein nicht immer ganz schwarz; es giebt daselbst welche, die man gegürtete (cinchados) nennt, weil sie unter dem Bauche eine breite weiße Binde zeigen, welche sich gewöhnlich auf dem Rücken vereinigt, indem sie sich dabei entweder verschmälert oder gleiche Breite behält. Die Jungen von dieser Varietät tragen den bunten Rock gleich denjenigen, die ganz schwarz sind."

„Die einzigen Schweine, welche man in Columbien den französischen ähnlich sieht, sind erst seit zwanzig Jahren eingeführt worden; sie kommen jedoch nicht aus Europa, sondern aus den vereinigten Staaten von Nordamerika. Es ist hiebei zu bemerken, daß diese Rasse in der Gegend von

New-



New-York, wo sie seit langer Zeit gehalten wurde, unter einem, dem unserigen sehr ähnlichen Klima lebte, und wie bei uns einer sorgsamten Pflege genoß.“

Buffon's Annahme, daß die Schweinerassen der wärmern Länder durchgängig schwarz seyen, erleidet in Südamerika noch andere Ausnahmen, indem, wie gleichfalls früher bereits erwähnt worden ist, nach Azara's <sup>2)</sup> Angabe die Schweine in Paraguay weiß sind, während sie in Buenos-Ayres eine schwarze Farbe haben. Uebrigens ist das zahme Schwein, wie Kengger <sup>3)</sup> anführt, erst spät von den Spaniern in Paraguay eingeführt worden. Das Klima dieses Landes ist ihm aber nicht sehr zuträglich, indem es hier weder so groß, noch so fett wird, und nicht so viele Junge wirft, wie in Europa; auch hat sein Fleisch durch die Verpflanzung viel von seiner Schmachhaftigkeit verloren. In der Provinz von Buenos-Ayres findet man in einigen Meiereien verwilderte Schweine, welche sich aber weder in Gestalt, noch in Farbe von den zahmen unterscheiden, und sich unserem Wildschweine nicht mehr, wie diese, nähern sollen.

In Chili haben die Schweine eben die Bildung und Größe, wie die europaischen, und sind gewöhnlich weiß, wodurch sie von den peruanischen abweichen, die schwarz sind <sup>4)</sup>.

#### ++++) Abnormitäten.

Hierher gehören die einhufigen und fünfzehigen Schweine.

Das einhufige Schwein, welches schon von Aristoteles <sup>5)</sup> und Plinius <sup>6)</sup> gekannt ist, zeichnet sich dadurch aus, daß die beiden vordern Klauen in ein Stück verschmolzen sind. Obschon sich solche Eigenthümlichkeiten hie und da fortpflanzen mögen, so begründen sie doch keine eigenthümliche Rasse, sondern sind bloß eine sporadisch vorkommende Mißbildung. In einem solchen Fall, den Fr. Cuvier <sup>7)</sup> speziell beschreibt, waren die Afterklauen, wie gewöhnlich, getrennt geblieben; die Difformität hatte

---

2) Hist. nat. des quadrup. du Paraguay I. p. 33. 3) Naturgesch. der Säugth. von Paraguay. S. 330. 4) Molina Versuch einer Naturgesch. von Chili. S. 239. 5) Hist. animal ed. Schneid. II. c. 2. §. 8. 6) Hist. nat. XI. c. 106 Hard.. 7) Dict. des sc. nat. IX. p. 513.

blos die beiden mittlern Zehen ergriffen, indem sich zwischen dieselben eine verkümmerte dritte mit einer Klaue einschob, welche sich mit den beiden andern vereinigte; doch konnte man recht gut noch die drei besondern Nägel daran unterscheiden. Solche einhufige Schweine hat man nach Aristoteles in Illyrien und Panonien gefunden; Plinius nennt gleichfalls das erstere Land; Kante mir<sup>8)</sup> führt die Moldau an, und nach Linné<sup>9)</sup> kommen sie öfters um Upsala, so wie in einigen Gegenden Smalands vor; ein Skelet eines einhufigen Schweines ist in der anatomischen Sammlung zu Breslau<sup>10)</sup> aufgestellt<sup>11)</sup>.

Das fünfzehige Schwein ist gleichfalls eine Ausartung, indem sich außer den vier gewöhnlichen Zehen auch noch die Daumenzehle entwickelt. Beispiele davon hat das anatomische Museum und die Thierarzneischule zu Berlin aufzuweisen<sup>12)</sup>.

## 2.

Das Maskenschwein. *Sus larvatus.*

Tab. CCCXXVII.

*Sus dentibus lanariis mediocribus angulatis, protuberantia genae utriusque magna.*

Une tête de sanglier de Madagascar. DAUBENT. hist. nat. de BUFF. XIV. p. 390.

*Sus Africanus.* Schreber Säugth. Tab. CCCXXVII. (Kopf).

— — THUNBERG mém. de l'Académ. de Petersb. III. p. 320.

SAMUEL DANIEL'S African Scenery. t. 21.

Le sanglier à masque. CUV. règu. anim. I. p. 236 — 2. éd. p. 244. — Rech. sur les ossem. fossil. II. 1. p. 119.

8) Descript. Mold. p. 56. 9) Amoenit. acad. V. p. 465. — Faun. suec. ed. Retz. p. 27.

10) Otto Verzeichniß der anatom. Präparatensammlung. Breslau, Nr. 4652. 11) Die

Abbildung eines solchen Fußes siehe in Braundt und Kageburg's med. Zoolog. t. 11. fig. 13

12) Ebenda fig. A ist ein fünfzehiger Fuß abgebildet.

Sus larvatus. FR. CUV. Dict. des sc. nat. IX. p. 515.

— — DESMAR. Mammalog. p. 392. — Enc. méth. tab. suppl. 12. fig. 4.

— — FR. CUV. mém. du Mus. VIII. p. 448. t. 22. (Thier und Schädel).

— — DESMOUL. Dict. d'hist. nat. IV. p. 272.

— — GRIFFITH animal Kingdom. III. p. 407.

— — FISCHER syn. mammal. p. 420.

Unter allen Pachydermen ist das Maskenschwein diejenige Art, von der unsere Kenntniß noch am unvollständigsten ist, indem wir von seiner äußern Gestalt, wie von seiner Lebensweise und selbst von seinem Vaterlande nur fragmentarische und ungewisse Nachrichten haben.

Daubenton <sup>1)</sup> ist der erste, der einen aus Madagaskar eingeschickten Schädel dieser Art beschrieben und als spezifisch verschieden vom gemeinen Schweine anerkannt hat. „Er unterscheidet sich,“ sagt er, „von den Schädeln aller Schweine durch die starke Wölbung des Jochbogens, und durch den Knochenfortsatz, der über der Erweiterung der Alveole für den Eckzahn des Oberkiefers liegt. Dieser Fortsatz hat nicht die Form einer Leiste, wie beim Wildschweine, sondern bildet eine starke Erhöhung, die mit Höckern geendigt ist; ähnliche Höcker finden sich auch auf dem Nasenrücken gegenüber diesen Fortsätzen der Alveolen. Die Eck-, Schneide- und Backenzähne schienen mir denen des wilden und zahmen Schweines zu gleichen, mit Ausnahme der Anzahl der Backenzähne des Unterkiefers, indem es in demselben jederseits nur 5 giebt, so daß also dieses Schwein von Madagaskar bloß 40 Zähne hat, während die unserigen 44 haben <sup>2)</sup>.“

Mehr als diese kurze Notiz erregte die Aufmerksamkeit der Zoologen die schöne Abbildung, welche Schreber <sup>3)</sup> von einem mit der Haut bekleideten Kopfe, unter dem Namen *Sus africanus* gab. Das Auffallende an

1) Buff. hist. nat. XIV. p. 390. 2) Aus Fr. Cuvier's Abbildung dieses Schädels ist ersichtlich, daß die beiden vordern Backenzähne es sind, welche fehlen, weshalb auch ein großer Zwischenraum zwischen den Backen- und Eckzähnen frei bleibt. Wahrscheinlich ist an diesem Schädel nicht bloß der erste Backenzahn, wie bei unserem Schweine, sondern auch noch der zweite verloren gegangen, so daß ursprünglich im Unterkiefer jederseits 7 Backenzähne vorhanden seyn konnten. 3) Säugth. VI. Tab. cccxxvii.

demselben ist, daß sich über dem obern Eckzahn auf jeder Seite ein starker Wulst findet, welcher noch über den Nasenrücken vorspringt. Hiedurch ist das Thier, von dem der erwähnte Kopf herrührte, gänzlich verschieden vom gemeinen Schweine; es kann aber auch nicht mit den beiden Warzenschweinen verwechselt werden, da nicht nur der angegebene Wulst von ganz anderer Beschaffenheit als der Hautlappen unter dem Auge der letztern ist, sondern es ist auch noch insbesondere dadurch ausgezeichnet, daß Schreiber's Abbildung in jedem Kiefer 6 Schneidezähne zeigt, während beim Emgalo dieselben ganz fehlen, beim Aelianischen Warzenschwein aber oben nur zwei vorhanden sind.

Da Schreiber keine Beschreibung zu dieser Abbildung geliefert hat, so war man ohne alle weitere Nachrichten von dem Thiere, und eben so wenig hatte man etwas über das Verhältniß bestimmt, in welchem der von Daubenton beschriebene Schädel zu diesem mit der Haut bekleideten Kopfe stand. Erst als Samuel Daniel<sup>4)</sup> die Zeichnung eines sonderbaren afrikanischen Schweines publicirte, welches auf jeder Seite der Schnauze einen großen Höcker, fast wie eine Weiberbrust<sup>5)</sup> hatte, kamen G. Cuvier und sein Bruder<sup>6)</sup> auf die Vermuthung, daß der von Schreiber abgebildete Kopf, so wie der von Daubenton beschriebene Schädel, der sich noch im pariser Museum vorfindet, und vielleicht selbst einige Notizen von Commerson und Flacourt auf das von dem englischen Reisenden dargestellte Thier zu beziehen seyn möchten. Vergleicht man nämlich den von Daubenton beschriebenen und von Fr. Cuvier abgebildeten Schädel mit den Figuren von Schreiber und Daniel, so hat der knöcherne Fortsatz vollkommen dieselbe Lage und Richtung, welche der sonderbare Auswuchs an dem mit Haut überzogenen Kopfe zeigt, und ersterer ist demnach der Stützpunkt für letzteren geworden. Auch die Anzahl der Schneidezähne, wie sie Schreiber angiebt, paßt ganz zu dem knöchernen Schädel. Es ist demnach, Cuvier's Ansicht zu Folge, höchst wahrscheinlich, daß alle die bisher erwähnten Beschreibungen und Abbildungen von einer und der-

---

4) African Scenery. tab. 21. — Das Werk selbst fehlt den hiesigen öffentlichen Bibliotheken; daher kann ich das Hiehergehörige nur von Fr. Cuvier entlehnen. 5) Hiemit vergleicht G. Cuvier diesen Höcker. 6) Mem. du Mus. VIII. p. 448 t. 22.

selben Art genommen sind<sup>7)</sup>. Uebrigens theilt Daniel nur Weniges von ihrer Naturgeschichte mit. „Es giebt vielleicht,“ sagt er, „kein häßlicheres und wilderes Thier als dieses afrikanische Schwein. Wie der Elephant, der Büffel und das Nashorn hält es sich häufig in den Wäldern am Sitifikamma auf, und es verwundet mit seinen langen scharfen Zähnen, welche aus der Unterkinnlade aufsteigen. Seine Augen sind klein und sehr hoch auf dem Vordertheil des Kopfes angebracht. Zwei merkwürdige Auswüchse, ähnlich zweien Ohren, gehen von den Backen aus, und der Untertheil des Kopfes scheint wie in einen Sack eingeschlossen. Hals, Schultern und Brust sind mit langen Borsten bedeckt.“

Wenn Fr. Cuvier's Vermuthung begründet ist, daß nämlich der von Daubenton beschriebene Schädel durch Commerſon mitgebracht wurde, so bezieht sich eine von Buffon<sup>8)</sup> mitgetheilte Notiz dieses Reisenden gleichfalls auf das Maskenschwein. In derselben ist gesagt, daß man auf Madagaskar wilde Schweine sieht, deren Kopf von den Ohren bis zu den Augen die gewöhnliche Figur zeigt, daß aber unterhalb der Augen eine Anschwellung ist, welche an Größe abnehmend bis zum Ende des Rüssels verläuft, so daß es den Anschein gewinnt, als ob man zwei Köpfe vor sich hätte, wovon die Hälfte des einen in den andern eingefeilt ist, übrigens sey das Fleisch dieses Schweines schleimig (*glaireuse*) und ungeschmackhaft.

Wahrscheinlich redet auch Flacourt<sup>9)</sup> von derselben Art, und nicht vom Warzenschweine, wie Erleben und Andere vermutheten, wenn er sagt, daß die Wildschweine, welche man in den Wäldern auf Madagaskar antrifft, und vorzüglich die Männchen zwei Hörner auf den Nasenseiten hätten, welche zwei Schwielen bildeten.

---

7) Daß der von Schreber abgebildete Kopf mit dem von Daubenton und Cuvier dargestellten Schädel zu einer Art gehören, scheint mir außer Zweifel. Nicht so geht es mir mit dem von Daniel erwähnten Schweine, und meine Bedenklichkeiten steigern sich, da Griffith (III. p. 410) erwähnt, daß das im brittischen Museum unter dem Namen *Sus larvatus* aufgestellte Thier nicht bloß von der Abbildung des englischen Reisenden sehr abweicht, sondern auch nichts anderes als *Sus aethiopicus* Pall. seyn möchte. 8) Suppl. à l'hist. nat. III. p. 84. 9) Hist. de la grande isle Madagascar. Paris 1658. p. 151.

Nach diesen freilich keineswegs hinreichend begründeten und unvollständigen Angaben scheint das Maskenschwein mit Bestimmtheit auf Madagaskar vorzukommen, und wenn Daniels Thier ebenfalls zu dieser Art gehören sollte, was jedoch weiterer Bestätigung bedarf, so wäre es auch im südlichen Afrika einheimisch. Uebrigens scheint es außer den angeführten spezifischen Merkmalen in Gestalt und Größe mit unserem Wildschweine ziemlich übereinzukommen.

---

### Zweite Untergattung.

## Der Hirscheber. Babyrussa.

---

Vorderzähne  $\frac{4}{2}$ , Eckzähne  $\frac{1}{1}$ , Backenzähne  $\frac{5}{5}$ . Die Eckzähne, zumal die obern, sind aufwärts und halbkreisförmig rückwärts gerichtet; die Backenzähne sind denen des gemeinen Wildschweins ähnlich; die Füße sind gestreckt und vierzehig.

Die Gestalt des Hirschebers ist nicht so schwerfällig, als die des eigentlichen Schweines, und seine Füße sind länger als bei diesen, doch ist es Uebertreibung, wenn man ihm die Leichtigkeit des Hirsches zuschreibt. Durch seine sehr langen, aufwärts und rückwärts gekrümmten Eckzähne, deren Krümmung namentlich bei den obern sehr auffallend ist, hat er ein höchst ausgezeichnetes Aeußere; die übrigen Zähne unterscheiden sich mehr in der Zahl, als in der Gestalt von den gleichnamigen unsers Schweines, mit dem überhaupt der Hirscheber fast in allen andern Stücken übereinkommt.

Der knöcherne Schädel<sup>1)</sup> zeigt, außer den Zähnen, wenig Differenzen von dem unsers Schweines: das auffallendste Merkmal ist, daß die obern Enden beider Schläfegruben nicht durch eine breite Fläche, wie bei

---

1) Abgebildet von Grew, Mus. soc. reg. t. 1. fig. 3. — Daubenton hist. nat. de Buff. XII. t. 48. Griffith anim. Kingd. III. Fig. p. 409.

diesem, getrennt sind, sondern daß sie zu einer starken Scheitelleiste sich vereinigen, wodurch die Schläfengruben selbst eine viel größere Ausdehnung nach der Höhe erhalten. Außerdem hat der Schnauzenthail eine etwas geringere Länge in Bezug auf den Hirnkasten, die Augenhöhle steht mehr vorwärts, die Jochbögen sind länger und mit ihrem hintern Theil nicht so steil ansteigend, und die Paukenknochen viel größer.

Das Gebiß hat in allem 34 Zähne, also 10 weniger, als bei dem gemeinen Schwein<sup>2)</sup>.

Vorderzähne finden sich 4. Im Oberkiefer sind sie, wie Fr. Cuvier<sup>3)</sup> angiebt, denen des Nabelschweins vollkommen ähnlich. Im Unterkiefer finde ich sie gleichfalls mehr mit denen des letztgenannten, als mit denen des gemeinen Schweins übereinkommend, indem ihre Innenseite nicht gefurcht ist.

Die obern Eckzähne, ohne eigentliche Wurzel, erreichen bei dieser Gattung das Maximum der Krümmung, indem sie ein Paar bogenförmig gekrümmten Hörnern gleichen, deren Curve mehr als einen Halbkreis beträgt. Die untern Eckzähne sind länger und stärker als die obern, und gleichfalls, obschon bei weitem weniger, rückwärts gebogen. Ihre sonstige Beschaffenheit ist bekannt, da sie in allen Sammlungen vorkommen.

Backenzähne zeigen sich hier nur 5 in jeder Kieferseite; sie wachsen von vorn nach hinten allmählig an Größe, und kommen im Wesentlichen mit denen des Nabelschweins überein. Der 1ste ist seitlich zusammengedrückt, zugespitzt und hat außerdem hinten einen Ansatz zu einem kleinen Höcker; der 2te ist zweihöckerig und hat hinten und vorn noch einen schwachen Ansatz; der 3te, 4te und 5te kommt mit dem 4ten, 5ten und 6ten des weißkieferigen Nabelschweins überein.

---

2) Fr. Cuv. Dents des mammif. p. 212. t. 86 bis. 3) Diese Aehnlichkeit gilt wenigstens nicht von dem hintern Vorderzahn, indem derselbe beim weißkieferigen Nabelschwein in eine zusammengedrückte stumpfe Spitze ausläuft, beim Babirussa dagegen in eine gleichbreite, schief abgestuzte Fläche endigt, und noch einmal so lang ist. Die Abbildungen von Fr. Cuv. geben auf t. 86 und 86 bis diesen auffallenden Unterschied, der in der Beschreibung nicht bemerklich gemacht ist, recht deutlich an. Hinsichtlich des vordersten Schneidezahns kann ich keine Vergleichung aufstellen, da er unsrem Schadel vom Nabelschweine fehlt.

Im Unterkiefer entspricht der 1ste Backenzahn dem gleichnamigen obern; der 2te besteht aus einem vordern größern und einem hintern kleinern Höcker, von denen der erstere wahrscheinlich im frischen Zustande nochmals durch eine Kerbe getheilt ist, was nach meinen schon abgenützten Exemplaren nicht vollkommen sicher behauptet werden kann. Der 3te, 4te und 5te entspricht dem 4ten, 5ten und 6ten Backenzahn des Nabelschweins, doch schieben sich zwischen den großen Höckern noch mehr kleinere ein, als bei dem letztgenannten Thiere.

Von dieser Untergattung kennt man nur eine Art, welche dem indischen Archipel angehört.

## 3.

Der Babilussa. *Sus Babyrussa.*

Tab. CCCXXVIII.

*Sus Babyrussa* dentibus lanariis superioribus longissimis, gracilibus, retrorsum arcuatis.

Aper in India. PLIN. hist. nat. VIII. c. 52 (78. Hard.).

Χοῖρελαφος. COSMAS INDOPL. in MONTFAUC. collect. Patr. II. p. 336.

Strange Hogs, Hogs with hornes. PURCH. Pilgr. II. p. 1693. V. p. 566.

A certain strange creature. NIEUH. East.-Ind. p. 195. Fig. p. 196 (schlecht).

Babyroussa s. porcus Indicus. TH. BARTHOLINI hist. anat. cent. II. hist. 96.  
Fig. ibid.

— PISO in BONT. Ind. orient. p. 61 mit ganz unrichtiger Figur.

The horned hog. GREW mus. reg. soc. p. 27. t. 1 (Schädel).

Porcus indicus Babyroussa dictus. RAI syn. quadr. p. 96.

Babyrussa. JACOB. mus. reg. p. 5. t. 2. Fig. 5. — LAUR. mus. reg. tab. 3.  
Fig. 28 (Schädel).

Babi-Roesa. VALENT. Amb. III. p. 268 mit Fig.

Aper indicus orientalis, Babi-Roesa dictus. SEB. thes. I. p. 80. t. 50. Fig. 2.

Sus



- Sus dentibus duobus fronti innatis.* LINN. syst. nat. II. p. 49. — VI. p. 12.  
*Porcus Babirussa.* KLEIN quadrup. p. 25.  
*Aper orientalis.* BRISS. regn. anim. p. 110.  
*Le Babiroussa.* BUFF. hist. nat. XII. p. 379. t. 48. (Schädel). — Suppl. III. p. 91. t. 12 (Ganze Figur).  
*Sus (Babyrussa) dentibus duobus caninis fronti innatis.* LINN. syst. nat. XII. p. 104.  
*Eberhirsch oder Hirscheber.* KNORR delic. II. tab. K, 7 (Schädel).  
*The indian Hog.* PENNANT syn. quadr. p. 73. t. 11. Fig. 1 (Originalzeichnung). — Uebers. v. Beschf. I. p. 141.  
*Sus Babyrussa.* ERXL. syst. regn. anim. p. 188.  
 — — LINN. GMEL. p. 221.  
 — — SHAW gen. Zoolog. II. 2. p. 467. t. 224.  
 — — CUV. règn. anim. 1. édit. p. 236. — 2. éd. p. 244. — Uebers. v. Voigt I. p. 277.  
 — — FR. CUV. Dict. des sc. nat. IX. p. 516.  
 — — DESMAR. Mammalog. p. 391. — Enc. méth. t. 39. Fig. 4.  
 — — DESMOUL. Dict. class. d'hist. nat. IV. p. 272.  
 — — LESSON et GARNOT in DUFERREY voy. aut. du monde. Zoolog. I. p. 124.  
 — — GRIFFITH animal Kingdom. III. p. 408 mit Fig. — V. 736. 1.  
 — — FISCHER syn. mammal. p. 421.  
 — — DUMONT d'URVILLE voy. autour du monde. Zoolog. tab. 22.

Obwohl man vom Babirussa in allen Sammlungen Schädel findet, so besaß doch keine bis auf die neueren Zeiten ein ausgestopftes Exemplar, noch weniger konnte eine Menagerie ein lebendes Individuum aufweisen, so daß für uns diese Art eine größere Seltenheit als Elephant und Nashorn geworden ist. Auch noch jetzt werden nur wenige Sammlungen sich rühmen können, ein solches Thier zu besitzen, und es ist daher leicht erklärlich, warum die Kenntniß desselben so lange unvollständig geblieben ist. Gleichwohl ist diese Art schon seit alten Zeiten bekannt gewesen, indem bereits Plinius<sup>1)</sup> von derselben spricht, und Cosmas Indopl.<sup>2)</sup> aus Alexan-

1) Hist. nat. VIII. c. 78. Hard. 2) Montfauc. collect. Patrum II. p. 336.

drien, der im sechsten Jahrhundert große Reisen als Kaufmann durch Aethiopien und Indien machte, nachher aber Mönch wurde, erzählt, daß er den Schweinhirsch (*Xoιρέλαφος*) in Indien nicht bloß gesehen, sondern auch gegessen habe. Er ist dann von Neuhoff (Nieuhoff)<sup>3)</sup>, Piso<sup>4)</sup> und Valentyn<sup>5)</sup> beschrieben und abgebildet worden, aber weder die Beschreibungen, noch insbesondere die Zeichnungen, welche das Thier gar zu hirschähnlich darstellten, sind vollkommen naturgetreu. Schon besser ist Pennant's<sup>6)</sup> Abbildung ausgefallen, welche nach einer Originalzeichnung gefertigt ist. Aus dieser, so wie aus einer von Sonnerat erhaltenen Figur ließ Buffon<sup>7)</sup> seine Abbildung zusammensetzen, die obschon nicht ganz getreu, doch erträglicher als die ältern Darstellungen ausgefallen ist; Schreber hat dieselbe kopirt. Griffith's<sup>8)</sup> Zeichnung ist gleichfalls nicht vollkommen genau, wenn wir sie mit der vergleichen, welche in dem Atlas zu Dumont d'Urville's<sup>9)</sup> Reise geliefert worden ist, und von welcher wohl mit Grund angenommen werden kann, daß sie die Verhältnisse des Thiers am richtigsten wieder gegeben hat.

Die ersten Babirussa, die lebendig nach Europa kamen, sind das Paar, welches die von Dumont d'Urville befehligte Expedition von dem Gouverneur der molukkischen Inseln zum Geschenk erhielt, und das von derselben der herrlichen Menagerie zu Paris eingeliefert wurde. Besonders merkwürdig ist es noch, daß diese Thiere sich daselbst fortgepflanzt haben.

Aus der letztangeführten Abbildung ersieht man, daß die ältern Zeichnungen, so wie auch die meisten Beschreibungen, das Thier zu hochbeinig, zu schlank, kurz zu wenig schweinsähnlich dargestellt haben. Da indeß der in jenem Atlas enthaltenen Zeichnung vor der Hand noch keine Beschreibung der äußern Gestalt des Babirussa beigefügt ist, so halte ich mich an die, welche Lesson und Garnot<sup>10)</sup> aus Autopsie geliefert haben, und welche

---

3) Church. collect. II. p. 195. Fig. p. 196. 4) Bontii hist. nat. p. 61. 5) Omstandig Verhal van de Geschiedenissen en Zaaken in Amboina. III. p. 268. 6) Uebers. v. Beschf. I. tab. 18. 7) Suppl. III. t. 12. 8) Anim. Kingd. III. 9) Part. Zoolog. tab. 22. (Kopirt in der Jsts 1833. t. 13). 10) Duperrey voy. autour du monde. Zoolog. I. p. 124.

mir getreuer zu seyn scheint, als die ältern Berichte, obgleich diese zum Theil auch aus Selbstansicht geschöpft sind. „Der eine von uns,“ heißt es bei ihnen, „welcher sich gegen das Ende der Reise auf Java befand, hatte Gelegenheit ein erwachsenes Männchen, ein Junges und zwei Weibchen vom Babirussa zu beobachten, die sämmtlich dem General-Gouverneur von Indien, van der Cappellen, gehörten, und nach Holland bestimmt waren. Wir haben später erfahren, daß sie auf der Reise umkamen, und daß nicht einmal ihre Felle aufbewahrt wurden. Der männliche Babirussa hatte ohngefähr  $2\frac{1}{2}$  Fuß Höhe<sup>11)</sup>. Seine Formen, obschon robust und massiv, waren nicht ohne Eleganz, und entfernten sich im Ganzen von denen, die man im Allgemeinen bei den Schweinen antrifft. Die Beine waren dick und proportionirt, gerade und nicht schwächig, wie man sie gewöhnlich beschreibt. Der Leib war voll und regelmäßig in seinen Umriffen, übrigens gut gestaltet und abgerundet. Der Kopf war gestreckt mit gewölbter Stirne. Der Schwanz, an seiner Wurzel ziemlich dick, endigte sich in eine dünne Spitze, und war übrigens fast gänzlich nackt<sup>12)</sup>. Die Haut war schwarz, von Runzeln und Falten gefurcht, bloß mit einigen wenigen Haaren besetzt, und glich etwas durch ihre Härte und Ansehen der des Tapirs<sup>13)</sup>. Der Theil, welcher die beiden Hautzähne des Oberkiefers umgab, war zerrissen und blutend (saignante), was von der Art ihres Wachsthums herrührte, wobei sie die Haut durchbohren. Die Augenlieder hatten keine Wimpern, und die Iris war gelblich. Die beiden Vorderzehen der Füße waren verlängert, zugleich entfernter als bei den andern Arten derselben Gattung, und ihre Hufe unten etwas gewölbt. Die Dimensionen der Weibchen, welche keine Hautzähne<sup>14)</sup> hatten, waren viel kleiner.

11) Neuhoff vergleicht die Höhe mit der eines großen Hundes oder eines Rehbocks. Ihm zu Folge (was auch mit der Figur bei d'Urville übereinstimmt) sind Augen und Ohren klein.

12) Nach den meisten ältern Abbildungen, so wie auch nach der neuesten bei d'Urville hat der Schwanz am Ende eine kleine Quaste. Neuhoff sagt, daß er zwei- bis dreimal gedreht ist.

13) Neuhoff nennt die Farbe dunkelbraun oder grau, und das Haar gleich dem unrerer Dachshunde.

14) Auch Valentyn sagt, daß die Weibchen keine laugen Hautzähne haben.

Der vorzüglichste Aufenthaltsort des Babirussa ist Buro (Buro, Bourou), eine der molukkischen Inseln, die nicht weit von Ceram entfernt ist; dort haben ihn schon Neuhoff und Valentyn, so wie neuerdings Lesson und Garnot angetroffen. Nach den Angaben der letztgenannten Naturforscher ist er daselbst noch immer im Innern auf dem Gebiete der Alfuren sehr häufig, wo er sich im Rohrgebüsch und unter Wasserpflanzen aufhält. Nach Valentyn<sup>15)</sup> kommt er auch auf den Inseln Koelache, namentlich zu Koela Mangoli, so wie auf Bangay an der Westküste von Celebes, und noch mehr auf Manado vor. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß der Babirussa nicht bloß auf die molukkischen Eilande beschränkt ist, sondern auch auf die angrenzenden Inseln des Archipels von Australien übergeht. Als nämlich Lesson und Garnot<sup>16)</sup> auf Neu-Irland verweilten, brachten ihnen die Papuas häufig sehr lange und gekrümmte Schweins-Hauzähne, welche denen des Babirussa glichen. Auch auf Neuguinea vermutheten sie die Existenz dieser Art<sup>17)</sup>.

In ihrer Lebensweise kommen diese Thiere im Allgemeinen mit den übrigen Schweinen überein. Sie halten sich in Rudeln zusammen, und nähren sich von Früchten und Blättern; nach Valentyn sollen sie nicht wühlen. Diejenigen Individuen, welche die mehrmals genannten französischen Reisenden auf Java in der Gefangenschaft sahen, lebten ausschließlich von Mais; sie zeigten ein wildes Wesen und eine große Unruhe, die ihnen nicht einige Sekunden lang still zu halten gestattete. Uebrigens werden sie hie und da zahm gemacht, und ihr Fleisch von den Eingebornen und Fremden als Delikatesse geschätzt<sup>18)</sup>. Ihre Stimme gleicht dem Brunzen unserer Schweine. Kommen sie auf der Jagd in's Gedränge, so suchen sie das Wasser zu gewinnen, wo sie geschickt schwimmen, und auf diese Art sollen sie selbst auf nah gelegene Eilande übersehen.

Der Name Babirussa ist übrigens aus dem Malaischen entlehnt, wo Babi so viel als Schwein, und Rusa Hirsch bedeutet.

---

15) Buff. hist. nat. XII. p. 383.    16) S. 122.    17) S. 127.    18) Neuhoff.

---

## Dritte Untergattung.

Warzenschwein. *Phacochoerus*.

Vorderzähne  $\frac{2}{2}$  oder  $\frac{0}{0}$ ; Eckzähne  $\frac{1}{1}$ ; Backenzähne  $\frac{3}{3}$  oder  $\frac{4}{4}$ ; die Eckzähne sind außerordentlich groß und aufwärts gerichtet; der hinterste Backenzahn ist zusammengesetzt; unter dem Auge steht ein Hautlappen, und der Schwanz ist mittellang.

Durch die Zahl und Beschaffenheit der Zähne, durch den Hautlappen unter dem Auge und durch eine kleinere Warze über den Mundwinkeln, so wie durch den ziemlich langen Schwanz, welcher bei dieser Untergattung die größte Länge erreicht, kann man die Warzenschweine leicht von den andern Abtheilungen der Schweine unterscheiden. Von den frühern Schriftstellern mit der Gattung *Sus* vereinigt, hat sie zuerst Fr. Cuvier von derselben unter dem Namen *Phacochoerus* \*) geschieden. Man kennt bis jetzt zwei Arten, welche bloß auf Afrika beschränkt sind.

Der Schädel bietet viele auffallende Merkmale dar. Er unterscheidet sich von dem des gemeinen Schweines gleich auf den ersten Anblick durch die außerordentliche Breite des Jochbogens und durch die Zurückdrängung der Augen. Die Alveolen seiner enormen Eckzähne im Oberkiefer bilden einen Vorsprung auf der Schnauze, die sich mit zwei kleinen Knochen endigt, welche die Enden der Nasenbeine mit denen des Zwischenkiefers verbinden, und dem einzelnen Knochen entsprechen, der beim gewöhnlichen Schweine auf der Spitze des Zwischenkiefers sich findet. Die Paukenknochen sind klein und in eine Spitze auslaufend. Das Grundbein<sup>o</sup> hat zwischen ihnen einen jederseits vorspringenden Haken, und vorn sind zwei sehr tiefe Gruben, welche die Dachung der hintern Nasenlöcher verlängern und vorzüglich im Keilbein ausgehöhlt sind<sup>1)</sup>.

\*) Der Name ist nicht gut gebildet, da *φακός* nicht Warze, sondern Linse bedeutet.

1) C u v. rech. II. 1. p. 119.

Der Zahnbau weicht in vielen Stücken von dem der andern Schweine ab<sup>2)</sup>.

Die Vorderzähne fehlen bei der einen Art (dem Emgalo) völlig, bei der andern finden sich oben 2, unten 6. Die beiden Zähne des Oberkiefers sind stark, gekrümmt und schief gegen einander geneigt. Im Unterkiefer sind die 4 mittlern stark und vorwärts gerichtet; der äußere ist klein und seinem Vorgänger zugewendet.

Die Eckzähne sind, zumal bei der kapischen Art (*Sus aethiopicus*), außerordentlich groß, und wie beim gemeinen Schwein auswärts und aufwärts gerichtet.

Die Backenzähne bieten die meiste Abweichung von dem bei den übrigen Schweinen gewöhnlichen Typus dar, und scheinen selbst an Zahl verschieden zu seyn, da beim bartigen Warzenschwein (*Sus Aeliani*) Cressschmar<sup>3)</sup> durchgängig oben 4, unten 3 Zähne gesehen hat, während die beiden Cuvier bei der kapischen Art oben und unten nur 3 gefunden haben. Da indeß Home im Oberkiefer eines jungen Thieres von letzterer Art (Fig. 2) vier Backenzähne abbildet, so hatten wahrscheinlich die pariser Naturforscher ältere Schädel vor sich, welche den ersten Backenzahn bereits verloren hatten, so daß also die Zahl 4 als Norm zu betrachten seyn möchte<sup>4)</sup>. Merkwürdig ist es, daß bei beiden Arten der hintere Backenzahn ein zusammengesetzter Zahn ist, indem viele Röhren durch eine Rindensubstanz, fast nach Art der Queerlamellen eines Elephanten-Backenzahnes, verbunden sind.

Beim *Phacochoerus Aeliani* ist, nach Cressschmar's<sup>5)</sup> sehr ge-

2) Daubenton in Buff. hist. nat. XIV. p. 409. — Home Lecture on comp. Anatom. II. t. 39 — Fr. Cuv. dents des mammif. p. 213. t. 87. 3) Atlas zu der Reise im nördlichen Afrika von Kämpell. S. 63. t. 26. 4) Sehr abweichend von allen andern Angaben giebt Ehrenberg (Symbol. physicae Decas II. Nr. 20) die Zahl der Zähne an. Seine Formel ist folgende: Zähne  $\frac{1}{2}$ , Schneidez  $\frac{2}{2}$ , Eckz  $\frac{1}{2}$ , Backenzähne  $\frac{5}{5}$ . Er zählt also 6 Backenzähne mehr, als Cressschmar bei derselben Art gefunden hat, und 8 mehr, als Cuvier beschreibt. Da jedoch Ehrenberg diese überschüssigen Zähne nicht charakterisirt, sondern im Gegentheil sagt, daß sich die Backenzähne verhalten wie die ähnlichen, welche Cressschmar und Fr. Cuvier beschrieben hat, so muß sich in seine Angabe ein Versehen eingeschlichen haben. 5) U. a. D.

nauer Beschreibung, die Beschaffenheit der Backenzähne folgendermassen: An allen Exemplaren, sowohl den ausgewachsenen als den jungen der beiden Geschlechter, enthält, wie bereits angegeben, der Oberkiefer 4, der Unterkiefer 3 Backenzähne; der erste und zweite sind klein, schmal, rundlich, mit einfachem Kronenkern, jedoch mit 2 Wurzeln in zwei etwas getrennte Alveolen eingefeilt. Der dritte (in der obern Kinnlade, in der untern dagegen der zweite) ist stark und so breit als der vierte, hat auf der Schmelzfläche 5 Kronenkerne (Höcker), von denen 4 an den Ecken und einer in der Mitte. Er ist mit 4 Wurzeln in 4 getrennte Alveolen eingefeilt. Der vierte oder hinterste Backenzahn besteht aus 3 Reihen von wohlverbundenen Röhren, welche beinahe 2 Zoll lang sind. An der äußern Seite finden sich 9, an der innern 8 und in der Mitte 7 (bei einem alten Individuum, bei einigen sind mehrere mittlere Röhren doppelt), welche selbst auf der Schmelzfläche durch ihre länglich runden Kerne unterscheidbar sind. Eine jede Röhre, selbst die vorderste oder zuerst gebildete, ist in den untern zwei Dritttheilen hohl, nach der Schmelzfläche zu geschlossen, und in allen Höhlen findet sich der Bulbus, der für die fortwährende Ernährung der einzelnen Röhre bestimmt ist. Alle Röhren des Zahnes sind am Wurzelende frei und in eine gemeinschaftliche große Alveole, die auf ihrem Boden hohl ist, eingeschlossen; die vordere ausgenommen, welche vorn mit ihrem untern Theil von dem übrigen Zahn losgetrennt ist, und eine Lücke zwischen ihr und der zweiten läßt, die sich mit Knochenmasse ausgefüllt zeigt, was im Unterkiefer besonders auffallend ist.

Im Unterkiefer kommt der erste Zahn mit den beiden ersten im Oberkiefer, der zweite mit dem obern dritten überein, und der hinterste oder dritte verhält sich wie der hinterste der obern Kinnlade.

Fr. Cuvier<sup>6)</sup>, der das Zahnsystem für beide Arten als gleichförmig ansieht, weicht hinsichtlich der vor dem hintersten Backenzahn stehenden Zähne in seiner Beschreibung etwas ab. Er hat sowohl oben als unten nur 3 Zähne gefunden, und sagt, daß die beiden vordern im Oberkiefer aus 4 Höckern zusammengesetzt sind, und daß sich die untern gerade so

---

6) Fig. a stellt in den Dents des mammif. den Oberkiefer vom Warzenschwein mit Schmelz-  
zähnen vor, und Fig. b den Unterkiefer der andern Art, der diese Zähne fehlen.

verhalten. Diese Differenz von *Cresschmar's* Beschreibung mag theils davon herrühren, daß der vorderste Backenzahn mit seiner Höhle im Oberkiefer bereits verschwunden war, theils scheint sich auch eine kleine Ungenauigkeit in die Angabe von *Fr. Cuvier* eingeschlichen zu haben, da er den beiden vordern Backenzähnen nur 4 Höcker zuschreibt, während seine Figur b recht deutlich 5 derselben auf den zweiten Zahn des Unterkiefers sehen läßt, was mit der Darstellung von *Cresschmar* übereinstimmt <sup>7)</sup>.

Den hintern Backenzahn, welcher doppelt länger als sein Vorgänger ist, beschreibt *Fr. Cuvier* auf gleiche Weise, als der eben erwähnte Naturforscher, und setzt dann noch Folgendes hinzu: Wenn die Höcker (Röhren), aus welchen dieser Zahn besteht, anfangen sich abzunutzen, so zeigen sie eben so viel Scheibchen von Schmelz und bilden eine dreifache Kette von Ringen. Nimmt die Abreibung zu, so vergrößern sich diese Scheibchen oder Ringe und verändern sich mehr oder weniger; die der einen Seite vereinigen sich mit denen der andern, während bisweilen die der Mitte übrig bleiben. Die Abnutzung beginnt immer am Vordertheil dieses Zahnes, weil derselbe zuerst hervorbricht, indem er die vordern Backenzähne vor sich hertreibt, so daß sie an alten Individuen oft zum größten Theil zerstört, ja bisweilen gänzlich verschwunden sind. Diese hintersten Backenzähne bleiben sehr lange ohne Wurzeln; erst dann, wenn sie aufhören zu schieben, was sehr spät geschieht, endigen sie sich in mehr oder weniger verlängerte Regel, indem sie an ihrer Basis die Zahnkapsel einhüllen, welche sich alsdann theilt und somit aufhört ein einziges Organ zu bilden <sup>8)</sup>.

Wir finden demnach bei den Backenzähnen dieser Thiere einen doppelten Typus, nämlich einfache Zähne, welche denen der übrigen Schweine gleichen, und einen zusammengesetzten Zahn, welcher in seiner Struktur und Entwicklung eine auffallende Aehnlichkeit mit den Backenzähnen des Elephanten hat, und beide sonst ziemlich entfernt stehende Gattungen näher aneinander bringt. Uebrigens bemerkt *Cresschmar* gleichfalls wie *Fr. Cuvier*,  
daß

7) Auch in den *Mém. du Mus. d'hist. nat. Tom. VIII. t. 23* zeigt *Fr. Cuvier's* Figur des vorletzten Backenzahnes vom *Ph. aethiopicus* sehr deutlich 5 Höcker. 8) *Dents des mammif. p. 214.*



daß die 3 ersten Backenzähne im Alter nach und nach ganz verschwinden; zugleich ist er aber auch der Meinung, daß sie nicht bloß durch das zunehmende Wachsthum des hintersten verdrängt werden, sondern daß bei ihnen, wie bei allen andern alternden Thieren mit ähnlichen Zähnen, das ernährrende Organ (der Bulbus) absterbe, die Alveolen sich also immer mehr mit Knochenmasse ausfüllen, und den in ihnen enthaltenen, ohnedieß schon sehr abgenutzten Zahn auflockern und ausstoßen.

So verschieden nun auch auf den ersten Anblick die Backenzähne des Warzenschweines von denen der übrigen Thiere, welche die ältern Naturforscher zur Gattung *Sus* gerechnet haben, zu seyn scheinen, so läßt sich diese Differenz doch dadurch vermindern, wenn man den hintersten Backenzahn als einen aus mehreren andern zusammengewachsenen und dadurch in seinen Bestandtheilen modifizirten Zahn ansieht. Durch diese vergleichende Betrachtungsweise ist man dann auch nicht genöthigt die Warzenschweine, welche in allen wesentlichen Stücken den übrigen Untergattungen gleichen, von dem Schwein zu trennen und so eine sehr natürliche Gattung zu zerreißen. Nur so viel mag vielleicht begründet seyn, daß der eigenthümliche Bau der Backenzähne, diese Thiere mehr auf die Pflanzennahrung beschränkt, als dieß bei den übrigen Untergattungen der Schweine der Fall ist.

In ihrem äußern Ansehen gleichen die Warzenschweine den gewöhnlichen Schweinen und haben wie diese einen plumpen Körper mit kurzen Füßen, welche mit 4 Zehen versehen sind. Die Schnauze ist beträchtlich breiter, als bei der gewöhnlichen Art, und hiedurch, so wie durch die Hautlappen auf den Wangen und die furchtbaren Eckzähne, bekommt das Thier ein wilderes, abschreckenderes Ansehen. Die Haut ist rauh und gerunzelt, und nur sparsam mit langen Borsten bedeckt, wodurch sie ziemlich kahl erscheint; bloß über den Rücken, Hals und Hinterhaupt erstreckt sich eine Mähne von viel längeren und dichter beisammen stehenden Borsten. Die kurzen Wollhaare, welche unser wildes Schwein hat, fehlen hier gänzlich; auch kommen die Borsten nicht einzeln hervor, sondern 2 bis 6 stehen auf einer Stelle beisammen. Ohren und Schwanz sind lang, und letzterer länger als bei den übrigen Untergattungen. Die männlichen Geschlechtstheile scheinen mit denen des gemeinen Ebers überein zu kommen; an einem Weibchen von *Sus Aeliani* sind 6 Zitzen gezählt worden.

Wie die gewöhnlichen Schweine tragen sie im Laufe den Kopf gesenkt, und rennen im Trott. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Wurzeln, die sie mit dem Rüssel aus der Erde hervormühlen. In der Jugend, wie alle wilden Thiere, einigermaßen zähmbare, werden sie im Alter wieder wild und unbändig, und keine von den beiden Arten ist in Afrika, ihrem ausschließlichen Vaterlande, zum Hausthiere geworden.

## 4.

Das zahnfüßige Warzenschwein. *Sus Aethiopicus*.

Tab. CCCXXVI.

*Sus dentibus primoribus nullis, rostro latissimo, lobis zygomaticis majoribus, vultu supra elevato, barba malari nulla.*

Engalo or Engulo. BARBOT Guin. p. 487.

*Sus aethiopicus sacculo molli sub oculis.* LINN. syst. nat. XII. p. 223. — ed. GMELIN. p. 220.

Aper aethiopicus. PALLAS miscell. zool. p. 16. tab. 2. — Spicileg. zool. II. p. 3. tab. 1. XI, p. 84. tab. 5. fig. 7. (Kopf.)

Porc à large groin. VOSMAER Descript. etc. Amsterd. 1767.

— — — ALLAMAND in der holländischen Ausgabe von Buffon. XV. p. 45. tab. 1.

Sanglier du Cap Verd. BUFF. suppl. III. p. 76. tab. 11.

Aethiopian Hog. PENNANT syn. quadr. p. 70. — Uebersetz. von Besch. I. S. 136.

*Sus aethiopicus.* ERXL. syst. regn. an. p. 187.

Waldschwein. SPARRM. Reise S. 350.

Un monstrueux sanglier. LEVAILL. second voy. III. p. 251.

*Sus Aethiopicus.* SHAW gen. Zoolog. II. part. 2. p. 464. t. 223.

— — Blumentach Abbild. t. 92 (ausgezeichnet).

— — THUNBERG Mém. de l'Acad. de Pétersb. III. p. 320.

- Sus Aethiopicus.** HOME Lect. on comp. Anat. Vol. II. t. 38. 39. (Schädel und Zähne.)
- Phacochoerus Aethiopicus.** FR. CUVIER Mém. du Mus. VIII. p. 450. tab. 25 a b (Schädel und Zähne). — Dict. des sc. nat. XXXIX. p. 385. — Dents des mammif. p. 213. t. 87.
- Phacochoerus Africanus.** DESMAR. Mammalog. p. 393. — Encycl. méthl. t. 39. fig. 3.
- — Js. GEOFFR. Dict. class. d'hist. nat. XIII. p. 320.
- — CUV. règn. anim. 2. édit. I. p. 244. — Ueberf. von Voigt. p. 278.
- — GRIFFITH animal Kingdom. III. p. 410. mit Abbild. — V. 739. 1.
- — FISCHER syn. mammal. p. 424.
- Emgalo oder Engulo.** In Guinea?).
- Hartlooper, Bosch-Varkens.** Am Kap.

Von den frühern Schriftstellern mit der folgenden Art verwechselt, hat Pennant zuerst beide geschieden, und Smelin ist ihm hierin nebst allen spätern Zoologen beigetreten; nur Desmarest, den schon die reiche pariser Sammlung eines Andern hätte belehren können, warf die beiden wohl geschiedenen Arten wieder zusammen.

Vom zahlrüchigen Warzenschwein oder dem Emgalo haben wir durch Bosmaer, Pallas und Allamand vortreffliche Abbildungen bekommen, die alle nach einem und demselben Exemplare, welches in der Menagerie des Prinzen von Dranien gehalten wurde, entworfen sind; zugleich haben die genannten Naturforscher ihren bildlichen Darstellungen genaue Beschreibungen des äußern Ansehens und der Lebensweise dieses Thieres beigefügt, so daß wir hiedurch von demselben eine ziemlich vollständige Kenntniß erlangt haben. Auch die Abbildungen von Schreber, Shaw und Blumenbach sind mit Lob zu erwähnen. Da am lebenden Thier, das im Haag gehal-

---

9) Wenn anders, wie es mir jedoch wahrscheinlich ist, diese und nicht etwa die folgende Art hierunter gemeint ist.

ten wurde, die Backenzähne nicht beobachtet werden konnten, folglich die nach demselben entworfene Schilderung in diesem Punkte lückenhaft blieb, so waren Home's und Fr. Cuvier's Abbildungen und Beschreibungen des Schädels und der Zähne willkommen, um die Kenntniß des Emgalo hiedurch zu vervollständigen.

Da das Museum zu München vom Emgalo weiter nichts als die knöcherne Schnauze mit den beiden mächtigen Fangzähnen besitzt, so ist die nachfolgende Beschreibung ganz nach den oben genannten Schriftstellern entworfen.

Das Thier, welches Vosmaer, Pallas und Allamand ihrer Beschreibung zu Grunde legten, war im Jahre 1765 vom Vorgebirge der guten Hoffnung dem Prinzen von Dranien für seine Menagerie im Haag zugesandt worden. Im äußern Ansehen kommt es, nach den Beschreibungen der eben genannten Naturforscher, ziemlich mit unserem Schweine überein. Der Kopf ist sowohl durch seine Größe als Bildung auffallend. Die Schnauze ist außerordentlich breit, zugleich flach gedrückt und sehr hart. Der Rüssel ist beweglich, schief abgestutzt und nur mit wenigen Haaren besetzt. Die Nasenlöcher sind groß und von einander entfernt. Die Oberlippe ist längs der Zähne verdickt, hart, und bildet an den Hauern, zumal an der Hinterseite derselben, einen halbovalen, hängenden und knorpeligen Lappen, der beiderseits die Mundwinkel bedeckt. Die Augen sind klein, hoch oben angebracht und sowohl einander, als den Ohren mehr genähert, als beim gemeinen Schwein. Die obren Augenlieder sind allein mit dicht stehenden Wimpern versehen, welche in der Mitte länger als an den Seiten sind; den untern Augenlidern fehlen sie. Die Thränenfurche ist sehr lang und läuft schief abwärts. Die Ohren sind ziemlich groß, etwas zugespitzt und innen mit vielen Haaren besetzt, die sich nach hinten wenden.

Unter jedem Auge bemerkt man einen kleinen, häutigen, converen, weichen und runzeligen Sack. Gleich unter demselben zeigt sich ein großer, harter, platter, kreisförmiger, fast horizontaler und beweglicher Lappen (von Pallas lobus zygomaticus genannt); sein Durchmesser nach der Länge oder Breite beträgt ohngefähr  $2\frac{1}{4}$  Zoll und seine Dicke  $\frac{1}{4}$  Zoll; Unwissende halten diesen Lappen für ein zweites Ohrenpaar und nennen daher

das Thier ein vierhöriges Schwein. Zwischen den eben beschriebenen Lappen und dem Maule liegt jederseits noch eine harte und convexe Warze.

Der Leib ist dick, und der Rücken breiter als am gemeinen Schwein. Die Füße sind wie bei diesem geformt; die Klauen sind zugespitzt, und die Afterklauen berühren gleichfalls die Erde, sind aber meistentheils hängend. Der Schwanz ist dünne, kahl, senkrecht herabgehend, und endigt sich fast in eine Spitze<sup>10)</sup>. Die Testikeln hängen zwischen den Schenkeln herab.

Die Haut ist dick, und am Kumpfe durch schwache Quercerfurchen gerunzelt. Auf dem ganzen Körper finden sich, aber sparsam, Borstenbündel aus 3 bis 5 Haaren bestehend. Auf der Stirne zwischen den Ohren steht ein Haarwirbel, von welchem gegen die Schnauze auf der Mitte des Kopfs ein schmaler Streif von kurzen, vorwärts gerichteten Haaren herabläuft. Größere zeigen sich am Säckchen unter den Augen, und vereinzelt an der Oberlippe längs der Zähne. Die längsten und am gedrängtesten stehenden Haare kommen am Nacken und auf dem vordern Theil des Rückens vor, wo sie eine Art Mähne bilden, 6 bis 8 Zoll lang sind und rückwärts gekrümmt liegen. Weiter hinterwärts auf dem Rücken werden sie sparsamer, so daß sie die nackte Haut sehen lassen. An den Schenkeln und Füßen sind sie kürzer.

Die Farbe ist braun, am Kopf und Rücken schwärzlich. Der ~~Haar~~ wirbel zwischen den Ohren besteht aus braunen und weißlichen, und der Haarstreif längs der Schnauze aus schwarzen und grauen Haaren; die Ohren sind innen weiß behaart. Die Hals- und Rückenmähne ist dunkelbraun, und wird nach hinten heller; die Füße sind gleichfalls braun. An den Seiten, am Bauch, an den Kopfseiten und an der Kehle finden sich kurze weiße Borsten, welche an den Parotiden eine gegen die Kehle gekrümmte Naht bilden<sup>11)</sup>.

---

10) In den vorhandenen Abbildungen fehlt dem Schwanzende die Quaste, welche der folgenden Art eigenthümlich ist. Dieser Mangel scheint nicht zufällig zu seyn, da auch Sparrmann (Reise S. 353) bloß sagt: „der Schwanz ist am Ende platt.“ 11) Sparrmann sagt (Reise a. a. O.): „Die schwarze Farbe, welche Pallas ihnen beilegt, und die ihnen auch in der von Vosmaer mitgetheilten illuminirten Abbildung gegeben wird, habe ich nie an

Pallas hat am lebenden Exemplare folgende Dimensionen nach pariser Maaß bestimmt:

Länge von der Rüsselspitze bis zum Anfang des Schwanzes	4'	9"	0'''
— des Kopfs von der Rüsselspitze bis zum Zwischenraum zwischen den Ohren	1	3	0
— von der Rüsselspitze bis zu dem Auge	1	0	0
Breite des Rüssels zwischen den Hauern	0	6	9
Queerlinie zwischen den Enden der Lappen unterhalb der Augen	1	0	6
Entfernung der Ohren	0	6	0
— — Augen von einander an den hintern Winkeln	0	7	0
— — — an den vordern	0	5	0
— — — von den Ohren	0	2	0
— — Warzen von den Lappen	0	3	0
— — — — — Hauern	0	1	9
Länge der Ohren	0	3	3
Höhe in der Schultergegend	2	2	6
— — — Lendengegend.	1	11	0
Länge der Vorderfüße	0	11	6
— des Schwanzes	0	10	6
Größte Dicke des Leibes	3	0	0
Geringere Dicke vor den Schenkeln	2	9	6

Daß weder im Ober-, noch Unterkiefer Schneidezähne vorkommen, wurde schon früher erwähnt; das Zahnfleisch ist dafür hart<sup>12)</sup>. Die obern Hauer sind rundlich, in der untern Hälfte von oben nach unten etwas zusammengedrückt, auf der vordern Fläche durch das Reiben an den untern

---

ihnen wahrgenommen, sondern die, welche ich gesehen habe, hatten bloß die hellgelbe Farbe der meisten gemeinen europäischen Schweine.“ 12) Nach Fr. Cuvier findet man im Unterkiefer an der Stelle, wo bei andern Thieren die Schneidezähne stehen, vier Eindrücke in gleicher Entfernung von einander (Vgl. Mém. du Mus. VIII. p. 453). Wahrscheinlich mag hier ein ähnlicher Fall wie beim afrikanischen Nashorn eintreten, wo Brolik (Hoeven Handboek der Dierkunde II. 2. p. 596) gleichfalls 4 kleine Schneidezähne entdeckt hat, die jedoch frühzeitig verloren gehen müssen, da alle frühern Beobachter sie nicht wahrgenommen haben.

Eckzähnen glatt abgeschliffen, und sowohl auf der obern als untern Seite längs der Mitte mit einer Längsfurche versehen. Nach Vosmaer's Angabe waren sie bei dem beschriebenen Exemplare an ihrer Basis einen guten Zoll dick, und  $5\frac{1}{2}$  Zoll nach ihrer Krümmung lang<sup>13)</sup>.

Aus vorstehender Beschreibung ist von selbst ersichtlich, wie auffallend der Emgalo gestaltet ist. Durch seinen außerordentlich breiten Rüssel, durch seine sonderbaren Anhängsel im Gesicht, durch die hochgestellten Augen und durch die mächtigen Hauer erhält er nicht bloß ein befremdendes, sondern auch ein gräßliches und Furcht erregendes Ansehen, mit dem sein Naturell vollkommen übereinstimmt<sup>14)</sup>.

Als Heimath des zahnüchtigen Warzenschweins kennt man mit Zuverlässigkeit bloß die Südspitze von Afrika, wo Kolbe<sup>15)</sup>, Sparrmann<sup>16)</sup>, Levaillant<sup>17)</sup> und Andere es gesehen haben. In der Nähe der Kapstadt kommt es nicht vor, sondern erst an den Grenzen der Kolonie; das Exemplar im Haag war in dem Landstriche zwischen dem Gebiete der Kaffern und dem der Groß-Namaquas, ohngefähr 200 Stunden von der

13) Zu welcher Größe die obern Hauer heranwachsen können, davon zeugt der trefflich erhaltene Kopf, welchen Blumenbach (Abbild. naturh. Gegenst. X. 92) vom Pastor Hesse in der Kapstadt erhalten hatte, indem an demselben die obere Eckzähne  $9\frac{1}{2}$  Zoll aus dem Kiefer hervorragten, während die kleinern untern bei geschlossenem Munde jenen größern so dicht angefügt sind, daß man beide auf den ersten Blick für einen einzigen Haujahn halten sollte. Auch an dem Kopfe, welchen Sparrmann nach Stockholm mitbrachte, ragten die obere Hauer 9 Zoll lang aus dem Munde hervor und hatten an der Wurzel einen Umfang von 5 Zoll.  
14) Abweichend von der eben mitgetheilten Beschreibung ist in einigen Stücken der Kopf, der gleichfalls vom Kap eingeschickt und von Vosmaer beschrieben worden ist. Im Allgemeinen schien derselbe kleiner und die Schnauze nicht so breit zu seyn. An der Stelle der großen Lappen unter den Augen sah man nur kleine Vorragungen, und die kleinern Warzen über den Mundwinkeln fehlten ganz. Die Hauer waren dagegen größer, indem sie mehr als  $6\frac{1}{2}$  Zoll über die Schnauze hervorragten. Die Schneidezähne fehlten ebenfalls, wie dieß Pallas's Figur 1 und 2 auf Tab. 4 ausweist. Die Differenzen wegen der Warzen und der geringern Breite der Schnauze scheinen mir weniger von einem sexuellen Unterschied, wie Vosmaer vermuthet, als vielmehr von dem vertrockneten und eingeschrumpften Zustande dieses Kopfes herzurühren, wodurch auch die kleineren Warzen ganz verloren gegangen seyn konnten. 15) Reise S. 165. 16) S. 350. 17) Second voy. en Afr. III. p. 251.

Hauptstadt, gefangen worden. Wie weit diese Art gegen Norden hinaufreicht, ist zur Zeit unbekannt.

Was wir von der Lebensgeschichte des Thieres kennen, beruht vorzüglich auf den Beobachtungen, welche von den mehrmals genannten Naturforschern in der Menagerie des Prinzen von Dranien angestellt wurden.

Als das Thier im Haag ankam, war Bosmaer, dem es als Direktor des fürstlichen Naturalienkabinetts übergeben wurde, sogleich begierig es in seinem Betragen näher kennen zu lernen. Da er vom Gouverneur brieflich benachrichtigt worden war, daß es keineswegs wild sey, so ließ er im Hofe des Pallastes die Thüre des hölzernen Käfigs, in welchem es dahin gebracht wurde, öffnen, und alsobald sah man es Gebrauch von seiner Freiheit machen, ohne beim Herausgehen das geringste Zeichen von Zorn zu verrathen. Es sprang fröhlich herum, indem es Alles durchstöberte, um Futter zu finden, und nahm begierig an, was ihm dargereicht wurde. Bald hierauf beschäftigte es sich ein außerordentlich großes Loch in die Erde zu wühlen, ohne von dem Pflaster, das aus gut verbundenen kleinen Backsteinen bestand, abgehalten zu werden, um zu einer tiefen Rinne zu kommen, welche darunter weglief. Als Bosmaer es in dieser Arbeit unterbrechen und wieder in den Käfig sperren ließ, so konnte dieß nur mit Hülfe mehrerer Diener, und nicht ohne viele Mühe, Geschrei und Widerstand geschehen. Im Käfig gab es seinen Zorn durch ein lang dauerndes und klägliches Geschrei zu erkennen.

Es war lebhafter und schneller, als unser gemeines Schwein, daher es auch am Kap Hartlooper genannt wird. Wenn es lang eingesperrt war, so schnte es sich grunzend nach Freiheit, und wenn es verhindert oder erzürnt wurde, so schrie es jämmerlich, wie ein Schwein. Hatte man es herausgelassen, so schien es sehr erfreut zu seyn, sprang und jagte die Arishirschen und andere mit ihm eingesperrte Thiere umher, indem es den Schwanz ausstreckte, den es sonst hängen ließ. Wenn man es in Angst setzte, oder wegtrieb, so zog es sich rückwärts, und hielt den Kopf dem Feinde entgegen. Es ließ sich gerne mit der Hand oder dem Stocke krahen, und auf diese Art gelang es dasselbe zu beruhigen, während es abgezeichnet wurde.

Der



Der Geruch, welchen das Thier um sich verbreitete, war stark und nicht widerlich; er glich ohngefähr dem des grünen Schweizerkäses, welchen man Schabzieger zu nennen pflegt.

Wie die andern Schweine fraß es alle Getreidearten. Auf dem Schiffe war seine Nahrung Mais und so viel Grünes, als man davon hatte. Seitdem es aber im Thiergarten Gerste und Buchwaizen, womit die andern Thiere unterhalten wurden, gekostet hatte, entschied es sich für dieses Futter, so wie für Wurzeln, welche es mit dem Vorderrand seines Rüssels und mit den Klauen herauswühlte. Brod liebte es am meisten, und folgte sogar, wie ein Hund, den Personen, welche damit versehen waren. Beim Wühlen und Fressen stützte es sich auf die gebogenen Kniee, was es auch beim Trinken that, zumal wenn das Wasser etwas tief stand. Zur Ruhe und Bequemlichkeit schien es die Lage auf den Knieen der Vorderfüße zu lieben.

Gehör und Geruch waren bei diesem Thiere vortrefflich. Das geringste Geräusch wurde von ihm augenblicklich wahrgenommen, und eben so witterte und stöberte es Alles auf, was um ihn oder unter seinen Füßen war. Diese beiden Sinne müssen das beschränkte Gesicht mit ersetzen, welches fast nur vorwärts sehen kann, da durch die hohe und zusammengedrückte Stellung der Augen, so wie durch die Lappen unter denselben die Wahrnehmung nach den Seiten sehr erschwert wird.

Sowohl Pallas als Bosmaer beschrieben das Thier als sehr zahm, allein es dauerte nicht lange, so lernte man den tückischen Charakter desselben auf eine traurige Weise kennen<sup>18)</sup>. Als nämlich eines Tages der Wärter, dessen Pflege es übergeben war, sich ihm näherte, schlug es ihm mit seinen Hauern eine tiefe Wunde in den Schenkel, woran der Mann am andern Tage starb. Um ähnlichen Unglücksfällen für die Zukunft vorzubeugen, nahm man es aus dem Thiergarten hinweg, und sperrte es an einen Ort, wo sich ihm niemand nähern konnte.

Um zu erfahren, ob es sich nicht mit dem Hausschweine begatten würde, hatte man ihm eine Bache von der guineischen Rasse beigegeben.

18) Allamand in Buff. hist. nat. éd. de Hollande. XV. p. 45 — éd. de Sonnin XXXIII. p. 132.

Nachdem es diese einige Zeit berochen hatte, trieb es dieselbe herum, bis sie an einem Plage war, wo sie nicht mehr ausweichen konnte, und riß ihr dann mit einem Hieb den Bauch auf. Nicht besser wäre es einer gewöhnlichen Wache ergangen, welche man einige Zeit nachher dem Emgalo zu ließ; er behandelte dieselbe so schlimm, daß man sie schnell entfernen mußte, um ihr das Leben zu retten.

Ueber den wilden Zustand des Thiers hat Sparrmann<sup>19)</sup> einige, wenn gleich nicht hinreichende, Nachrichten geliefert, die hier noch mitgetheilt werden sollen. Er erblickte in der Nähe des kleinen Sonntagsflusses zum erstenmal einen Rudel Bosch-Varkens (Waldschweine), oder wie sie auch wohl heißen Wilde Varkens (wilde Schweine) in ihrem freien Zustande, denn bisher hatte er nur ein einziges solches Thier in der Menagerie der Kapstadt gesehen, wo es seiner Börsartigkeit wegen mit einer starken eisernen Kette angebunden war. Daß er wirklich diese Art vor Augen hatte, ergibt sich daraus, daß er ihr dieselben Auswüchse und einen an der Spitze platten Schwanz beilegt, und übrigens sich auf die Beschreibung von Pallas beruft. Ein kleines Ferkel, welches er im Verlauf seiner Reise am Beesflusse fieng, und lebendig nach Hause bringen wollte, suchte schon mit seinen Hauern zu verwunden, und mußte deshalb bald geschlachtet werden. Es war erstaunlich wild und in seinen Bewegungen geschwind, und ob es zwar noch nicht gefährlich war, fürchteten sich doch seine Busch-Hottentotten außerordentlich vor demselben. Wir wagen es lieber, sagten sie, einen Löwen auf freiem Felde, als ein afrikanisches Schwein anzugreifen, denn obgleich dieses weit kleiner ist, so schießt es doch schnell wie ein Pfeil auf uns los, wirft uns um, zerschmettert uns die Beine, reißt uns den Bauch auf, ehe wir es mit unsern Wurffspießen treffen und tödten können.

Diese wilden Schweine haben nach Sparrmann's Angabe, welche sich wahrscheinlich bloß auf die Aussage der Hottentotten gründet, ihre Wohnung unter der Erde und die Eingänge dazu schienen ihm sehr enge<sup>20)</sup>.

19) Reise nach dem Vorgeb. d. guten Hoffnung, herausgegeben v. Forster. S. 350.

20) Diese Angabe ist sicherlich unbegründet und paßt nicht zum Charakter der übrigen Schweine; sie beruht wahrscheinlich auf einem Mißverständnis, indem das Erdschwein (*Oryzopopus capensis*) damit verwechselt wurde, dessen enger Eingang zu seinem Lager dann auch nichts Auffallendes hat.

Um einige zu schießen, setzte er ihnen zu Pferde nach, war aber nicht wenig verwundert, als er auf einmal die Köpfe derselben noch viel größer und unförmlicher, als kurz vorher wahrnahm. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung war, daß auf der Flucht jedes Schwein ein Ferkel in's Maul nahm. Das Geschrei der Jungen ist völlig wie das Quiken unserer gewöhnlichen Ferkel. Auf seiner Zurückreise durch das lange Thal sah Sparrmann bei einem Bauer daselbst zwei zahme Junge, welche sich, um sich das Abfressen des Grases zu erleichtern, nicht nur auf die Kniee legten, sondern auch mit Leichtigkeit auf denselben fortrutschten. Diese Eigenschaft hat daher gegenwärtige Art mit der folgenden gemein. Das Fleisch ist im Geschmack dem gewöhnlichen Schweinefleisch ähnlich. Bei den Hottentotten heißen diese Schweine Kaunaba, und nach ihrer Erzählung wälzen sie sich gerne im Schlamme und wühlen nach den Wurzeln vom *Mesembryanthemum*. „Uebrigens weiß ich zuverlässig,“ sagt Sparrmann noch, „daß es einem Bauer in Kambebo Namens Josua de Baer gelungen ist von afrikanischen Wildschweinen, die man mit Schweinen von der gemeinen Art hat begatten lassen, Junge zu bekommen, die sich weiter fortgepflanzt haben.“ Diese Angabe, welche der Reisende bloß durch die Erzählung eines Andern erhalten hatte, ist sehr unwahrscheinlich, so daß man sie vor der Hand auf sich beruhen lassen muß.

5.

Das bartige Warzenschwein. *Sus Aeliani.*

Tab. CCCXXVI. A.

*Sus* dentibus primoribus supra 2, infra 6, cranio elongato, fronte depressa, barba malari albida, cauda nuda apice floccosa.

Ἰς ἐν Αἰθιοπία. AGATHARCHIDES bei AELIAN. de nat. animal. lib. V. c. 27.

Ἰς τετρακέρωσ ἐν Αἰθιοπία. DINON bei AELIAN. lib. XVII. c. 10.

*Porcus silvestris* i. e. *Aper*. LUDOLF hist. aethiop. lib. I. c. 10. n° 73.

- Sanglier du Cap verd. DAUBENTON in BUFF. hist. nat. XV. p. 148.  
 Cape Verd Hog. PENN. hist. of quadr. I. p. 132. Uebers. v. Beschf. I. S. 138.  
 Sus africanus dentibus primoribus duobus. GMEL. LINN. I. p. 220.  
 Cape Verd Hog. SHAW gen. Zoolog. II. 2. p. 466.  
 Phacochoerus Africanus. FR. CUV. mém. du Mus. VIII. p. 450 mit Abbild. des  
 Schädels. — Dict. des sc. nat. XXXIX. p. 385.  
 — Aeliani. Er eschmar's Atlas zur Reise von Rüppe II. S. 61. t. 25.  
 (Abbild. des Thiers) und t. 26 (Schädel und Zähne).  
 The Cape Verd Boar. GRIFFITH animal Kingdom. III. p. 410 mit schlecht. Abbild.  
 Phacochoerus incisivus. JS. GEOFFR. Dict. class. d'hist. nat. XIII. p. 321.  
 — du Cap-Vert. CUV. règn. anim. 2<sup>o</sup> éd. I. p. 244.  
 — Africanus. FISCHER syn. mammal. p. 424 und 608.  
 Wilde Schweine. Clapperton zweite Reise. Weim. 1830. S. 329, 331.  
 Phacochoerus Haroia. HEMPR. et EHRENB. symb. phys. Decas II. p. 09. t. 20  
 (schön).  
 Haroia und Masles bei den Abyssiniern, nach Ehrenberg.  
 Arowjah akul in Tigri, Eryeah in Amhara, nach Salt.

Ob schon es gegenwärtig keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß diese Art von der vorhergehenden wirklich spezifisch verschieden ist, so ist doch die Frage neuerdings aufgeworfen worden, ob unter den mit Schneidezähnen versehenen Warzenschweinen nicht abermals zwei differente Arten unterschieden werden müßten, von denen die eine dem Westen, die andere dem Osten von Nordafrika angehören würde. Um jede Verwirrung zu vermeiden, soll von den bartigen Schweinen des Westens, die am frühesten, wiewohl noch jetzt bloß fragmentarisch, bekannt wurden, erst am Schlusse dieser Beschreibung gesprochen werden, gegenwärtig soll allein von dem östlichen Warzenschwein die Rede seyn.

Von dem bartigen Warzenschwein des östlichen Nordafrikas findet sich zuerst bei Aelian eine Erwähnung. Wenn es auch ungewiß bleibt, ob der von ihm angeführte Dinon diese oder die westlichen Thiere gemeint hat, so ist es dagegen kaum zu bezweifeln, daß Agatharchides, der das am rothen Meer gelegene Aethiopien beschrieb, unsere vorliegende Spezies im Sinne hatte. Er nennt sie ein hörnertragendes Schwein, und Dinon

giebt ihm den Namen des vierhörigen. Diese Benennung mag weniger von den warzigen Auswüchsen im Gesicht, von denen noch dazu das eine Paar sehr klein und unansehnlich ist, als von den enormen Hauern hergenommen seyn, welche bei alten Exemplaren deutlicher in's Auge fallen, als bei unserm europäischen Wildschweine.

Ob schon Ludolf dieser Thiere bereits gedenkt, so haben wir von ihnen doch nicht eher wieder etwas Sicheres gehört, als von Salt<sup>1)</sup>, der indefs bloß den Namen angiebt. Erst in den neuesten Zeiten haben uns die Reisen von Ruppell, so wie die von Hemprich und Ehrenberg eine wissenschaftliche Beschreibung nebst Abbildungen geliefert, und von der Ausbeute des ersteren hat unser Museum ein Exemplar erlangt, nach dem hauptsächlich die folgende Beschreibung entworfen ist.

Das bartige Warzenschwein hat die Größe eines mittelmäßigen Schweines, und gleicht ihm in Ansehung seines Habitus. Der Kopf ist lang, die Stirne breit und gegen die Nasenwurzel ausgehöhlt, die Augen sind klein und hoch hinaufgerückt; die Ohren lang, breit und oben schief zugestutzt; die Schnauze ist breit und angeschwollen. Im Gesicht finden sich, wie bei der vorigen Art, warzige Auswüchse, über deren Beschaffenheit jedoch die Angaben nicht übereinstimmend sind. Cretschmar sagt in dieser Beziehung: „Unter den Augen auf der Wangengegend ist eine Warze, welche wir in Bezug auf eine kleinere auf der Backenseite die größere nennen. Diese Warzen sind aus verdichtetem Hautgewebe gebildet und wir finden, daß sie beträchtlich kleiner sind als an der kapischen Art.“ Bestimmter drückt sich Ehrenberg aus: „*Verrucae s. lobi capitis duo longiores zygomatici sunt et utrinque sub oculo pendent, duo parvi pone dentes lanianos ad latera ossium nasi siti sunt. Verruca zygomatica pedum posteriorum ungula parum brevior est, maxillares in hoc specimine parum prominent; in aliis vero, quae Cretschmar descripsit, longiores fuisse videntur.*“ An unserem ausgestopften Exemplare finde ich die Warzen von folgender Beschaffenheit. Unter den Augen sind einige starke Knuzeln, welche einen häutigen Sack, wie am Emgalo, vermuthen lassen; doch kann Gewißheit hierüber allein die

---

1) Voyage to Abyssinia. Append. IV. p. 41.

Befichtigung lebendiger Thiere gewähren. Noch tiefer abwärts findet sich auf der Fohgegend ein dickhäutiger, platter Lappen (lobus zygomaticus), welcher ohngefähr 1 Zoll lang ist. Die kleinere Warze, welche nach den eben genannten beiden Schriftstellern gegen den Mundwinkel liegen soll, und von der schon Ehrenberg angiebt, daß sie wenig bemerklich sey, kann ich an unserem Exemplare, trotz der sorgfältigsten Untersuchung, nicht auffinden. Ob diese Warze, die vielleicht bloß der Oberhaut aufsitzt, beim Praepariren unsers Fells zufällig abgerissen worden ist, oder ob sie ursprünglich gefehlt hat, kann ich natürlich nicht ausmitteln.

Die obern Eckzähne sind groß, und nicht bloß auswärts und aufwärts, sondern gegen die Spitze wieder stark einwärts gekrümmt, wodurch sie den gleichnamigen Zähnen des Emgalo gleichen, mit denen sie auch noch darin übereinkommen, daß an ihrer äußern und innern Fläche eine Furche längs der Zahnkrümmung verläuft. Sie unterscheiden sich aber von denselben (wenigstens nach den mir vorliegenden Exemplaren von beiden Arten) dadurch, daß sie in der obern Hälfte ihrer Vorderfläche nicht abgerundet sind, sondern daß diese, gleich der untern Hälfte, abgeplattet und von 2 scharfen Kanten eingefast ist. Die untern Eckzähne sind seitlich zusammengedrückt und dreikantig; die mittlere, der Zahnkrümmung folgende Furche fehlt; nur auf der äußern Fläche zeigt sich gegen den hintern Rand des Zahnes eine schwache Auskehlung.

Am Rumpfe ist nichts Bemerkenswerthes herauszuheben. Die Füße sind kurz, und an der vordern Fläche der Handwurzel ist eine große schwielige Stelle. Der Schwanz ist von ziemlicher Länge und allmählig zugespitzt. Von den 6 Zehen stehen 4 am Bauche, 2 in den Weichen<sup>2)</sup>.

Die Haut ist durch unzählig viele sich kreuzende Furchen in lauter kleine Felder abgetheilt, so daß sie hiedurch ein borbeliges Ansehen erlangt. Sie ist nur sparsam mit Borsten bekleidet, von denen, wie an der kapischen Art, 2 bis 6 aus einer Wurzel entspringen; durch diese geringe Behaarung bekommt das Thier ein ziemlich nacktes Außere. Die Borsten sind bloß am Kopfe vorwärts, am übrigen Leib rückwärts gerichtet, an den Körper anliegend, und an den Seiten ohngefähr 2" und darüber lang.

---

2) Ehrenberg a. a. O.

Vom Hinterkopf an läuft über den Rücken eine lange Mähne, deren Borsten mitunter 10" lang werden, und daher auf diesem Theil eine dichte Behaarung bilden. Sehr ausgezeichnet ist das Thier durch einen starken Backenbart, der aus gekrümmten und vorwärts gerichteten Borstenhaaren besteht, welche am obern Ende desselben 3" Länge erreichen. Vor dem Anfang der Mähne findet sich auf dem Scheitel ein großer Haarwirbel; unterhalb desselben ein anderer, der nur aus wenigen Borsten besteht. Ueber den Augen ragt eine Reihe starrer, gerader Borsten hervor, die zum Theil über 5" lang werden; unterhalb der Augen sind kleinere. Die Ohren sind am Rande, zumal am innern, mit langen Haaren eingefast. Der übrige Kopf ist ziemlich nackt, und hat bloß kleinere vereinzelte Haare; nur an den Lippen stehen einzelne lange Borsten. Der Schwanz ist nackt, und endigt mit einem Haarpinsel.

Die Färbung ist einförmig. Die Haut ist erdfarben; die Haare am Unterleib, an den Seiten, Ohren und am Backenbart sind weißlich, in's Fahle ziehend, was besonders an der Mähne hervortritt, von der das einzelne Haar im größten Theil seiner Länge in's lichte Bräunliche fällt, während die Wurzel in's Schwarzbraune sich verläuft; doch wird diese dunkle Farbe durch die darüber liegenden hellern Haarspitzen meist verdeckt. Die Läufe haben gleichfalls eine dunklere Färbung; Augenbrauen und Schwanzpinsel haben schwarze, an der Spitze in's Rothbraune übergehende Haare.

Die Dimensions-Verhältnisse sind nach Greshmar angegeben, dessen Exemplar um 5 bis 6" länger war, als das unserige.

Länge von dem Rüssel bis zur Schwanzwurzel über den Rücken gemessen	4' 4 $\frac{1}{3}$ "
— des Kopfes vom Rüssel bis hinter die Ohren	1 4
Entfernung der Augenwinkel von einander	0 5
Länge des obern Eckzahns nach der Krümmung gemessen	0 8 $\frac{1}{2}$
— — untern eben so gemessen	0 5 $\frac{1}{2}$
— — Schwanzes	1 5
Höhe an den Schultern	2 3
— am Kreuz	2 1

Der Schädel eines Exemplares, das Ehrenberg gemessen hatte und das um 5 $\frac{1}{2}$ " kleiner gewesen war als das eben bemerkte, zeigte folgende Maße:

Länge vom Schnauzenende bis zum Hinterhaupt	1' 2" 0'''
— der Unterkinnlade ohne Zähne	0 9 10
— zwischen den obern Schneide- und Backenzähnen	0 3 0
— — — untern — — —	0 2 5
— des hintern Backenzahns oben	0 1 1
— — — — untern	0 1 0
— gerade, des obern Eckzahns vom äußern Fachrande	1 10 0
— — — untern — — — —	1 11 0
Entfernung, kleinste, der Augen	0 3 1
— der Augen von der Schnauzenspitze	0 10 4
— des Gehörganges von da	1 0 4½
Breite, größte, des Schädels	0 5 4
— geringste, des Oberkiefers hinter den Eckzähnen	0 1 5
Höhe, größte, des Schädels	0 6 2
— kleinste, des Unterkiefers zwischen den Zähnen	0 1 1

Vergleicht man die eben mitgetheilte Beschreibung dieser Art mit der vorhergehenden, so wird man genug Punkte treffen, durch welche sich beide spezifisch unterscheiden, und von welchen folgende als die auffallendsten herausgehoben werden können.

- 1) *Sus Aeliani* hat Vorderzähne, *Sus Aethiopicus* keine.
- 2) Ersteres hat einen langen weißen Backenbart, letzteres keinen.
- 3) Letzteres hat einen großen Sochlappen, ersteres einen merklich kleinern.

4) Die Eckzähne des Oberkiefers sind an ihrer obern Hälfte bei *Sus Aethiopicus* abgerundet, bei *Sus Aeliani* dreikantig.

5) Der Schwanz des bartigen Warzenschweins endigt in einen Pinsel; beim zahnluftigen (wenn anders nicht ein zufälliges Abreiben an den bisher beschriebenen Exemplaren die Schuld trägt) scheint die Quaste zu fehlen.

6) Ein verschiedener Bau des Schädels. Zieht man nämlich eine Linie vom Hinterhaupte bis zur erhabensten Stelle der Nasenbeine, so zeigt sich zwischen beiden Punkten bei *Sus Aeliani* eine Vertiefung, welche in der Mitte 9''' beträgt, bei *Sus Aethiopicus* dagegen eine Erhöhung. Ferner sind die Querdurchmesser beim ersteren breiter als bei letzterem,

die



die Stirnfläche ist eingedrückt, und der Raum von dem oberen und hinteren Augenhöhlenrand bis zu der Hinterhauptsnaht um die Hälfte länger, als beim Emgalo, wodurch der Kopf gestreckter und das Hinterhauptsbein mehr zurückgetrieben wird<sup>3)</sup>.

Während, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, die äußere Beschaffenheit des bartigen Warzenschweines ziemlich befriedigend gekannt ist, haben wir dagegen von seiner Lebensweise und geographischen Verbreitung nur höchst wenige Angaben. Sein Aufenthalt sind Waldungen und niederes Gebüsch. Wenn es seine Nahrung sucht, welche, so viel Kuppell ausmitteln konnte, nur aus Wurzeln besteht, so kriecht es auf gebogener vorderer Handbeuge, die daher rauh und schwierig ist, und wühlt in dieser Stellung mit seinen gewaltigen Eckzähnen die Wurzeln aus. In solcher Haltung bewegt es sich auch fort, indem es mit den Hinterfüßen den Körper nachschiebt. Sein Fleisch wird von den Eingebornen nicht gegessen, doch soll es nach Kuppell's Urtheil keinen unangenehmen Geschmack haben.

Wie weit die geographische Verbreitung dieser Art sich erstreckt, ist nicht mit Sicherheit ausgemittelt. Kuppell hat sie zuerst in Kordofan und dann noch häufiger an dem östlichen Abhange Abyssiniens angetroffen. Hier hat sie auch Ehrenberg bei Arkiko, in den Waldungen am Strande, mehrmals gesehen und sich ein Exemplar verschafft. Es ist mir jedoch wahrscheinlich, daß diese Art nicht bloß auf das östliche Afrika beschränkt ist, wie Ehrenberg es vermuthet, sondern daß es dieselbe ist, welche auch auf der Westseite vorkommt.

Viel früher nämlich, als man von dem östlichen Warzenschweine eine bestimmte Kunde besaß, hatte Daubenton<sup>4)</sup>, der genaue Beobachter, dessen Wahrnehmungen fast allein der Naturgeschichte Buffon's noch einen Werth für unsere Zeit verleihen, an einem Ober- und Unterkiefer, welchen er vom grünen Vorgebirg erhalten hatte, nachgewiesen, daß diese Theile einer eigenthümlichen, vom gemeinen Schwein verschiedenen Art angehören mußten. Pennant<sup>5)</sup> war der erste, welcher an einem Kopfe zeigte, daß diese Spezies durch das Dafeyn der Schneidezähne vom kapischen Schweine

3) Atlas S. 66.  
Abthlg. VII.

4) Buff. XIV. p. 409.

5) Uebers. v. Beschf. I. S. 139.

verschieden sey, und führte sie im Systeme als **Cape Verd Hog** auf; seine Vermuthung, daß das Thier zu derselben Art gehören möchte, welche Adanson an Senegal antraf, ist sicherlich begründet. Auch Gmelin führte dieses Schwein, gleich Pennant, in seinem Systeme unter dem Namen *Sus africanus* als besondere Art auf. Vom Schädel, so wie von den Backenzähnen, gab Fr. Cuvier eine Abbildung.

Hiermit ist wohl das Hauptsächlichste aufgeführt, was bisher von dem am grünen Vorgebirge und in Senegambien aufgefundenen Schweine bekannt geworden ist. Als Greßschmar seinen *Ph. Aeliani* beschrieb, fand er bei Vergleichung des Schädels desselben mit dem von Fr. Cuvier abgebildeten eine solche große Uebereinstimmung, daß er beide von einer und derselben Art herrührend erklärte, so daß also das bartige Warzenschwein von Osten bis nach Westen durch den ganzen Kontinent von Afrika hindurch verbreitet wäre. Dieß wird um so wahrscheinlicher, da Clapperton<sup>6)</sup> im ganzen Sudan Warzenschweine in Menge angetroffen hat, welche seiner Beschreibung nach zur vorliegenden Art gehören müssen.

Die Richtigkeit der Vereinigung des östlichen und westlichen Warzenschweines in eine Art ist jedoch in neuern Zeiten von Ehrenberg bezweifelt worden, und zwar aus folgenden Gründen: 1) ist nach der Zeichnung von Fr. Cuvier die Breite des Schädels, so wie die Entfernung der Augen unter sich und von der Kieferspitze bei dem senegalischen Schweine beträchtlicher als bei dem abyssinischen; 2) fehlen dem ersteren nach der

---

6) Auf seiner zweiten Reise traf er bei Magaria, nicht weit von Sackatu, eine Menge wilder Schweine. Dann setzt er S. 331 hinzu: „Die wilden Schweine in Borgo, Houssa und Bornu scheinen von derselben Art zu seyn; ihr Kopf ist verhältnißmäßig größer, als der von den zahmen europäischen Schweinen. In Dourriba und Nyffe haben sie einen sehr breiten und runden Rüssel mit 2 großen Hautzähnen auf jeder Seite, in jedem Kinnbacken einen; beide stehen aufrecht. Auf dem Rücken starren die braunen Borsten empor, sonst haben sie kein Haar als an der Spitze des Schwanzes. Alle haben dieselbe Farbe, ein dunkles Mäuse- oder Bleigrau. Ein ausgewachsener Eber ist  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Fuß hoch, und seine Länge beträgt von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel etwa 5 Fuß. Sie haben auch 2 Warzen an jeder Seite des Kopfes, in einer Linie mit der Nase: die größte dritthalb Zoll unter dem Ohre, die andere ohngefähr einen Zoll tiefer, an dem Ende des obern Hautzahns; sie sehen wie Hörner aus.“

Beschreibung von Fr. Cuvier und Esid. Geoffroy die Warzen, und 3) hat nach Daubenton der Schwanz schwarze Haare, die in der Mitte nicht fehlen.

Es ist nicht zu läugnen, daß wenn alle diese Merkmale am senegalischen Schweine wirklich vorkämen, dasselbe keineswegs mit dem abyssinischen zu einer Art gehören könnte. Allein die Richtigkeit dieser Angaben ist es, welche ich vor der Hand noch bezweifeln möchte. Zuerst erweckt die ziemlich grob ausgeführte lithographirte Abbildung, welche bei Fr. Cuvier<sup>7)</sup> vorkommt, kein besonderes Vertrauen zu ihrer Treue, und da der letztgenannte Naturforscher seiner Zeichnung keine Angaben der Dimensionsverhältnisse beigefügt hat, so hat man in dieser Beziehung keinen festen Halt- punkt. Was das zweite Merkmal, den Mangel der Warzen betrifft, so ist aus den ziemlich dürftigen Beschreibungen von Fr. Cuvier<sup>8)</sup> und Esid. Geoffroy<sup>9)</sup> keineswegs mit Gewißheit zu ersehen, daß sie Originale von Thieren vor sich hatten; vielmehr scheint es, daß ihnen solche fehlten und daß sie sich in Ermangelung derselben an Pennant's Beschreibung hielten, in welcher allerdings weder von fleischigen Lappen und Warzen, noch von einem Backenbarte die Rede ist. Da jedoch die erstern leicht vertrocknet und also übersehen seyn konnten, die Beschreibung Pennant's von den Backenzähnen nicht bloß oberflächlich, sondern selbst unrichtig ist, so könnte auch in dieser Beziehung ein Irrthum stattgefunden haben. Endlich erscheint mir Daubenton's Beschreibung des Schwanzes eines Schweines vom grünen Vorgebirg zwar etwas undeutlich, doch kommt es mir vor, als ob er die Behaarung bloß vom Schwanzende verstanden wissen wollte, und dann stimmt sie mit der beim abyssinischen Schweine vorkommenden überein.

Wie sich es aber auch mit der Identität oder Verschiedenheit dieser Schweine verhalten möge, so ist es gut, daß Ehrenberg auf die abweichenden Punkte in den Beschreibungen aufmerksam gemacht hat, damit Reisende oder Vorsteher von Sammlungen zur Berichtigung derselben

---

7) *Mém. du Mus.* VIII. tab. 23.  
class. d'hist. nat. XIII. p. 321.

8) *Dict. des sc. nat.* XXXIX. p. 385.

9) *Dict.*

hingewiesen werden. Das nächste Exemplar vom grünen Vorgebirg oder vom Senegal, von dem eine genaue Beschreibung geliefert wird, ist hinreichend, um den strittigen Punkt in Erledigung zu bringen.

---

### Vierte Untergattung.

## N a b e l s c h w e i n . D i c o t y l e s .

---

Die oberen Eckzähne sind abwärts gerichtet; auf dem Kreuz findet sich eine Drüse; die Hinterfüße sind nur dreizehig, und der Schwanz ist bloß ein Rudiment.

Die Nabelschweine (Bisamschweine) sind durch die angegebenen Kennzeichen von den übrigen Schweinen, mit denen sie außerdem im Aeußern und in der Lebensart übereinkommen, hinlänglich unterschieden, und Cuvier hat sie deshalb unter vorstehendem Namen in einer Gruppe vereinigt. Sie finden sich bloß in Amerika, und vertreten dort die Stelle unserer Wildschweine.

An Größe kommt keine von den beiden Arten, die bis jetzt gekannt sind, den Schweinen der alten Welt gleich. Sie sind am ganzen Körper mit dichtstehenden starren Borsten bekleidet; die Eckzähne sind, wie bei den übrigen Säugethieren, abwärts gerichtet, und überdieß von den Lippen bedeckt, und das Thier hat daher kein so grimmiges Ansehen, wie die Arten der alten Welt; die Hinterfüße haben nur 3 Zehen, indem die äußere Afterklaue ganz fehlt, und der Schwanz ist bloß als ein kleiner Höcker angedeutet. Auf dem Rücken findet sich, ohngefähr über dem ersten Lendenwirbel, die Mündung einer Drüse, welche eine stark riechende Flüssigkeit absondert. Diese Drüse kommt allein bei gegenwärtiger Untergattung vor, und von ihr hat sie auch den Namen *Dicotyles*, Nabelschwein, oder Bisamschwein erhalten<sup>1)</sup>.

---

1) Die ältern Naturforscher waren meist der sonderbaren Meinung, daß diese Schweine

Im Knochengeriiste zeigen sich mehrere Eigenthümlichkeiten, welche hier zu erwähnen sind. Der Schädel kommt in seiner Configuration dem des Babiluffa am nächsten, doch ist die Schnauze kürzer zusammengebrängt als bei diesem und zugleich breiter; die Zitzenfortsätze sind sehr kurz und rückwärts gerichtet; der Paukenknochen aufgeblasen und in eine scharfe Spitze auslaufend, und die Gaumendecke ist hinter der Backenzahn-Reihe plötzlich verschmälert. Die Gelenkgrube für den Unterkiefer unterscheidet sich von der aller andern Schweine dadurch, daß sie nicht flach wie in diesen, sondern vorn und hinten mit einem Vorsprung, wie bei manchen Raubthieren eingefaßt ist, wodurch die seitliche Bewegung der Unterkinnlade sehr beschränkt wird<sup>2)</sup>.

Hinsichtlich des Zahnbaues kommen die Nabelschweine im Allgemeinen mit den Wildschweinen und dem Babiluffa überein; die größte Differenz zeigen indeß die Eckzähne<sup>3)</sup>.

---

den Nabel auf dem Rücken hätten. Schon Oviedo spricht im Jahr 1526 diese Ansicht aus (Nat. hist. de las Indias p. 21. cap. 20). Faber in seiner Erklärung des Fr. Hernandez (S. 648) berichtet auf die Autorität des Greg. von Bolivar, der sich rühmte viele dieser Thiere untersucht zu haben, die Sache folgendermassen: „Mirum et singulare, quod Aper hic obtinet, est: quod intestina et ventris viscera contrario prorsus aliis animalibus situ obtinet, renes versus nimirum revoluta. Ita ut, quae in ventris parte inferiore ac prona esse annexa deberent, superiori eadem potius ac supinae, ubi spina excurrit, adhaereant, et quae spinae dorsi contigua esse nata sunt, haec eadem inferiori in parte ventris situentur. Umbilicus exit per spinam circa clunes.“ — Acosta (Hist. nat. mor. de las Indias p. 287), Benzonus, Gomara und viele spätere Schriftsteller hielten die Rückendrüse gleichfalls für den Nabel. Dagegen bemerkt Fr. Hernandez (Hist. quadrup. nov. Hisp. p. 8) sehr richtig: Coyamell umbilico (ita enim vocatur ab indigenis) circa dorsum memorabilis; nec tamen is verus est umbilicus, aut subest quicquam ab eo quod in aliis animalibus reperiri solet diversum, quod eo dissecto cognovimus, aliudve quam glandulosa quaedam et mollis pinguedo. — Auton. Herrera und Lerus (Nieremberg. hist. nat. p. 170) waren der Meinung, daß die Thiere durch diesen obern Nabel athmeten, wogegen jedoch schon Piso (Hist. nat. et med. p. 99) auftritt. Eine dritte Deutung dieser Drüsen gab Walckenburg (Jonst. quadrup. p. 76), indem er sie gar für Brüste mit Milchgefäßen ansah. Erst durch Lysons Berggliederung derselben ist der eigentliche Bau und die richtige Bedeutung dargelegt worden.

2) Cuv. rech. sur les ossem. foss. II. 1. p. 120. 3) Azara hist. nat. d. Parag. p. 26. — Fr. Cuv. dents des mammif. p. 210. t. 86. — Reugger Naturgesch. v. Paraguay. S. 319.

Schneidezähne sind  $\frac{4}{2}$  vorhanden. Im Oberkiefer sind die beiden mittlern hakig und etwas gezähnelte, die äußern von derselben Gestalt, aber kleiner. Im Unterkiefer kommen sie mit denen des Babirussa überein.

Die Eckzähne des Oberkiefers sind nicht, wie bei den Schweinen der alten Welt, aufwärts, sondern abwärts gerichtet, schwach gekrümmt, spitzig zulaufend und an den Seiten stark zusammengedrückt, so daß sie ganz schmal dadurch werden; hinten sind sie in einen Grat zugescharft, vorn durch die Reibung an den untern Eckzahn abgeplattet, und ragen nur um einige Linien zum Munde heraus. Die Eckzähne des Unterkiefers sind denen unsern Wildschweins ähnlich, vorn zugescharft und hinten durch die Reibung gegen den obern Eckzahn abgeschliffen. Obschon länger als dieser, treten sie doch nicht über die Lippen hervor, sondern ihre Spitze wird von einem eignen Ausschnitt der obern Kinnlade, welcher gerade vor dem obern Eckzahn liegt, aufgenommen.

Die Backenzähne, an Zahl  $\frac{6}{6}$ , sind alle höckerig, und unter sich viel übereinstimmender als dies bei unserm Wildschwein der Fall ist; doch bieten sie bei beiden Arten einige Verschiedenheiten dar, welche Fr. Cuvier nicht gehörig erörtert hat, und die erst durch Nengger genau beschrieben worden sind.

Beim *D. torquatus* zeigen die 3 ersten Backenzähne des Oberkiefers 3, in's Dreieck gestellte Höcker, von denen der vordere größer ist, als die beiden andern; überdieß einen höckerigen Ansatz nach hinten und innen, welcher beim ersten Zahn nur klein, beim dritten aber fast so groß als einer der Höcker ist. Die 3 letzten Backenzähne bestehen aus 2 Paaren von Höckern, und der hinterste hat außerdem noch rückwärts einen einpaarigen Höcker. Im Unterkiefer hat der erste Backenzahn 2 Höcker, von denen der vordere größer ist und nach vorn einen kleinen Ansatz zeigt. Der zweite Backenzahn besteht gleichfalls aus 2 Höckern, von denen der vordere durch einen tiefen Einschnitt in eine äußere und innere Hälfte getheilt ist. Am dritten, vierten und fünften Backenzahn zeigen sich 2 Paare von Höckern; eben so am sechsten, der außerdem noch einen fünften, einzeln stehenden Höcker hinten aufzuweisen hat<sup>4)</sup>.

4) Nengger, welcher sonst so genau beschreibt, erwähnt zwar diesen unpaarigen Höcker nicht,

Beim *D. labiatus*, von dem unsere Sammlung ein vollständiges Skelet besitzt, kommen hinsichtlich der Backenzähne folgende Abweichungen von voriger Art vor: Im Oberkiefer hat der zweite Backenzahn eigentlich nur 2 Höcker, doch wird der vordere in der Mitte zerschnitten, so daß man den Zahn gleichfalls für einen dreihöckerigen nehmen kann. Alle folgenden sind, wie bei der ersten Art, vierhöckerig, und der letzte hat hinten noch einen unpaarigen Höcker, um den 3 kleinere gestellt sind; als Differenz von der vorigen Art führt indeß Kengger den Ansaß eines fünften Höckers zwischen dem hintern Höckerpaare des dritten Backenzahns an. Im Unterkiefer ist der vordere Höcker des ersten Backenzahnes, gleich dem des zweiten, durch eine Kerbe getheilt<sup>5)</sup>; der dritte Backenzahn ist dem gleichnamigen des Oberkiefers ähnlich, aber schmaler, und der letzte hat hinten, statt des einzelnen Höckers, einen vierhöckerigen Ansaß.

Die Milchzähne hat Kengger beschrieben. Beide Arten haben 26, nämlich Schneidezähne  $\frac{4}{6}$ , Eckzähne  $\frac{1}{7}$  und Backenzähne  $\frac{3}{3}$ . Die obern und untern Schneidezähne sind den bleibenden ähnlich; die Eckzähne hingegen sind etwas kegelförmig, nur schwach an den Seiten zusammengedrückt, mit ihren Spitzen rückwärts gebogen und hinten mit einem scharfen Grate versehen. Der erste obere Backenzahn ist dreihöckerig, der zweite und dritte vierhöckerig. Der erste und zweite untere sind den bleibenden ähnlich, der dritte hingegen hat 3 Paare von Höckern. Bei allen, außer dem ersten, finden sich aber neben den Höckern noch eine Menge kleiner Erhabenheiten.

Die Milchzähne brechen in folgender Ordnung hervor: zuerst zeigen sich die 4 Eckzähne und mit ihnen die 2 äußersten unteren Schneidezähne; erst wenn diese ganz zum Vorschein gekommen sind, bricht in jeder Kinnlade der zweite Backenzahn durch, dann folgen in der obern alle 4, und in der untern die 4 mittlern Schneidezähne, und zuletzt die 8 übrigen Backenzähne.

---

da ihn jedoch Fr. Cuvier anführt und ich ihn auch am *D. labiatus* finde (vom *D. torquatus* fehlt unserer Sammlung ein Schädel), so hat ihn Kengger in der Beschreibung wohl bloß vergessen.

5) Nach Kengger. In meinem Exemplar finde ich bloß den zweiten, aber nicht den ersten Zahn gekerbt; vielleicht ist bei diesem durch die Abnutzung die Kerbe bereits verschwunden.

Kengger konnte nicht ausmitteln, in welchem Alter der Zahnwechsel vor sich geht; doch vermuthet er, daß dieß vor dem Ende des ersten Jahrs geschieht. Ehe er aber beginnt, erscheint in beiden Kiefern der vierte bleibende Backenzahn, der hiemit im vollständigen Gebiß der älteste und daher mehr abgeschliffen ist, als die übrigen Zähne.

Am übrigen Skelet ist nur noch Einiges über den Bau der Füße zu bemerken. Cuvier<sup>6)</sup> sagt, daß beim Pekari (*D. torquatus*) die beiden mittlern Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes in eine Röhre, wie bei den Wiederkäuern, verschmolzen sind. Diese Verschmelzung zu einer Röhre findet sich indeß nicht bei unserm Skelet vom *D. labiatus*, ob schon es von einem alten Thiere ist. Zwar sind beide Knochen an ihrem obern Verlaufe allerdings aneinander gewachsen, allein sie sind doch durch eine Furche hinten und vorn geschieden, und in ihrer untern Hälfte sind sie ganz getrennt. Auch beim gemeinen Schwein sind beide Knochen, wiewohl in einer geringern Erstreckung, zusammen gewachsen, und somit bietet wenigstens das weißkieserige Nabelschwein keine bemerkenswerthe Differenz von demselben dar.

Der Hinterfuß hat nur 3 vollkommene Zehen, doch findet sich statt der fehlenden äußern Zehe ein schmaler Griffelknochen, welcher mit dem nächsten Mittelfußbein verbunden ist.

Ueber den innern Bau, von welchem wir durch Tyson und Daubenton eine sehr ausführliche Beschreibung erhalten haben, ist Folgendes herauszuheben. Der Magen wird durch zwei ringsförmige Falten der innern Haut in drei Abtheilungen geschieden, in deren mittlere sich die Speiseröhre mündet. Hiedurch, so wie noch insbesondere durch eine Rinne, welche vom Ende der Speiseröhre in die letzte Abtheilung führt, nähert sich der Magen des Nabelschweins in seiner Konstruktion sehr dem der Wiederkäuer.

Eine andere Eigenthümlichkeit, auf welche beide genannte Anatomen aufmerksam gemacht haben, ist die, daß die Aorta mehrere Anschwellungen zeigt, so daß es scheint, als ob die Nabelschweine einer Art Aneurysma ausgefetzt seyen.

Die

---

6) Recherch. II. 1. p. 124.



Die männlichen Geschlechtstheile sind wie bei unserem gemeinen Schweine beschaffen. Ueber die Anzahl der Zehen beim Weibchen sind die Angaben sehr abweichend. Fr. Cuvier<sup>7)</sup> hat nur ein Paar gezählt, was offenbar zu wenig ist, da nach allen Angaben die Sau regelmäßig 2 Zunge wirft, folglich 2 Paar Zehen vorauszusetzen sind. Kengger und Prinz von Neuwied geben über diesen Punkt keinen Aufschluß; Azara hat zwar Weibchen untersucht, da ihnen jedoch der Leib bereits aufgeschnitten war, so giebt er bloß muthmaßlich auf jeder Seite 4 Zehen an. Am Zuverlässigsten scheint wohl die Angabe von Sonnini<sup>8)</sup>, welcher diese Thiere in Guiana selbst gesehen und 4, bisweilen auch 6 Zehen gefunden hat, die alle unter dem Bauche lagen.

Man kennt bis jetzt bloß 2 Arten<sup>9)</sup> von Nabelschweinen, welche auf Amerika beschränkt sind, und in ihrer Lebensart mit den gemeinen Wildschweinen große Aehnlichkeit haben. Sie haben denselben Gang, dieselbe Nahrungsweise, wühlen gleichfalls mit dem Rüssel und grunzen, wenn sie gereizt werden.

---

7) Nach Lesson in Duperrey voy. Zoolog. I. p. 175. 8) In seiner Ausgabe von Buff. hist. nat. XXVII. p. 107. 9) De la Borde hat zuerst in Cajenne 2 Arten unterschieden: eine größere, welche er Pecari und eine kleinere, die er Patira genannt hat (Buff. hist. nat. par Sonnini. XXVII. p. 101). Die erstere ist offenbar unser weißkeiferiges Nabelschwein, da er ihr einen weißen Kiefer zuschreibt; die andere ist aber nur ein junges Thier von dem geringelten Nabelschwein, da er die Färbung desselben röthlich nennt. Die übrige Beschreibung dieser beiden Arten von de la Borde ist jedoch nicht bloß ungenau, sondern auch in vielen Stücken irrig und verwirrt, wie dieß Azara (Hist. nat. de Parag. p. 39) nachgewiesen hat. Diesem Schriftsteller, dessen Arbeiten ziemlich spät bekannt geworden sind, verdanken wir die erste strenge Unterscheidung zweier Arten, nebst einer vollständigen Lebensgeschichte derselben. Henderson (History of Brazils p. 501) will 3 Arten von wilden Schweinen in Brasilien unterscheiden, worin er jedoch bloß der Corografia brasilia gefolgt ist. Schinz (Uebers. von Cuv. règn. animal. IV. p. 512) führt gleichfalls eine dritte Art unter dem Namen *Dicotyles minor* auf, welches aber nur ein junges Individuum von *Dicotyles albirostris* ist.

## 6.

Das geringelte Nabelschwein. *Sus torquatus*.

Tab. CCCXXV. CCCXXV. A.

- Sus vitta albida* ab humeris in latere colli utroque decurrente.  
 Cucho OVID. nat. hist. de las Indias. p. 21. cap. 20.  
 Vajassou LERIUS navig. in Brasil. p. 115.  
 Saynos. ACOSTA hist. nat. mor. de las Indias. p. 287.  
 Quauhtla coyamatl. Quapizotl. HERNAND. Mex. p. 637 (mit ziemlich richtiger Figur).  
 Coyametl s. Quauhcoyametl. FERNAND. animal. p. 8.  
 Tajassoub, Sanglier. THEVET cosmogr. II. Fol. 936. b.  
 Tayacutiricas LAET nov. orbis. p. 551.  
 Zainus. NIEREMB. hist. nat. p. 170. cum Fig.  
 Sues quibus umbilicus in dorso. ALDROV. bisulc. p. 939.  
 Tajacu Caaigoara. MARCGR. Bras. p. 229 (mit unrichtiger Figur). — PISO Ind. p. 98 (mit voriger Figur).  
 Zainus. JONST. quadr. p. 75. t. 46 (mit Marcgr. Fig.).  
 Le Javaris. ROCHEF. Antill. p. 138.  
 Tajacu s. aper mexicanus moschiferus, or the anatomy of the mexico musk-hog. TYSON philosoph. transact. Nr. 153. p. 359.  
 Tajacu. RAI syn. quadrup. p. 97.  
 Espèce de cochon, qu'on appelle Peccary. WAFER voy. p. 222.  
 Sangliers appellés Pecaris. DESMARCH. voy. III. p. 296.  
*Sus* (Tajassu) dorso cystifero, cauda nulla. LINN. syst. nat. edit. II. p. 49. — VI. p. 12 — X. p. 50. — XII. p. 103. — XIII. p. 219.  
 Javalies o paquiras. GUMILL. Orin. I. p. 293. — Franç. Ueberf. II. p. 6.  
*Sus* minor. umbilico in dorso, Tajacu. Cochon noir. BARR. Fr. équin. p. 161.  
*Porcus moschiferus*. KLEIN quadrup. p. 25.  
*Aper mexicanus*. Le Sanglier du Mexique. BRISS. regn. animal. p. 111. n. 6. — Edit. Lugd. 77. n. 6.  
 Le Pecari ou le Tajacu. BUFF. hist. nat. X. p. 21. t. 3. 4. — Ausgabe von SONNIN. XXVII. p. 93.

- Le Pecari. DAUBENT. ebenda. X. p. 27. tab. 5 — 13 (Anatomie).  
 The Picary. BANCROFT. Guian. p. 125. — Uebers. S. 74.  
 — Mexican Hog. PENN. syn. quadrup. p. 72. n. 56. — Uebers. v. Beschf. I.  
 S. 139.  
 Sus Tajassu. ERXL. syst. regn. anim. p. 185.  
 Pecari. Sus Tajassu. SHAW gen. Zool. II. 2. p. 469. t. 224.  
 Taytetou. AZAR. hist. nat. de Parag. I p. 31.  
 Dicotyles torquatus. CUV. règn. animal. éd. I. p. 237. — éd. II. p. 245. —  
 Uebers. v. Voigt. S. 279.  
 — — FR. CUV. Dict. des sc. nat. IX. p. 518.  
 — — FR. CUV. et GEOFFR. mammif. livr. 5.  
 — — DESMOUL. Dict. class. d'hist. nat. IV. p. 273.  
 — — DESMAR. Mammalog. p. 339. — Enc. méth. t. 39. F. 2.  
 — — Pr. Maxim. von Neuwied Beitr. II. S. 557.  
 — — GRIFFITH animal Kingdom. III. p. 411. — V. p. 740. 1.  
 — — FISCHER syn. mammal. p. 419.  
 — — Kengger Naturgesch. v. Paraguay. S. 328.

Taytetu bei den Guaranis.

Kaytetu an der Ostküste von Brasilien.

Ho-kuäng bei den Botokuden.

Der Name Tajassu bezeichnet in Paraguay und Brasilien nicht bloß diese und die folgende Art, sondern auch das gemeine Schwein, welches durch die Europäer dahin verpflanzt worden ist. Da er also eine allgemeine Benennung für die ganze Gattung ist, so kann er nicht gebraucht werden, um diese Art von der folgenden zu unterscheiden.

Mit der andern Spezies bis auf Azara beständig verwechselt, ist eine strenge Sichtung der Synonymik bei vielen älteren Schriftstellern nicht mehr möglich. Da jedoch der Taytetu in den nördlicheren, dem Aequator näher gelegenen Ländern von Südamerika, so wie in dem südlichen Theil von Nordamerika die gemeinere Art zu seyn scheint, während in den großen Wäldern von Brasilien und Paraguay die andere die zahlreichere ist<sup>10)</sup>,

10) Prin; v. Neuw. S. 558.

so haben wohl die meisten Schriftsteller, welche Mexiko, die Terra-Firma und Guiana beschrieben, das geringelte Nabelschwein vor Augen gehabt. Mit Sicherheit läßt sich dieß von Hernandez behaupten, da Joh. Faber in seiner Erklärung (S. 637) sagt: „*Inter collum dorsumque albicans linea, ad instar fascia seu collaris circumducitur.*“ Auch Tyson und Kai scheinen das geringelte Nabelschwein zu meinen, da sie demselben bloß eine Länge von 3' 1" beilegen, von einem weißfarbigen Unterkiefer nichts sagen, und der Rückendrüse einen starken, ihnen angenehm vorkommenden Geruch beilegen. Linné's Tajassu gehört gleichfalls hieher, da er (syst. nat. ed. VI. p. 50) die *fascia flava circum humeros* erwähnt.

Das geringelte Nabelschwein kommt in seinem äußeren Ansehen dem Wildschweine gleich, aber der Kopf ist kürzer und die Extremitäten sind feiner. Die Schnauze läuft ziemlich spitzig zu, der Rücken der Nase ist gewölbt, die Ohren sind kurz, und der Schwanz ist fast unmerklich. Die äußere Afterklaue der Vorderfüße ist länger als die innere, und an den Hinterfüßen ist bloß die innere vorhanden.

Der Körper ist mit steifen, rauhen, dichtstehenden Borsten bedeckt, die stärker und starrer als bei den Arten der alten Welt sind. Am Kopf und an den Füßen sind sie kurz, auf dem Hinterhaupt, Nacken und an den Seiten des Rumpfes erreichen sie eine Länge von 2 bis 3½ Zoll, und längs des Rückens werden sie 4 bis 4½ Zoll lang. Der ganze Körper, selbst die Schnauze bis gegen ihren Rand, ist mit diesen Borsten bedeckt, so daß keine nackte Stelle zum Vorschein kommt. Die Wollhaare, welche unserem Wildschwein unter die Borsten eingemengt sind und ihm eine schützende Decke gegen die Winterkälte abgeben, fehlen den beiden Arten von Nabelschweinen. Die Borsten der jetzt zu beschreibenden Art sind, zumal die langen, zusammengedrückt und platt.

Die Haare sind von Farbe dunkelschwarz, braun, mit 2 bis 3 blaß gelblichweißen Ringen, und zwar so, daß die Spitze jedesmal von der dunklen Farbe gebildet wird, welche an den langen Haaren des Nackens und Rückgrathes an  $\frac{2}{3}$  ausmacht, weshalb diese fast ganz schwarz erscheinen. An den Seiten des Leibes, am Bauche und am Kopfe treten die weißen Ringe deutlicher hervor und geben dem Thiere ein gesprenkeltes Ansehen; die Läufe sind von einer dunkleren Färbung. Unter dem Halse entspringt

ein weißer Streifen, der sich beiderseits in einer schiefen, etwas bogenförmig nach hinten gekrümmten Richtung gegen den Widerrist zieht, anfangs an 2 Zoll breit ist und allmählig spitzig zuläuft.

Bei alten Thieren verliert sich zuweilen ein Theil der weißen Ringe an den Haaren, wodurch ihre Farbe mehr in's Schwarze fällt; selbst der vom Halse ausgehende weiße Ring ist bei ihnen oft kaum noch bemerkbar. Die Säuglinge sind einformig röthlichgelb, mit Braun gemischt<sup>11)</sup>.

Männchen und Weibchen gleichen sich völlig, wie man sich davon in der pariser Menagerie überzeugen konnte, wo beide zugleich gehalten wurden<sup>12)</sup>.

Folgende Dimensionsverhältnisse sind von Azara bestimmt:

Ganze Länge	2' 11"
Von der Schnauze bis zum Ohr	0 8½"
Länge des Schwanzes, ohne die Haare	0 ¾"
Vordere Höhe	1 10"
Hintere Höhe	1 11½"
Umfang hinter den Vorderfüßen	2 1"
— am Hinterleib	2 0"

Die Absonderung der Rückendrüse<sup>13)</sup> verbreitet zu allen Zeiten,

11) Azara S. 33 und Kengger S. 329. 12) Fr. Cuv. Dict. des sc. nat. IX. p. 518. 13) Von der Rückendrüse giebt Daubenton (Buff. hist. nat. X. p. 31) folgende Beschreibung: „Nach Wegnahme der Haut zeigte sich in der Gegend der Mündung, welche anwärts auf dem Kreuze lag, in einer Entfernung von 3" 9" vom After, eine sehr große Drüse von ovaler, oben gewölbter, unten platter Form. Ihr größerer Durchmesser betrug 4" 4", und der kleinere 3"; die Dicke war in der Mitte 1" 3", und an den Rändern ohngefähr 6" Sie war an einem Hautmuskel befestigt, der sich auf dem Rücken und an den Leibesseiten ausbreitete; er hatte 1½" Dicke und verlängerte sich unter die Ränder der Drüse, wo er eine sehr dünne Aponeurose bildete, welche die untere Seite dieses Organs überzog. Bei Oeffnung der Drüse fand sich eine Art Becken oder Sack, der 1" Tiefe, 9" Breite von vorn nach hinten hatte, und dessen Seitentwände nur wenig von einander entfernt waren. Der Inhalt der Drüse bestand aus kleinen drüsigen, zusammengeballten, aneinander hängenden Körperchen von gelblicher Farbe. Die Mündung dieser Drüse ist unter den Borsten auf dem Kreuze verborgen, und stellt eine Spalte von 2" Länge vor.“ — Neuerlich beschrieb Geiffert (Spicileg. adenologica. Berl. 1823. S. 10) die Rückendrüse; den feineren Bau gab J. Müller (de glandul. secernentium structura Lips. 1830. p. 41. Tab. II. Fig. 2) an; die gelben Körperchen, welche Daubenton anführt, sind Zellen oder Bläschen, in denen die Sekretion geschieht.

wie Kengger sagt, einen stinkenden Geruch, während ihn Tyson, wie Azara moschusartig und angenehm finden, und letzterer der wahrscheinlich nicht begründeten Meinung ist, daß derselbe nach den Nahrungsmitteln, nach der Gemüthsbeschaffenheit oder nach anderen Umständen verschieden seyn möchte.

Die Beschaffenheit des Magens bei dem geringelten Nabelschweine hat neuerdings Rapp<sup>14)</sup> beschrieben: „Der Magen dieses Schweines,“ sagt er, „ist dreifach. Die Speiseröhre mündet sich in die mittlere Abtheilung. Von dem Ende der Speiseröhre führt eine Rinne in den dritten Magen, welcher dem letzten Magen der Wiederkäuer zu entsprechen scheint und in den Zwölffingerdarm übergeht. Die Muskelhaut des letzten Magens des Pekari fand ich sehr dick, und sogar mit einem breiten, halbmondförmigen, sehnigen Streifen versehen. Das Futter kann durch jene Rinne sogleich in den dritten Magen gelangen, ohne in der linken und in der mittleren Abtheilung sich aufzuhalten.“ Merkwürdig ist hiebei die Rinne, welche wahrscheinlich der folgenden Spezies gleichfalls zukommen wird, und an eine ähnliche Bildung bei den Wiederkäuern erinnert.

Wie Azara zuerst die Differenz dieses Nabelschweins von einer andern Art nachgewiesen hat, so hat er auch zuerst eine genauere Schilderung der Lebensweise desselben geliefert, welche später vom Prinzen von Neuwied und von Kengger fast durchgängig bestätigt und zugleich mit mehreren Zusätzen bereichert worden ist.

Das geringelte Nabelschwein geht in seiner Verbreitung über den größten Theil von Südamerika, und reicht nördlich bis in die südlichen Gegenden der vereinigten Staaten, wo es am Red River nach Nuttal gemein seyn soll<sup>15)</sup>. In Mexiko<sup>16)</sup>, in Panama und Neuspanien überhaupt<sup>17)</sup>, in Nicaragua<sup>18)</sup>, in der Terra=Firma<sup>19)</sup> ist es schon von den ältern spanischen Schriftstellern vorgefunden worden. In Guiana<sup>20)</sup> kennen wir es ebenfalls seit längerer Zeit; auch scheint der nördliche Theil

14) Meckel's Archiv für Anat. und Physiolog. 1830. S. 363. — Vgl. auch Daubenton a. a. O. S. 33. 15) Harlau Fauna americana. p. 220. 16) Hernandez a. a. O. 17) Benzonus. 18) Gomara. 19) Oviedo. 20) Des Marchais, Gumilla, Bancroft u. A.

Südamerikas diese Art häufiger zu besitzen, als der südliche, da sie in Brasilien<sup>21)</sup> und Paraguay<sup>22)</sup> seltner ist, als die andere, obgleich sie sich überall in den großen Waldungen vorfindet. Auch auf den Antillen, wie z. B. auf Tabago, kommt wahrscheinlich diese Spezies vor<sup>23)</sup>.

Dieses Nabelschwein lebt entweder paarweise, oder in kleinen Rudeln von 4 bis 20 Individuen. Die besondern Haufen vermischen sich nicht mit denen der folgenden Art, kommen jedoch mit ihnen zuweilen in denselben Waldungen vor. Sie halten sich des Tags über verborgen, und sind schwächer und furchtsamer als diese. Das Weibchen wirft zwei Junge.

In Nahrung und Lebensart kommen sie übrigens mit der andern Art, so wie mit den gemeinen Schweinen überein. Wie diese wühlen sie in der Erde, um alle Arten von Wurzeln, Schwämmen, Würmern, Maden und Früchten zu suchen<sup>24)</sup>.

Das Fleisch des geringelten Nabelschweines ist von derselben Beschaffenheit, wie das des weißkieferigen, und wird in Brasilien wie in Paraguay gegessen, daher dem Thiere häufig nachgestellt wird, wobei Hunde vom größten Nutzen sind. Wenn man es jagt, so sucht es sein Heil in der Flucht, und verbirgt sich nicht selten in einem hohlen Stamm, oder unter die losen Wurzeln eines Baumes. Kengger erzählt, daß er und seine Gefährten einst in den Urwäldern des nördlichen Paraguays auf einmal 15 Individuen tödteten, die sich in einen solchen Stamme versteckt hatten und durch Rauch wieder herausgetrieben wurden.

Diese geringelten Nabelschweine lassen sich leicht zähmen und an den Hausstand gewöhnen, wie man dieß auch an dem Pärchen sehen konnte, welches in der pariser Menagerie gehalten wurde. Diese beiden Individuen lebten in bestem Einverständnis mit den Hunden und allen andern Thieren des Hofes; sie kehrten selbst in ihren Stall zurück, liefen auf den Ruf herbei, und schienen sich gerne streicheln zu lassen. Dabei aber wollten sie frey seyn; sie suchten zu entweichen, wenn man sie mit Gewalt eintreiben wollte, und selbst zuweilen zu beißen; sie verwundeten ein junges Wildschwein, das man zu ihnen gestellt hatte. Diese Thiere liebten die Wärme;

21) Leriüs, Marcgrave, Piso, Prinz von Neuwied.  
ger. 23) Rochefort. 24) Prinz Maxm. S. 563.

22) Azara, Kengger

Kälte konnten sie nicht vertragen und magerten dabei ab. Sie wurden mit Brod und Früchten gefüttert, fraßen aber überhaupt Alles, wie das gemeine Schwein. Wenn man sie erschreckte, stießen sie ein durchdringendes Geschrei aus, und ihr Behagen gaben sie durch ein schwaches Grunzen zu erkennen; gewöhnlich waren sie still. Das Weibchen, das schwächlich war, lebte nur kurze Zeit <sup>25)</sup>).

## 7.

Das weißkieferige Nabelschwein. *Sus albirostris.*

Tab. CCCXXV. B.

*Sus maxilla inferiori albida, vitta collari nulla.*

Tagnicati. AZAR. hist. nat. de Parag. I. p. 25.

*Dicotyles labiatus.* CUV. règn. anim. I. p. 238. — éd. 2. p. 245. — Uebers. v. Voigt. I. p. 279.

— — FR. CUV. Dict. des sc. nat. IX. p. 519.

— — FR. CUV. et GEOFFR. mammif. livr. 27.

— — DESMAR. Mammalog. p. 394.

— — DESMOUL. Dict. class. d'hist. nat. IV. p. 273.

— *albirostris.* ILLIG. Lichtenst. Verz. der Doubletten. 1823.

— *labiatus.* Prinz v. Neuw. Abbild. z. Naturgesch. Brasill. — Beiträge II. S. 564.

— — GRIFFITH animal Kingdom. III. p. 413 mit Fig. — V. 741. 2.

— — FISCHER syn. mammal. p. 420.

— — Nengger Naturgesch. v. Parag. S. 322.

Tagnicati bei den Guaranis.

Porco de queixada branca oder Porco do mato verdeiro bei den Portugiesen an der Ostküste von Brasilien.

Kuräck bei den Botofuden.

Ka-hiä bei den Camacaus.

Azara

25) Fr. Cuv. Dict. des sc. nat. IX. p. 519. — Dessen und Geoffr. mammif. livr. 5.



Azara ist der erste Schriftsteller, welcher den Tagnicati von dem eben beschriebenen geringelten Nabelschwein unterschieden, und seine Selbstständigkeit als Art nachgewiesen hat. Wie bei dem Tanytetu, so hat der spanische Naturforscher zugleich auch bei dieser Spezies die Lebensgeschichte genau geschildert, und Prinz Maximilian, der diese Thiere in Brasilien, so wie Kengger, welcher sie in demselben Lande als Azara beobachtet hat, haben schätzbare Beiträge zur Naturgeschichte derselben geliefert.

Der Name Tagnicati, mit welchem die Guaranis in Paraguay dieses Thier bezeichnen, bedeutet weißer Kiefer; ein Merkmal, welches allerdings am Auffallendsten diese Art von der vorigen unterscheidet, und Veranlassung gegeben hat, daß sie von Illiger als albirostris und von Cuvier als labiatus bezeichnet worden ist. Beide Benennungen sind jedoch nicht vollkommen passend, da nicht dem Rüssel und den Lippen, sondern dem Unterkiefer die weiße Farbe zukommt; man könnte diese Art also besser als *Sus mandibularis* oder als *Sus albimaxillaris* in das System eintragen.

In seiner Gestalt kommt das weißlippige Nabelschwein mit dem vorigen überein, doch ist es etwas größer, der Kopf ist stumpfer, der Rücken der Nase ist eben, oder selbst etwas vertieft, und die Beine sind robuster; letztere sind etwas höher und schlanker, als am europäischen Wildschweine.

Der Körper ist allenthalben und ziemlich dichte mit steifen, harten, etwas platt gedrückten Borsten besetzt, welche hinterwärts gerichtet sind. Am kürzesten sind sie am Kopfe und den Füßen, viel länger an den Seiten, und am längsten auf dem Hinterhaupte und auf dem Rücken, wo sie an 4 Zoll lang werden, und eine Art von Mähne bilden, die sich auf dem Kopfe und Nacken fast senkrecht aufrichtet. Unterleib und Innenseite der Füße sind gleichfalls behaart, doch sind letztere mit viel feineren und dünnern Haaren besetzt, als die übrigen Theile. Nackte Stellen sind das Ende des Rüssels, die untere Seite des nur als Rudiment vorhandenen Schwanzes, und ein kleiner Flecken an der äußeren Seite des Metatarsus.

Die Farbe ist im Allgemeinen braunschwarz und fahlgelb gefleckt, indem jedes einzelne Haar bräunlichschwarz und mit einem fahlgelben Ringe bezeichnet ist. Am Exemplare der hiesigen Sammlung nehmen die gelben Ringe an den Seiten des Kopfes und des Leibes gewöhnlich die

Spitze ein, während sie auf dem Rücken mehr an der Wurzel sich finden, und deshalb verdeckt werden, wodurch die Mähne fast ganz braunschwarz erscheint. Je älter übrigens das Thier wird, desto mehr verlieren sich bei ihm die gelben Ringe, und desto dunkler erscheinen seine Haare<sup>1)</sup>. Der Unterkiefer ist von der Lippen spitze bis an das hintere letzte Drittel, so wie eine kleine Stelle an der vorderen Seite des Rüssels weiß. Die nackten Theile, sowie die Klauen, sind bräunlichschwarz.

Die jungen Thiere haben in den ersten Monaten eine sehr abweichende Zeichnung von der der alten. Kengger<sup>2)</sup> beschreibt einen Säugling von 3 Wochen: die Haare desselben zeigen abwechselnde braune und gelbrothe Ringe; Stirn und Backen sind ganz gelblichroth; auf dem Rückgrathe ist die Farbe etwas dunkler als an den Seiten; Bauch und Füße sind röthlichgelb und die Klauen röthlichgrau; von dem weißen Fleck am Unterkiefer ist noch keine Spur vorhanden. Mit zunehmendem Alter verlieren sich allmählig die hellen Farben und nach Verfluß eines Jahres ist das Thier auf die vorhin beschriebene Weise bekleidet<sup>3)</sup>.

Ueber dem ersten Lendenwirbel ungefähr ist die, einige Linien im Durchmesser haltende Mündung des Ausführungsganges der Drüse, welche unmittelbar unter der Haut liegt und so groß als ein Taubenei ist. Die braune, honigartige Flüssigkeit, welche sie absondert, ist zuweilen geruchlos, zuweilen aber giebt sie einen der Ausdünstung der Neger ähnlichen Gestank von sich<sup>4)</sup>.

An Größe übertrifft diese Art die vorige um 5 bis 6". Nachstehende Dimensionen sind von Azara entlehnt, welche derselbe wahrscheinlich von einem frischen Thiere genommen hat, und daher zuverlässiger seyn werden, als die, welche ich an unserm ausgestopften Exemplar hätte abnehmen können.

Länge, ohne die Schwanzhaare, welche 3" betragen	3' 4½"
— des platten Schwanzes	0 1⅔

---

1) Kengger S. 322.      2) Seite 323.      3) Vergl. auch Azara S. 28 und Prinz Maximil. S. 567.      4) Kengger S. 324. — Azara nennt (S. 32) diese Flüssigkeit „geruchlos.“ Prinz Maxim. sagt (S. 565): „Auf dem Hinterrücken trägt das Thier seine Drüsöffnung, aus welcher eine riechende Feuchtigkeit ausschwißt, die mir aber öfters geruchlos erschienen hat.“

Breite desselben an seiner Wurzel.	0' 1 $\frac{1}{4}$ "
Vorderer Umfang	2 0
Hinterer Umfang	1 10
Vordere Höhe	1 11
Hintere Höhe	2 0
Länge des Ohres	0 3
Von der Schnauzenspitze bis zur Basis des Ohres	0 11

Das weißkieserige Nabelschwein, zumal wenn es erwachsen ist, bietet durch eine robustere Gestalt, durch etwas beträchtlichere Größe, durch den weißen Unterkiefer und gewöhnlich auch noch durch Mangel an Geruch bei der aus der Rückendrüse kommenden Flüssigkeit, genug spezifische Unterscheidungsmerkmale von dem geringelten Bisamschweine dar. Außerdem zeigen die Schädel beider Thiere manche Verschiedenheiten, auf welche zuerst Kengger aufmerksam machte. Beim geringelten Nabelschwein nämlich sind die Nasenbeine der Länge nach schwach, der Quere nach stark gebogen und ihre Spitze ist kurz; beim weißlippigen dagegen sind sie fast eben, in der Nähe der Nasenwurzel etwas concav und laufen in eine lange und schmale Spitze aus; beim ersteren ist der Oberkiefer schmaler, das Zochbein dagegen hervorragender als bei diesem; beim geringelten ist das foramen infraorbitale kreisförmig und eine tiefe Furche des Oberkiefers erstreckt sich von ihm bis zur Wurzel des Eckzahns; bei dem weißlippigen bildet es bloß eine vertikale, halbmondförmige Spalte und die Furche mangelt gänzlich; bei jenem hat die crista parietalis eine absolut größere Länge als bei diesem; endlich ist bei ersterem der untere Rand des Unterkiefers dünn, bei dem letzteren dick<sup>5)</sup>.

Der Magen des Tagnicati ist häutig, und seine Höhle wird der Quere nach durch zwei runzelige, ringförmige Falten der innern Haut, von denen sich die eine gleich links der Cardia, die andere zwischen dieser und dem Pylorus vorfindet, in 3 Fächer getheilt. Die Oeffnungen, durch welche diese miteinander in Verbindung stehen, haben einen Durchmesser von ungefähr 2 Zoll. Das mittlere Fach, in welches sich die Speiseröhre ausmündet, ist das kleinste, und das rechte und linke Fach sind beinahe gleich

5) Kengger S 329.

groß. Dieses letztere wird durch den blinden Sack gebildet, welcher auf seiner obern und untern Fläche einen kegelförmigen, hohlen Anhang hat. Der Blinddarm ist ziemlich lang und spiralförmig gewunden<sup>6)</sup>.

Die Verbreitung des weißkieferigen Nabelschweins geht wohl, wie die des geringelten, fast durch ganz Südamerika hindurch, obschon man bei den älteren Naturforschern, vor Azara, keine Angaben hierüber findet, da sie beide Arten mit einander vermengten und gewöhnlich bloß die erst beschriebene im Auge hatten. Mit Bestimmtheit wissen wir nur, daß der Tagnicati in Paraguay und Brasilien die gemeinste und zahlreichste Art ausmacht; auch scheint er nach des Prinzen von Neuwied's Vermuthung im nördlichen Theile von Südamerika seltener gefunden zu werden, als in den genannten südlichen Ländern. „Dort, wo der Mensch,“ sagt Prinz Maximilian<sup>7)</sup> in Bezug auf Brasilien, „die Ruhe der großen Wäldungen selten unterbricht, findet man diese Thiere in Gesellschaften (Rudeln) von 50, 60 und darüber, auch haben wir an einem Tage 14 und mehr dergleichen Heerden angetroffen, woraus man auf die Menge dieser Thiere schließen kann; daß einige Reisende hingegen von Rudeln dieser Schweine von 1000 Stück reden, ist wohl eine etwas starke Uebertreibung. Sie sind auf diese Art über den größten Theil von Südamerika verbreitet, denn in Guiana leben höchst wahrscheinlich beide hier aufgeführte Arten.“ — In Paraguay findet sich der Tagnicati gleichfalls in allen walddreichen Gegenden, und kommt in Truppen von 10 bis 100 Individuen zum Vorschein<sup>8)</sup>.

Nach Azara's Angabe, die er übrigens bloß von den Eingebornen erhalten hat, sollen die weißkieferigen Nabelschweine einen Anführer haben. Diese Nachricht ist jedoch nicht begründet, und Kengger versichert, daß man im Gegentheil bald diese bald jene erwachsenen Männchen oder Weibchen an ihrer Spitze sehe. Die Rudel haben keinen bestimmten Aufenthaltsort, und unternehmen zuweilen sogar Wanderungen von 20 bis 60 Stunden. Kengger verfolgte zu Pferde in den Wäldern, wo das Paraguaykraut gewonnen wird, drei Tage lang die Spuren eines solchen Trupps, immer in der nämlichen Richtung. Auf dergleichen Zügen hält

6) Kengger S. 324.

7) S. 569.

8) Azara S. 23 und Kengger S. 325.

sie weder das offene Feld, welches sie sonst nur selten besuchen, noch das Wasser auf; kommen sie an ein Feld, so durchschneiden sie dasselbe im vollen Laufe, stoßen sie auf einen Fluß, so durchschwimmen sie ihn. Auf diese Art sah sie der letztgenannte Naturforscher über den Paraguaystrom sehen, an Stellen, wo er mehr als eine halbe Stunde breit ist. Ihre Annäherung verkündigen sie durch ein eignes Geräusch, welches vom Zusammenschlagen der Zähne herrührt<sup>9)</sup>.

Die Tagnicatis gehen bald bei Tage, bald bei Nacht aus, um Futter zu suchen; während den Mittagsstunden indes pflegen sie gewöhnlich im Schatten auszuruhen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in abgefallenen Früchten und in Wurzeln, welche letztere sie mit ihrem Rüssel aus der Erde hervorwühlen. In bewohnten Gegenden verursachen sie oft ansehnlichen Schaden, indem sie in die mit Mais, Pataten, Melonen und Zuckerrohr bepflanzten Felder einbrechen. Ueberdies sollen sie auch Schlangen, Eidechsen, nackte Schnecken und Würmer fressen, von denen Kengger jedoch niemals Ueberreste in ihrem Magen gefunden hat<sup>10)</sup>.

Das Weibchen wirft 2 Junge, welche nach wenigen Tagen der Mutter folgen; ob aber dasselbe nur einmal, oder wie die Eingebornen häufig versicherten, zweimal im Jahre werfe, konnte Kengger nicht ausmitteln. So viel ist indessen gewiß, daß die Jungen nicht alle zu gleicher Zeit auf die Welt kommen, da genannter Beobachter von Anfang März bis Mitte Augusts Säuglinge unter den Rudeln antraf<sup>11)</sup>.

Der junge Tagnicati läßt sich eben so leicht zähmen, als die vorige Art, und wird vollkommen zum Hausthier. „Sein Hang zur Freiheit verschwindet gänzlich, und an dessen Stelle tritt die größte Anhänglichkeit an seinen neuen Wohnort und an die ihn umgebenden Thiere und Menschen. Er entfernt sich, wenn er allein ist, weder weit noch lange von der Wohnung; mit den übrigen Hausthieren verträgt er sich gut und spielt zuweilen mit ihnen; besonders aber ist er den Menschen zugethan, unter denen er lebt. Er weilt häufig und gern in ihrer Nähe, sucht sie auf, wenn er sie einige Zeit lang nicht gesehen hat, drückt bei dem Wiedersehen seine Freude durch Entgegenspringen und durch Grunzen aus, gehorcht

---

9) 10 und 11) S. 325.

ihrem Rufe, so wie er ihre Stimme hört, und begleitet sie tagelang im Felde und im Walde. Fremde Personen, welche sich der Wohnung seines Herrn nähern, kündigt er durch Grunzen und Sträuben seiner Haare an; auf fremde Hunde, wenn sie nicht zu groß sind, geht er sogleich los, greift sie an und verfest ihnen zuweilen mit den Eckzähnen tüchtige Wunden, welche er aber nicht, nach Art des Ebers, durch Stoßen, sondern durch eigentliches Beißen seinem Feinde beibringt. Sein Gang, sein Lauf und seine Geberden sind denen unseres Wildschweins sehr ähnlich. Hingegen zeigt er weder die Gefräßigkeit noch die Unreinlichkeit desselben, frist nie mehr, als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen, und sucht bloß in der höchsten Hitze und dann nur beim Mangel von reinem Wasser eine Pfütze auf, um sich darin herumzuwälzen. Er bringt auch im häuslichen Zustand nur einen kleinen Theil der Nacht schlafend zu, ruht aber immer während den Mittagsstunden aus<sup>12)</sup>.

Prinz Maximilian bemerkt gleichfalls, daß diese Schweine sich recht leicht zähmen lassen, und führt an, daß die Wilden, wenn sie mit anderen Völkern im Kriege sind, die Tagnicatis zu ihrer Sicherheit in der Nähe der Hütten anbinden, indem diese Thiere gewaltig schnauben und toben sollen, wenn sie etwas Fremdartiges bemerken<sup>13)</sup>. Auch Azara berichtet, daß diese Art sowohl als die vorhergehende in sehr kurzer Zeit und fast ohne Mühe zu einem vollkommenen Hausthiere gemacht werden könne<sup>14)</sup>.

Das Fleisch dieses Nabelschweines wird allgemein von der ärmeren Volksklasse gegessen, das Fell wird in Paraguay bloß zu Säcken und Riemen benützt. Der Geschmack des Fleisches ist angenehm, aber von dem des Schweinefleisches ganz verschieden; auch findet sich hier, statt des Speckes, nur eine dünne Lage von Fett, welches im Geschmack mit dem Kalbsfett so ziemlich übereinkommt. Ist das Nabelschwein vor seinem Tode lange gehegt worden, so nimmt das Fleisch zuweilen von der Rückendrüse etwas den Geruch, wenn diese nicht bald ausgeschnitten wird, an; sonst aber kann man das erlegte Thier in seiner Haut erkalten lassen, ohne daß das Fleisch einen üblen Geschmack bekommt<sup>15)</sup>.

Sowohl des Nutzens, als des Schadens wegen, den der Tagnicati

---

12) Kengger S. 326.

13) S. 571.

14) S. 18.

15) Kengger S. 327.

bringt, wird ihm überall nachgestellt. Unter allen Thieren der brasilianischen Urwälder, sagt Prinz Maximilian, sind nach den Affen die wilden Schweine diejenigen, welche von den Wilden am meisten gejagt werden. Sie ziehen ihnen förmlich nach, und Viele vereinigen sich oft zu einer solchen Jagd.

Nach der allgemeinen Sage in Paraguay soll die Jagd auf diese Thiere nicht ganz gefahrlos seyn, indem sie sich bei dem Angriff vereinigen und ihren Feind, sey es nun ein Mensch, ein Hund oder ein Jaguar, umringen und ihn zerreißen, wenn er nicht auf einen Baum klettert, oder das Glück hat den Anführer zu tödten, in welchem Falle alle entfliehen<sup>16)</sup>. Obschon Azara diese Angabe für übertrieben erklärt, so hielt er sie doch selbst in so weit für wahr, daß er, wenn er allein zu Fuß und ohne Hunde war, es nicht wagte auf *Tagnicatis* zu schießen. Es ist jedoch, nach den Beobachtungen der mehrmals genannten neueren Reisenden, lange nicht so gefährlich, Truppen von diesen Thieren anzugreifen, als es dem spanischen Naturforscher berichtet worden ist. Prinz Maximilian erzählt, daß seine Jäger ihre mit Schrot geladenen Doppelflinten häufig auf diese Thiere abschossen, von einer Gesellschaft oft 4, 5 und mehr Thiere erlegten, ohne daß sie sich zu widersehen wagten.

---

16) Alle älteren Schriftsteller, wie Oviedo, Acosta, Joh. de Laet u. s. w., schildern das Thier als äußerst grimmig und die Jagd auf dasselbe als höchst gefährlich.

---

## Zusätze und Verbesserungen.

- Zu Seite 16. Da der Verf. im Verlaufe seiner Arbeit es für zweckmäßig gefunden hat, die Litteratur bei allen übrigen Hufthieren in größerer Vollständigkeit aufzuführen, als er es anfangs bei dem Pferde gethan hatte, so will er, der Gleichförmigkeit wegen, aus der übergroßen, und nicht immer sonderlich viel Neues enthaltenden Menge von Schriften, welche dem vorzüglichsten aller Hausthiere gewidmet sind, mehrere noch nachtragen:
- Brosch'es Handb. der Hippotomie. Wien 1811 bis 1814. gr. 8.
- Schwab's Anatom. Abbild. des Pferdekörpers. München 1813. qu. Fol.
- Bourgelat *Traité de la conformation extérieure du cheval.* 7<sup>o</sup> éd. par Huzard. Paris 1818. 8.
- Walther, das Pferd. Gießen 1819. 8.
- Havemann, das Innere des Pferdes, in seinen Knochen und Muskeln bildlich dargestellt. Wien 1820. 8.
- Erdelyi, Grundlinien der Knochen-, Muskel- u. u. Lehre des Pferdes. Wien 1820 bis 29. 8. 4 Bde.
- Dieterich's Anleit. das Alter der Pferde nach dem natürl. Zahnwechsel u. u. zu erkennen. Berl. 1822 bis 24. gr. 8. mit 12 Kpf.
- Neergard's Naturbeschr. der Zähne des Pferdes, nebst Anl. das Alter des Pferdes zu bestimmen. Kopenh. 1823. 4. m. K.
- Gérard *Mém. sur les moyens de reconnoître l'âge du cheval.* Paris 1824. 8.
- Brunot *Etudes anat. du Cheval.* Paris 1825. Fol. — Uebers. Carlsh. 1831 bis 1833. Fol.
- Tenneker's Lehrb. der speciellen Pferdekennntniß. Marb. 1825. gr. 8.
- Naturlehre des Pferdes u. u. München 1827. 8.
- Lawrence *the Horse in all his varieties and uses.* Loud. 1829. 8.
- Portraits des chevaux les plus célèbr. aux haras R. Suédois à Strömsholm.* Dess. et lith. par Kiörbe. Cah. I. 1829 in Fol.
- Erdelyi, Beitr. zur Beurtheilung der äußern Umrisse oder des sogen. Extérieur beim Pferde. Wien 1831. 4.



**Percivall** the Anatomy of the Horse, embrac. the sruct. of the foot etc. etc. Lond. 1832. 8.

**Gurlt's** Anatomie des Pferdes. Berl. 1832 bis 1833. gr. Fol.

**Gerber et Vollmar** Icones anatom. Equi. Bern 1833. Fol.

**Hering's** Vorlesungen für Pferdeliebhaber. Stuttg. 1834. 8. m. Abb.

**Ammon's** Pferdezücht der Araber. Nbg. 1834.

Viele andere, die hier nicht erwähnt sind, findet man aufgeführt in dem sehr empfehlenswerthen „Almanach für wissenschaftlich gebildete Thierärzte, auf das Jahr 1835, von Prof. Dr. Plank. München 1834.“

Seite 25. Zeile 16 v. o. statt Wohlplatz lies Wohnplatz.

Zu Seite 54. Eine sehr lesenswerthe und ausführliche Abhandlung über die arabischen Pferde hat **Burckhardt** in seinen Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby. Weim. 1831. S. 165 und 343 mitgetheilt. Auch er bestätigt die Armuth Arabiens an Pferden, und ob schon er ihre Zahl höher als **Seetzen** angiebt, so schlägt er doch die Totalsumme dieser Thiere in ganz Arabien, wie es vom Euphrat und Syrien begrenzt wird, nicht über 50,000 an. Am reichsten an Pferden sind die Stämme, welche in den Ebenen von Mesopotamien, an den Ufern des Euphrats und in den syrischen Ebenen wohnen; dagegen findet man in dem großen Landstriche von Akaba oder der nördlichen Spitze des rothen Meeres an, bis an die Meeresküsten bei Hadramaut nur ohngefähr 5 bis 6000 Stück. Die schönste Rasse arabischer Vollblutpferde kommt in Syrien, und zwar in der Landschaft Hauran vor, wo man die Pferde in den Lagern der Araber, welche man im Frühlinge in dieser Ebene findet, sich selbst auswählen kann. **Burckhardt** ist der Meinung, daß sehr wenig ächte arabische Pferde von der besten Rasse, und noch viel weniger ein einziges von der allerbesten, je nach England gekommen sind, obgleich viele Pferde aus Syrien, Egypten und der Barbarei unter dem Namen arabischer eingeführt worden seyn mögen.

Seite 179 Zeile 17 v. o. st. die Skelete lies das Skelett.

— — — 18 — zeigen — zeigt.

— 181 — 7 — ruhiger — rühriger.

Zu Seite 197. **Meyen** (Reise um die Erde. Berl. 1834. I S. 417) hat während seines Aufenthalts in Chili über die Fruchtbarkeit der Mauis-  
Abthlg. VII.

thiere ebenfalls eine Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt. „Wir sahen an diesem Orte,“ sagt er bei Erzählung eines Besuchs in der Nähe des Hafens von Copiapo, „zwei trüchtige Maulthiere, und man sagte uns, daß dieß hier gar kein seltener Fall wäre. In Brasilien soll es nach Herrn v. Eschwege (Brasilien 1830. I. S. 20) an einigen Orten sehr häufig seyn, daß die Maulthiere alle Jahre gebären, und die Stuten derselben wieder von Neuem gebären.“

Seite 205 Zeile 5 v. o. l. Ostküste statt Westküste.

— — — 7 — Westküste — Ostküste.

— 221 — 4 v. u. l. Linné — Ersterer.

Zu Seite 243, aus dem **Asiatic Journal and Monthly Register for British and foreign India. July 1834. p. 182.** Fairholm, der genauere Aufschlüsse über die vom Bischof Heber berichtete Thatsache, daß er zu Bareilly in der Nähe des Himalayas einen Elephanten, fast so zottig wie einen Pudel, gesehen hätte, zu haben wünschte, wandte sich deshalb in einem Schreiben von England aus an Boulderson, der den Bischof auf seiner damaligen Reise begleitet hatte und sich noch in Ostindien aufhielt. Die Vergewisserung dieser Thatsache war für Fairholm um so erwünschter, da er, unbekannt mit der von uns auf S. 226 angeführten Beobachtung von Camper, in dem Irrthum stand, als ob alle Schriftsteller den Elephanten als ganz nackthäutig beschrieben hätten, so daß er nicht wenig verwundert war von einem lebenden Individuum der Art reden zu hören, welches in Fülle der Behaarung mit dem sibirischen Mammuth, das in Eis eingefroren aufgefunden worden ist, übereinstimmend wäre.

Ehe jedoch noch die Antwort aus Ostindien einlief, konnte sich Fairholm in London selbst an vier lebenden Elephanten von der Richtigkeit der von Heber angeführten Thatsache überzeugen. Die zoologische Gesellschaft daselbst unterhält nämlich im Regent's-Parck zwei lebende Individuen dieser Art, von denen das eine, aus Mysore gebürtig, ein prächtiges und beträchtlich an Größe zunehmendes Thier ist; das andere ist aus Ceylon, und nicht größer als ein kleiner hochländischer Schs. Diese beiden Thiere waren über und über mit Haaren bedeckt, und bei dem Kleinern war diese Bedeckung fast so grob, als wie bei dem gemeinen Schweine.

An die Stelle dieses zweiten Exemplars kam ein anderes, welches auch klein, aber viel weniger zottig war. In diesen beiden Fällen hatten die Wärter eine Zunahme der Haarbedeckung, seitdem sich die Thiere in England befanden, wahrgenommen. Die Haare der lebenden Elephanten zeigten sich denen des Mammuths vollkommen ähnlich, doch waren sie bei diesem viel reichlicher, und die wollige Bedeckung an den Wurzeln ist bei den erstern nicht entwickelt.

Diese Angaben erhielten weitere Bestätigung durch die Antwort von Boulderson, aus der folgender Auszug mitgetheilt wird: „Nach meiner eignen Erinnerung des Kleinen, vom Bischof Heber beschriebenen Elephanten, war derselbe das behaarteste Thier dieser Gattung, das ich jemals gesehen habe, doch war es von keiner besondern Art, wenn nicht der hellbraune oder sandfarbene Elephant von Hindustan von einer besondern Rasse ist, was ich nicht in Acht genommen habe. Ich habe in verschiedenen Theilen Indiens mehrmals Exemplare von der nämlichen Sorte gesehen, und unter einer Heerde dieser Thiere waren einige, gemeiniglich Weibchen, von einer hellern Farbe als die andern, und beharter. Diese Varietät, wenn sie jung und frisch eingefangen ist, hat sehr lange Haare im Vergleich zu dem schwarzen Elephanten; alle frisch eingefangenen indeß haben eine Bedeckung von Haaren, welche gewöhnlich verloren geht, sobald sie zum Dienst verwendet werden, wozu besonders der Umstand beiträgt, daß sie von ihren Treibern mit einem gläsernen Ziegelstein im Wasser völlig abgerieben werden. Das Mißverständniß, als ob es in Indien eine besondere Rasse von behaarten Elephanten gäbe, mag durch die Art und Weise veranlaßt worden seyn, in welcher der Bischof den ersten Eindruck, welchen ein junges Thier mit seiner natürlichen Bedeckung auf ihn machte schilderte. Es war allerdings besonders reichlich behaart, indeß habe ich manche junge Thiere gesehen, welche frisch eingefangen mit ähnlichen, nur nicht so langen Haaren bedeckt waren. Niemals sah ich aber einen ausgewachsenen Elephanten so dick behaart. In seinem wilden Zustande ist das Haar des Elephanten im Vergleich mit dem zahmen lang; obschon ich indeß Hunderte derselben gesehen habe und unter die Heerde gerathen bin, so habe ich doch nie einen wahrgenommen, welcher einer besondern Klasse

angehört hätte: einige waren behaarter als andere, einige waren von einer rothbraunen Farbe, einige schwarz.“

Es ist demnach jetzt durch viele Belege die Thatsache, deren Verken-  
nung zu irrigen Folgerungen Anlaß gegeben hat, festgestellt, daß der Ele-  
phant in seinem wilden Zustande mit Haaren bedeckt ist, welche in der Ju-  
gend länger als im Alter sind. Auch scheint es, nach dem einen von  
Heber bei Bareilly beobachteten Falle, daß mit der Erhöhung des Bo-  
dens, so wie überhaupt mit der Abnahme der Temperatur, die Bedeckung  
vollständiger werde, so daß die reichliche Behaarung des sibirischen Mam-  
muths in Folge größerer Kälte nichts Auffallendes und Auszeichnendes  
darböte. Da Bareilly nur 1000 bis 1200 Fuß über dem Meere liegt, so  
wäre es wichtig zu wissen, von welcher Beschaffenheit die Haut derjeni-  
gen Elephanten ist, welche sich im wilden Zustande auf Ceylon in einer  
Höhe von mehr als 6000 Fuß über dem Meere zahlreich aufhalten<sup>1)</sup>.

Es ist bei dieser Gelegenheit auch an die Nashorn-Arten zu erinnern,  
bei welchen gleichfalls dünnstehende kurze Haare gefunden werden, und es  
ist demnach nicht zu bezweifeln, daß diese in kältern Gegenden ebenso zur  
reichlicheren Entwicklung gelangen können, wie man denn an dem in Sibi-  
rien entdeckten urweltlichen Nashorn solche Beispiele in der That hat.

Zu Seite 338. Daß dem afrikanischen Nashorne die Schneidezähne  
wenigstens nicht in der Jugend abgehen, ersehe ich aus dem trefflichen  
Werke, betitelt: **van der Hoeven, Handboek der Dierkunde II. 2. (1833)**. Es heißt daselbst auf S. 596: Brolik hat zuerst nachge-  
wiesen, daß auch bei der afrikanischen Art vier kleine Schneidezähne in  
dem Unterkiefer gefunden werden, die jedoch später ausfallen. (**Bigdr. tot  
de natuurk. Wetensch. V. bl. 377**).

Zu Seite 400. Der Name *T. villosus* ist zuerst von Wagler  
(**Syst. der Amphib. S. 17**) gebraucht.

Zu Seite 401. Die Abhandlung, in welcher Major Farquhar seine  
wichtige Entdeckung des zweifarbigen Tapirs bekannt machte, findet sich  
in den zu Calcutta erscheinenden **Asiatic Researches, or Transactions  
of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History**

---

1) Asiatic Journ. XIII. p. 172.

and Antiquities, the Arts, Sciences and Literature of Asia. Vol. XIII. (Jahrg. 1820) p. XI. Sie ist bereits am 29. Januar 1816 eingeschickt, aber erst 1820 im Druck ausgegeben worden; beigefügt ist ihr eine, freilich etwas steife, sonst aber kenntliche, Abbildung des ganzen Thieres, so wie des Schädels. Die Beschreibung ist ausführlich und genau, nur hat Farquhar die äußern Schneidezähne des Oberkiefers irrig für ein Paar Eckzähne angesehen.

Dieser Abhandlung sind von dem Sekretär gedachter Societät einige Bemerkungen von dem französischen Reisenden Diard, so wie von Siddons, dem brittischen Residenten zu Benkulen auf Sumatra, beigefügt. Diard weist aus der Besichtigung des in der Sammlung erwähnter Gesellschaft deponirten Schädels nach, daß nach ihrer Stellung im Zwischenkiefer nicht vier, sondern sechs Schneidezähne im Oberkiefer zu finden sind; übrigens denkt natürlich der französische Reisende selbst nicht daran, sich die Entdeckung des orientalischen Tapirs zuzuschreiben, wie es seine Landsleute von ihm ausgesagt haben, sondern er nennt den brittischen Major einen „excellent naturalist, who has enriched zoology with so important a discovery.“

Noch in demselben Jahre, in welchem Farquhar seine Entdeckung der Asiatic Society anzeigte, nämlich unter dem 6. Dezember 1816, sandte Siddons einen auf Sumatra eingefangenen lebenden Tapir dieser Art an die Gesellschaft ein, welcher in der Menagerie zu Barackpore aufbewahrt wurde. Bei seiner Gefangennehmung war er ganz jung, indem er noch das gefleckte Jugendkleid trug und beträchtlich an Größe zunahm.

---

## V e r z e i c h n i ß

der zum sechsten Theile gehörigen Kupfertafeln.

---

a) Zur sechsten Abtheilung gehören:

- Tab. CCCIX. Equus Caballus LINN. α) ferus.  
*S. G. Gmelin's Reise durch Rußland I. t. 9.*
- CCCX. Equus Caballus LINN. β) domesticus.  
*Originalzeichnung.*
- CCCXI. Equus Hemionus PALL.  
*PALLAS nov. comment. Petrop. XIX. t. 7.*
- CCCXII. Equus Asinus LINN. α) Onager.  
*PALLAS act. acad. Petrop. pro 1777. 2. t. 11.*
- CCCXIII. Equus Asinus LINN. β) domesticus.  
*BUFF. IV. t. 17.*
- CCCXIV. Equus Mulus.  
*BUFF. suppl. III. t. 1.*
- CCCXV. Equus Hinnus.  
*BUFF. suppl. III. t. 2.*
- CCCXVI. Equus Zebra LINN.  
*BUFF. XII. t. 1.*
- CCCXVI. A. Equus hybridus ex Asino et Zebra.  
*Originalzeichnung.*
- CCCXVII. Equus Quagga GMEL. α) juv.  
*BUFF. suppl. VI. t. 7.*
- CCCXVII. A. Equus Quagga β) fem. adult.  
*\*Originalzeichnung.*

- Tab. CCCXVII. B. *Equus festivus* WAGN.  
FR. CUV. et GEOFFR. Mammif. 55° livr.
- b) Zur siebenten Abtheilung gehören:
- CCCVIII. Schädel vom Flußpferd.
  - CCCXVII. C. Schädel und Zähne vom Elephanten.  
\*Originalzeichnung und Kopie.
  - CCCXVII. CC. *Elephas Indicus* LINN.  
\*Originalzeichnung.
  - CCCXVII. D. *Elephas Africanus* BLUMENB.  
FR. CUV. et GEOFFR. Mammif. 51 et 52° livr.
  - CCCXVII. DD. *Rhinoceros unicornis* LINN. s. *Indicus* CUV.  
\*Originalzeichnung.
  - CCCXVII. E. *Rhinoceros Javanus* CUV.  
HORSFIELD zoolog. Research. in Java.
  - CCCXVII. F. *Rhinoceros cucullatus* WAGN.  
\*Originalzeichnung.
  - CCCXVII. G. *Rhinoceros Sumatranus* CUV.  
FR. CUV. et GEOFFR. Mammif. 47° livr.
  - CCCXVII. H. Schädel und Backenzähne vom Nashorn.  
Ersterer Kopie nach CUV. recherch. II. 1. t. 4; letztere eigne  
Zeichnung.
  - CCCXVIII. *Hippopotamus amphibius* LINN.  
BUFF. suppl. VI. t. 4.
  - CCCXIX.. *Tapirus Suillus* BLUMENB. s. *Americanus* SCHREB.  
BUFF. suppl VI. t. 1.
  - CCCXIX. A. *Tapirus bicolor* nob. s. *Tapirus Indicus* CUV.  
GRIFFITH anim. Kingdom. Vol. III.
  - CCCXIX. B. *Tapirus villosus* WAGL.  
Ann. des sc. nat. XVIII. t. 1 — 3.
  - CCCXX. *Sus Scrofa* LINN. α) *Aper*.  
Nach Mellin.
  - CCCXXI. *Sus Scrofa* LINN. β) *domesticus*.  
BUFF. V. t. 12.
  - CCCXXII. *Sus Scrofa* LINN. γ) *fasciatus*.  
Originalzeichnung.

- Tab. CCCXXIII. *Sus Scrofa* LINN. ♂) *hispidus*.  
 — CCCXXIV. *Sus Scrofa* LINN. γ) *siamensis* BUFF.  
     BUFF. V. t. 11.  
 — CCCXXIV. A. *Sus Papuensis* LESS.  
     DUPERREY voy. Zoolog. I. t. 8.  
 — CCCXXV. *Sus torquatus* AUCT. s. *Sus Tajassu* LINN.  
     BUFF. X. t. 3.  
 — CCCXXV. A. *Sus torquatus* CUV. s. *Sus Tajassu* LINN.  
     Originalzeichnung von Prof. Goldfuß besorgt.  
 — CCCXXV. B. *Sus labiatus* CUV.  
     Originalzeichnung von Prof. Goldfuß besorgt.  
 — CCCXXV. B. *Sus labiatus* CUV. s. *albirostris* Ill.  
     \*Originalzeichnung als Verbesserung der vorigen.  
 — CCCXXVI. *Sus Aethiopicus* PALL.  
     \*Originalzeichnung.  
 — CCCXXVI. A. *Sus Aeliani* CRETZSCHM.  
     Originalzeichnung.  
 — CCCXXVII. *Sus Africanus* SCHREB.  
     Originalzeichnung.  
 — CCCXXVIII. *Sus Babirussa* LINN.  
     BUFF. suppl. III. t. 12.

Bemerkung. Die mit \* bezeichneten Originalzeichnungen sind unter Leitung des Verfassers von diesem Theile verfertigt.

---









